THE UNIVERSITY
OF ILLINOIS
LIBRARY

572.05
PO
v. 16

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung

auf biologischer Grundlage.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Herausgeber:

Dr. Schmidt-Gibichenfels.

Sechzehnter Jahrgang 1917/18.

Politisch-Anthropologischer Verlag Berlin-Steglitz.

Inhalt

des sechzehnten Jahrganges.

Aufsätze.

Brockhusen, Eberhard v., Grundbesitz und Zukunft unseres Volkes. 207.

Collischonn, G. A. O., Der Krieg und der deutsche Geist. 150. — Der biologische Sinn des Krieges. 536, 590.

Conradi, Paul, Die Urbevölkerung der russischen Ostseeprovinzen. 504.

Erdmann, Hugo, Neue Städte auf biologischer Grundlage. 582.

Fabarius, A. E., Die politischen, völkischen und kulturellen Gesichtspunkte unserer Kriegsziele. 128.

Foß, Konteradmiral, Deutschland und Japan. 392.

Haiser, Franz, Das maskulierte Weib. 27. — Apostelbriefe. 143. -- Thor, oder Wodan der deutsche Gott? 251. — Der Wille zur Macht. 487.

Harpf, Adolf, Der allbritische Geist. 86. — Auf dem Wege zur — Hekistokratie. 299.

Holle, H. G., Kann man im Völkerleben von „Entwicklung" reden? 313.

Jung, Erich, Politisch-anthropologische Betrachtungen aus dem Elsaß. 17, 76.

Lischka, Viktor, Zur praktischen Mittelstandspolitik. 35. — Die „demokratische" Welle und die demokratisch-staatssozialistische Kriegswirtschaft. 254.

Mackay, Frhr. v., Für den Parlamentarismus! 263.

Marks, Wilhelm, Aus Italiens Schuldbuch. 90. — Der Wurm im Innern. 266. — Intellektuaille, Internationale und Deutschtum. 352.

Meyer, J., Das japanische Lächeln. 94.

Patry, Josef, Völkerverpflanzung. 509.

Pfister, Otto v., Englands Sieg in Deutschland. 458.

Pflugk-Harttung, J. v., Wahlen und Volksvertretung. 73.

Rágóczy, Fürstliche Ehen und deutschnationale Interessen. 100.

Rosen, Kathinka v., Geburtenrückgang. 456.

Schemann, Ludwig, Ranke und die weltgeschichtliche Rolle der Germanen. 398, 438, 495, 552, 603.

Schiele, G. W., Der Kampf zwischen dem sozialen und dem völkischen Geist. 225.

Schmidt-Gibichenfels, Otto, Die Grundlagen der starken Monarchie und des starken Friedens. 2. — Über den künftigen Neubau des Staates und der Gesellschaft. 57. — Die innerpolitische Lage und ihre Aussichten. 113. — Die innern Feinde. 169. — Der schöne demokratische Wahn und die häßliche Wirklichkeit. 281. — Klassenimperialismus und gesamtvölkische Machtpolitik. 329. — Die Personenfrage in der Staatskunst. 377. — Wie kann das deutsche Volk innerlich geeinigt werden? 425. — Wodurch Völker geführt und genasführt werden. 473, 521. — Der Wille zur Macht, eine eiserne Notwendigkeit für Preußen-Deutschland. 569.

Siemens, Herm. Wr., Über Rassenkreuzung beim Menschen. 356.

Stauff, Philipp, Falsche Propheten der Zeit. 194.

572,05
PO
V. 16

Strantz, Kurd v., Der auswärtige Dienst. 42.
Uhl, August, Kapital- und Zinslast im Kriege. 184. — Eine notwendige Neuorientierung der Reichsfinanzwirtschaft. 188.
Vehring, Zur Lösung des deutschen Wirtschaftsproblems. 201.
Wolff, Karl Felix, Im Kampf um unsere Weltanschauung. 236.
.... Die heilige Not. 344, 410, 447.

Berichte und Notizen.

Die russische Revolution und die deutschen Arbeiter. 47.
Mahanism. 47.
Kriegsziele und Friedensbedingungen gegenüber England. 49.
Des deutschen Volkes Wille zum Leben. 51.
Irland, Deutschland und die Freiheit der Meere. 52.
Die Geselligkeit im deutschen Mitteleuropa. 53.
Vorgeschichtliche Sternkunde und die Zeiteinteilung. 54.
Nordische Blutzufuhr. 55.
Die neue „Deutsche Zeitung". 102.
Der subjektive und objektive Politiker. 104.
Klassisches und modernes Weltbürgertum. 105.
Triebkräfte und Verknüpfungen in der Demokratie Österreichs. 107.
Der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. 107.
Segnungen einer demokratisch maskierten Plutokratie. 108.
Die Gebeine von Piltdown. 109.
Zahlen über die Jesuiten. 109.
Eine Kundgebung zum deutschen Frieden. 161.
Ein Anbeter Wilsons. 162.
Agenten des Auslandes. 162.
Uniform. 163.
Für und gegen Hentschels Mittgartplan. 164.
Archäologie und Indogermanenproblem. 165.
Der Ruf der Heimkehrenden. 210.
Alldeutsch oder alljüdisch. 211.
Prinz Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst. 211.
Der Meuchelmörder Dr. Fritz Adler im Lichte der Frankfurter Zeitung. 212.
Zur Mittgartfrage. 212. 273.
Das Mendelsche Gesetz. 212.
Bauernart und -wert. 213.
Die Verteilung der Schultüchtigkeit auf die einzelnen sozialen Schichten. 214.
Irland. 215.
Die Entstehung des Germanentums. 216.
Die Neandertal-Rasse am Oberrhein nachgewiesen. 217.
Heinrich von Treitschke und der deutsche Frieden. 271.
Zum 75. Geburtstag Schönerers. 272.
Vom Geiste unserer Zeit. 272.
Merkworte zur Rassenhygiene. 273.
Ist das Wort „völkisch" richtig gebildet? 275.
Die politische Bedeutung der ukrainischen Frage. 276.
Über die Aktion Erzbergers und gewisse Vorgänge hinter den Kulissen. 325.
Freie Bahn den Tüchtigen und das preußische Wahlrecht. 326.
Im Kampfe um die Weltanschauung. 326.
Der Hausmeier. 327.
Gustav Meyrink. 371.
Unser Recht auf Landnahme. 372.
Aufruf des Deutschen Wehrvereins. 375.
Über Patriotismus und nationale Verständigung. 418.
Hauptvermittlungsstelle vaterländischer Verbände. 419.
Volksvergiftung. 419.
Probe der Suggestionsliteratur. 420, 463.
Offener Brief an die Herren Naumann, Haußmann, Scheidemann, Erzberger und Genossen. 461.
Selbstmord. 463.
Ziel und Sieg. 464.
Deutsche Schwesternschaft. 465.
Ein ernstes Mahnwort. 466.
Gefühlspolitik. 467.
Evangelische Geistliche und Berliner Tageblatt. 469.
Der Deutschbund. 470.
Nach Bismarcks Abgang. 513.
Wiedergutmachung. 515.
Zur Begründung der Wahlrechtsvorlage. 517.
Deutscher Geist in Deutschland. 518.
Ziele der Fichte-Gesellschaft von 1914. 518.
Korrespondenz aus Österreich. 519.

017132

Demokratie und Kapitalismus. 519.
Dr. Friedrich Lange †. 558.
Wie England Privatrechte achtet. 559.
Die beiden Weltimperialismen. 560.
Gegen die Illusionspolitiker. 560.
Abrüstung und Schiedsgerichte. 561.
Der Philister. 564.
Steinzeitfunde in Florida. 566.
Warum wir unbeliebt waren. 609.
Über Volksvertretung u. Volksgliederung. 609.

Besprechungen.

Arldt, Th., Die Völker Mitteleuropas und ihre Staatenbildungen. 470.
Bahr, Richard, Von der Schicksals- und Lebensgemeinschaft Deutschlands und Österreich-Ungarns. 424.
Bartels, Adolf, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. 567.
Becher, Erich, Prof. Dr., Die fremddienliche Zweckmäßigkeit der Pflanzengallen und die Hypothese eines überindividuellen Seelischen. 471.
Berger, Pascal David und die politische Entwicklung Elsaß-Lothringens. 612.
Bertenkamp, Das Fürstentum Corvey. 612.
Bley, Fritz, In Kraft und Ehren. 376. — „Wie kam es doch?" 520.
Bumm, Ernst, Über das deutsche Bevölkerungsproblem. 422.
Buschan, G., Die Bulgaren. 423.
Carlyle, Geschichte Friedrichs d. Großen. 568.
Deutsche Kultur in der Welt. 220.
Deutschlands Zukunft bei einem guten und einem schlechten Frieden. 166.
Deutschnordische Richard Wagner-Gesellschaft, Die volkserzieherische Bedeutung der germanischen Weltkultur. 221.
Eigenbrodt, August, Berliner Tageblatt und Frankfurter Zeitung. 472.
Fuchs, Eduard, Der Weltkrieg in der Karrikatur. 55.
Fürst, Karl M. und Hanssen, Fr. C. C., Grania Groenlandica. 56.
Gerhardi, Dr. med., Gehirn und Krieg. 167.
Haller, Bismarcks Friedensschlüsse. 568.
Hamann, Die Klosterhexe von Marienfließ und der Untergang des pommerschen Herzoggeschlechts. 612.
Harpf, Adolf, Die wirtschaftlichen Grundlehren des Krieges und der Geburtenrückgang. 210.
Häuser, Otto, Die Germanen in Europa. 219. — Der Mensch vor 100 000 Jahren. 278.
Hettner, Alfred, Rußland. 224.
Hirt, Walter, Dr., 1. Das Leben in der organischen Welt. 2. Ein neuer Weg zur Erforschung der Seele. 110.
Hunkel, Marg., Freia und Frauwa. 566.
Kjellén, Rudolf, Der Staat als Lebensform. 276.
Kremnitz, Mite, Die Fäulnis Rumäniens im Lichte römischer Dichter und Schriftsteller. 280.
Kotzde, Wilh., Die Wittenbergische Nachtigall. 421.
Meister, A., Unser belgisches Kriegsziel. 375.
Oppel, A., Prof. Dr., Kanada und die Deutschen. 168.
Papst, Kurie und Weltkrieg. Historisch-kritische Studie. 611.
Rohrbach, Paul, Dr., Der Kampf um Livland. 168.
Schott, Die Ausgewiesenen. 612.
Schulze-Berghof, Paul, Neuland der Kunst und Kultur. 223.
Schulz-Besser, Ernst, Die Karrikatur im Weltkriege. 56.
Valckenier, J. H., Der deutsche Staatsgedanke. 328.
Wilser, Ludwig, Deutsche Vorzeit, Einführung in die germanische Altertumskunde. 217. — Das Hakenkreuz nach Ursprung, Vorkommen und Bedeutung. 376.

23

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVI. 1 — 1917

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

An die verehrten Leser und Mitarbeiter.

Mit dem vorliegenden Hefte beginnt die Zeitschrift ihren 16. Jahrgang. Sie hat also wiederum ein Kriegsjahr hinter sich und dieses nicht nur glücklich überstanden, sondern auch, wie vorher so weiterhin in erfreulichem Maße an Verbreitung und Bedeutung zugenommen.

An dieser Zunahme, die trotz der steigenden Knappheit der Lebenshaltung und trotz aller gegnerischen Quertreibereien möglich gewesen ist, hat die eifrige Mitarbeit unserer verehrten Leser einen nicht geringen Anteil. Dafür sowie für die wiederum recht zahlreichen und begeisterten Zuschriften sagen wir an dieser Stelle unsern herzlichsten Dank, da eine Beantwortung im einzelnen nicht möglich war.

Bei alledem bleibt noch viel zu tun übrig, bis die Zeitschrift das geworden ist, was sie werden soll. Wolle man also die Werbetätigkeit womöglich noch verdoppeln und namentlich die Buchhandlungen und Zeitungsverkaufstellen zu einer stärkeren Verwendung für die Monatsschrift auffordern. Für die Werbearbeit von Person zu Person stehen jederzeit Probehefte unentgeltlich zur Verfügung. Unverlangte Zusendungen haben wenig Zweck.

Mit dem herzlichsten Danke für das mir bisher geschenkte Vertrauen verbinde ich die ergebene Bitte, es mir auch weiterhin zu erhalten.

Der Herausgeber.

Die Grundlagen der starken Monarchie und des starken Friedens.

Vom Herausgeber.

Im vorigen Hefte, wo von einem Neubau der heutigen Staats- und Gesellschaftsordnung auf alten bewährten Grundlagen die Rede war, wurde bereits auf die untrennbare Verbindung des starken Friedens mit der starken Monarchie hingewiesen. Es wurde auch schon gegen jeden Zweifel festgestellt, daß ein wirklicher, nicht bloß scheinbarer Friede im Innern wie nach außen hin sich **entweder** auf die tatsächlich vorhandene Macht, **oder** auf den guten Willen der Einzelnen und der Völker stützen muß, und daß es in dieser Beziehung Mitteldinge oder Halbheiten, wie z. B. Vereinbarung beschränkter Rüstungen usw., nicht geben kann. Also entweder die Rassen und Völker und innerhalb desselben Volkes die einzelnen Klassen vertragen sich unbedingt, entrüsten und rüsten sich überhaupt nicht gegeneinander, oder sie sichern sich militärisch so weit, als sie es den Umständen nach für nötig und zweckmäßig halten. Eine Einschränkung dieser Sicherungen könnte erst dann in Erwägung gezogen werden, wenn die Umstände sich anders gestaltet und gruppiert hätten, d. h. wenn der gute Wille gegenüber dem bösen allerseits die Oberhand erlangt hätte, oder die Macht des bösen Willens völlig gebrochen worden wäre. Beides ist in absehbarer Zeit nicht zu erwarten.

Von den heutigen Pazifisten, unter denen man demokratisch maskierte Plutokraten und ehrliche bezw. gutgläubige Sozialdemokraten unterscheiden muß, wird immer eine bestimmte Tatsache absichtlich oder unabsichtlich übersehen. Sie besteht darin, daß ordentlich lebende Menschen und Völker den Krieg — gleichviel ob Angriffs- oder Verteidigungskrieg — niemals um des Krieges, sondern stets um des Friedens willen führen und geführt haben. Sie wollen innerhalb ihres staatlichen Ganzen ruhig und sicher leben und in ihrer Entwicklungsfreiheit, ihrem natürlichen Wachstum von außen nicht in unwürdiger, unerträglicher Weise beschränkt sein. Sie haben nie einen Krieg aus reinem Übermut, aus Ehrsucht oder Eroberungsgier begonnen. Selbst ihre Angriffskriege waren im tiefsten Grunde nur Verteidigungskriege gegen unwürdige und unerträgliche Beschränkungen. In absichtlicher oder unabsichtlicher Verkennung dieser Tatsache haben die heutigen Pazifisten das Weltfriedensproblem ganz falsch gestellt. Ihre Frage müßte nicht sein, wie Kriege unter allen Umständen vermieden werden können, sondern, wie der wirkliche, nicht bloß scheinbare Friede im Innern und nach außen hin ohne militärische Machtmittel hergestellt und gegen alle Bedrohungen gesichert werden kann. Wenn die plutokratischen Pazifisten heuchlerischerweise vom ewigen Frieden sprechen, so meinen sie das nur staatspolitisch und nach außen hin, aber

nicht sozial- und wirtschaftspolitisch, denn im sozial- und wirtschaftspolitischen Friedenszustande könnten sie ja nicht auf jene sogenannten „friedlichen", d. h. wirtschaftlichen Eroberungen ausgehen, um deren ungestörtes Beginnen und Vollenden es sich für diese Art von Weltfriedensschwärmern allein handelt, weil die Raub- und Beutekriege jetzt viel kostspieliger und unsicherer als früher sind, weil damit sozusagen kein „Geschäft" mehr zu machen ist.

Ehrlicher meinen es mit dem Weltfriedensproblem die aufrichtig demokratischen Liberalen und Sozialisten. Sie sind die Hauptvertreter der vorher gekennzeichneten Mitteldinge und Halbheiten, die entweder mit halben Rüstungen, halbausgebildeten Milizen, oder gar mit papiernen Verträgen und geschwätzigen Kongressen den Frieden und noch dazu „ewig" sichern wollen. Ein Friede auf *solchen* Grundlagen wäre, wenn er jemals zustande käme, der schwächste und unsicherste, der überhaupt denkbar ist. Nur weltfremde Toren und dilettantische Stümper in der Staatskunst können Versuche nach dieser Richtung in die Wege leiten. Es kann nicht oft genug wiederholt werden, daß ein *starker* und *sicherer* und einigermaßen *dauerhafter* Friede nur auf der Grundlage der Macht, *oder* des allerseits guten Willens möglich ist.

Nehmen wir einmal an, man entschlösse sich dazu, die *letztere* Möglichkeit zu verwirklichen. Es könnte das, wie auch schon im vorigen Hefte angedeutet, nur auf *religiösem* Wege, durch wirksame *Illusionierung* der Menschen und Völker versucht werden. Ohne Illusion und Suggestion ist jede Religion nur eine Moralphilosophie, die vielleicht bei den geistig und sittlich führenden Spitzen eine wirksame Macht werden kann, beim eigentlichen Volke aber von vornherein zur Ohnmacht verurteilt ist. Die Religion kann jeder Welt- und Lebensanschauung angepaßt, bezw. jede Welt- und Lebensanschauung kann durch eine entsprechende Religion gestützt und gefördert werden. Es gibt Religionen des Krieges und des Friedens, des Heldentums und des Händlertums, der Lebenslust und der Entsagung, des Optimismus und des Pessimismus. Zu einer Religion des Friedens und der Entsagung wurde vielleicht der erste wirklich ernste und erfolgversprechende Versuch vor nun bald zwei Jahrtausenden durch das *Christentum* gemacht. Er hatte anfangs nicht nur äußerlich, auch innerlich einen recht erfreulichen Erfolg, aber nur bis zu einem Grade und für eine bestimmte Menschenart. Je mehr der Erfolg in die Breite ging, je mehr und je verschiedenere Menschen er umfaßte, desto gründlicher scheiterte er innerlich, wenn auch das äußerlich organisierte Christentum, d. h. die christliche Kirche immer mächtiger wurde. Die Römer, die diese werdende Macht, als sie sie nicht mehr zu überwinden vermochten, für ihr sittlich verfallendes Staatswesen zu nutzen suchten, vollendeten dadurch nur den innern Auflösungsprozeß, indem das Christentum dadurch noch mehr seinem innern, ursprünglichen Wesen entfremdet wurde. Schließ-

lich wurde daraus bekanntlich der diametrale Gegensatz zum Urchristentum, d. h. eine neue Art von Imperialismus, von Eroberungspolitik, die hierarchische, plutokratische und militärische Machtmittel — oft recht skrupellos — miteinander vereinigte. Ein feindlicherer Gegensatz zum Urchristentum war gar nicht möglich, und es ist darum auch gar nicht zu verwundern, wenn der Friede auf Erden durch die damalige christliche Kirche noch mehr als durch andere Machtorganisationen gestört wurde.

Vergleichsweise am besten noch schlug das Christentum bei den germanischen, namentlich den deutschen Völkerschaften an, weil diese nicht, wie die obersten und untersten Schichten des römischen Weltreiches, durch eine vorausgegangene Überkultur bis in die Wurzeln verdorben waren. Sie übernahmen das Christentum in einem fast schon völlig verweltlichten, ja verheidnischten Zustande, belebten es aber mit ihren starken Gemütskräften und retteten es dadurch zweimal vor völligem Verfall. Das erstemal zur Zeit der Sachsenkaiser, das zweitemal zur Zeit der Reformation, die bekanntlich indirekt auch der römisch-katholischen Bekenntnisform des Christentums zugute gekommen ist. Ohne diese Reformation und die dadurch hervorgerufene Gegenreformation wäre auch der Katholizismus längst dem Untergange anheimgefallen.

Den Frieden auf Erden haben aber selbst die deutschen Bekenntnisformen des Christentums nicht zu bringen vermocht. Zwar gelang es wenigstens im Innern, in sozialer und wirtschaftlicher Beziehung, bis zu einem Grade und eine Zeitlang den Frieden herzustellen; aber nach außenhin, staatspolitisch tobte der Krieg nach wie vor weiter, und höchstens die Art der Kriegführung ist während der ritterlichen Epoche etwas vermenschlicht worden.

In unserer Zeit kam zu dem außenpolitischen Unfrieden auch noch der innerpolitische, der soziale und wirtschaftliche Unfriede, so daß keine Zeit im ganzen unfriedlicher gewesen ist, als die jetzige. Ein Teil der heutigen Sozialisten vergleicht sich gern mit den ersten Christen. Der Vergleich ist aber nur insofern am Platze, als es sich hier auch um einen Versuch zur Illusion und Suggestion der Massen des niederen Volkes handelt. Es geschieht das aber nicht mit guten Mitteln zu gutem Zwecke, sondern mit schlechten Mitteln zu schlechtem Zwecke. Anstatt der guten, edlen oder gar erhabenen Gefühle und Empfindungen sucht man die niederen, gemeinen, grob materiellen Regungen aufzustacheln. Anstatt der Nächstenliebe und der Selbstverleugnung sucht man den Klassenhaß und die Klassenselbstsucht zu entfesseln. Anstatt des sozialen Friedens hat also der moderne sogenannte Sozialismus den sozialen Unfrieden gebracht und begegnet sich in diesem Bestreben mit den demokratisch verkappten Plutokraten, die sich ja auch mit den Gleichgesinnten verschiedener Rassen und Völker vereinigen wollen, um dadurch die anders Gesinnten des eigenen Volkes, der eigenen Rasse besser niederkämpfen zu können. Und zu welchem

Zwecke will das ein Teil der heutigen Sozialisten? Um eine Gleichheit herzustellen, die sowohl der gesunden Natur wie der wahren Kultur zuwider ist, denn für beide ist ja gerade die „Differenzierung" Vorbedingung des Fortschritts. Hat es also jemals ein dümmeres und zugleich verworfeneres Ziel gegeben? Ein Vergleich mit den ersten Christen, die bekanntlich nicht einmal die Sklaverei als rechtliche Institution abschaffen wollten und bezüglich des Zusammenlebens der Menschen alles vom guten Willen der Einzelnen erhofften, ist also gerade im wesentlichsten Punkte eine freche Blasphemie.

Diesem innern und dem in gewisser Beziehung damit zusammenhängenden äußern Unfrieden gegenüber waren bisher sowohl die Staaten wie die Kirchen ohnmächtig, gewisse Staaten vielleicht nur deshalb, weil sie kriegsscheu waren, weil sie nicht fechten wollten und durch Nachgiebigkeit eher als durch Festigkeit den Frieden erreichen zu können meinten. Das ist aber bei der Art der heutigen Menschen von Grund aus falsch, steht als Staatskunst auf derselben Stufe der dilettantischen Stümperei, wie jene Halbheiten bezüglich der Rüstung und Sicherung. Man vermeidet durch ein solches Verhalten weder den Unfrieden noch den schließlichen Krieg, muß dann aber unter Bedingungen fechten, die man nicht selber ausgesucht hat. Wer wirklichen Frieden haben will, darf den Krieg nicht scheuen. Der Krieg ist die reinigende Flamme, die allein imstande ist, den schwälenden Unfrieden außerhalb wie innerhalb der staatlichen Grenzen zu verzehren. Das wird von den heutigen Pazifisten nicht nur vergessen, sondern sie haben es überhaupt noch nicht erkannt und eben darum das Weltfriedensproblem ganz falsch gestellt. Ein schwälender, glimmender Unfriede kann für das allseitige Gedeihen der Menschen und Völker auf die Dauer verderblicher werden, als ein Krieg, der nur durch allzulange Dauer und Ausdehnung überhaupt schädlich werden kann und bei kurzer Dauer wie eine Blutauffrischung, ein Verjüngungsprozeß wirkt. Der Mensch bedarf zum gesunden und starken Leben sowohl des Krieges wie des Friedens, aber es muß ein wirklicher Krieg, oder ein wirklicher Frieden sein. Jeder Zwischenzustand ist von Übel und zwar um so mehr, je länger er andauert. Das Vermeiden jedes äußern Krieges, aber der Fortbestand des zwischenvölkischen und innenvölkischen Unfriedens wäre ein Zustand, an dem nur Toren und Verbrecher Freude haben könnten. Und selbst der wirkliche Friede müßte auf die Dauer für den Einzelnen wie für die Gemeinschaften schädlich werden. Das gesunde und starke Leben ist überall in der Natur auf Kampf und Bewährung im Kampfe gestellt. In der Kultur, wenigstens der menschlichen, ist es nicht anders. Wenn die Kulturmenschen durch die Kultur oder trotz ihr gesund, stark, schön werden und bleiben sollen, wenn die Kultur sie nicht krank, schwach, häßlich machen und zum allmählichen Absterben bringen soll, dann darf auch in ihr von Zeit zu Zeit der harte Kampf um Dasein und Macht nicht fehlen. Das Einzige, was in dieser Hinsicht vernünftigerweise

zu wünschen und auch erreichbar ist, läuft darauf hinaus, den Kampf möglichst menschlich bezw. ritterlich zu führen und den Krieg zur Ausnahme, nicht zur Regel werden zu lassen, wie das ja beim Kampfe aller gegen alle, mag man ihn nun sozial und wirtschaftlich oder im eigentlichen Sinne verstehen, tatsächlich der Fall ist.

Ich bin auf alle diese Dinge so ausführlich eingegangen, weil gerade heute die Wahrheit darüber entweder nicht erkannt, oder von den Interessenten der Lüge auf jede nur mögliche Art verheimlicht, verdunkelt, vertuscht, verdreht wird. Die in allen Ländern jetzt übliche Duldsamkeit der Regierungen gegenüber den unwissenden Toren und den Interessenten der Lüge, sowie der Mangel an Unterstützung und Förderung der Wahrheit seitens der Regierungen sind daran schuld, daß die Aufklärung über diese Dinge trotz allem Bemühen der Gutgesinnten so geringe Fortschritte macht. Die ohnehin schon zu keiner Zeit und in keinem Lande besonders groß gewesene Zahl der Starken, Weisen, Wahrheitsliebenden haben gegenüber der ungeheuren Masse der Schwachen und Törichten auf der einen Seite, der Listigen und Habgierigen auf der andern Seite heute einen besonders schweren Stand. Die Regierungen könnten diesen Übelstand recht wohl beseitigen und den Wahrheitsliebenden den Rücken stärken, denn sie hätten, wenigstens bei uns in Deutschland, noch die Macht dazu; aber sie müßten natürlich zunächst erst einmal wollen.

Nächst den Regierungen ist heute das stärkste Hindernis einer wirksamen Aufklärungsarbeit im Sinne der Wahrheit ein Blendwerk der Hölle, das sich mit einem Heiligenschein umgibt und „moderner Zeitgeist" oder „Zeitgeist" schlechthin nennt. Dieser Zeitgeist dringt in alle Ritzen und Fugen, hypnotisiert und suggeriert heutzutage Fürst und Proletarier, Männlein und Weiblein. Namentlich den regierenden Monarchen sucht man ihn mit all den wohlfeilen, einer bequemen Genußphilosophie (vergl. Januarheft 1917, S. 512) entnommenen Gründen plausibel zu machen. Die nach dem Erbe ihrer Macht schleichenden Personen, Klicken, Parteien suchen die regierenden Herren einerseits so zu verblenden, andererseits so zu verärgern, daß diese sich selbst nach dem sorglosen, bequemen Leben, das ihnen die parlamentarische Regierungsform angeblich bringen soll, sehnen müssen wie der überlastete und verärgerte Beamte nach seiner Pensionierung. Und nun erst die Völker! Die scheinen sich infolge der systematischen Verblendung und Verhetzung gar nicht mehr vorstellen zu können, daß die Zukunft überhaupt anders aussehen, daß ganz anders woher das Heil der Staaten und Völker sowohl wie der Einzelnen kommen könnte! Sie erblicken in der parlamentarischen Regierungsform auf Grund des allgemeinen, gleichen, geheimen und direkten Wahlrechts die Erlösung von allem Übel und ahnen nicht, daß sie damit nur der demokratisch maskierten Weltplutokratie in die Hände arbeiten und so allen geschichtlichen Erfahrungen nach den Weg der Knechtschaft und des Untergangs

beschreiten. Es ist heute fast genau so wie vor etwa 2000 Jahren; nur sehen die Herodes und Pilatus, die Pharisäer und Schriftgelehrten ganz, ganz anders aus. Wenn das Volk sie zu erkennen vermöchte, würde es staunen, wie „modern", „hochmodern" sie aussehen. Freilich genügte jetzt nicht mehr die Geißel, um das Heer der Händler und Wechsler, der Räuber, Wucherer, Diebe und Falschmünzer in jedem Sinne des Wortes aus dem Tempel hinauszujagen. Es müßte ein Schwert, ein starkes und scharfes Schwert sein.

Damit kommen wir auf die andere Möglichkeit, den zwischenvölkischen und innenvölkischen Frieden herzustellen und zu sichern. Daß ein starker Friede gerade heute und für absehbare Zeit nur auf der Grundlage der Macht möglich ist, wurde schon im vorigen Hefte gezeigt. Ebenso wurde schon darauf hingewiesen, daß diese Macht nur durch eine starke Monarchie gewährleistet werden kann. Was ist nun eine starke Monarchie? Muß sie unter allen Umständen absolut sein, oder vermindert es ihre Stärke nicht nur nicht, sondern vermehrt es sie sogar, wenn für gewisse Regierungshandlungen die Mitwirkung und Mitverantwortung der gesamten Nation herangezogen wird?

Die geschichtliche Erfahrung hat gelehrt, daß eine starke Monarchie unter besonderen Umständen wohl absolut sein kann, daß es aber für gewöhnlich besser ist, wenn sie ihre Macht und ihr Ansehen außer auf sich selbst auch noch auf die außerhalb der eigentlich staatlichen Organisation stehenden Teile des Gemeinwesens, gleichviel wie sich diese nennen, stützt. Bezüglich des Maßes, in dem diese zur Mitverantwortung herangezogen werden sollen, gilt das gute altpreußische Wort: „Jedem das Seine".

Dem Monarchen gebührt in einer starken Monarchie unter allen Umständen die uneingeschränkte Verfügung über die bewaffnete Macht, das Kriegsheer, das ja zugleich die Grundlage aller nicht bloß auf den guten Willen angewiesenen Macht überhaupt ist. Ist der Monarch des Kriegsheeres unbedingt sicher, und befindet sich dasselbe auf der Höhe der zurzeit möglichen Entwicklung, dann ruht auch sein Staat auf unerschütterlicher Grundlage. Er kann dann den nicht eigentlich zum Staate gehörigen Bestandteilen des Ganzen, mögen diese organisiert sein oder nicht, weitgehende Freiheiten, u. a. auch eine Mitwirkung an der Gesetzgebung getrost zugestehen. Es wird das dann für den Staat nicht schädlich, oft aber recht nützlich sein und kann jedenfalls die Stärke des Staates nicht in Frage stellen.

Auf welche Weise eine Mitwirkung der gesamten Nation an der Gesetzgebung erfolgt, bezw. welcher Art die gesetzgebenden Körperschaften hinsichtlich ihres Ursprunges und ihrer Zusammensetzung sein sollen, braucht den Staat und dessen monarchisches Oberhaupt erst dann etwas anzugehen, wenn dadurch Gefahr droht, daß diese Körperschaften sich staatliche Hoheitsrechte anmaßen oder gar den Staat zum Werkzeug der Durchsetzung

unberechtigter Sonderinteressen machen wollen. Das könnte sich ein Staat nur dann zumuten und gefallen lassen, wenn er von den in Rede stehenden Körperschaften vollständig abhängig und ohne sie nahezu ohnmächtig wäre. Ein solches Verhältnis ist natürlich mit einer starken Monarchie und mit einem starken Staate überhaupt völlig unvereinbar. Es kann bei einer berufsständischen Gesellschaftsorganisation und entsprechenden Trennung des Wirtschaftskörpers vom Staate (vergleiche voriges Heft S. 625—627) nicht eintreten, sehr wohl dagegen bei einer aus allgemeinen, gleichen geheimen und direkten Wahlen hervorgegangenen. Denn die Berufsstände werden sich im allgemeinen nur um ihre beruflichen Interessen bekümmern und genug zu tun haben, um sie gegenüber den entgegenstehenden Interessen anderer Berufsstände zu wahren. Es können sich also in diesem Falle nicht eigentlich politische, um die Vorherrschaft im Staate ringende, sondern nur wirtschaftliche Parteien bilden, und diese halten sich, wenn der Staat, wie es ja ohnehin seine Pflicht ist, jedem ehrenwerten Berufe das Seine gibt und sichert, untereinander von selbst im Gleichgewicht. Anders bei denjenigen Vertretungen der Nation, bei denen rein wirtschaftliche Interessen sich mit rein politischen verquicken können. Dann können die Fälle eintreten, die im vorigen Hefte genügend erörtert sind. Es wurde dort gezeigt, warum eine starke Monarchie konstitutioneller Art nicht ohne Trennung des Wirtschaftskörpers vom Staate auf die Dauer möglich ist. Wir brauchen also auf diese Dinge nicht noch einmal einzugehen und können uns hier auf diejenigen Grundlagen der starken Monarchie und des starken Friedens beschränken, die rein staatspolitischer Natur sind und mit konstitutionellen Fragen nichts zu tun haben. Sie lassen sich kurz in vier Hauptpunkten festlegen.

1. Der Monarch bleibt den wahrhaft monarchischen Instinkten unwandelbar treu, läßt sich weder direkt, durch persönliche und Klüngeleinflüsse, noch indirekt, durch einen sogenannten „Zeitgeist", eine von der monarchischen abweichende Auffassung vom Wesen des Staates und der Staatskunst suggerieren.

2. Der Monarch wählt seine obersten Ratgeber unter keinen Umständen aus solchen Personenkreisen, geschweige denn politischen Parteien, die vom Wesen des Staates und der Staatskunst eine mit der starken Monarchie nicht vereinbare Auffassung haben. Ob solche Ratgeber auf ihre Weise fähig oder unfähig sind, spielt dabei noch gar nicht einmal eine Rolle.

3. Der Monarch und seine obersten Ratgeber haben unter allen Umständen den Willen zur Macht, trachten mit allen Kräften danach, die Macht des ihnen anvertrauten Staates und Volkes zu mehren oder mindestens zu erhalten. Es gilt dies nicht nur nach außen hin, auch nach innen, nicht nur in militärischer, politischer, wirtschaftlicher, auch in geistig-sittlicher Hinsicht. Sie dürfen also gegenüber dem Volke bezw. Staats-

volke — ohne bestimmtes Staatsvolk ist ein *starker* Staat undenkbar — nicht bloß nach der Möglichkeit rein materieller Zwangsgewalt streben, sondern müssen auch das Vertrauen zum mindesten der Gutgesinnten zu gewinnen suchen. Ihr Anspruch auf Gehorsam darf nicht bloß materiell, er muß auch geistig-sittlich begründet sein. Äußerstenfalls, wenn es hart auf hart geht, ruht ja jede Art von Macht nur auf geistig-sittlichem Untergrunde.

4. Ein Staat, der eine starke Monarchie sein und bleiben will, darf sich niemals zum Mittel und Werkzeug der Alleinherrschaft irgendeines gesellschaftlichen Klüngels, eines Standes, oder gar einer politischen Partei erniedrigen lassen. Er muß aber *jedem* ehrenwerten Stande und Berufe — für den Einzelnen sollen, soweit er das nicht selbst vermag, die *sozialen* und *wirtschaftlichen* Verbände sorgen — das Seine lassen oder, falls es bedroht ist, geben und sichern. Er darf sich also nicht zu viel um den Einzelnen bekümmern und sich dadurch mißliebig machen; er muß aber eifersüchtig darüber wachen, daß keinem ehrenwerten Stande oder Berufe das Leben unnötig erschwert wird.

Über alle dem steht jedoch, um es noch einmal zu sagen, der *Wille zur Macht*; denn nur durch dessen Verwirklichung vermag der Staat alle die Aufgaben, die man von ihm erwartet, zu erfüllen. Alles, was diese Macht mindern will und kann, muß er als seinen offenen oder heimlichen Feind ansehen und entsprechend behandeln. Die Duldsamkeit, die sich ein starker Staat sonst in allen nicht mit dem Staate zusammenhängenden Dingen in weitgehendem Umfange gestatten kann, muß *hier* aufhören.

Wird die Staatspolitik in einer Monarchie nach diesen Grundsätzen gehandhabt, dann wird niemand, sei er Millionär oder Bettler, Fürst oder Proletarier, Gelehrter oder Analphabet, die monarchische Staatsform auch nur von ferne anzutasten wagen. Ist das aber nicht der Fall, dann finden die stets auf der Lauer liegenden Erbschleicher der monarchischen Gewalt nur zu leicht wirksame Handhaben, um die Unzufriedenen gegen sie aufzuhetzen, als Verfehltheit der Idee hinzustellen, was nur Verfehltheit ihrer Verwirklichung ist. Dann aber ist es um so mehr Ehrenpflicht der Freunde dieser besten aller Staatsformen, sie in Schutz zu nehmen, gegen ihre Feinde zu verteidigen, auch wenn das vom Monarchen nicht veranlaßt wäre und von den Erbschleichern der monarchischen Macht listigerweise als ein Angriff auf die Person des Monarchen hingestellt würde. Darüber hilft keine britisch-heuchlerische oder byzantinisch-schmeichlerische Sophistik hinweg. So haben wenigstens *echte Germanen* von jeher die Treue gegen ihre Könige und Herren verstanden.

Dieser Fall könnte gegeben sein, wenn die gerade jetzt wieder von gewisser Seite ausgehenden Bestrebungen nach Einführung der parlamentarischen Regierungsform noch deutlicher in Erscheinung treten und an

maßgebender Stelle ernsthaft in Erwägung gezogen werden sollten. Dann müßte u. a. ganz besonders auch darauf hingewiesen werden, daß die uneingeschränkte Kommandogewalt des Monarchen über das Heer, die Stellung als oberster Kriegsherr mit der parlamentarischen Regierungsform auf die Dauer unvereinbar ist. Selbst wenn die Befürworter und Verfechter dieser Regierungsform sich in diesem Punkte fürs erste der größten Zurückhaltung und Vorsicht befleißigten: mit der Zeit, in dem Maße als die Macht des Parlamentarismus stiege, würde die des Monarchen auch in diesem Punkte sinken, und schließlich würde von seiner Stellung als oberster Kriegsherr nicht viel mehr als der Name übrig bleiben. Das müßte aber auch dem Heere und seiner Führerschaft, dem Offizierkorps nicht nur moralisch, in seinem Ansehen dem Volke gegenüber, sondern auch in seinem materiellen Bestande und seiner gedeihlichen Weiterentwicklung starken Abbruch tun. Auch vom preußisch-deutschen Militärstaate, dem Schrecken unserer Feinde, würde dann zuletzt nicht mehr viel übrig bleiben.

Es liegt das in der Natur der Sache. Ein Militärstaat ist mit der starken Monarchie und dem Heere viel inniger verwachsen als irgendein anderes Gemeinwesen. Beide Teile stützen und schützen sich hier gegenseitig, das Gedeihen des einen ist von dem des andern abhängig, beide sind darum überhaupt nicht voneinander zu trennen. Gewiß können Militärstaaten, wie die Geschichte lehrt, auch als Republiken bestehen, aber längere Zeit nur als solche aristokratischer Artung. In plutokratischen Republiken sinkt das Kriegsheer zur bezahlten Söldnertruppe herab, vorausgesetzt, daß es hier überhaupt jemals etwas anderes gewesen ist. Und auch aristokratische Republiken militärischen Charakters, wie z. B. das alte Rom, haben im Grunde nur die Überlieferungen der ursprünglichen Militärmonarchie fortgesetzt. In ihren Anfängen und grundlegenden Einrichtungen geschaffen aber wurden diese Überlieferungen, wie der Staat überhaupt, nur von großen Monarchen. Auch das liegt in der Natur der Sache. Wie selbst der größte Baum nicht aus vielen Samenzellen, sondern aus einer einzigen hervorgegangen ist, so können auch in einem werdenden staatlichen Organismus nur ein monarchischer Schöpfer und seine in demselben Geiste weiterschaffenden Erben den organischen Zusammenhang und die einheitliche Artung des Ganzen gewährleisten. Unter vielen Herrschern herrscht stets die Selbstsucht und das Sonderinteresse, nur Einer kann in letzter Instanz das Gemeinwohl im höchsten Sinne des Wortes wahren und „jedem das Seine" zukommen lassen. Republiken, sowohl aristokratische wie plutokratische und demokratische, haben es entweder gar nicht zu einer starken staatlichen Organisation, einer straffen Zusammenfassung des Ganzen gebracht, oder nur die Überlieferungen der ursprünglichen Monarchie fortgesetzt, also von dem an dieser Staatsverfassung begangenen Raube oder Diebstahle gelebt. Und wenn solche Republiken

infolge Mangels an festem Zusammenhalt verfielen und die Anarchie einzutreten drohte, dann konnte der Staat nur dadurch gerettet werden, daß man in dieser oder jener Form auf die ursprüngliche Monarchie zurückgriff. Dafür liefern das alte Rom und das moderne Frankreich besonders anschauliche und lehrreiche Schulbeispiele.

Eine längere Lebensdauer haben in der Geschichte nur aristokratische Republiken bewiesen und auch nur solange, als ihre Beherrscher gesund, stark, kriegerischer Natur und Kultur blieben. In diesem Falle mögen sie die Macht des Staates sogar schneller auf eine gewisse Höhe gebracht haben, als es den mit ihren Thronerben nicht immer glücklichen Monarchien beschieden gewesen sein mag. In bezug auf das alte Rom weist ja auch Montesquieu in „Causes de la grandeur des Romains et de leur décadence" darauf besonders hin. Aber das schnelle Wachstum der Macht bringt auch Gefahren mit sich. Mit der Macht entwickelt sich auch der Reichtum um so schneller, und aus den stolzen, kriegerischen Aristokraten werden dann nur zu leicht weichliche, unkriegerische Plutokraten, falls die Staatsgrundgesetze es nicht, wie in Sparta, geradezu darauf angelegt haben, daß die herrschende Adelskaste stets verhältnismäßig arm und bedürfnislos bleibt. Solche hemmenden Staatsgrundgesetze halten aber auch den Staat auf einer gewissen Stufe der Entwicklung fest und erschweren oder verhindern geradezu den Aufstieg zu einer höhern. Es muß dann eine Art von Erstarrung des Ganzen eintreten, an der schließlich auch das ursprünglich gesündeste Staatswesen trotz aller Vorzüge im einzelnen zugrunde gehen muß.

Man mag also die Sache drehen und wenden, wie man will: die älteste, beste, natürlichste und — wenn sie nur ihren Lebensgesetzen treu bleibt — auch lebens- und entwicklungsfähigste aller Staatsformen ist und bleibt die echte und rechte Monarchie.

Geht man ihrem Ursprunge nach, so stößt man dabei auch zugleich auf den Ursprung des echten und rechten, von der zügellosen Bande oder Horde wohl zu unterscheidenden Kriegsheeres. In dieser über alle Raub- und Beutezwecke erhabenen, nur für den Schutz des Gemeinwohls und Gemeinwesens geschaffenen Machtansammlung materieller wie geistig-sittlicher Art wurde zuerst jener unbedingte Gehorsam geboren und erzogen, jene geistig-sittliche Zucht geschaffen, die einen Teil der guten Landessitten zum „Gesetz" zu stempeln vermochte. Auch die wahre, d. h. geistig-sittliche Freiheit für alle, die ihrer würdig sind, hatte hier ihren Ursprung, denn ohne „Gesetz" ist eine solche Freiheit nicht denkbar. Mit dem „Gesetz" wiederum wurde aus dem lockern Sozialverband der Familien, Sippen, Stämme ein festgefügter „Staat", und mit dem ersten Staate entstand die erste Monarchie, der erste wirkliche König, der dann zugleich auch der oberste Führer des ersten wirklichen Kriegsheeres war. Bis dahin hätte man das Oberhaupt des Stammes oder Volkes höchstens „Oberhäuptling" oder „Patriarch" nennen können.

Neben dem Häuptling hat im Urzustande der menschlichen Gesellschaft bekanntlich der „Zauberer" oder „Medizinmann"[1]) das meiste Ansehen. Aus ihm entwickelt sich später nach der einen Seite der „Priester", nach der andern der „Arzt" und alles, was sonst noch als Träger der geistigen und sittlichen Kultur bezeichnet werden kann. Es hat bekanntlich menschliche Gesellschaften gegeben, in denen der Oberpriester zugleich auch König war oder den König nach und nach verdrängte. Das ist aber kein gesunder Zustand, vielmehr eine Ausartung der Herrschaftsorganisation nach der allzu ausschließlich geistigen und sittlichen Seite hin, gerade so wie die Plutokratie eine Ausartung der Herrschaftsorganisation[2]) nach der allzu materiellen Seite hin ist. Alle seitlichen Entwicklungen geraten aber über kurz oder lang in eine Sackgasse. Sie müssen entweder umkehren und einen anderen Entwicklungsgang einschlagen, oder stehen bleiben, verkümmern, absterben. Darum führt die Hierarchie sowohl wie die Plutokratie, weil sie die ihnen eigentümlichen Machtmittel allzu viel gebrauchen und sie dadurch abnutzen, über kurz oder lang zur Anarchie, zum Kampf aller gegen alle zurück. Nur die wahre und echte, auf die verschiedenen materiellen wie geistig-sittlichen Machtmittel gleichermaßen gestützte Monarchie bildet am Entwicklungsbaume der menschlichen Gesellschaften den Hauptstamm und die himmelan strebende Krone. Die seitlichen Äste und Zweige mögen sich um den Hauptstamm möglichst harmonisch gruppieren; aber es ist ein Unglück für den Baum, wenn die Krone aus Mangel an Säften verdorrt oder vom Blitze erschlagen wird. Die Seitenzweige bezw. einer davon, falls er Raum hat, entwickeln sich dann zu üppig, der Baum wird verunstaltet oder geht zugrunde, wenn der Stamm nicht eine neue Krone heraustreibt. Der Baum mag sich dann nach und nach erholen, aber einen Verlust an Wachstum und Lebenskraft hat er in jedem Falle erlitten.

Das mag nur ein Gleichnis sein, das natürlich, wie jedes Gleichnis, hinkt; aber den darin enthaltenen Wahrheitskern wird kein Wahrheitsliebender verkennen.

Wie schon angedeutet, schreibt der moderne, der starken Monarchie bekanntlich nicht günstige Zeitgeist listigerweise der Verfehltheit der Idee zu, was nur Verfehltheit ihrer Verwirklichung ist. Aber auch von anderen, diesem Zeitgeiste keineswegs rettungslos Verfallenen hört man gerade jetzt wieder oft genug die Meinung, daß es mit der Monarchie immer mehr abwärts ginge, weil die echten und rechten Monarchen immer seltener würden.

---

[1]) Einen gewissen Rest der Bedeutung jenes ursprünglichen „Zauberers" oder „Medizinmannes" hat in manchen von der Kultur abgelegenen Dörfern noch heutigen Tages der „Schäfer" bewahrt. Er konkurriert darum auch im Ansehen der einfachen Leute mit dem Pfarrer einerseits und dem Amtmann andererseits.

[2]) Vergl. „Uralte Herrschaftsorganisationen in neuer Beleuchtung". September- und Oktoberheft 1912.

Darauf ist zu erwidern, daß die echten und rechten Monarchen schon wieder häufiger werden würden, wenn die Völker sich selbst solche wünschen, d. h. wenn die „Popularität" eines Monarchen nicht mehr davon abhinge, in welchem Maße er dem modernen Zeitgeiste zugänglich ist. Die Erbschleicher der monarchischen Gewalt haben es aber auch in diesem Punkte nur zu gut verstanden, ihren Absichten in der öffentlichen Meinung vorzuarbeiten, und kaum jemand findet sich, der ihnen dieses hinterlistige, verbrecherische Handwerk zu legen sucht.

So ist es denn nicht zu verwundern, wenn selbst die bestgesinnten Kreise an der Zukunft der Monarchie zu verzweifeln beginnen. Selbst hier neigt man heutzutage vielfach der Ansicht zu, daß die unleugbaren Vorteile, die diese Staatsform vor anderen voraus hat, zu sehr von der Persönlichkeit des Monarchen abhingen. Auch dieses Argument ist keineswegs in dem Maße stichhaltig, wie es bei oberflächlicher Betrachtung erscheint. Gewiß gehört zur festen Begründung einer starken Monarchie ein großer und zu ihrem weiteren Auf- und Ausbau ein paar zum mindesten tüchtiger Monarchen. Ist aber der Bau erst einmal vollendet, und sind zu dessen Erhaltung die erforderlichen guten Überlieferungen geschaffen und wirksam, dann genügen für die Thronerben auch schon einfache Durchschnittsbegabungen, um die segensreichen Wirkungen dieser Staatsform ganz außer Frage zu stellen. Die guten Überlieferungen tun dann eben schon das Ihrige.

Daß hervorragend gute Überlieferungen eine geschichtlich gewordene Einrichtung gesund, ja auf der Höhe der Entwicklung erhalten können, zeigt das Beispiel der preußischen, jetzt deutschen Armee. Es hat ihr, wenn man von der Zeit 1786—1806 absieht, niemals an tüchtigen, ja genialen Führern gefehlt. Das lag offenbar daran, daß das preußische Offizierkorps sich von unten herauf selbst, durch eigne Zuwahl ergänzt und daß für die Beförderung in die höheren Stellen ausgezeichnete, in der ganzen Welt vielleicht einzig dastehende Überlieferungen bestehen. Auch ist der Organismus des Heereswesens für die Auslese der Tüchtigen deshalb besonders günstig gestellt, weil hier das Haupt jedes vergleichsweise selbständigen Organs, vom Kompagniechef bis zum Korpskommandeur, sozusagen ein verkleinertes Abbild des Ganzen ist und, wenn auch in verschiedenem Maße und Grade, dieselben Eigenschaften starker Willenskraft, rascher Entschlußfähigkeit, praktischen Blicks, sicherer Menschenbeurteilung usw. usw. erfordert. Die Auslese der Tüchtigen kann also hier nach dem Maßstabe tatsächlicher Leistungen erfolgen und wird darum, wenn kein fremder Geist einzieht oder sich störend einmischt, kaum jemals fehlgreifen.

Leider bestehen ähnlich günstige Verhältnisse für die Auswahl der leitenden Staatsmänner in Preußen und Deutschland noch nicht. Eine gute oder überhaupt eine Überlieferung konnte sich hier deshalb nicht bilden,

weil die Besetzung der wichtigsten Ministerien in Preußen bis zum Tode Friedrichs des Großen überhaupt keine große Rolle gespielt hat. Die Monarchen haben bis dahin ihren Staat im Innern und nach außen hin der Hauptsache nach selbst geleitet und vermochten das auch, weil damals der Umfang der Geschäfte noch nicht allzu groß war. Erst nach dem Tode Friedrichs des Großen wurde das anders, und leider scheinen von da ab in dieser Beziehung nicht immer gesunde Grundsätze oder gar bewährte Überlieferungen bestimmend gewesen zu sein. Für die Besetzung der wichtigsten Staatsämter scheinen Hofintrigen, gegenseitige Eifersüchteleien der Beamten, persönliche Zu- und Abneigungen des Monarchen, der „Zeitgeist" oder gar ausländische Einflüsse oft eine nicht unwichtige Rolle gespielt zu haben. Erst mit Bismarck kam wieder ein genialer Staatsmann ans Ruder und vermochte sich trotz heftigster Angriffe von allen Seiten allein durch das hohe Pflichtgefühl seines Monarchen lange Zeit zu behaupten. Aber die maßlosen, aller Wahrscheinlichkeit nach mit ausländischen Einflüssen zusammenhängenden Angriffe im Innern haben ihn offenbar nicht die Zeit und Muße finden lassen, für den staatsmännischen Nachwuchs eine ähnlich gute Schule einzurichten, wie das Moltke für die preußisch-deutsche Armee so schön gelungen ist.

Bekanntlich ist Bismarck auf ganz ungewöhnlichem, jedenfalls nicht herkömmlichem Wege in seine Stellung gelangt. Er hatte sich seinem Könige in höchster Not des Vaterlandes, als der Staat dem fremden, verderblichen Zeitgeiste fast zu erliegen drohte, sozusagen freiwillig zur Verfügung gestellt. „Entdeckt" hat ihn also der von monarchischen Instinkten anscheinend doch nicht so ganz verlassene Friedrich Wilhelm IV., wenn auch erst sein Bruder Wilhelm I. von dieser „Entdeckung" den rechten Gebrauch zu machen verstanden hat. Eine staatsmännische Schule oder gar Überlieferung hat aber auch die lange Amtsdauer Bismarcks, wie gesagt, nicht in die Wege geleitet, und jetzt scheint es fast Tradition werden zu wollen, Bürokraten an die wichtigsten Staatsämter zu berufen. Das wäre aber der denkbar unglücklichste Verlegenheitsausweg.

Ich will damit keineswegs etwas gegen die vielgeschmähte preußische Bürokratie sagen. Sie ist für den Zweck, den jede Bürokratie nur haben kann und soll, ganz gut geeignet und hat höchstens die Fehler ihrer Tugenden; aber sie ist nur Werkzeug, und man soll sie nicht mit dem Werkmeister verwechseln. Jeder Künstler, ja jeder Handwerker bedarf zur Ausführung seines Werkes bestimmter Instrumente, Werkzeuge. Auch die Staatskunst, diese größte und schwerste aller Künste, kann sie nicht entbehren. Je besser solche Apparate für einen bestimmten Zweck zubereitet sind, desto besseres kann damit geleistet werden; nur soll man über sie als Beweger und Lenker nicht wieder leblose Mechanismen, sondern lebendige, sogar sehr lebendige Menschen setzen. Von richtigen Bürokraten zu verlangen, daß sie den Staat zu bestimmten oder gar hohen Zielen hinlenken und hintreiben sollen,

heißt erwarten, daß der Hobel von selber hobeln, die Säge von selber sägen, der Pinsel von selber malen soll. Bürokraten werden auf Fügsamkeit, Anstelligkeit, Gewissenhaftigkeit im kleinen usw. geschult, um nicht zu sagen „dressiert". Starker, selbständiger, unbeugsamer Wille, eigenschöpferische Tätigkeit, weltumspannender Blick, rasche Entschlußkraft wird bei ihnen eher unterdrückt als gefördert und ausgebildet. Darum ist die bürokratische Stufenleiter, die man unhöflicherweise auch „Ochsentour" (Tretmühle) nennt, der denkbar unglücklichste Auslesеapparat für leitende Staatsmänner. Alles, was entschiedene Anlage für diesen Beruf verrät, entzieht sich ihm, wie man das z. B. an Bismarck gesehen hat, gleich von Anfang an. Die bis zuletzt übrig bleiben, sind die Fügsamen, Anpassungsfähigen, in ihrer Art vielleicht auch Geschickten, Anstelligen, aber keineswegs solche, die zur Leitung eines großen Staatswesens geeignet wären. Wer nach Durchlaufen der bürokratischen Stufenleiter, oben angelangt, noch über starke, unbeugsame Willenskraft, rasche Entschlossenheit, weltumspannenden Blick und eigenschöpferischen Tatendrang verfügen sollte, müßte wie durch ein Wunder der Auslese standgehalten haben. In der Regel werden die auf der obersten Staffel Angelangten bequeme Philister, oder müde, an Leib und Seele gebrochene, jedem halbwegs starken Drucke, von welcher Seite er auch komme, ausweichende Menschen sein. Dagegen könnten vielleicht die besseren Landräte und Oberpräsidenten, wenn sie sich vom Bürokratismus möglichst fern hielten und sich der Art der ursprünglichen Grafen, Markgrafen und Herzöge wieder mehr näherten, eine Pflanzschule für wirkliche Staatsmänner werden. Auch von Oberbürgermeistern und Bürgermeistern gilt unter denselben Umständen dasselbe.

„Ja — aber", wird man fragen, „wo sollen denn *jetzt* — nicht erst in späterer Zeit — die leitenden Staatsmänner gesucht werden?"

Nun — *jede selbständige, selbstverantwortliche* Tätigkeit in irgend einem ehrenwerten Berufe, sei es Landwirtschaft, sei es Industrie, sei es Handel oder irgendwelcher freie geistige Beruf, ist eine bessere Auslese- und Ausbildungsgelegenheit der zum Staatsmann erforderlichen Fähigkeiten, als der Bürokratismus. Alle freien Berufe stellen ihre selbständigen, selbstverantwortlichen Geschäftsleiter fast jeden Tag vor rasche, weittragende Entschlüsse, lehren sie Erfolgsmöglichkeiten schon von ferne erspähen, Mißerfolge, Verluste noch rechtzeitig abwenden. Ebenso erfordern sie seelische Spannkraft, praktischen Blick und Menschenkenntnis, wenn auch nicht alle den geistigen Gesichtskreis in gleichem Maße erweitern.

Freilich gehören zu einem leitenden Staatsmann außer diesen Fähigkeiten auch noch andere, höhere, die genau so angeboren sind, wie die für erfolgreiche Ausübung irgend einer anderen höheren Kunst erforderlichen Eigenschaften. Auch das sorgfältigste Studium der Geschichte und der anderen staatswissenschaftlichen Fächer macht für sich allein noch keinen

Staatsmann, ebensowenig wie jemand ohne Talent durch bloßen Fleiß jemals ein tüchtiger oder gar großer Maler, Bildhauer, Musiker geworden ist. Die frühzeitige und unüberwindliche Neigung für einen bestimmten Beruf gibt für die Fähigkeit dazu einen gewissen Fingerzeig, doch kann dabei auch Ehrgeiz, Eitelkeit, Habsucht oder irgendeine andere unedle Leidenschaft mitsprechen. Solche Leidenschaften spielen aber gerade bei den Anwärtern für die höchsten Staatsämter eine große Rolle, und es ist darum gerade hier besonders schwierig, die Spreu von dem Weizen zu sondern.

Es kann für diesmal nicht näher darauf eingegangen werden, auf welche Weise eine Pflanzschule und eine Überlieferung für künftige Staatsmänner geschaffen werden könnte. Nur darauf sei noch hingewiesen, daß auch der beste Parlamentsredner und erfolgreichste Parteipolitiker noch lange kein Staatsmann sein muß. Wäre er das, dann hätte er sich nicht auf die Parteipolitik geworfen. Mit skrupellos und geschickt betriebener Parteipolitik kann man wohl unter Umständen an die Macht gelangen, aber auch Staat und Gesellschaft zugrunde richten. Das ist ja einer der größten Vorzüge einer starken Monarchie, daß der Parteipolitik und Parteiselbstsucht hier unzerreißbare Zügel angelegt sind. Möchte doch in diesem Sinne das Kaiserwort: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche" verstanden und nicht von gewissen Parteien daraus ein Freibrief für staatsfeindliche Umtriebe gemacht werden! Anders kann nämlich das Streben nach der parlamentarischen Regierungsform vom Standpunkte einer starken Monarchie nicht bezeichnet werden.

Sollte nun unsere preußische Monarchie auch, wie es bei fortgesetzter Herrschaft des modernen „Zeitgeistes" nur zu leicht kommen kann, der Parteipolitik und ihren unbegrenzten Möglichkeiten anheimfallen? Wenn die zweifellos schon bestehende Gefahr in dieser Hinsicht noch größer werden sollte, dann wird es für alle wahren Vaterlandsfreunde zur unabweisbaren Pflicht, ihr aufs bestimmteste entgegenzutreten. Hoffen wir, daß unsere Regierung das Volk noch zur rechten Zeit über diese Gefahr aufklären oder die Aufklärung anderer auf das kräftigste unterstützen wird. Falls man sich dazu nicht entschließen könnte, dürften unsere Fürsten, unser Volk und Vaterland schweren, sehr schweren Zeiten entgegengehen. Weder der äußere noch der innere Frieden dürfte dann gesichert sein, denn nur eine starke Monarchie kann dafür die geeignete Grundlage für heute und jede absehbare Zeit hergeben.

Politisch-anthropologische Betrachtungen aus dem Elsaß.

Dr. jur. et phil. Erich Jung, o. ö. Professor der Rechte an der Universität Straßburg.

I.

Ein Vertreter der Staatswissenschaft hat vor einigen Jahren zu betonen für notwendig erachtet, daß ein Staatswesen nicht aus Kanonen und Schiffen, auch nicht allein in seiner Wirtschaft oder seiner geopolitischen Lage auf der Erde, sondern vor allem aus Menschen bestehe. Aus Menschen von bestimmten körperlichen und seelischen Eigenschaften, die, wie alles Menschliche, auf Naturanlage oder auf Kultur zurückgehen; das heißt teils angeboren sind und auf der Konstanz der Art beruhen; teils erworben sind durch Erziehung des Einzelwesens und ganzer Geschlechterfolgen, durch gemeinsame geschichtliche Schicksale[1]).

Das Elsaß wurde nach der Völkerwanderung von alemannischen Stämmen besetzt. Es gehörte bekanntlich zum deutschen Staate, seit man von einem solchen sprechen kann; genauer seit dem neunten Jahrhundert. Es wurde im Lauf des 17. und 18. Jahrhunderts unter französische Oberhoheit gebracht und nach der Revolution dem französischen Staate eingegliedert. Bis dahin hatte das Elsaß weitgehende partikulare Besonderheiten behalten. Seine deutsche Volkssprache hat es dauernd festgehalten und war sich des Gegensatzes zu französischem Wesen in Kultur und Sitte

[1]) Es war keineswegs überflüssig, so selbstverständlich es klingen mag, diese Tatsache einmal zu betonen und einzuschärfen, daß nämlich alle Staats- und Gesellschaftsbildung vor allem auf einer bestimmten anthropologischen Grundlage ruht. Vor allem andern auch; noch vor der Grundlage an Landbesitz; das bekannte Beispiel, das meines Wissens noch von Aristoteles stammt, daß das unter völliger Aufgabe seines Landes auf die Schiffe geflüchtete athenische Gemeinwesen doch noch eine Polis dargestellt habe.

Die lehrmäßige deutsche Staatswissenschaft unserer Tage trägt noch durchaus die Kennzeichen ihrer Herkunft aus der englischen Nationalökonomie und dem rationalistischen 18. Jahrhundert und neigt zu einer einseitig wirtschaftlichen und sogar bloß privatwirtschaftlichen Auffassung der Tatsachen des menschlichen Gemeinschaftslebens. Dagegen wäre an sich nichts einzuwenden. Jede wissenschaftliche Betrachtung von Lebenserscheinungen muß sich schließlich einen engeren Abschnitt herausgreifen. Aber man muß sich dann dieser freilich jeder wissenschaftlichen Betrachtung notwendigen Beschränkung gegenüber der Masse der Erscheinungen eben bewußt bleiben und nicht mit dem künstlich verengten Gesichtswinkel die ganze Fülle der Erscheinungen messen wollen. Man hat unseren handelnden Staatsmännern vorgeworfen, daß sie sich so wenig durch eine fachmäßige und wissenschaftliche Ausbildung zu fördern suchen, im Gegensatz zu den hohen militärischen Stellen, deren Beruf doch gewiß in seinen größten Aufgaben auch viel mehr intuitive Kunst als erlernbare Wissenschaft ist und die doch den kriegswissenschaftlichen Studien einen hohen Wert beimessen, wie die Einrichtungen der Kriegsakademie, des Generalstabes beweisen. Aber man kann es leider verstehen, daß die praktischen Staatsmänner zunächst von ihrer bloßen Empirie noch nicht abgehen wollen, wenn staatswissenschaftlichen Spitzen wie Brentano — und er war nicht der Einzige — so völlig fehlgreifende Voraussagen über staatliche ja selbst über besondere wirtschaftliche Fragen zustoßen, wie sie ihm jetzt zugestoßen sind.

immer bewußt geblieben; auch nachdem die Revolution und die Teilnahme an der napoleonischen Gloire den inneren Anschluß an das französische Staatswesen bewirkt hatten.

„Die Bewohner des Elsaß stehen fast unter allen Regierungen gegen die Regierungsgewalt in halsstarrigster Opposition. . . . Die Straßburger blieben teilnahmslos bei einer Empörung, die ihnen unsinnig erschien und deren Held ihnen kein Vertrauen einflößte, aber dies kümmerte nicht ihre Neigung, der Regierung einen Tort anzutun."

So schrieb Willibald Alexis im Jahr 1851 in einem Bericht über den Straßburger Putschversuch Louis Napoleons (Neuer Pitaval 17. Band).

Man kann aus der Zeit vor 1870 Äußerungen und Bestrebungen der Elsässer feststellen, die bis ins kleinste ihren Beschwerden gegen die deutsche Regierung entsprechen. Das wollen sie natürlich heute nicht mehr wissen oder wissen es wirklich nicht mehr. Die kleinen Nöte des Alltags empfindet man meist nur in der nächsten zeitlichen Entfernung, wie man ja überhaupt bei der Betrachtung örtlich oder zeitlich fernerliegender Verhältnisse leicht dadurch zu übermäßig günstigen Urteilen über die fremden im Gegensatz zu den eigenen Verhältnissen kommt, daß man Unannehmlichkeiten eben nur am eigenen Leibe zu spüren pflegt und bei anderen gar nicht bemerkt oder doch für nichts erachtet.

Beschwerden und Vorwürfe gegen Regierungsmaßnahmen aus französischer Zeit hätte man unter Weglassung der Zeitangabe und Vertauschung der nationalen Bezeichnungen sicher glatt in den letzten Jahren in elsässisch-nationalistischen Zeitungen unterbringen können.

Im Jahre 1858 schrieb Professor Kirschleger in Straßburg: „Wir wollen nicht verwelscht werden; darum wollen wir ferner deutscher Muse und deutscher Wissenschaft huldigen. Was die Gallier Gutes haben, namentlich jenen esprit oder bon sens gaulois, ist mir ganz recht; er liegt aber nicht in unserem Blut und man eignet sich ihn auch nicht an. Also wir wollen nicht verwelscht werden, wir opponieren eine force d'inertie der Verwelschung."

Das Elsaß hat sich — und diese Treue und Widerstandskraft gereicht ihm wahrlich zur Ehre — in zweihundertjähriger Fremdherrschaft kulturell und sprachlich nicht entdeutschen lassen. In politischer Hinsicht französisch gesinnt wurde es erst nach 150 Jahren der Fremdherrschaft in der Revolutionszeit, weniger durch „die Phrase von 1789", als durch die Teilnahme an der Gloire und an den napoleonischen Kriegen, „die der alemannischen Raufluft und der von jeher angeborenen militärischen Tüchtigkeit des Elsässers überreiche Betätigungsmöglichkeiten boten", wie ein Elsässer, René Prévot, sich in den Münchener Neuesten Nachrichten anläßlich des Falles Zabern ausdrückte.

Die Elsässer fühlten sich die längste Zeit im französischen Staatswesen mindestens ebenso unbehaglich und unbefriedigt, wie sie sich, wenigstens

nach der Behauptung gewisser Zeitungen, als Reichsländer fühlen. Und das beruht nicht nur auf angeborenem Widerspruchsgeist und rheinischer Lust am Räsonieren. Es mag schon seine tieferen Gründe haben in einem gewissen kulturellen und zum Teil auch rassehaften Zwittertum zwar nicht des eigentlichen Volkes, wenigstens sicher nicht des Landvolkes, aber doch der besitzenden und führenden Schicht. Schon im 16. Jahrhundert werfen die rechtsrheinischen Landsleute den Straßburgern ihre Französelei vor.

Die französische Annexion — vollzogen durch eine eigenartige Verbindung von Straßenraub und Advokatenkniff, wie nicht deutsche, sondern englische Geschichtsschreiber, Carlyle und ganz ähnlich Bryce, das Verfahren Ludwigs XIV. bezeichnen — hat vielleicht infolge eben jenes tapferen Widerspruchsgeistes der Bevölkerung die Verwelschung zunächst nicht einmal so sehr gefördert. Bis zur Revolution wurde ja auch das Elsaß verhältnismäßig schonend in bezug auf seine sprachlichen und religiösen Besonderheiten regiert. Der Münster wurde zwar sofort — obwohl Straßburg damals rein evangelisch war — dem katholischen Kultus gegeben. Aber die Protestanten, die in anderen Gegenden Frankreichs nach der Aufhebung des Edikts von Nantes die furchtbarsten Verfolgungen erlitten, wurden im Elsaß verhältnismäßig wenig belästigt. Soweit wirkte auch noch unter französischer Herrschaft die deutsche Errungenschaft der Gewissensfreiheit; speziell der Augsburger Religionsfriede, der zwar nicht innerhalb der einzelnen Territorien, aber, vermittelst des darin anerkannten Rechts der Andersgläubigen zur Auswanderung, doch wenigstens innerhalb des Reichs Freiheit des Religionsbekenntnisses herbeiführte. In Frankreich wurde die Auswanderung wegen Glaubensdifferenzen als Desertion betrachtet und mit Tod oder Galeerenstrafe bedroht.

Erst die Revolutionszeit hat — darüber sind sich alle Kenner des Landes einig — durch die radikale Beseitigung aller landschaftlichen Sonderrechte des Elsasses und durch die napoleonische Gloire den inneren Anschluß der Masse der Elsässer an Frankreich vollzogen, nachdem sich die Elsässer nun als Zugehörige des französischen Staatswesens fühlten; keineswegs auch die sprachliche und kulturelle Verwelschung. Die wäre vielleicht durch die Schulpolitik des zweiten Kaiserreiches trotz des tapferen Widerstandes der Pfarrer und Lehrer schließlich bewirkt worden, wenn diese Schulpolitik längere Wirkungszeit gehabt hätte.

Graf Eckbrecht Dürckheim-Montmartin, ein Altelsässer, dessen Ahn den letzten Schwertstreich für ein deutsches Elsaß gegen Ludwig XIV. geführt hat, schildert aus eigener Erfahrung als französischer Verwaltungsbeamter den zähen Widerstand der elsässischen Lehrer und Geistlichen gegen die zwangsweise Französierung des Unterrichts. Graf Dürckheim fügt die Bemerkung hinzu: „Sehr pikant ist es aber, daß heute dieselben Herren im Reichstage in Berlin, wie im Landesausschuß in Straßburg allgemein die deutsche Verwaltung beschuldigen, den Elsässer Kindern die französische

Muttersprache rauben zu wollen. Jetzt ist also plötzlich auf Kommando des Chauvinismus die Muttersprache umgesprungen, aus der deutschen die französische geworden."

Das elsässische Volk in seiner überwältigenden Mehrheit — abgesehen von der Bevölkerung einiger Täler, wie z. B. des oberen Breuschtals — ist nach Art, Sprache und Sitten deutsch, trotz zweier Jahrhunderten der Fremdherrschaft; was in seiner nachgelassenen, lange nach 1870 geschriebenen Ethnographie Frankreichs auch der Franzose Gobineau ausdrücklich anerkennt.

Um so auffallender sind manche politische Erscheinungen im Lande, die wenigstens an der Oberfläche bisher stark hervortraten; im gesellschaftlichen Leben, in der Presse, im Parlament. Also auf Gebieten, die man allgemein für erheblich hält; wenn sie auch, wie vorweggenommen sei, lange nicht einen so wesentlichen Teil des nationalen Lebens und Seins ausmachen, als es nach dem Papier scheint. Aber es war doch nun einmal Tatsache, daß die Wetterle und Genossen mit großen Mehrheiten in den Reichstag gewählt wurden. Und es war entschieden naiv vom Kammerpräsidenten Ricklin, daß er, nachdem Wetterle, als deutscher Reichstagsabgeordneter, in Frankreich als Wanderredner für die Revanche aufgetreten war — es war nicht sehr lange vor dem Kriege — den damaligen Statthalter Wedel beteuernd ansprach, daß man doch die Taten eines Einzelnen nicht der ganzen Bevölkerung anrechnen dürfe. Ja ihr, gerade ihr, haltet ja doch das allgemeine Stimmrecht für einen vorzüglichen Grademesser der Volksstimmung, in der die wahre Volksmeinung zum Ausdruck kommt; diese Bevölkerung hat nun doch eben diesen Mann gewählt. Sie war freilich ganz anderer Art, wie sie jetzt im Kriege gezeigt hat, als ihr Vertreter, der mit seinen überspannten Forderungen der Zerstückelung Deutschlands nun sogar schon der französischen Regierung auf die Nerven zu fallen scheint.

Es ist zwar sicher, daß bei einem großen Teil der Wähler mehr allgemeine Verstimmung die Richtung der Wahl bestimmte als positive politische Absichten im Sinne jener Drahtzieher. Aber es bleibt auffallend, daß dieses unpolitische unproduktive Moment der Verstimmung eine so große Rolle gespielt hat; gegen die wahren Belange und selbst gegen die wahre Meinung des Volkes.

Dem elsässischen Landvolk ging es bei Deutschland so gut wie nie zuvor, was die Elsässer selber zugeben. Die Städte, vor allem Straßburg, haben sich in einer Weise entwickelt seit 1870, die erstaunlich ist; was besonders hervortritt durch einen Vergleich mit der Entwicklung der französischen Provinzstädte in dem gleichen Zeitraum.

Für die großen Gewerbebetriebe des Oberelsasses war die neue Zollgrenze zunächst sicher eine schwere Schädigung, aber diese ist wenigstens von den Anpassungsfähigeren überwunden und wettgemacht durch die engere Ver-

bindung mit dem intensiveren Wirtschaftsleben Deutschlands. Die Elsässer genießen heute — und nicht etwa erst seit der neuen Verfassung — bei Deutschland ein Maß von Freiheit und Selbstverwaltung, wie sie es im letzten Jahrhundert der französischen Herrschaft nicht entfernt besessen haben. Noch im Jahre 1870, nach zweihundertjähriger Zugehörigkeit zu Frankreich, wurde den Straßburgern der Maire von Paris aus geschickt. Bei der Zaberndebatte im Reichstag hat Graf Westarp sehr mit Recht darauf hingewiesen: „Die elsaß-lothringische Bevölkerung ist, solange sie zu Frankreich gehörte, mit sehr fester Hand von einem Präfekten regiert worden, der in vollster Abhängigkeit von der Zentralregierung in Paris stand. Von irgendwelcher Selbständigkeit und freiheitlichen Selbstverwaltung, wie sie das Charakteristikum der preußisch-deutschen Gesetzgebung ist, war nichts zu spüren."

Die notwendigen rechtlichen Befugnisse gegenüber einer vom Ausland aus geleiteten fremdsprachigen Presse, die vor etwa vier Jahren der vorzeitig verratene Gesetzentwurf der elsässischen Regierung erst verschaffen sollte, bestehen in Frankreich längst. Als 1895 in Nizza ein italienisch gesinntes Blatt, Pensiero, der französischen Regierung unbequem wurde, unterdrückte sie es glatt durch ein zu diesem Zweck rasch geschaffenes Gesetz. Daß Jagdpässe nicht mehr in so arglöser Weise und wahllos auch in der Nähe von Festungswerken an Franzosen ausgestellt werden sollten, hat in der elsässischen und auch in der linksstehenden Presse Altdeutschlands eine große Entrüstung über diese Ungastlichkeit hervorgerufen. In Frankreich werden überhaupt Jagdpässe an Ausländer — mit seltenen Ausnahmen, die zu machen im Belieben der Behörden steht — grundsätzlich nicht erteilt, was übrigens sehr verständig ist. Wie falsch die deutsche Großherzigkeit in diesen Dingen war, hat sich bei der ersten Besetzung von Mülhausen Anfang August 1914 gezeigt. Die Franzosen bezogen damals schon in der Nacht nach ihrem abends erfolgten Einzug und nachweislich ohne besondere Erkundung Artilleriestellungen vor der Stadt. Das war nur möglich, weil sie diese Stellungen schon ganz genau kannten und zwar eben durch ihre eigens zu diesem Zweck vorher als Jagdgäste dort gewesenen Offiziere.

Der berühmte Diktaturparagraph war nach französischen Vorbildern geschaffen; er gab der Regierung gegenüber der Presse im Grenzlande, unter einer eben erst auf kriegerischem Weg angegliederten Bevölkerung, die Befugnisse, die etwa dem entsprechen, was in Frankreich allgemein Rechtes ist. Die ersatzlose Aufgabe dieser Garantien unter Köller (1902) hat erst, nach dem Urteil aller Kenner der Verhältnisse, die in dem letzten Jahrzehnt vor dem Krieg eingetretene Verschlechterung der Zustände bewirkt. Nun war die französische Presse im Lande aller Rücksichten ledig und sie machte entsprechenden Gebrauch davon.

Dieser an sich unbestreitbaren Tatsache, daß sie bei Deutschland ein Maß von Freiheit, Selbstverwaltung und politischer Entwicklungsmöglichkeit

genießen, wie sie es in dem zentralisierten Frankreich unter seinem Parlamentsabsolutismus nie erreichen könnten, sind sich auch viele Elsässer heimlich bewußt. Sie standen ja vor 1870 den französischen Zuständen recht kritisch gegenüber und tun dies auch heute noch in etwas höherem Maß, als sie es nach außen erkennen lassen. Um so merkwürdiger erscheint das Verhalten der Masse der Bevölkerung in der Presse und im sonstigen politischen und gesellschaftlichen Leben, wie es bisher zu beobachten war, bis zum Kriegsausbruch; es wird hoffentlich nach dem Krieg anders werden. Aber eine Untersuchung lohnte sich deshalb doch noch, da die Ursachen des früheren Zustandes später wieder zur Wirkung kommen werden, wenn man sie ungestört fortbestehen läßt.

II.

Die Erscheinung hängt mit tieferen und schon seit länger wirkenden Ursachen zusammen. Die zweihundert Jahre der Fremdherrschaft, die immer mehr oder minder als solche empfunden wurde, ist naturgemäß trotz der unveränderten völkischen Grundlage an den geistigen und besonders den charakterlichen Eigenschaften der Elsässer nicht spurlos vorübergegangen.

Daß man unsererseits glaubte, die Elsässer müßten uns als die wiedervereinten Brüder mit offenen Armen entgegenkommen, war eine Empfindsamkeit, ein menschlich vielleicht begreiflicher Irrtum, aber eben eine Verkennung der tatsächlichen Lage. Zweihundert Jahre sind immerhin eine lange Zeit für den kurzfristigen und kurzdenkenden Menschen, dessen geschichtliches Gedächtnis nicht allzuweit zurückreicht: in Deutschland, wie Treitschke einmal meint, in der Masse so etwa bis zum dreißigjährigen Krieg. In Frankreich aber wurde der natürliche Mangel an geschichtlichem Sinn noch durch bewußte Entstellung der geschichtlichen Wahrheit in den Schulen verschärft; in französischen Schulen wird die Tatsache einfach verschwiegen, daß das Elsaß früher schon einmal und bis zum Ende des 18. Jahrhunderts teilweise zu Deutschland gehörte. Jedenfalls war jene Annahme irrig.

Der oben erwähnte Graf Eckbrecht Dürckheim schreibt in seinen Lebenserinnerungen, die von den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts bis 1887 reichen: kennzeichnend für den Elsässer, dem es an körperlichem Mut zweifellos nicht fehle, sei ein ausgesprochener Mangel an Mut zur eigenen, gegenüber einer gesellschaftlich herrschenden Meinung jener (nach dem Urteil Karl Hillebrands) im heutigen Frankreich, aber wohl überhaupt in jeder mehr zivilisierten als kultivierten Gesellschaft so verbreitete Mangel an Eigenständigkeit und an Mut zu sich selbst; die Tyrannei des „ce que se fait“ und „ce que se ne fait pas“.

Diese Beobachtung Dürckheims ist unzweifelhaft richtig und jeder im Lande lebende schärfere Beobachter wird schon entsprechende Züge haben feststellen können. Dieser Zug hängt seiner Entstehung nach aufs engste zusammen mit der Zwitterhaftigkeit der oberen Schicht im Elsaß.

Die gerühmte zweisprachige „Sowohl-als-auch"-Kultur ist ja tatsächlich meist oder doch mit seltenen Ausnahmen eine „Weder-noch"-Kultur. Man fühlt sich in keiner Kultur innerlich feststehend, man ist unsicher und sucht deshalb ängstlich die Meinung zu haben und doppelt laut zu bekennen, die bei den gesellschaftlich Maßgebenden, bei der „Respektability" oder was man dafür hält, gerade Kurs hat. So wird die Stimmung einer zahlenmäßig schwachen und an allen inneren Kräften, außer an Geld, noch schwächeren Schicht bestimmend für die Masse der Bevölkerung, gegen deren eigene, innerste Meinung und gegen die Vernunft der Tatsachen. Im Notfall greift ein scharfer gesellschaftlicher Terrorismus ein, wie gegen jenen Grafen Dürckheim, als er sich zur alten deutschen Vergangenheit des Elsasses und seiner Familie zu bekennen wagte.

Unter „culte du passé" verstand man im Elsaß auffallender- und kennzeichnenderweise nur die Pflege der Erinnerung an die zwei Jahrhunderte französischer Herrschaft — im Hanauer Land, in Bischweiler, auch in Mülhausen hatte sie übrigens noch nicht einmal ein Jahrhundert gedauert. Jene gesellschaftlichen und geschäftlichen Beeinflussungen und Zwangsmaßregeln sind naturgemäß viel wirksamer als etwaiger staatlicher Druck. Es ist der Höhepunkt der Entstellung und Heuchelei, wenn etwa von der Gegenseite behauptet wird, daß von der deutschen politischen Gewalt ein ungebührlicher Zwang auf die Gemüter versucht werde. Die öffentlichen Gewalten sind ja in ganz anderer Weise überwacht und rechtlich beschränkt, als jene außerstaatlichen sozialen Einflüsse und Mächte, die viel rücksichtsloser vorgehen können. Und außerdem kommt der einzelne Bürger im täglichen Leben mit den obersten Behörden verhältnismäßig selten in Berührung, während die geschäftlichen und gesellschaftlichen Zwangsmittel ihn jeden Augenblick erreichen und seine ganze bürgerliche Existenz vernichten können. Für den eingeborenen Elsässer erforderte es bisher unzweifelhaft mehr Mut und Selbständigkeit, sich zur deutschen Seite zu bekennen, als umgekehrt, seine französische Gesinnung hervorzukehren. Man hat mit Recht bezweifelt, ob es nicht, wie die Sachen liegen, selbst bei dem besten Willen des Betreffenden zu viel verlangt war an Charakterstärke und Selbständigkeit, daß man so bald schon eingeborene Elsässer an die leitenden Stellen berufen hatte. „Der Zivilmut gebricht dem Elsässer durchaus", schreibt Dürckheim. Die Masse, die (nach derselben Quelle) seit 50 Jahren gewöhnt war, nach „der Pfeife seiner gewürfelten, immer schlagfertigen, wenn auch oft brutalen Präfekten zu tanzen", hatte nicht die Fähigkeit, sich der Führerschaft dieser „Maßgeblichen" zu entziehen. So ungeeignet zu politischer Führung diese rein plutokratische Schicht — die schlechteste Form von Aristokratie, nach Carlyle — auch sein mag; diese Oberschicht, die in ihrer inneren Haltlosigkeit und Snoberei eine fremde Sprache annimmt, nur um den Abstand vom Volke zu betonen und zu verschärfen. Ein Gipfel des gewollten Sichabschließens und künstlichen Distanzmachens,

wie ihn selbst die ältesten und begründetesten Geburtsaristokratien kaum je erstiegen haben. Man hat dem baltischen Adel vorgeworfen, er habe absichtlich der lettischen und esthnischen Bevölkerung die Erlernung der deutschen Sprache erschwert, um die Herrensprache als solche festzuhalten. Das wäre, vorausgesetzt, daß es überhaupt wahr ist, noch lange nicht dasselbe Verfahren wie im Elsaß, wo nicht eine vorhandene Sprachverschiedenheit nur festgehalten wird, sondern wo sich diese armen Bourgeois vielmehr eine fremde Sprache künstlich — und wie gezwungen und unvollkommen — anquälen, um sich feiner vorkommen zu dürfen.

Jene derzeit herrschende Oberschicht ist ihrer Entstehung nach verhältnismäßig jung. Die meisten alten Familien — die naturgemäß eine etwas längere und auch in die deutsche Vergangenheit des Landes zurückreichende geschichtliche Erinnerung besitzen — sind durch die wiederholten staatlichen Veränderungen und durch die große Revolution hinweggefegt worden. Altstädtisches Patriziat gibt es in Straßburg, einer so alten und ruhmreichen Stadt, überhaupt nicht mehr. Vom alten Adel des Landes haben sich nur wenige Familien, wie die Dürckheim, die Türckheim, Bulach, Reinach und einige, erhalten. „Ein Deutscher macht sich heute", schreibt Dürckheim, „keinen Begriff von der Zerrüttung, ich möchte sagen, der Ausrottung des elsässischen Adels; der dreißigjährige Krieg mit seinen Verheerungen, die Horden Louvois' mit Brand, Raub und Mord, die religiösen Verfolgungen der Protestanten unter Ludwig XIV., endlich die französische Revolution mit Beil, Haft und Verbannung, alles das ging über die unglückseligen Geschlechter hin wie die Völkerwanderung über Roms stolze Patrizier."

Dieser Vergleich beruht auf einem geschichtlichen Irrtum Dürckheims, auf den es sich gerade im Zusammenhang unserer Erörterung einen Augenblick einzugehen verlohnt. Die alten Geschlechter, die in den Magistraturen und im Senat die Größe Roms geschaffen hatten, waren schon lange vor der Völkerwanderungszeit, nämlich von den Bürgerkriegen ab, mit dem Aufkommen der Geldaristokratie in den Equites und durch die Beseitigung der alten aristokratischen Verfassung bei der Einrichtung des Prinzipats, zugrunde gegangen. Schon der erste Alleinherrscher, Augustus, suchte durch Gesetze gegen die Vermischung der Stände, durch erbrechtliche und sonstige Schlechterstellung der Kinderlosen und durch ähnliche Maßnahmen ganz entsprechende Erscheinungen zu bekämpfen, wie sie heute in der abnehmenden Geburtenzahl die zivilisierten Völker Europas bedrohen. Allerdings ohne Erfolg; in der Kaiserzeit wurde der Kern der römischen Nation und die eigentlich kulturführende und staatsaufbauende Oberschicht zwischen dem Despotismus der Cäsaren auf der einen Seite und dem durch diesen verhätschelten Proletariat auf der andern Seite endgültig und wie es scheint bis zur Ausrottung zerrieben. Die ursprüngliche anthropologische Unterlage des römischen Gemeinwesens, die Artung der einzelnen Menschen, aus denen

sich das Staatswesen aufbaut und die sein Wesen, im Gegensatz zu anderen bloß mitwirkenden, wie klimatischen oder wirtschaftlichen Bedingungen, ausschlaggebend bestimmen, war schon in der späteren Kaiserzeit und vor der Völkerwanderung so von Grund aus zerstört und verändert, daß Angehörige der allerverschiedensten Herkunft und Rasse, nicht nur Kolonialrömer, wie Spanier, Illyrier, sondern auch Thraker und selbst Araber auf den Thron der Cäsaren gelangen konnten.

Es wird später erhellen, daß diese kurze geschichtliche Betrachtung nicht aus dem Zusammenhang dieser Erörterungen fällt.

III.

Die im Elsaß maßgebende Oberschicht ist im wesentlichen ein Ergebnis der Entwicklung des 19. Jahrhunderts. Diese Schicht ist überwiegend französisch gesinnt und das ist von ihrem Standpunkt aus erklärlich. Sie ist hochgekommen durch die wirtschaftliche Bewegung des 19. Jahrhunderts vom Bürgerkönig — mit seiner berühmten Parole: Enrichissez-vous, die sie gründlich befolgten — und auch vom zweiten Kaiserreich hochgezüchtet und gehegt.

Und sie ist diesem ihrem Ursprung entsprechend auch ur- und erzbourgeoise in Denken und Lebensauffassung: Solid und arbeitsam, aber genießerisch und völlig ideallos. Oder anders ausgedrückt: mit dem kümmerlichen Lebensziel des Epiciers, dem Ziel der möglichst risikolosen, rentensicheren und materiell möglichst behaglichen Existenz. Welches kleinbürgerliche Lebensziel ohne Zweifel sich wesentlich unterscheidet und kleinlicher ist, als das Streben des eigentlichen Geldmagnaten, dem es um die Macht zu tun ist, wie etwa des amerikanischen oder jüdischen Börsenbeherrschers; und das erst recht wohl zu unterscheiden ist von der leidenschaftlichen Produktivität des großen Industriekapitäns, der neue wirtschaftliche und technische Möglichkeiten aus der Erde stampft und der in seinem gegen sich selber am meisten rücksichtslosen Arbeitsfanatismus schon einen starken idealistischen Zug hat.

Die oben bezeichnete elsässische Bourgeoisie mit dem alleinigen Lebensziel: Respektability und Rente, hat von ihrem Standpunkt aus guten Grund, daß sie zu Frankreich neigt. Denn dort herrscht ihre Klasse und die ihr entsprechende Lebensauffassung durchaus.

Da eine Regierung ohne Befehl, wie es das demokratische Programm dem theoretischen Grundsatz nach fordert, etwas Unmögliches ist und eine schlechte Regierung immer noch vorteilhafter ist als gar keine, fällt das Gemeinwesen in die Hand der noch vorhandenen stärksten sozialen Gewalt, der Geldmacht.

Es hat solche Staatswesen schon gegeben, wo, ähnlich wie im Feudalstaat der Tapferste, im Priesterstaat, wenigstens der Idee nach, der Weiseste herrschen soll, so dort der Reichste die höchste Gewalt ausübt. Der

karthagische Staat scheint solcher Art gewesen zu sein, wie die spärlichen Nachrichten des Aristoteles vermuten lassen; die Schilderung Flauberts in Salembo scheint, mit genialer künstlerischer Intuitive, der Wahrheit ziemlich nahe zu kommen. Und das nordamerikanische Staatswesen ist anscheinend auf dem Wege zu diesem Ziel. Die plutokratische Regierung ist allerdings meist eine sehr harte. Der schrankenlose Egoismus der Methoden, den die geldmäßige Auffassung aller Dinge, wie es scheint, allen ihr ergebenen Menschen anzüchtet, hängt wahrscheinlich zusammen mit der Grenzenlosigkeit der abstrakten Zahl: daß man in Summen niemals zu einer Grenze des Genughabens gelangt; während etwa auf naturalwirtschaftlicher Stufe der Herr ja verhältnismäßig bald zum Stande einer gewissen Gesättigtheit und zu entsprechendem Nachlassen in den Ansprüchen für sich gelangen wird.

Sie haben wirklich Ursache, diese Notabeln, das französische Staatswesen vorzuziehen; nicht nur um deswillen, weil dort keine Einkommensteuer zustande kommt, sondern weil dieses Staatswesen überhaupt, wie übrigens jetzt selbst deutsche Sozialdemokraten zugeben, das am schärfsten mammonistisch geleitete Gemeinwesen ist. Der Parlamentarismus Frankreichs hat, wie kürzlich ein sehr weit links stehender französischer Politiker (Delaisi) schrieb, heute nur noch den Wert einer spanischen Wand, die das Kapital zwischen sich und dem Volke für nötig hält, damit es dahinter den Staat auf eine nie erhörte Weise mißbrauchen kann, um seine Geschäfte zu besorgen.

Schon im Jahre 1845 schrieb Fürst Metternich an seinen Pariser Gesandten: „Das Haus Rothschild spielt in Frankreich eine viel größere Rolle als irgendeine fremde Regierung, vielleicht mit Ausnahme der englischen. . . . Das Geld ist in Frankreich das große Tribunal." Bismarck schreibt einmal etwas ganz ähnliches; 1862 zur Zeit seiner Pariser Gesandtschaft oder 1867, als er mit seinem König die Pariser Weltausstellung besuchte.

Und diese Entwicklung hat sich unzweifelhaft verschärft oder vollendet unter der dritten Republik, unter der nun die keltische Unterschicht durchgreifend und wie es scheint endgültig die Oberherrschaft erlangt hat und die im Keltenaufstand von 1789 begonnene Beseitigung der fränkisch-germanischen Schicht und ihrer Ideen vollendet hat. Kenner des heutigen Frankreichs — vergleiche den Aufsatz von Richard Schmidt in der Zeitschrift für Politik — sind der Meinung, daß eine „Kameraderie" von etwa hundertfünfzig Leuten heute die Geschicke Frankreichs tatsächlich bestimmt. Ein Elsässer, René Schickele, schrieb in einem kurz vor dem Krieg herausgekommenen Buch über seine Pariser Eindrücke folgendes: „Die Vielen, die noch immer in Gebiete gehen, wo Frankreich Krieg führt, sollten zu Hause bleiben. Es lohnt sich nicht mehr. Der Ruhm wird dadurch nicht schöner, daß man ihn im Kampf für die Interessen irgendwelcher Diamanten-, Eisen-

oder Kohlenkonsortien erringt." Woran er übrigens die Mahnung für seine Landsleute knüpft: „Wendet das elsässische Abenteuer nach Deutschland, es ist sein natürlicher Weg." (Schluß folgt.)

Das maskulierte Weib.

Dr. Franz Haiser.

Als Otto Weininger durch Selbstmord endete, übernahmen die Psychoanalytiker seine Leichenrede. Mit tiefster Gelehrsamkeit und der vollen Kenntnis des „gegenwärtigen Standes der Wissenschaft" ausgerüstet, segneten sie mit gönnerhaftem Wohlwollen seine sterblichen Überreste ein. Die Seele des Unglücklichen wurde „verstanden", „erklärt", bemitleidet und — begraben, denn Otto Weininger mußte auch geistig begraben werden, nicht bloß leiblich, er hatte es sich herausgenommen, viel Unangenehmes zu sagen und das verträgt unsere heutige Welt der „uneingeschränkten geistigen Freiheit" merkwürdigerweise gar nicht. Auch seine eigenen Volksgenossen — und die natürlich am aufdringlichsten — stimmten in das feierliche Trauergemurmel dieser Priesterschaft ein, die es meisterhaft versteht, sich ja keine Ketzer und Märtyrer auf den Hals zu laden, sondern alles Unangenehme, und damit natürlich auch die Wahrheit, dem — Irrenhause zu überliefern. „Ein interessanter Fall von männlicher Hysterie" — so überschrieben die gesinnungstreuen und rechtgläubigen Feuilletonisten der alleinseligmachenden Wissenschaft ihre Aufsätze. — Es fällt mir nicht im Traume ein, Weininger etwa als den Urtypus des geistig normalen Menschen hinzustellen, denn das hieße völlig übersehen, daß er ein schwer belasteter armer Unglücklicher war, aber unsere Herren Psychopathologen, die ihren Herren Kollegen zu Gefallen alles Unangenehme einfach ins Narrenhaus sperren wollen, vergessen, daß sich über *ihren* Häuptern ein weiterer Psychoanalytiker erheben kann, der *ihre* Seele und die *Beweggründe* für ihre „hochwissenschaftlichen Entscheidungen" aufs Korn nimmt. Weiningers Seele war zerrissen und er war um so bedauernswerter, als er von einem glühenden Verlangen, aus der Haut seiner Rasse und seiner Veranlagungen herauszukommen, getrieben wurde. Sein edler Wille, der wie ein Wink aus einer höheren Welt kam, zog den kürzeren und einem Geschöpfe mit derartigen Disharmonien in der Brust ist schon im voraus das Todesurteil gesprochen. Weininger war an seiner Art gründlich ermüdet und suchte nach ihrem Gegenpole; wie sich nach einer gewaltigen Depression der Atmosphäre die Barometerkurve nahezu senkrecht hebt und gewaltige Stürme und Regengüsse das rasche Ansteigen des Luftdruckes begleiten, so erhob sich in Otto Weininger der neue Mensch. Darf man die Logik eines solchen Menschen einfach über Hals und Kopf dem Irrenhause überweisen? — Er empfand gleich vielen anderen Unzufriedenen und Neuerern

unserer Zeit jenen tiefen Ekel vor den Phrasen und Götzenbildern der „Moderne", die die Menschheit blindlings anbetet. Er war der Wissenschaft gram, aber nicht um ihrer selbst willen, nicht der Göttin Urania grollte er, sondern ihren Priestern, die sich mit Stahlketten an einem Götzen festgeschmiedet haben, die sich auch vom semitischen Geiste nicht freimachen wollen und koste es selbst das Leben! Deshalb grollen wir Neunationalen ja auch der Wissenschaft und ihrer Lehre, denn Evangelium gibt es freilich bloß eines, aber Auslegungen eine Unzahl. Man legt uns die Bibel falsch aus, hinweg mit der Pfaffenhand, die das Wort Gottes für selbstsüchtige Interessen der Kirche ausbeutet!

Der Sitz der Frauenemanzipation, sagt Otto Weininger ganz richtig, ist nicht beim „Weibe" zu suchen, sondern nur beim Mannweibe, das eigentlich gar kein Weib mehr sei. Der Mann täte aber gut, sagt er später, sich an das Mannweib zu gewöhnen und es schön zu finden, denn es würde vom Willen zum Guten geleitet und hätte sich von der Natur des Weibes, die an und für sich böse sei, zu der des Mannes „emporgerungen". Das ist nun allerdings weder biologisch noch philosophisch tiefgründig genug erfaßt. Weininger will die Weltschöpfung auf den Kopf stellen. Seine Stärke liegt überhaupt nicht im Hauptthema, sondern in seinen geistreichen Nebenbemerkungen und dem tapferen Stemmen gegen einen dummen und moralisch minderwertigen Zeitgeist. Das Weib ist der Gegenpol des Mannes, so will es die geschlechtliche Differenzierung, die sich beständig zu vertiefen hat und jede Rückbildung nach einer gemeinsamen Mittellinie, die die Gegensätze zwischen den Geschlechtern auszugleichen trachtet, ist ein schwerer Entwicklungsfehler, der unfehlbar dem Gattungstode zustrebt. Die ganze zweigeschlechtliche Vermehrung würde ja gar keinen Sinn haben und wir hätten gerade so gut bei der einfachen Zellteilung bleiben können, wenn wir wieder dem Zwittertume zustreben wollten. Da nämlich die Zellvölker bei ihrer Arbeit und ihrer Vermehrung ermüden und altern, so muß es Gegensätze geben, mit denen sie sich vereinigen können, um Vorteile wie Nachteile im gegenseitigen Austausche zu kompensieren. Nimmt die Frau Lebensgewohnheiten, Beschäftigung und den Habitus des Mannes an, so bringt sie wohl alle Vorzüge, aber auch alle Nachteile, die sie im Leben erworben hat, sozusagen in die Zellehe mit, denn sie ist ja dann nicht mehr der Gegenpol des Mannes, und was fängt das Leben mit einseitig angehäuften Vorzügen an, wenn damit auch die Nachteile vervielfacht wurden? Es bedeutet Zellentod, ein Massensterben, die ganze Gattung ist in Gefahr auszulöschen. Und wenn die Natur auch Wege fände, diese Schäden durch andere Mittel auszuschalten, so gäbe es auf diese Weise dennoch keine Artveränderung, keinen Aufstieg, keine Entwicklung, weil es am Potentialgefälle, an Wertunterschieden mangelte, die der Urquell alles Lebens sind. Wir hätten einen toten mechanischen Kreislauf vor uns, aber kein Leben. Alle Ausgleicher und

Verflacher, und kämen sie aus was immer für einem Lager, arbeiten diesem toten mechanischen Kreislauf in die Hände, sie haften an der Materie und streben nicht dem reinen Geiste zu und so etwas nennt sich „fortschrittlich"! — Aber Ausgleich der Geschlechter ist ja so wie so nicht möglich, die Natur läßt sich nicht ins Bockshorn jagen, eine Gleichstellung von nicht völlig Gleichgearteten — und das bleiben Mann und Weib trotz aller Ausgleichsversuche — löst einen erbitterten Kampf um die Vorherrschaft aus, der die ursprüngliche Polarität wieder herzustellen trachtet. Die Frauenemanzipation ist auch nichts anderes, als die Herrschaft des Weibes, die nach dem Throne strebt. Auch der Schwache will herrschen, nur bedient er sich gewöhnlich anderer Waffen, um die Herrschaft zu erreichen. Herrschsucht und Weib sind schon seit altersgrauen Zeiten innig verschwistert, aber das Weib trat bis jetzt nur in seiner femininen Form herrschsüchtig auf, nicht in der maskulinen, wie die heutige Emanzipierte. Das feminine Weib, oder der natürliche Gegenpol des Mannes, kämpft mit den Waffen des Schwachen, mit List statt mit Kraft, mit Schlauheit und üppigen Reizen, die den Starken willenlos und schwach machen, mit dem feinen und untrüglichen Wegweiser des Instinktes kämpft sie selbst gegen das klare und selbstsichere Bewußtsein des Mannes erfolgreich an. Dieser Kampf der Geschlechter untereinander hat einen Sinn, denn er vertieft die Gegensätze, die sie trennen, er verschärft die Differenzierung; dem geistreichsten und kräftigsten Manne wird nur die Weiblichste, die Schönste, die Neckischeste gefallen, die selbst seinem Kraft- und Überlegenheitsgefühle gefährlich wird, der größten Künstlerin der List hingegen wird die rauhe Kraft und die Größe der Offenheit, die der List nicht bedarf, am meisten imponieren. Das sind jedenfalls normale Gegensätze. Heute aber hat sich dieses ursprüngliche Verhältnis vielfach abgeschliffen oder sogar umgekehrt. Das Weib, das instinktiv nach einem Gegenpole im Manne sucht, gerät auf die männliche Entwicklungsbahn, denn der Mann ist ja inzwischen Weib geworden und hat geradezu den Willen, Weib zu werden. So lagen wenigstens die Verhältnisse vor dem Kriege. Das Weib zeigt sich auch in der ganzen Emanzipationsbewegung immer noch plastisch und folgt einfach dem Willen des Mannes, der ja weibisch sein will, es bleibt ihr daher nichts anderes übrig, als männlich zu werden. Das Weib hat sich also nicht selbst vermännlicht, sondern der Wille des Mannes hat diesen Polwechsel auf dem Gewissen, er will von einem Mannweibe umschlungen werden, er ist Masochist geworden! — Selbstverständlich hat sich diese Umwandlung nur innerhalb gewisser Kreise vollzogen, in der sogenannten „Intelligenzaristokratie", also nur in einem verhältnismäßig kleinen Bruchteile der Gesamtbevölkerung, aber die allgemeine Reaktion, die diesen Prozeß begleitete, war katastrophal, denn Entartung hatte den geistigen Generalstab des deutschen Volkes ergriffen! Ein Nero hat unter großem Popanz und angesichts des ganzen Volkes mit seinem Kammerdiener

Hochzeit gehalten! — Mußten vielleicht deshalb die Völker Europas so bluten, um diese allgemeine Entartung ihrer Zentralorgane wieder rückgängig zu machen? — Es gab damals Schriftsteller, die selbst die Offiziersdharge niederlegten, nur um sich ganz dem masochistischen Geschreibsel als „Volkserzieher" hingeben zu können. Ja, man konnte sogar lesen, daß Damenhände zu vergöttlichen seien, die einen Mord begangen haben, wollüstige Schilderungen wurden in die Welt gesandt von dem Wonnegefühle, das der Mann empfindet, dem sich solche Hände wie die Schlinge des Henkers um den Hals legen! — So sah es damals mit unserer „Volkserziehung" aus, mit unserer „Geistesaristokratie". Aber lassen wir diese verrückten Geschreibsel beiseite, die ja doch außerhalb des Kreises der Belasteten kaum ernst genommen wurden und wenden wir uns einer anderen Sitzreihe des Geistesparlamentes zu, zu der der Herren Gelehrten. Hier trat der Feminismus wohl nicht so romantisch und grillenhaft zutage, dafür aber desto eigensinniger und hochmütiger. Obgleich gerade bei der Frauenfrage sowohl Instinkt als philosophische Spekulation wie auch empirische Wissenschaft unzweifelhaft auf das gemeinsame Ziel hinweisen, daß alle Forderungen und Thesen des sogenannten „Fortschrittes" naturwidrig sind, weil sie die ärgsten Verstöße gegen den Schöpfungswillen enthalten, die die Weltgeschichte zu verzeichnen hat, — das Oberhaus der Herren Gelehrten beharrt felsenfest auf diesen Irrtümern und bekräftigt sie noch dazu kraft seiner Unfehlbarkeit ex cathedra! — Unter diese Irrtümer zählt also auch die Gutheißung des Feminismus. Nimmt die Frau die Berufsarten des Mannes an, so teilt sie mit ihm bald alle Schädigungen, die durch das betreffende Berufsleben dem Organismus zugefügt wurden, sie vermag keine lebensfrische Ergänzung zu seinem berufskranken Organismus mehr zu bilden. Und berufskrank ist der Mann, er ist schwer kulturkrank. Es wäre zu überlegen, was größere Anforderungen an die Spannkraft der Nerven gestellt hat, das Toben des gegenwärtigen Weltkrieges selbst oder die fünfzig Jahre Vorbereitung, die ihn in der gegenwärtigen Form ermöglichten. Mag sein, daß wir nach diesem Riesenkriege einer gesünderen Entwicklung entgegensehen, man kann aber schließlich auch auf die Meinung verfallen, daß es eine ungesunde Entwicklung auf Selbstvernichtung abgesehen hat. Der Mann ist durch unsere heutige Kultur nicht nur physisch, er ist auch seelisch krank geworden, sein Bewußtsein hat keine Stütze, keinen Ideenhalt mehr und nur die Idee ist ein fester Punkt im Leben, alles andere ist dahinfließendes schales Zeug, das heute blüht, um morgen zu verbleichen. Er sucht also einen Stamm, an den er sich anklammern kann und diesen Stamm glaubt er am Weibe zu finden. Statt Staatsmensch zu werden und sich als solcher an den Rasseninstinkt des Volkes und an das Staatswohl anzuklammern, wird er durch und durch „Gesellschaftsmensch" und findet in dieser Gegend natürlich nichts anderes vor als Weiber, Weiber und wieder nur Weiber, die einzigen lebenden Wesen dieser verödeten

Karstlandschaft. Aber wie tiefgreifend unterscheidet sich das „Gesellschaftsweib" vom Staatsweibe! Hier die Hohlheit, die dahinstürmende Mode, die Lüge, der Schein, ein öder Kreislauf des ewigen Einerlei, dort der Stamm, der Aufstieg zu Idee, zur Ewigkeit! — Der sogenannte „objektive Mensch", wie ihn der Geist unserer heutigen Wissenschaft erzieht, ist ein geistiger Schwächling, ein Heimatloser, der ein Heim sucht, wo er Ruhe finden kann, einen Stützpunkt, um ein Eigen zu besitzen und diesen Stützpunkt sucht er beim Weibe, das noch weit mehr Willen im Denken besitzt, als er selbst. Er ist gerade durch die sogenannte „Freiheit des Geistes", die jedes instinktive Gefühl als „Vorurteil" verdammt, zum Weibersklaven herangezogen worden, denn des Weibes Willen leiten noch Instinkte, wenn auch selbstsüchtige, Gesellschaftsinstinkte, nicht Staatsinstinkte. Nicht das tote, leblose Wissen ist Macht, sondern der flammende Wille im Denken, der das „Wissen und Erkennen" in jene Bahnen zwingt, die zur Einheit und zur Macht führen. Und diesen flammenden Willen besitzt das Weib, unbewußt, instinktiv leitet sie den bloß willenlos Erkennenden dorthin, wo sie von ihm Vorteile erwartet. Parasitäre, schwächliche Rassen, die nicht durch Kraft, sondern bloß durch List herrschen können, haben gleichfalls das tote „willenlose Erkennen" des Wissenschaftlers an sich gerissen und ihm Leben eingehaucht, ein Leben aber, das nur für ihre Zwecke dienstbar ist. Weib und Judentum haben Willen im Erkennen, einen instinktiven Willen zur Macht, der aber sittlich böse ist, weil er selbstsüchtige Ziele verfolgt, Gesellschaftsziele, nicht Staatsziele. „Freiheit im Gelderwerb, Freiheit im Geschlechtsleben!" — Der zum bloß „objektiven Denken" erzogene Mann der Wissenschaft ist eigentlich seelisch heimatlos, er besitzt kein Eigen und verfällt daher sehr leicht diesen dunklen Mächten, die ein flammender Wille im Denken beherrscht, als Sklave. Ganz anders der willensstarke Mann, dem die Erziehungsmethode unserer heutigen Wissenschaft noch nichts anhaben konnte. Ich will gleich sein Extrem herausgreifen, damit er desto plastischer hervortrete: unbeweibt, freundlos ist sein geistiges Eigen, Fremdlinge würden dort nur stören. Unpersönliche Ideale leiten sein Wollen, Staatsideale, ein selbstloser Wille zur Macht leitet sein Denken und entwirft ein Weltbild, das in einem sittlicheren, mächtigeren Bewußtseine, in dem des Organismus Staat sich wieder findet. Wissen allein imponiert ihm nicht, Wissen allein ist noch lange keine Macht, nur der edle, hohe Schwung des Willens, der das Wissen in gewollte Bahnen zwingt, bedeutet Kraft für ihn. Das Weib studiert leicht und flott, es ist der richtige ehrgeizige Vorzugsschüler, aber sein Wissen ist entweder trocken und geistlos, oder schöngeistig und theatralisch; besitzt es aber Willen im Denken, so ist dieser Wille sicher auf selbstsüchtige Ziele gerichtet, genau so wie der Jesuit das ganze Wissen mit den Einrichtungen des päpstlichen Stuhles in Deckung zu bringen weiß. Der übermächtige sexuelle Bestimmgrund des Kulturweibes, der es völlig beherrscht, ist daran schuldtragend,

daß der Wille zur Macht beim Weibe stets nur böses erstrebte. Als Königin, als Politikerin, wie als Gelehrte erzwingt sie sich ein Weltbild, in dem sich ihre sexuellen Bedürfnisse möglichst schrankenlos ausleben lassen. Der Staat wird unter ihrer Herrschaft zum Bordell und die Wissenschaft zur Philosophie des „Weibes an sich". Im Reagenzglase, im Refraktor wie unterm Mikroskope ist sodann nichts anderes mehr zu finden, als eine sexualisierte Naturerscheinung, ein Weltbild, das dem Toben ihrer Leidenschaft nicht nur keinen Widerstand entgegensetzt, sondern dieses schamlose sexuelle Wüten sogar zum obersten Naturgesetze erhebt! Der Mann muß zum Masochisten herabgedrückt werden, damit er ihren kostbaren Leib, um den sich das ganze Weltall dreht, gleichsam wie ein Sklave auf den Knien im Bade wasche und salbe. Wie der Semite das ganze Weltbild materialisiert, wenn er zur Macht des Geistes gelangt, damit alles seiner Goldlust widerstandslos zum Opfer falle, so zeichnet das Weib an dieser leitenden Stelle ein Land, in dem sich all sein lange zurückgedrängtes stilles Entsagen mit einem Male in die rauschendsten und brausendsten Lüste verwandeln darf. Es ist ein Sklavenaufstand im größten Stile, sprechen wir dieses Wort nur gelassen aus, es wäre feig, davor zurückzuschrecken! — Mann im vollen Sinne des Wortes, das heißt nämlich weiberbegehrender Mann, wird ja das Weib niemals und wenn es auch noch so maskuliert sein sollte, ihr Begehren bleibt stets der Mann, aber ein Mann, der für nichts anderes mehr Interesse hat, als für das „Weib an sich", also der sklavische Mann; der weibliche Urning, wenn er überhaupt existieren sollte, ist nichts anderes, als eine hysterische Perversion. Das Mannweib der „Moderne" ist bloß geistig maskuliert und regiert in dieser neuen Form den Generalstab des Geistes, es ist eine Chimäre, denn es trägt einen „daemon incubus" im Leibe! — Jeder Wille zur Macht, der keine sittlichen, unpersönlichen Ideale verfolgt, ist böse und wird zum Caligula, falls er den Thron erreicht. Man darf nicht immer nur die Frage aufwerfen, ob dem Weibe aus diesem oder jenem biologischen Grunde die Herrschaft gebühre oder nicht, sondern einzig danach, ob ihr Wille zur Macht auch wirklich sittliche Ideale im Schilde führe. Der willenlose objektive Wissenschaftler mag sich mit der Entdeckung herumbalgen, daß es auf Madagaskar einige seltene Hühnerarten gibt, bei denen das Weibchen die Führerrolle in der Spezialisierung der Art übernommen hat und daraus gefügig sogleich den Schluß ziehen, daß auch die Frau so eine Ausnahme vom allgemeinen Entwicklungsgesetze sein könnte, dem Philosophen, dem das ganze Werden die Tat des stärkeren Willens ist, sind solche Einwände Kinderspielerei[1]).

[1]) Man darf nicht verschweigen, daß die Natur nahezu alle Variationen und Kombinationen versucht und daß unter ihrer Hand nahezu nichts unmöglich erscheint. Es überleben Sporen die enorme Kälte der flüssigen Luft, wie es Schnecken gibt, die in heißen Quellen leben. Alle Arten von geschlechtlicher und ungeschlechtlicher Vermehrung versucht sie, sie läßt sie sogar bei ein und derselben Spezies getrennt nebeneinander laufen, ja zeigt

Willst du nicht, so will der andere, das ist die Losung der Schöpfung! Aber auch vom rein biologischen Standpunkte aus können nur Winkelzüge und Jesuitismen zu dem Schlusse gelangen, daß dem Weibe die Führerrolle gebühre. Ja gewiß, Führerrolle, denn Gleichberechtigung gibt es nicht, ein labiler Gleichgewichtszustand ist nur in der theoretischen, nicht aber in der Experimentalphysik von Dauer, merkt euch das einmal, ihr „freiheitlichen" Schwachköpfe! Alles Nebeneinander in der organischen Natur ist einem labilen Gleichgewichtszustande vergleichbar, den das bewegliche Leben baldigst umkippen macht, einer unterkalteten Flüssigkeit, die der geringste mechanische Reiz in die gesetzmäßige Lagerung der Kristallform zurückfallen läßt. Das maskulierte Weib ist auszurotten, es soll dem Manne als häßlich und unweiblich abgestoßen und auf diese Weise seine Vermehrung und Fortzucht unterbunden werden! Wie freilich die Verhältnisse vor dem Kriege lagen, dachte man eher an seine Reinzucht als an seine Ausrottung. Weininger hat das maskulierte Weib — von seinem Standpunkte aus — richtig erfaßt, aber unsere gemeinsamen Wege trennen sich nur zu bald. Auch hat er kein richtiges Verständnis für den „Willen zur Macht", den er in Bausch und Bogen als sittlich böse verwirft. Er ist Wagnerianer und in einer beständigen Parsifalstimmung. Den unpersönlichen, den hohen, sittlichen Willen zur Macht, der den Keim der Welterlösung in sich birgt, kennt er nicht und flüchtet sich sogleich ins Christentum. Auch scheint Weininger in seinem kurzen Leben nur diese beiden Klassen von Frauen kennen gelernt zu haben, die wohl beide einen unsäglichen Willen zur Macht in sich tragen, die ihn aber durch völlig entgegengesetzte Mittel zu verwirklichen streben: das überfeminierte Weib durch Hochzucht ihrer Reize, durch List, Maitressenwirtschaft, Ränke und Lügen aller Art, das maskulierte hingegen durch die direkte Eroberung der Männlichkeit auf dem Wege der offenen Kraft, also durch die Mittel der Männlichkeit selbst, indem es den Mann zum Weibe, zum Sklaven herabdrückt. Die — gottlob — noch immer weit überwiegende Mehrzahl deutscher Frauen, die weder dem einen noch dem anderen Typus angehört, scheint ihm völlig fremd geblieben zu sein: die echte, treue, biedere, fleißige, stets trostbereite deutsche Hausfrau, die weder eine Rhodopis noch eine Semiramis ist, die

sogar im Generationswechsel, daß es ihr freisteht, auf ein sogenanntes „primitiveres" Stadium zurückzugreifen. Sie überträgt die Führerrolle einmal dem und ein andermal dem anderen. Aber es darf auch nicht verschwiegen bleiben, daß bei allen diesen Kämpfen um die Vorherrschaft nicht das sogenannte „Gesetz", nicht das Konversationslexikon, wohin sich die streitenden Parteien der Menschheit nur zu gerne flüchten, entscheidet, sondern die Kraft und die Überlegenheit im Streite. Die Natur *will*, daß jeder auf seinem Posten verharre und ihn nur sterbend dem Feinde preisgebe. Nur *das* ist ihr „Gesetz". Die Männer *dürfen* einfach ihre Rechte nicht preisgeben, denn feig sein, heißt nichts anderes, als sich gegen dieses oberste Gesetz, nämlich seinen Posten bis zum letzten Blutstropfen zu verteidigen, versündigt zu haben. Wer also für seine überlieferten Rechte nicht das Leben einsetzt, der sündigt! — Darum kommt nur heran, wir wollen sehen, wer der stärkere ist.

weder die Herrschsucht des süß duftenden Blumenmädchens, noch jene der doppelgeschlechtlichen Chimäre „Mannweib" beseelt, deren gesunder Hausverstand, den noch der natürliche Rasseninstinkt beherrscht, schärfere Urteile zu fällen vermag, als die aufgestapelten Warenlager des wissenschaftlichen Materials im Hirne der Vorzugsschülerin.

Weininger kommt auch aus den Hallen der „Moderne", angewidert, angeekelt, sehnsüchtig nach Errettung in eine bessere Welt. Doch er flüchtet sich ins Christentum, ich hingegen in den Geist des heldischen Altertums, das die Jugend besser dressierte und daher folgsamere Menschen heranzog, das die Welt verschönerte, statt sie durch die Pestjauche der „allgemeinen freien Selbstbestimmung" (besser: der all—gemeinen unfreien Selbstverblödung) zu vergiften. Das Folgen und Parieren möchte ich auch unseren maskulierten Damen gönnen und warte nur auf die Zeit, da sie endlich einmal unter weiblichen Gymnasial- und Universitätsprofessoren sowie unter gleichgeschlechtlichen Oberbeamten im Berufe stehen werden, denn so als pikante Neuheit mitten unter Männer eingestreut, die gerade durch ihre „stille Zurückhaltung" meisterhaft zu kokettieren versteht, haben sie es nie kennen gelernt. Diese Zeit sehne ich herbei, da es weder Lehrer, Professoren noch Studenten im Reiche der Frauen geben wird, mit denen sich herumscharwänzeln läßt, wo sich die Frauen ganz selbst überlassen sein werden, die sich in das gewisse „dritte Geschlecht" verwandeln wollen. Vielleicht verlieren sie dann ihre sexuelle Charakterisierung gänzlich und werden zu Arbeitsbienen. Uns kann's nur recht sein, wenn wir bedient werden! Aber das Folgen müssen sie erst kennen lernen und das lernen sie am besten im rein weiblichen Staate, wenn nicht mehr die liebesverschwommenen Äuglein des alternden Vorgesetzten sie anschmachten werden, sondern die giftigen Lichter der Frau Professor, die ihnen ihre Jugend niemals verzeihen kann! — Juden untereinander, Mannweiber untereinander! Vertragt ihr euch oder zerfleischt ihr euch, uns kann es gleichgültig sein, wir wollen nur von allem, was sich mit den Urinstinkten unserer Rasse nicht deckt, abgesondert und geschieden sein.

Vorliegende Ausführungen haben sich stellenweise auf die Wege der „Aufklärer" und Wühler in den sexuellen Gebieten begeben, haben also eine Richtung eingeschlagen, die ich in meinen Schriften selbst bekämpfe, aber es geht nicht an, fortwährend nur nach einer Richtung hin zu kämpfen und sich dabei den Feind von einer anderen Seite aus in den Rücken fallen zu lassen; ich mußte auch einmal die Waffen der Feinde ergreifen, um sie gegen sie selbst zu kehren und besser zu schwingen als sie gegen uns. Auch kann bei mir von keinem „Neide" die Rede sein, der „den Frauen das Studium nicht vergönnt", von dem angeblichen Neide des Mannes, der beständig in Angst lebt, daß ihm der Geist der Frau über den Kopf wachsen könne. Alle denkenden Männer werden vielmehr mit mir ausrufen: „wir wollen geistreiche Frauen mit klarem Urteile, aber die studierten

Frauen sind uns zu dumm, denn unseren intuitiven Gedanken vermögen sie nicht wieder Gedanken, sondern nur irgendein Wissen aus einem Buche entgegenzustellen". Wer den Typus der echten Vorzugsschülerin tiefgründig genug erfaßt hat, der schreckt entsetzt zurück vor der namenlosen Dummheit, die hinter diesem Wissensmagazine schlummert. Und gerade unter den Frauen gäbe es auch heutzutage noch Köpfe, die wenigstens den Willen zum Denken besitzen. Wollt ihr auch hier anfangen, das bißchen Geist, das die Welt noch besitzt, mit den obligaten fünfzig Lagen wissenschaftlichen Materials zu überschichten, dann kann sich der ganze Idealismus bald nur mehr als vertrocknetes Fossil im Museum anschauen lassen!"

Zur praktischen Mittelstandspolitik.

Viktor Lischka.

I.

Eine der stärksten Hoffnungen derer, die den Druck auf die demokratische „Neuorientierung" ausüben, bietet der durch den Krieg „versinkende Mittelstand". In den Hamburger „Deutschvölkischen Blättern" hat Paul Kellermann auf diese Gefahr verwiesen. Er führte dort u. a. aus: „Wie bereits oben gesagt wurde, hat das Reich noch keine Anstalten getroffen, den durch den Krieg wirtschaftlich Geschädigten zu helfen. Einige Bundesstaaten sind ja bahnbrechend vorangegangen und man wird erwarten dürfen, daß die übrigen folgen. Gerade der Mittelstand ist ein so wichtiges Glied unseres Volkes, daß sein Untergang für das Deutsche Reich schweren Schaden bringen würde. Wir brauchen eine Mittelschicht, die den Gegensatz zwischen Reichtum und Armut ausgleicht. Daß Deutschland diese Mittelschicht bereits hat, gereichte ihm nur zum Vorteil. In England beispielsweise kennt man einen Mittelstand nicht. Hier wohnen größter Reichtum und bitterste Armut nebeneinander. Wirkliche Armut ist in Deutschland unbekannt, weil eben der Mittelstand ausgleichend wirkt.

Die Gefahr ist groß, daß in Deutschland der Mittelstand verschwindet. Während des Krieges haben die meisten Behörden die Konsumvereine stark bevorzugt. Dadurch wurde der selbständige Mittelstand vielfach verbittert und mißmutig. Und die Sozialdemokratie hofft, daß ihr aus dieser Verbitterung heraus Mitläufer erwachsen. Denn daß die Sozialdemokratie von mittelständischen Kreisen mit voller Überlegung unterstützt wird, ist undenkbar. Der sozialdemokratische Abgeordnete Scheidemann wurde vor einigen Wochen von einem Berichterstatter des ‚Neuen Pester Journ.' ausgefragt und sprach dabei die Überzeugung aus, daß nach dem Kriege ganze Be-

völkerungsschichten, in erster Linie der sogenannte ‚neue Mittelstand', sich der Sozialdemokratie zuwenden werden. Das ist nicht unwahrscheinlich, wenn der Mittelstand auch fernerhin schwer geschädigt wird. Daher ist es höchste Zeit zur Umkehr von falschen Bahnen. Hindenburg, der nicht nur auf militärischem Gebiete unerreicht dasteht, sondern sich auch schon wiederholt als weitschauender Staatsmann gezeigt hat, wies bereits vor Jahresfrist auf die Notwendigkeit der Erhaltung eines lebensfähigen und lebenskräftigen Mittelstandes hin. Möge dieser Hinweis an verantwortlicher Stelle die nötige Beachtung finden."

Der Hinweis Kellermanns ist hinsichtlich des „gemäßigten" sozialdemokratischen Führers Scheidemann deshalb von besonderem Belange, weil seine Hoffnungen auf den versinkenden Mittelstand auch die Hoffnungen der „Radikalen" in der Sozialdemokratie sind, es sind die Hoffnungen auf eine recht große Anhäufung der Kapitalien und Betriebsmittel im Besitze weniger. In der „Neuen Zeit" hat Karl Marchionini schon im November 1916 erklärt, eine derartige „Erstarkung" des Kapitalismus könne die Sozialdemokratie nur wünschen. Sie beschleunige sein Ende. Einige Wochen später verwies Karl Kautsky, ebenfalls in der von ihm geleiteten „Neuen Zeit", auf die Tatsache, daß die Verschärfung der Klassengegensätze noch auf die Spitze getrieben werde dadurch, „daß der Krieg unter den Mittelschichten fürchterliche Musterung hält. Daneben fördert er die rascheste Zentralisation großer Vermögen, die oft über Nacht pilzartig aufschießen". Diese Meinungen wurzeln durchaus in dem sogenannten „Gesetze der ökonomischen Entwicklung", das von Karl Marx aus seinem Studium der englischen Wirtschaftsverhältnisse abgeleitet und von ihm in Gemeinschaft mit Friedrich Engels in das 1848 veröffentlichte „Kommunistische Manifest" aufgenommen wurde. Danach müsse der Großbetrieb in Industrie und Landwirtschaft infolge seiner technischen Überlegenheit über den mittleren und kleinen Betrieb siegen, diesen aufsaugen. Die wirtschaftliche Entwicklung zeugte so handgreiflich gegen jenes angebliche Gesetz der ökonomischen Entwicklung, daß seine Geltung selbst von Sozialdemokraten bestritten wurde. Ich nenne von diesen Eduard Bernstein und seine revisionistischen Anhänger, unter diesen besonders Calwer.

Nun unterliegt es keinem Zweifel, daß die durch den Krieg bedingten wirtschaftlichen Verhältnisse die große Anhäufung von Kapitalien im Besitze einzelner oder in der Verfügungsgewalt der Banken ungemein begünstigten. Das ist die Hoffnung der Sozialdemokratie aller Richtungen. Daß die Steigerung der Macht des Kapitalismus sein Ende beschleunigen werde, ist natürlich eine auf Täuschung der Massen berechnete Behauptung. Ist etwa der Kapitalismus in den demokratischen Weststaaten, mit Einschluß der Vereinigten Staaten Nordamerikas, mit dem Steigen seiner Macht so schwach geworden, daß er „vor seinem Ende" steht? Das glaubt denn

doch kein Mensch mit Vernunft. Aber die Sozialdemokraten behaupten es. Ihre Hoffnungen, zugleich aber auch ihre Einwände gegen die Befürchtungen, es sei auf lange Zeit unmöglich, das sozialistische Endziel zu verwirklichen, drückte der bereits genannte Marchionini in den folgenden Darlegungen aus:

Nach dem Kriege ist allerdings damit zu rechnen, daß bald die Staaten ihr Augenmerk auf die größten Betriebe richten werden, um ihre starken finanziellen Schmerzen zu lindern. Die Finanznöte der Länder sind groß, und sie werden daher große und ertragreiche Betriebe übernehmen, um ihre Einnahmen zu erhöhen. Damit kommen die Betriebe unter die Kontrolle der Parlamente, in denen je nach der Gestalt des Wahlrechts die Proletarier ihren Einfluß ausüben. Steht ein Teil der Großbetriebe — und die mächtigsten werden wohl zuerst herankommen — unter der Verwaltung des Staates, so ist das eine Schwächung des Kapitalismus. Dagegen wächst die Staatsmacht, die wiederum das Proletariat zu erobern sucht und das desto eher zum Ziele kommen wird, je entschiedener und geschlossener es auftritt.

Endlich wird übersehen, daß eine gewaltige Stütze des Kapitalismus, der Mittelstand, arg ins Wanken gekommen ist. Der Mittelstand, der über Produktionsmittel verfügte, war bisher, von Ausnahmen abgesehen, ein starkes Bollwerk des Kapitalismus, besonders deshalb, weil er noch recht zahlreich war und sein Heil in seinem Besitz und in der kapitalistischen Ordnung erblickte. Der Angehörige des Mittelstandes glaubte auf seinem Grund und Boden, in seinen Betrieben und Geschäften unabhängig zu sein, obwohl das meist nicht der Fall war. Auch hoffte er auf den Aufstieg zum großen Unternehmer und Geschäftsinhaber gewöhnlich vergebens. Diesen Mittelstand hat der Krieg hart mitgenommen. Viele kleine Betriebe und Geschäfte sind eingegangen, weil die Inhaber Heeresdienst leisten mußten. Die Kundschaft ist zur Konkurrenz, aber hauptsächlich zum Großbetrieb gegangen. Sie wieder zu bekommen wird schwer sein. Zum Teil ist sie verloren. Sehr zahlreichen Inhabern kleiner Betriebe und Läden wird — wenn sie gesund heimkehren — das erforderliche Kapital zur Wiedereröffnung der Betriebe fehlen. Und hier ist mit ganz anderen Summen zu rechnen als vor dem Kriege. Die Löhne sind gestiegen, die Betriebsmittel, Rohstoffe usw. wesentlich teurer geworden. Die Ersparnisse aber sind — wenn überhaupt welche vorhanden waren — längst aufgezehrt. Und daß diejenigen, die Kapital besitzen, ihr Geld dem Mittelstand zur Verfügung stellen werden, ist ziemlich ausgeschlossen. Es wird eine Kapitalknappheit zu verzeichnen sein, und die Gelder werden vor allem dort angelegt werden, wo sie am sichersten sind und möglichst hohe Profite bringen, und das sind die Großbetriebe. Viele Existenzen aus dem Mittelstand werden die Selbständigkeit, die sie bisher besaßen, einbüßen und das Proletariat vermehren. Sie werden nicht mehr die festen Stützen des Kapitalismus sein. Dann der Mittelstand, der nicht im Kriege war. Von ihm hat ein Teil auch bedeutende Profite erzielt, da ihm ebenfalls Kriegslieferungen übertragen worden sind, doch allzu zahlreich sind die Personen aus dem Mittelstand nicht, die sich im Kriege bereichert haben. Der Kleinbauer hat herzlich wenig Gewinn zu verzeichnen; er erhielt wohl mehr für seine Produkte; was er aber kaufen mußte, war doppelt und dreifach so teuer als früher. Und dem kleinen Geschäftsmann ist es auch so gegangen. Er hat außerdem mit der Lebensmittelteuerung zu rechnen gehabt. Besonders ungünstig hat sich die Lage des kleinen Händlers gestaltet. Hier haben die Kriegsmaßnahmen hauptsächlich dazu beigetragen, daß die kleinen Händler sehr schlecht abgeschnitten haben. Es wurde vor allem für den Produzenten gesorgt, der Großhändler war auch noch einflußreich genug, um durchzusetzen, daß er möglichst günstig wegkam, aber dem Kleinhändler wurde

meist nur ein bescheidener Gewinn gelassen. Das Handwerk hat mit sehr teuren Rohstoffen und höheren Löhnen zu rechnen, was ihm den Konkurrenzkampf gegen die Großbetriebe noch bedeutend erschwert hat. Und dann die ungünstige Lage der kapitalschwachen Hauseigentümer! Die Zinsenlasten, die öffentlichen Abgaben, die Unterhaltungskosten sind gestiegen; die Lebenshaltung ist teurer geworden. Die Mieten haben während des Krieges nicht derart erhöht werden können, um einen Ausgleich zu schaffen. Dazu kommt der Ausfall an Mieten, und das allerschlimmste für viele Existenzen ist die Hypothekennot, die nach dem Kriege ihr Haupt erheben und ihre Opfer fordern wird. Vielen werden die Hypotheken gekündigt werden, um die Gelder besser anzulegen. Und woher neue Hypotheken bekommen in einer kapitalarmen Zeit?

Die kapitalistische Gesellschaft weiß, was sie am Mittelstand hat. Sie wird daher versuchen, ihn nach Möglichkeit zu halten. Es werden gesetzgeberische Maßnahmen kommen; für die Hausbesitzer sind bereits Gesetze geplant. Doch zu helfen ist ihnen nur, wenn man ihnen finanziell möglichst kräftig unter die Arme greift. Sind dazu die Gelder vorhanden? Reich, Staat und Gemeinden werden wohl nach diesem Kriege, der an sie so große Anforderungen gestellt hat, nicht imstande sein, erhebliche Mittel für die Rettung des Mittelstandes aufzuwenden.

Zum Mittelstand gerechnet hat man die Beamten und Angestellten. In diesen Kreisen ist die Not gestiegen, und hier hat man recht schnell kennen gelernt, daß das kapitalistische System doch gewaltige Schäden aufweist. Man stößt jetzt vielfach in diesen Kreisen auf eine Kritik dieser Wirtschaftsordnung und der öffentlichen Maßnahmen, die früher nicht zu verzeichnen war. Dazu kommt, daß mehr und mehr eingesehen wird, daß die Ursachen dieses Krieges im Konflikt des Kapitalismus der großen Länder auf dem Weltmarkt zu suchen sind. All das stärkt nicht, sondern schwächt die Position des Kapitalismus, so daß die Sozialdemokratie mit den besten Hoffnungen der Zukunft entgegengehen kann. Der sozialistische Gedanke, dem früher weite Schichten teilnahmlos, ja feindlich gegenüberstanden, wird rasch an Boden gewinnen. Freilich, wir müssen an unseren Grundsätzen festhalten."

Ich glaube, daß diese Ausführungen die gründlichste Beachtung aller Anhänger einer praktischen Mittelstandspolitik verdienen. Auch von dem Gesichtspunkte aus, daß eine „demokratische Neuorientierung" im Sinne von Scheidemann, Bernstein, Richtung „Berliner Tageblatt", „Frankfurter Zeitung" usw. ganz bestimmt das Grab aller Hoffnungen auf eine tiefergreifende Wirtschaftsreform auf mittelständischer Grundlage sein müßte. Denn für eine Mittelstandspolitik werden die Sozialdemokraten nie zu haben sein, weil sie nicht das Erhalten, sondern das Beseitigen aller mittelständischen Betriebe wünschen — worüber ein Zweifel nicht mehr bestehen kann.

Daß die sozialdemokratischen Hoffnungen auf die Proletarisierung eines großen Teiles bisher mittelständischer Existenzen nicht übertrieben sind, möchte ich durch die Ausführungen eines Blattes in dem hochindustriellen Sachsen belegen. In einem Leitaufsatze über den „kriegsbeschädigten Mittelstand" schrieben die „Leipziger Neuesten Nachrichten" am 19. November 1916:

Der lange Krieg — immer wieder sei darauf hingewiesen! — hat unendlich viele kleine Existenzen zerstört. Mit besonderer Wut die des Mittelstandes. Den wohlhabenden Mann, dessen Gut und Geld unsere Feldgrauen vor feindlichem Zugriff

schützten, und auch den schlichten Werkmann trifft's am Ende nicht so arg. Einigermaßen günstige Verhältnisse vorausgesetzt, kann sich der Arbeiter nach dem Kriege wirtschaftlich wieder erholen. Was dagegen wartet all der kleinen Selbständigen, die es durch redlichen Fleiß und strenge Sparsamkeit in Jahrzehnten zu kleinem Eigentum gebracht hatten und die nun vor dem Zusammenbruch ihres bescheidenen Glückes stehen? Der Landwirt kehrt, durch die besondere Wirtschaftslage während des Krieges begünstigt, aus dem Feld in ein unversehrtes Heim zurück. Wohl hat's die Frau zu Hause schwer gehabt. Wohl hat sie, die vom Hähnekrähen bis zur sinkenden Nacht, oft ohne männliche Hülfe, alle Arbeit des Vaterlandsverteidigers tun mußte, oft Schaden an ihrer Gesundheit genommen — doch Haus und Hof sind unbeschädigt geblieben. Ein paar Jahre emsiger Tätigkeit, und Acker und Stall zeigen keine Spuren der Kriegszeit mehr. Der städtische Mittelstand ist ungleich übler dran. Ein Gang durch die Straßen zeigt uns die Verwüstung. Tausende von kleinen Läden und Geschäften sind geschlossen. Handwerker, Gewerbetreibende, Ortskaufleute — sie müssen's dulden, daß rettungslos zugrunde geht, was ein Leben voll Treue und Genügsamkeit langsam, Stein bei Stein, aufbaute. Die Frau vermag hier, beim besten Willen und im schonungslosesten Abrackern, den an der Front stehenden Mann nicht zu ersetzen. Was aber gerade diese Schichten des selbständigen Mittelstandes für das Volksgefüge und den Staat bedeuten, braucht nicht noch einmal dargelegt zu werden. Unsere Zukunft hängt in der Hauptsache davon ab, daß nicht Reichtum und Armut unvermittelt aufeinanderprallen, sondern daß sich eine breite Masse kleiner Selbständiger zwischen sie schiebt. Sie ist der Nährboden deutscher Entwicklung. Ihre Schwächung, das Hinabstoßen zahlreicher bescheidener und doch zufriedener, unabhängiger Menschen auf die Stufe des Proletariats wäre so schlimm wie ein ruhmlos verlorener Krieg. Von diesem Schlag könnte sich Deutschland so bald nicht wieder erholen.

Welche richtige Erkenntnis ist hier ausgesprochen! Wird sie auch betätigt werden? Aber nur ein Gegenstück zu jener Erkenntnis — ein Hymnus auf die durch den Krieg gezeitigten Wirtschaftsverhältnisse, der im Wiener „Fremdenblatte" erschienen ist, dem Blatte, das einer Bankenvereinigung und zugleich dem Wiener Auswärtigen Amte dient. Es stellte am Jahresende fest, die Volkswirtschaft des Deutschen Reiches biete am Ende des dritten Kriegsjahres das Bild strotzender Kraft: „Rekordziffern der Produktion, glänzende Rechnungsabschlüsse der Banken und der Industriegesellschaften, Fortschreiten des Konzentrationsprozesses und damit wachsende Konsolidierung. . ." Was ist diesen Reihen ein versinkender Mittelstand? Im Jubel über das „Fortschreiten des Konzentrationsprozesses" stimmen sie mit den Sozialdemokraten durchaus überein. Hier ist die Gesinnungsgemeinschaft auch Rassengemeinschaft.

II.

Es ist nun die Frage, in welcher Richtung sich eine praktische Mittelstandspolitik zu bewegen hätte? Es unterliegt keinem Zweifel, daß diese Frage verschiedene Antworten zuläßt, je nach dem Standpunkte, auf den man sich der Gesamtheit der Wirtschafts- und Volkstumspolitik gegenüber stellt. Der Anhänger einer organischen Wirtschaftspolitik wird z. B.

unmöglich ein Beschaffen des Kredites für den Mittelstand ein zureichendes Mittel für eine dauernde Grundlage seiner Daseinsmöglichkeiten erblicken können, so notwendig die Kreditbeschaffung auch an sich ist. Wie in Deutschland, so sind in dieser Hinsicht auch in Österreich nicht zu unterschätzende Anfänge gemacht worden. Ich führe hier z. B. an, daß ein von der Gemeinde Wien geschaffener Kreditverein der Wiener Zentralsparkasse im Jahre 1915 einen Umsatz von 100 Millionen Kronen, im Jahre 1916 einen Umsatz von 200 Millionen Kronen aufzuweisen hatte. Das sind immerhin bedeutende Summen. Aber ohne Zweifel stehen sie in keinem Verhältnisse zu dem Kreditbedürfnisse, das nach dem Ende des Krieges sich einstellen wird, wenn mit der „Demobilisierung" die Wiedereröffnung der mittelständischen Gewerbe- und Industriebetriebe beginnen soll. Ob Reich, Bundesstaaten und Gemeinden das mittelständische Kreditbedürfnis zu befriedigen vermögen werden — sie werden dabei mit dem Widerstande der Sozialdemokraten rechnen müssen, die jene Möglichkeit schon jetzt bestreiten — muß ich dahin gestellt sein lassen. Der Bankkredit jedoch? Ich bin überzeugt, daß er in der Hauptsache anderen Zwecken dienen wird als mittelständischen: Der Befestigung und der Ausdehnung der industriellen Großbetriebe. Diese Überzeugung bekräftigt mich in dem Gedanken, den ich im Zusammenhange mit der allgemeinen Volkstumspolitik schon vor dem Kriege vertreten habe, daß eine praktische dem Volksganzen dienende Mittelstandspolitik ohne staatliche Regelung der industriellen Erzeugung unmöglich ist. Damals erschienen meine Ausführungen in manchen Kreisen „utopistisch" oder auch „nicht opportun", weil sie in der Meinung wurzelten, daß die Steigerung der industriellen Erzeug ins Ungemessene und für den Ausfuhrhandel den völkischen Belangen nicht entspreche. Die Berufung auf Paul de Lagarde, auf den leider zu wenig gewürdigten Nordamerikaner Henry Carey und auf Prof. Dr. Ruhland konnte in Kreisen nicht überzeugend wirken, in denen die sogenannte „moderne Wirtschaftsauffassung" auch als die richtige gilt. Zudem klang der Ausdruck „Regelung der Gütererzeugung" bedenklich. Und was hat der Krieg gebracht? Eine ziemlich umfassende Regelung der industriellen Gütererzeugung durch staatliche Eingriffe und zudem den Fortschritt der Regelung der industriellen Erzeugung durch die Syndikate und syndikats- oder kartellähnliche Zusammenschlüsse der industriellen Großbetriebe. In welchem Umfange hierbei der Bankkapitalismus treibend tätig war, soll hier nicht erörtert werden. Jedenfalls steht heute die Tatsache fest, daß eine Regelung der industriellen Erzeugung in größerem Umfange als vor dem Kriege im Bereiche des Möglichen liegt. Und nicht minder steht die Tatsache fest, daß „die repulierte Großindustrie" auch nach dem Kriege da sein wird. Ich berufe mich auf die „Hamburger Nachrichten", die am 14. Januar 1917 in ihrem Handelsteile schrieben:

Die gegenwärtige Rentabilität mancher Großindustriezweige wird freilich in Frage gestellt werden, wenn mit dem Ende der Kriegszeit die einträglichen großen Bestellungen auf Artikel des Heeres- und Munitionsbedarfes aufhören werden. Zu jenem Zeitpunkt werden die Schwierigkeiten, mit denen sich die Industrie vor dem Kriege auseinanderzusetzen hatte, in vervielfachter Gestalt wiederum hervortreten. Denn was die Industrie an technischen Erfahrungen in der harten Kriegsschule zugelernt hat, kann nur einen kleinen Teil der Hemmungen, die sich bei der Rückkehr zu dem früheren Produktionsprozeß einstellen werden, ausgleichen. Hierbei handelt es sich außer um Betriebserschwerungen auch um die Wiedereinnahme der alten Absatzmärkte. Der Konkurrenzkampf wird im Inlande wie im Auslande mit verstärkter Anspannung geführt werden müssen. Schon bei der Beschaffung der Rohstoffe und Betriebsmittel, die voraussichtlich noch auf lange hinaus nur in beschränktem Maße zur Einfuhr zugelassen werden dürften, werden die einzelnen Werke einander den Rang abzulaufen, d. h. bei der Kontingentierung ihrer Anteile sich den größtmöglichen Vorteil zu sichern bemüht sein. Ebenso wird um die Wiedererlangung der alten Kundschaft im Inlande mancher harte Strauß ausgefochten werden, in dem diejenigen Betriebe in der Regel die Oberhand behalten werden, die vermöge ihrer inneren Stärke den Abnehmern die vorteilhaftesten Bedingungen anzubieten in der Lage sind. Gar nicht zu übersehen sind die Absatzaussichten im Auslande, woselbst in unzähligen Fällen fremde Wettbewerber, die sich inzwischen bei den ehemaligen Beziehern deutscher Erzeugnisse festgesetzt haben, aus dem Sattel gehoben werden müssen.

Es ist daher ein Stück vorausschauender Berechnung, daß sich die leitenden Personen der Großbetriebe auf den verschärften Wettbewerbskampf der Zukunft schon jetzt vorbereiten. Das geschieht einmal in Form einer Erweiterung ihres finanziellen Rückhalts durch die Ansammlung von stillen und offenen Reserven und zweitens durch Vereinbarungen zwischen gleichartigen oder aufeinander angewiesenen Betrieben über eine gemeinsame Wahrung ihrer Interessen. Die Eigenart der kriegsindustriellen Aufträge erklärt nur teilweise die in den verschiedensten Richtungen wahrnehmbare Tendenz zur Bildung von Interessengemeinschaften in Gestalt von Preisverabredungen, Bezugsvereinigungen, Kartellen und Zusammenlegung konkurrierender Großbetriebe. Diese „Bewegung" bezweckt zunächst, die wirtschaftliche Entwicklung während des Krieges vor Störungen durch den Wettbewerb sowie vor Kraftvergeudung und Betriebsverteuerung zu bewahren, hat aber zweifellos auch die weiteren Ziele dauernden Zusammenschlusses im Auge. Als Beispiele des Konzentrationsprozesses seien angeführt: das Kohlensyndikat, die wenn zunächst auch nur kurzfristige Erneuerung des Stahlwerksverbandes, die Vereinigung der beiden großen Gruppen der Farbenindustrie zu einer Interessengemeinschaft, die Verständigung der großen Schiffsreedereien sowie die vielfachen Verschmelzungen und Angliederungen in der Eisen- und Stahlindustrie. In Wirklichkeit wird die Gründung von Interessengemeinschaften so eifrig betrieben, daß wohl keine einzige Gruppe von Großbetrieben existiert, in der vom Organisationsgeist nicht in enger oder lockerer Form eine Mehrheit von Einzelunternehmungen auf einen gemeinsamen Boden gestellt ist. Diese Regulierung der Großindustrie ist volkswirtschaftlich bedeutungsvoll als eine Waffe im Wettbewerbskampf und als Stärkungsmittel auf ihrem Eroberungswege.

Bedarf es nach diesen Ausführungen des wirtschaftspolitisch so gut unterrichteten Hamburger Blattes noch einer weiteren Darlegung, daß die praktische Mittelstandspolitik nicht nur auf das Befriedigen des Kreditbedürfnisses gerichtet sein kann und darf? Ich glaube nicht. Es erscheint mir vielmehr „der repulierte Großbetrieb" den deutlichen Hinweis zu bieten, daß das Ziel der Mittelstandspolitik die Sicherung

eines großen Teiles der industriellen Gütererzeugung und des Lebensmarktes für die mittelständischen Betriebe sein muß. Die Grundlage für diese Mittelstandspolitik bietet „die repulierte Großindustrie" in ihrer Form des Zusammenschlusses zu Syndikaten, denen die organisierten mittelständischen Betriebe als Einheiten anzugliedern wären. Ich verweise hier darauf, daß Prof. Dr. G. Ruhland in seinem „System der Politischen Ökonomie" alle Möglichkeiten, die die Syndikatsbildungen bieten, eingehend dargestellt hat. „Das Syndikat", sagt er dort u. a., „beseitigt die planlose freie Konkurrenz durch eine planmäßige Ordnung für alle angeschlossenen Einzelwirtschaften. Das Syndikat trennt den Kaufmann und Spekulanten wieder vom Produzenten und Techniker und gestattet dem Warenerzeuger ein ruhigeres Leben, während gleichzeitig die Organisation des Verkaufs alle maßlose Kreditgewährung, alle unsinnigen Überangebote ausschaltet und alle ungesunde Spekulation verschwinden läßt, zugunsten einer möglichst stetigen mittleren Preispolitik. Diese, den modernen Zeitverhältnissen auf den Leib geschnittenen Organisationsgrundsätze deuten die rechten Wege zur Lösung des alten Problems der Gewerbeordnung an." Ruhland wollte selbstverständlich die Syndikate, die ihm als die geeignetste Form einer modernen Organisation der Gesellschaft erschienen, dem Individualismus entrücken. Sie sollten öffentliche Einrichtung auf Grund eines Syndikatsgesetzes werden, dessen Hauptbestimmungen er entwarf. Sie enthalten den Grundgedanken, daß mit Hilfe der Syndikate eine Regelung der Gütererzeugung im Sinne einer möglichsten Ausbreitung mittlerer und kleiner selbständiger Existenzen durchzuführen sei. Noch nie waren diese Grundgedanken so zeitgemäß wie jetzt. Wir stehen vor der Gefahr des Beharrens auf den alten wirtschaftspolitischen Grundsätzen des Händlertums, das in der Sozialdemokratie und im Demokratismus seine Stützen findet. Möge diese Gefahr rechtzeitig gebannt werden! Erkannt muß sie doch sein?

Der auswärtige Dienst.

Kurd von Strantz.

Politik ist angewandte Geschichte und der Krieg nur die Fortsetzung der Politik mit gewaltsamen Mitteln. Es unterliegt keinem Zweifel, daß unsere auswärtige Politik mit ihrer Nachgiebigkeit und Friedensseligkeit seit dem Jahre 1890 einigermaßen gescheitert ist. Andererseits muß man zugeben, daß dieser Weltkrieg unvermeidbar war. Eine geschickte Politik hätte aber fraglos erreichen müssen, daß nicht vier Großmächte gegen uns im Felde ständen. Es ist das unsterbliche Verdienst Bismarcks, daß er seine drei Angriffskriege, wo er nur den Gegnern die Kriegserklärung zuschob, so führte, daß unsere Feinde nacheinander getrennt geschlagen wurden.

Wir haben damals die Zeit des Kriegsausbruchs bestimmt, und zwar in dem Augenblicke, wo wir voll gerüstet waren, während die Gegner sich in mangelhafter Verfassung befanden. So handelt ein großer Staatsmann. Bismarck und sein königlicher Freund haben niemals den Krieg gefürchtet, obwohl sein alter Herr gerade in seinem Alter kein jugendlicher Heißsporn war. Wir wissen, daß er 1866 nur ungern losgeschlagen hat. Trotzdem war auch dieser Bruderkrieg nötig.

Dieses Versagen der deutschen Diplomatie gibt den Anlaß zu prüfen, ob die Werkzeuge unserer auswärtigen Politik die richtigen sind. Es ist aber billig, auf die Diplomaten zu schelten, obwohl die hohe Politik doch nur an einer Stelle gemacht wird und sie außerdem der Einwirkung noch höheren Orts ausgesetzt ist. In dem Gegensatz der charaktervollen Zähigkeit des alten Kaisers und der etwas sentimentalen und gefühlsseligen Politik der späteren Zeit mit ihrem ausgesprochenen ungerechtfertigten Optimismus ist der Schlüssel des völligen Scheiterns unserer Friedensbestrebungen zu suchen. Der Frieden wäre übrigens bei diesen Opfern nur ein verhängnisvoller gewesen, denn Deutschland war und ist noch nicht gesättigt. Uns fehlt eben das große Ziel der Vereinigung aller deutschen Stämme in Europa in einen Bund der Mittelmächte und der kleineren deutschen Außenlande. Außerdem war der Raub Heinrichs II. von Frankreich und der beiden Ludwige noch nicht gesühnt.

Unsere Diplomaten setzen sich zum wesentlichen aus reichen und mindestens wohlhabenden Leuten zusammen. Die Verschiebung des Reichtums aus den Kreisen des alten Adels in die neue Schicht des Handels und der Industrie hat dazu beigetragen, daß dieser neue Adel die größte Rolle in der Diplomatie spielt. Es ist aber eine alte Erfahrung, daß der bloße Geldadel schlechter als der Geburtsadel ist. Es kommt hinzu, daß die tüchtigsten Kräfte der neuen Schicht in ihrem alten Gewerbe bleiben, während eitle und ehrsüchtige Mitglieder sich einem bequemen und glanzvollen Beruf lieber widmen. In der Diplomatie kann jeder, der bloß korrekt ist und die leichten Prüfungen, nämlich die Offiziers- und die diplomatische Prüfung, bestanden hat, es mindestens zum Gesandten bringen. Wir haben genug Beispiele beträchtlicher Unfähigkeit in diesem Posten, die auch seitens des Auswärtigen Amtes durchaus anerkannt werden. Es ist nicht richtig, der Leitung des Auswärtigen Amtes diese Schäden zum Vorwurf zu machen, obwohl mit Hülfe einer lumpigen Million die Voraussetzung des großen Geldbeutels beseitigt würde und dieselbe tüchtige Beamtenschaft wie in der inneren Verwaltung auch dem Auswärtigen Amte zur Verfügung stände.

Aber der auswärtige Dienst in der Diplomatie — es handelt sich bloß um hundert Köpfe — erfordert einen ganz anderen Grad von Vorbereitung und natürlicher Begabung, als die gewöhnliche Beamtenlaufbahn im Inlande. Die Kenntnis der deutschen Geschichte mit ihren europäischen

Veräſtlungen und ein ſcharfes Nationalbewußtſein ſind die Vorausſetzung eines tüchtigen deutſchen Diplomaten. Beides *fehlt* in der Mehrzahl der Fälle. Aber auch die Allgemeinbildung iſt die ſchlechteſte im Vergleich mit der anderer Staatsverwaltungen. Der Referendar iſt gewöhnlich die Grundlage.

Die beſondere diplomatiſche Vorbildung iſt unbedeutend, da ſie ſich auf etwas neuere Geſchichte und Volkswirtſchaft beſchränkt. Es muß eine beſondere Fachbildung eingerichtet werden, da die Juriſterei für den Diplomaten ſelbſt keinerlei Rolle ſpielt. Das bißchen Völkerrecht hat eigentlich dieſer Weltkrieg begraben. Dafür wird der diplomatiſche Anwärter bis zum Referendarsexamen mit unnützem Zivilrecht überfüttert. Was hat das überlebte römiſche Recht mit den Diplomaten zu tun? Andererſeits wird von den liberalen Parteien der Wert des Wirtſchaftsrechtes und der Volkswirtſchaft erheblich überſchätzt. In der hohen Politik ſpielen dieſe nicht die Rolle, wie man ſie ihnen unterſtellt. Es unterliegt keinem Zweifel, daß, abgeſehen von England, der Handelsneid keinerlei Rolle in dieſem Weltkriege geſpielt hat. Aber auch bei England hat der wirtſchaftliche Wettbewerb eine viel geringere Rolle geſpielt, als man allgemein annimmt. Belgien war für England der Grund des Losſchlagens, da es ſein Brückenkopf auf dem europäiſchen Feſtlande iſt. Da aber unſere Hochfinanz und beſonders der Großhandel ein *unzuläſſiges Übergewicht* in unſerem öffentlichen und auch unſerem Staatsleben ausüben, indem ſie das Ohr der höchſten Stellen haben, ſo hat dieſe Überſchätzung des gemeinen Geldes dazu geführt, daß wir überall das Heil der Politik in der blühenden Volkswirtſchaft ſehen. Es gibt ſogar volkswirtſchaftsverbildete Leute, die glauben, daß nicht der einzelne Feldgraue und unſere glänzende Führung, ſondern die deutſche Volkswirtſchaft den Krieg gewonnen habe. Dabei hat gerade die deutſche Volkswirtſchaft im Innern ziemlich verſagt, der Staat ſowohl wie der Handel. Dies iſt die Erklärung für den *gemeinen Lebensmittelwucher*, dem die Regierung zunächſt hilflos gegenüberſtand. Dies kommt von der Überſchätzung des Wirtſchaftslebens.

Als Mindeſtforderung für die diplomatiſche Vorbildung muß daher zunächſt eine Fachvorbereitung geſetzlich feſtgelegt werden, die den Hauptwert auf die geſchichtlich-politiſche Vorbereitung des Anwärters legt. Als Beamtenſtamm hat der übliche zu gelten, jedoch nicht der gegenwärtigen Diplomaten. Häufig wird dem alten Adel ein Vorwurf daraus gemacht, daß er die beſten Stellen beſetzt. Das iſt nicht wahr. Die Hälfte der heutigen Diplomaten iſt Neuadel von teilweiſe recht mäßiger Begabung. Übrigens wird die hohe Politik ſelbſt nur im Auswärtigen Amt gemacht. Es kommt darauf an, daß Kanzler und Staatsſekretär die richtigen Leute ſind. Es muß daher unbedingt verlangt werden, daß nicht perſönliche Gunſt, wie dies häufig geſchehen iſt, ſondern *wirkliche Tüchtigkeit* entſcheidet. Bei unſeren Staatsſekretären iſt aber nicht zu leugnen, daß ſie

in der Regel arbeitsame, pflichtgetreue Beamten gewesen sind. Wenn sie vielleicht mit ihrer Begabung den hohen Aufgaben nicht gewachsen gewesen sind, so mußten eben andere gesucht werden. Die Günstlingswirtschaft, an der das Auswärtige Amt gänzlich unschuldig ist, muß beseitigt werden. Jedermann weiß, wer daran schuld ist. Auf Grund dieser Fachbildung ist es leicht möglich durch die praktische diplomatische Erziehung im Auswärtigen Amt selbst, wie auf den auswärtigen Stellen unsere Diplomaten zur selbständigen Leitung der Mission vorzubereiten. Es darf aber nicht jeder bis zum Gesandten heraufrücken, sondern die Unfähigen müssen bereits als Legationssekretäre beseitigt werden. Die Arbeit auf den auswärtigen Missionen ist viel zu gering. Sie sind viel zu sehr besetzt, denn in Wirklichkeit arbeitet außer dem Chef nur noch ein Sekretär, während eine größere Zahl sich mehr dem Gesellschaftsleben hingibt. Dies wird erheblich überschätzt.

Außerdem muß der deutsche Diplomat endlich die Ausschließlichkeit aufgeben, mit der er sich von den fremden Volkskreisen, die nicht zur besseren Gesellschaftsklasse gehören, zurückzieht. Er muß mit den übelsten fremden Journalisten verkehren, wenn es das Wohl des Reiches erfordert. Es ist kein Zufall, daß in Frankreich Journalisten mangelhaftester Herkunft die besten Diplomaten gewesen sind. Aber nicht der Diplomat aus altem Hause, sondern der frischgebackene Edelmann von Gottes Gnaden ist der hochmütigste, was jedermann weiß. Hier liegt das Hauptübel. Ich bin überzeugt, daß auch unter dem jetzigen Diplomatenstamme sich sehr tüchtige Kräfte finden. Ich kenne solche, sie werden aber nicht richtig verwandt.

Schließlich muß ich noch den schärfsten Klagepunkt berühren. In unserem Staatsleben sind selbständige rückgratfeste Charaktere nicht beliebt. Man liebt gefügige Werkzeuge der Vorgesetzten. Man will nicht anstoßen, sondern lediglich die Tagesarbeit erledigen. Bismarck wäre, wenn er nicht als Gesandter in den diplomatischen Dienst getreten wäre, sicherlich mehrmals aus der Laufbahn entfernt worden. Ein Bismarck konnte unbedingten Gehorsam verlangen, weil er trotz mancher Fehler auch auf diplomatischem Gebiet doch allen an geistiger Kraft überlegen war. Mindere Geister sind auf die Unterstützung ihrer Untergebenen angewiesen. Sie müssen also ein furchtloses Wort gern hören. Hier liegt das Übel. Man wünschte nur friedensselige, unanstößige Berichte, um jede Reibung zu vermeiden. Die Folge war, daß diese dauernde Nachgiebigkeit, die fraglos eine furchtsame Schwäche war, uns um jedes Ansehen gebracht hat, worunter die tüchtigen Diplomaten am meisten leiden.

Daher ist keineswegs eine wilde Säuberung des Auswärtigen Amtes nötig, sondern es müssen nur künftig die richtigen auch dort vorhandenen Leute an die richtige Stelle gebracht werden. Sie müssen aber die Gewißheit haben, daß ihr offenes Wort Gehör findet. Hierzu bedarf es jedoch geschichtlich-politischer Schulung, mit der es vorläufig noch ziemlich im

argen liegt, weil wir das Recht und die Volkswirtschaft überschätzt haben. Das Auswärtige Amt besitzt eine hervorragend technisch gebildete Rechtsabteilung, die die Diplomaten vollkommen in rechtlicher Tätigkeit entlastet. Es wird doch alles in Berlin geprüft. Daher können die Diplomaten mit einem Mindestmaß von Juristerei auskommen. Auch volkswirtschaftlich liegt der Schwerpunkt in den Konsulaten, wo jetzt der Jurist herrscht, was natürlich ein grober Fehler ist. Hier müssen die Herren volkswirtschaftlich vorgebildet sein. Der Gerichtsassessor ist die schlechteste Vorbereitung für einen Konsul. Ob dann das diplomatische und konsularische Personal vereint und aus ihm gemeinsam die Gesandten und Konsulate besetzt werden, ist eine andere Frage. Ich halte die Trennung für nicht schlecht, nur soll man die Konsuln gesellschaftlich besser stellen.

Es ist ein Widersinn, einen alten hervorragenden Generalkonsul einem Gesandten zu unterstellen, der gegebenenfalls von einem jungen Legationssekretär vertreten wird. Bei der gegenwärtigen Vorliebe für die Bürgerlichkeit, die sich freilich im Auswärtigen Amt nicht durch Sachkunde, sondern durch den großen Geldbeutel auszeichnet, könnte man vielleicht die Diplomatie mit dem Konsulat verbinden. Demokratische Blätter feiern den tüchtigen neuen Staatssekretär Zimmermann als ersten Bürgerlichen. Leider sind Kiderlen und Schoen ebenfalls bürgerlich geboren, also seine unmittelbaren Vorgänger. Ich selbst bin ein Gegner dieser Verbindung, da zum Diplomaten doch feinfühligere und eben politisch gebildetere Kräfte gehören, als wir sie für den großen konsularischen Bedarf im deutschen Volke finden können. Wir sehen ja das traurige Beispiel im Reichstag. Ein wirklicher Kenner der auswärtigen Politik hat sich eigentlich noch nie dort befunden. Selbst frühere Diplomaten konnten als große auswärtige Politiker nicht gelten. Diese Kunst muß erlernt und angeboren sein. Besondere Begabung und Neigung sind die Voraussetzung des Erfolges in jedem Beruf. Nur in ihrem Verein liegt die Gewähr des wirklichen Könnens. Daher schmähe man nicht unsere nicht allzu erfolgreiche Diplomatie, sondern helfe ihr mit geeigneten Kräften aus und verdamme nicht die hier vorhandenen tüchtigen Beamten, deren Sachkunde nur nicht zur Entfaltung hat kommen können. Auf dem Balkan hat sich übrigens unsere Diplomatie an Haupt und Gliedern endlich bewährt, so daß die Hoffnung auf Besserung wohl berechtigt, wenn nicht der rumänische Abfall gewesen wäre, der sich durch ein Ultimatum nach der Durchbruchsschlacht von Gorlice vor Jahresfrist hätte vermeiden lassen, denn die Zeit ist der Bundesgenosse unserer Widersacher, besonders Englands.

Berichte und Notizen.

Die russische Revolution und die deutschen Arbeiter. Im Hinblick auf die wiederholt von uns beleuchteten Versuche der demokratischen Presse, die russische Revolution zugunsten einer Demokratisierung der staatlichen Einrichtungen in Deutschland auszunutzen, muß die Haltung als besonders erfreulich hervorgehoben werden, die „Der Arbeiter", das Organ des Verbandes der katholischen Arbeitervereine (Sitz Berlin) in dieser Frage einnimmt. Nach einer Schilderung der Lage in Rußland heißt es dort: „Unter diesen Umständen dürfen wir um so größere Genugtuung darüber empfinden, daß der hemmungslose U-Boot-Krieg mit der erforderlichen Schärfe von uns geführt wird. Je mehr der Einfluß Englands in Rußland und der übrigen Welt wächst, desto notwendiger ist es, das Inselreich, diese Zwingburg der Revolution und der kapitalistischen Ausbeutung, durch unsere U-Boote vom Verkehr mit der Außenwelt allmählich abzuschneiden. Erst wenn der Hunger an Englands Tore pocht, wird es sich zu Friedensverhandlungen bereit finden, die den deutschen Ansprüchen in vollem Umfang Rechnung tragen. Wir aber dürfen uns freuen, daß Deutschland in der Monarchie noch einen festen Hort seiner staatlichen Ordnung hat. Zwar werden unter dem Eindruck der russischen Ereignisse auch bei uns Stimmen laut, auf friedlichem Wege von oben her die demokratischen Reformen durchzuführen, die Rußland gewaltsam aufgezwungen wurden. Doch das Schicksal Rußlands und der übrigen Demokratien der Welt sollte uns ein warnendes Beispiel sein. Die Demokratisierung Deutschlands würde auch bei uns dem englisch-amerikanischen Großkapital Tür und Tor öffnen, die letzten Reste des selbständigen gewerblichen und kaufmännischen Mittelstandes vernichten und die Arbeiterschaft der Sklaverei im Dienste internationaler Trustmagnaten ausliefern. Nur eine starke Monarchie verbürgt dem deutschen Volke eine glückliche soziale Zukunft.

Mahanism. Die „Vossische Zeitung" läßt sich von ihrem militärischen Mitarbeiter, Hauptmann Erich v. Salzmann, in Nr. 88 schreiben: Dieser Weltkrieg wird von unseren Gegnern ständig unter großen Schlagworten geführt. Die Nervosität der Zeit, das Bedürfnis, einen bestimmten Begriff kurz und treffend auszudrücken, hat sie geschaffen. Die vollendete Arbeitsorganisation des deutschen Volkes, die zur schweren Konkurrenz aller anderen Völker auf allen Gebieten wurde, schuf das Schlagwort vom Militarismus. Es ist nicht nur der hohe soldatische Geist des einzelnen Mannes allein, den Engländer und Amerikaner damit meinen, es ist die durch den kriegerischen Geist und ein Jahrhundert militärischer Erziehung in unser gesamtes Volk hineingebrachte Disziplin auf allen Gebieten, die uns im Wettbewerb allmählich überlegen machte. Kant bezeichnet das in seiner Sittenlehre als das Gebot, dem unbedingt und ohne Widerspruch Gehorsam geleistet werden muß. Daß wir „siegen müssen", ist uns ein kategorischer Imperativ der Pflicht geworden. Das ist es, was die anderen in uns hassen. Sie vergessen dabei gern, daß sie selbst noch sehr viel umfassendere Begriffe für ihre eigenen Pflichten aufgestellt haben. Im besonderen ist es das in seiner militärischen Not zum Pazifismus neigende Amerika, das da mit großen und tönenden Schlagworten vorausgeht und selbstverständlich die Schlagworte anderer in Grund und Boden verdammt. Jedes Volk hat seine Vorkämpfer, große Männer, deren Gedanken in die Jahrhunderte und Jahrtausende nachwirken werden. Uns ist das Kant, Goethe. Die Amerikaner sind arm daran. Ein Moderner unter ihnen ist der verstorbene A. T. Mahan, der berühmte Marineschriftsteller der Vereinigten Staaten. Er brachte es bis zum Marineminister. Das, was er in weiser Voraussicht und tiefer Erkenntnis der Kräfte, die den Erdball beherrschen, schrieb, ist drüben jenseits des Ozeans fast zum Evangelium und auf den englischen Inseln mindestens ebenso grundlegend wie in den Vereinigten Staaten selbst geworden. Wenn man ständig in England und Amerika über den

„Militarism" der Deutschen schreit, so können wir ihnen heute den „Mahanism" entgegen halten. Er verficht Grundsätze, die schlimmer und furchtbarer sind als diejenigen, die man uns unterschieben zu müssen wünscht. Aus Mahans weitverbreiteten und allgemein bekannten Schriften geht deutlich hervor, wie klar ihm das Machtprinzip als allein selig machendes Mittel vorschwebt. Und er ist himmelweit davon entfernt, irgendeine Gleichheit der Nationen auf Erden anzuerkennen, d. h. also, er denkt nicht an einen „Frieden ohne Sieger und Besiegte". Ich will hier aus Mahans bestem Buch „Die weiße Rasse und die Seeherrschaft" einige Proben geben, die mit der heutigen Lage in geradezu wunderbare Beziehung zu bringen sind. Fast sieht es so aus, als ob Mahan den Unterseeboot-Krieg vorausahnte. Wenn wir uns heute Mahans Grundsätze zu eigen machen und sie rücksichtslos gegen diejenigen zur Anwendung bringen, die sie aufgestellt haben, dann wehe den Engländern und Amerikanern! . . . „Was ist schließlich unsere nicht mit Unrecht gerühmte Zivilisation? Was ist sie anders als ein Oase inmitten einer Wüste von Barbarei, eine Oase, die von manchen inneren Zwistigkeiten zerrissen wird und die im letzten Ende nicht von dem bloßem Systeme ihrer Organisation abhängt, sondern von der Kraft, mit der diese Organisation in einer drohenden, gewaltigen physischen Macht auftreten kann, stark genug, den an Zahl überschwemmend großen, aber ungenügend organisierten Scharen des Auslandes die Spitze zu bieten. Unter den gegenwärtigen Umständen werden diese Massen durch die großartigen militärischen Organisationen Europos eingedämmt, die bisher auch die inneren Barbaren mit Erfolg in Schach hielten. Wessen diese letzteren — wenigstens in Gedanken — fähig sind, davon haben wir hie und da und namentlich in der letzten Zeit erschreckende Warnungen erhalten, denen man nur schwer Ohr und Auge verschließen kann." . . . Selbst wenn wir den unermeßlichen Nutzen außer Erwägung lassen, der für die Gesellschaft in dieser Zeit der Insubordination und Anarchie darin liegt, daß so zahlreiche junge Leute im eindrucksfähigsten Alter zur Ordnung und zum Gehorsam angehalten werden, zur Achtung vor der Autorität und dem Gesetze (Mahan meint das stehende Heer) — und hier stellt der Militärdienst ein mächtiges Gegenmittel gegen unser glaubens- und rechtloses Leben dar —, wäre es ein wohl plausibler, aber sehr arger Irrtum, wollte man in dem erhofften Sinken des militärischen Geistes in den europäischen Nationen eine Bürgschaft für den sicheren Fortschritt der Welt zum allgemeinen Frieden, zur materiellen Prosperität und zu einem Zustand der Ruhe und Bequemlichkeit erblicken." . . . „Warum aber sollte man, wenn man die uneingeschränkte Macht besitzt, dem Feinde die Immunität für seinen Seehandel gewähren? Weder Großbritannien noch Amerika" sagt Sir George Clarke, obwohl er an anderer Stelle diese Behauptung einschränkt, „können im Handel anderer Völker einen Ansporn zum Angriff erblicken." „Warum nicht?" müssen wir da fragen. Zu welchem Zwecke sind in erster Linie die Flotten da? Wenn, wie alle Welt zugibt, die Flotten zum Zwecke der Beschützung des Handels da sind, so folgt daraus der unausweichliche Schluß, daß sie, wenn der Krieg ausbricht, trachten müssen, den Feind dieses mächtigen Mittels zu berauben; und man kann nicht gut absehen, welchem großen militärischen Zwecke die Flotten dienen können, wenn nicht dem Schutze und andererseits der Vernichtung des Handels. So faßt eigentlich Sir George auch die Sache auf, wie aus der Stelle hervorgeht, wo er sagt: „Nur aus dem Grundsatz, daß man dem Feinde soviel Übel als möglich zufügen muß, um das Ende des Krieges rascher herbeizuführen, läßt sich die Vernichtung des Handels rechtfertigen." . . . „Die Prosperität aller maritimen Nationen hängt mehr oder weniger, aber durchgängig, vom Seehandel, und, wie anzunehmen ist, vom Seehandel mehr als von jedem anderen Faktor ab. Ob ein solcher Staat sich nun der eigenen Flagge bedient oder der eines Neutralen, des fremden Handels oder des Küstenhandels, in jedem Falle stellt das Meer die größte der Gaben für einen solchen Staat dar, und unter jeder Form ist sein maritimer Handel einem entschieden überlegenen Feinde ausgeliefert." . . . „In gleicher Weise kann mit voller Zuversicht behauptet werden daß die Immunität für das, was man unüberlegterweise das Privateigentum eines Kriegführenden auf dem Meere nennt, nie von einer Nation oder von einem Nationenbunde

zugestanden werden wird, der zur eigenen Seemacht Vertrauen hat." . . . „In dem heutigen Zeitalter der Kriegskorrespondenten sind viele unter uns mit dem Gedanken vertraut, daß eine Armee von ihren Kommunikationen abhängt, und wir wissen, wenn auch in unklarer Vorstellung, daß die Bedrohung oder Störung der Kommunikation einer Armee zu den gebräuchlichsten und wirksamen Methoden der Strategie gehört. Und das ist ja klar. Eine von ihrer Basis getrennte Armee muß hinsiechen und sterben, und wenn sie von dieser Gefahr bedroht ist, muß sie unter solchen Nachteilen immer den Kampf aufnehmen. Ist es da nicht klar, daß der Seehandel für die Macht eines maritimen Staates genau die gleiche nährende Funktion ausübt, wie sie die Kommunikationen eines Heeres für diese erfüllen?" So weit Mahan in einem Aufsatz, den er im Juli 1894 geschrieben hat. In Amerika nennt man sein berühmtes Buch „Influence of Seapower" die „Bibel des Imperialismus". Roosevelt nannte die erste Autorität des Seekriegswesens, Mahan, den „christlichen Edelmann". All so etwas heute festzustellen, ist angesichts der triefenden Worte des Präsidenten Wilson angenehm und wichtig. Wir können uns heute nur die Grundsätze Mahans zu eigen machen und den Feind mit seinen eigenen Waffen schlagen, indem wir unsere eigene Zivilisation retten, denn der Bestand einer solchen Zivilisation ist — nach Mahan — ernster als der Bestand eines einzelnen Volkes.

Kriegsziele und Friedensbedingungen gegenüber England. Ein Freund unserer Zeitschrift, zur Zeit im Felde, schreibt uns: Wie groß auch das Verdienst derjenigen politisch Weitblickenden und das Wachsen der Erkenntnis der vielen gewesen ist, wie groß auch die Anzahl deren heute sein mag, die in England „den Feind" erkennen und wie vielfach man sich in der Presse und der sonstigen Öffentlichkeit endlich auch mit den Kriegszielen befaßt, so habe ich doch bisher noch nie etwas von einem eigentlichen Kriegs- und ich möchte hinzufügen: Friedensziel gegenüber diesem „Feinde" gelesen. Es wird aber hohe Zeit, auch über das Notwendige an Zielen ihm gegenüber klar zu werden, die Volksstimmung und Begeisterung zum Durchhalten bis zu ihrer Erreichung ungeschwächt zu erhalten.

Man schreibt wohl von „Freiheit der Meere" durch unsere eigene künftige Stärke zur See, nicht durch Verträge, und man verlangt die flandrische Küste, um von hier aus als ständige Drohung gegen das Britenreich wirkend dieses im Schach zu halten. Aber mir scheint dies doch noch recht wenig von jenem Notwendigen zu umfassen.

Wie denkt man sich denn den weiteren Verlauf der Dinge, wenn wir also durch den U-Boots-Krieg England durch den Mangel an Lebensmitteln u. a. zum bedingungslosen Nachgeben gezwungen haben, und wenn wir dann nichts von ihm selbst verlangen? Oder, ich will selbst setzen: wenn wir von ihm auch wirklich sehr hohe Kriegskostenentschädigung fordern und zugestanden erhalten? Wird es diese nicht spielend und kaltlächelnd auf seine Kolonien — außer Kanada und vielleicht Australien — abwälzen, mindestens sie auch nicht annähernd so schwer ertragen, wie wir die uns freundlichst zugedachte zu ertragen haben würden, falls wir unterlägen? Des weitern, wenn wir alsbald nach dem Friedensschluß unsere Hungersperre aufheben, wird England nicht in allerkürzester Frist, mit aller Macht, sich aufs neue und gründlicher als vordem mit Lebensmitteln usw. versorgen und überhaupt zur früheren inneren Kraft zurückkehren?

Und wie will man die Kriegskostenentschädigung hereinholen, wenn England nach dem Kriege an Besitz und Macht ungeschwächt bestehen bleibt? Was will man tun, wenn England nicht zahlt? Will man von neuem Krieg anfangen? Was will man tun, wenn England die vier verbündeten Mittelmächte nach wie vor handelsseitig von sich und seinen Kolonien ausschließt? Wenn es mit anderen Staaten, seinen bisherigen Bundesgenossen wie den neutralen, uns schädigende Handelsverträge abschließt, unserm Handel durch zeitweiliges Unterbieten überall die Wiederaufnahme seiner früheren Beziehungen unterbindet, unserer Ausfuhrindustrie das Wiederaufblühen unmöglich macht? Will man ihm dann mit Waffengewalt, richtiger: Flottengewalt — womöglich bei ungeschwächter eigener Flotte —

wieder entgegentreten und also den Krieg aufs neue entfachen? Warum denn aber überhaupt erst Frieden schließen und Friedensverhandlungen vereinbaren?!

Oder meint man wirklich, daß England etwas uns weniger Unangenehmes tun würde, etwa mit frommem Augenaufschlag sich den „internationalen Abmachungen" fügend, mit dem Bewußtsein doch, daß dies ihm nur abträglich sein, das Gegenteil davon aber ihm nicht verwehrt werden würde, wenn wir uns an die Friedensbedingungen gebunden erachten? Das einzige, was zu unseren Gunsten gestattet sein würde, wäre dann nur, wenn die bisherigen Verbündeten Englands durch die Friedensbedingungen so geschwächt werden, daß sie für absehbare Zeiten außer Möglichkeit sind, sich abermals mit England gegen uns zu verbünden.

Alle diese Fragen aufwerfen, heißt sie auch beantworten, ihnen unsere notwendigen Kriegsziele entgegenstellen:

Ohne daß England seine Kriegsflotte ausliefert (und die gleiche Tonnenzahl an Handelsschiffen, die unser Verlust an solchen ausmachen wird, dazu) sind wir nicht in der Möglichkeit, die Hungersperre weiter fortzusetzen. Diese muß uns aber die Bethmann Hollwegschen „Garantien", die „Faustpfänder" dafür geben, daß alle übrigen Friedensbedingungen — sagen wir also schon: die vielleicht außerdem allein noch geforderte Auszahlung der Kriegskostenentschädigung — restlos erfüllt werden. Erst dann könnten wir in einer auch nur den dringendsten englischen Bedürfnissen Rechnung tragenden Weise diese Sperre allmählich aufgeben und entsprechend Lebensmitteln in langsam wachsendem Umfange wieder Zugang nach England gewähren, so Schritt vor Schritt, wie es uns die Kriegskostenentschädigung abzählt. Oder auch nur: wie es ernstlich seine Maßnahmen dazu trifft, sie uns pünktlich und regelmäßig auf die Dauer mit allen ihren auszumachenden Teilzahlungen abzutragen. Denn gewiß wird es ausgeschlossen sein, daß uns England seine Schuld gewissermaßen auf einem Blatt auszahlt. So, wie uns eine Verteilung der Zahlungen — ihres ungeheuren Gesamtbetrages wegen — über hundert Jahre zugedacht ist, so wird sie auch England gegenüber sich auf mindestens fünfzig Jahre zu erstrecken haben. Also können wir die gemilderte Hungersperre längst nicht bis zur völligen Abzahlung ausdehnen, und folglich müssen von uns aus andere Sicherheiten für die Einhaltung der auferlegten Verpflichtungen geschaffen werden.

Das aber geschieht nur durch Herunterdrücken Großbritanniens zu einer Macht dritten Ranges, dies wieder durch Fortnehmen aller seiner Kolonien, von Kanada etwa abgesehen. Australien mag man sich selbst überlassen, und mag es nur verhindern, sich seinem Mutterlande wieder freiwillig anzuschließen. Alle unterjochten Kolonien aber muß England herausgeben. Ägypten muß wieder türkisch, alle übrigen afrikanischen Kolonien müssen deutsch, die besetzten griechischen Inseln wieder griechisch, Indien muß frei werden. Alle Marinestützpunkte müssen den Herrn wechseln. Ich will nur erreichen, daß z. B. Gibraltar gewiß ohne Nachteil an Spanien als Belohnung für sein Neutralbleiben zurückgegeben werden kann. Wie es mit allen übrigen gehalten sein würde, braucht hier im einzelnen nicht zu kümmern. Daß Deutschland dabei nicht allzu habgierig verfahren wird, erscheint mir bei unserer sattsam bekannten Bescheidenheit selbstverständlich, kommt aber auch dem Kriegsziel England gegenüber nicht an sich in Frage.

Wie man anders England gegenüber Frieden (für fünfzig oder hundert Jahre) mit Sicherheit erlangen will, ohne es in dieser Weise zu zerbrechen, weiß ich nicht. Will man dies aber, so müssen jene Änderungen die Mittel zum Kriegsziel bilden, muß mithin der U-Boots-Krieg so lange und bis zum Erfolge durchgeführt werden, daß England gezwungen wird, auch in all diese Forderungen ohne Widerrede zu willigen und ihre Verwirklichung ebenso über sich ergehen zu lassen.

Es erscheint mir durchaus notwendig, hierüber im ganzen deutschen Volke, von seinem Reichskanzler angefangen, zunächst einmal volle Klarheit zu erzielen. Wer das Ziel will, muß auch die Mittel wollen: die U-Boote aber als Mittel sind losgelassen!

Und wenn die Zeppeline bei Nacht nicht mehr aufs Spiel gesetzt werden dürfen, weil sie dann jeder englische Flieger von oben her vernichten kann, so wird man sich überlegen müssen, ob man sie nicht wieder bei Tage einsetzen kann, wo sie durch Kampfflieger über ihnen doch wohl ausreichend vor den feindlichen geschützt werden könnten. Dann wehe endlich London mit seinen Palästen, Parlament, Regierungsgebäuden usw. Denn: Ceterum censeo Britanniam esse delendam!

Aber man kann an diesen Dingen nicht wohl vorüber gehen, ohne an die zu denken, die bis zuletzt für ein friedlich-schiedliches, auf papierene Verträge gestütztes Abkommen mit England, einen Frieden ohne Sieg, eintreten: die Frankfurter Zeitung, das Berliner Tageblatt und ihre Drahtzieher wie ihre Gesinnungsgenossen. Wir kommen nicht darum herum, daß es sich bei ihnen, teils unbewußt gewiß, in der Mehrheit aber recht bewußt, um rassisch von unserem abweichende Denkweise, Erwägungen, Hoffnungen und daher auch Bestrebungen und Ziele handelt, mit einem Worte: um international-jüdische, oder jüdisch-internationale, die weitab vom einem deutschen Frieden liegen. Wir müssen den Mut finden, uns auch zur Gegnerschaft gegen diese offen zu bekennen und den Kampf schon jetzt, nicht erst nach dem Friedensschluß, aufzunehmen. Es geht für ihre Hoffnungen, wenn sie uns in den Arm fallen, um unsere Lebensnotwendigkeiten, wenn wir uns durch sie lähmen lassen. Die letzte weltgeschichtliche Stunde naht, in der wir das Deutschtum noch dem deutschen Volke retten können: Qua usque tandem also! — K. H.

„Des deutschen Volkes Wille zum Leben." Der preußische Minister des Innern hat das Wort geprägt: „Das Bevölkerungsproblem ist nicht ein Problem, sondern das Problem der Zukunft." In der Erkenntnis der Notwendigkeit einer Bekämpfung der völkischen Gefahr, die in dem Geburtenabsturz des letzten Jahrzehnts zutage tritt, hat das Preußische Staatsministerium eine Reihe Kommissionen mit Zuziehung Sachverständiger zur Beratung der in dem Bevölkerungsproblem liegenden zahlreichen Unterprobleme eingesetzt. Auch der Reichstag hat eine ständige Kommission für Bevölkerungspolitik gewählt. Das alles zeigt neben den unzähligen Schriften, die in den letzten Jahren über den Gegenstand erschienen sind, daß die Wichtigkeit der Sache erkannt wird. Leider aber wird in den weiten Kreisen unseres Volkes der Kernpunkt der Frage nicht immer richtig erfaßt. Vielfach herrscht die Ansicht vor, daß alles mit gesetzgeberischen Maßnahmen sich abtun lasse. Soeben ist nun ein umfassendes Werk über das gesamte Gebiet der Bevölkerungspolitik im Erscheinen begriffen, das zusammenfassend eine psychologische Lösung des Problems von innen heraus durch gleichzeitige Erörterung der gesetzgeberischen und volkserzieherischen Maßnahmen erstrebt. Das Buch trägt den Titel „Des deutschen Volkes Wille zum Leben". Herausgeber ist der Reichs- und Landtagsabgeordnete Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Faßbender. Mit ihm haben sich 20 Mitarbeiter vereinigt, von denen jeder ein besonderes Gebiet des weit verzweigten Problems behandelt. Wir finden unter den Mitarbeitern Universitätsprofessoren, Parlamentarier, Verwaltungsbeamte, Juristen, Schulmänner und Ärzte. Im ersten Teil des Buches werden nach einer gründlichen Einführung des Herausgebers die sexualethischen Probleme, biologischen Grundlagen und medizinisch-hygienischen Gesichtspunkte der Bevölkerungsfrage erörtert. Dann folgen statistische, geschichtliche und kirchliche Betrachtungen, worauf im dritten Teile die Einzelmaßnahmen zur Bekämpfung des Geburtenrückganges und zur Ertüchtigung unseres Volkes folgen. Es ist kein Volksbuch, sondern alle Fragen werden in wissenschaftlicher, aber gemeinverständlicher Weise erörtert. Es ist eine Fundgrube der Erkenntnis von positivem Material und wegweisenden Reformideen für Gesetzgebung, Verwaltung und Erziehungswesen.

Schwerteisen und Pflugeisen. Der „Deutschen Tageszeitung" wird geschrieben: „Kurze Kriege werden durch das Schwerteisen entschieden, längere Kriege nicht durch das Schwerteisen allein, und der Weltkrieg könnte vielleicht nur durch das Pflugeisen endgültig entschieden werden. Darum braucht das eine auf das andere nicht scheel zu sehen. Sie

sind ja beide Kameraden von Urzeiten der Menschheit her. In jedem Hofe der alten Germanen waren sie beieinander. Der Pflug wußte, daß er den Schutz des Schwertes brauchte, und das Schwert wußte, daß es den Pflug brauchte, damit der Arm stark bleibt, der es führen soll. In Zeiten der Hochkultur sind sie beide auseinander gerückt, und es wäre denkbar, daß im Kopf manches alten Soldaten der Gedanke an die Bedeutung des Pflugeisens im Kriege etwas erloschen wäre. Dann muß das Beispiel dieses Krieges ihn wieder lebendig machen. Für den Sieg unserer Waffen ist es von allergrößter Bedeutung, ob und wie wir imstande sein werden, den nächsten Winter durchzuhalten. Selbst ein großer Landsieg, selbst ein vollkommener Sieg der U-Boot-Waffe enthebt uns dieser Frage nicht, denn der unterlegene Feind könnte mit diplomatischem Hinziehen uns den Siegespreis wiederum entwinden, wenn der nächste Winter uns in Not sähe. Ja, es ist gar kein Siegespreis und keine Formulierung der Friedensbedingungen denkbar, welche uns von dieser Sorge befreien könnte; denn jedes Nachlassen im U-Boot-Krieg gibt dem Feinde von neuem die Möglichkeit, sich zu verproviantieren; wir aber bleiben auf uns selbst angewiesen. Nun aber ist jetzt der letzte Termin, in welchem über das kommende Erntejahr und damit über unsere Versorgung im nächsten Winter disponiert werden kann. Maßregeln über die Kartoffelversorgung, deren zentralisierte Bewirtschaftung, deren Preis sind es wohl vor allem, welche unser Schicksal im nächsten Winter und damit vielleicht den Ausgang des Krieges bestimmen. Eine furchtbar verantwortliche Stunde. Sind wir nicht darum berechtigt und verpflichtet, immer noch einmal von neuem die Frage aufzuwerfen, ob der gegenwärtige Versuch der zentralisierten und der Zwangsbewirtschaftung das richtige ist? Man sollte meinen, der bisherige Erfolg sollte uns stutzig machen."

Irland, Deutschland und die Freiheit der Meere. Im Irrgarten der Verwirrung und Verwilderung der Begriffe, die dieses Weltkrieges Massentragik über die Völker gebracht, sind Werke der Wahrheit und des abgeklärten Wissens eine Notwendigkeit und Erhebung über den Giftqualm der Verleumdung, die das gesunde Urteil zu ersticken droht. Roger Casements Schriften, die nun in ihrer Gesamtheit auch deutsch vorliegen[1]), sind ein Wahrwort im Gestrüpp allgemeiner Urteilstrübung und bewußt ausgestreuter britischer Lügen. Im Januar- und Februarheft der P.-A. M. (Nr. 10 und 11 des letzten Jahrg.) ist der Abschnitt aus dem Buche zum Abdruck gebracht: „Der Hüter der Meere". Nachdem bereits zwei Auflagen dieser, von Casement mit seinen Vertrauten vor seiner Todesfahrt nach Irland selbst vorbereiteten und einzig berechtigten deutschen Ausgabe erscheinen konnten, wird die dritte Auflage auch die beiden großempfundenen Verteidigungsreden Sir Rogers vor seinen britischen Henkern bringen, nebst einer letzten photographischen Aufnahme des irischen Helden, der sterben mußte, weil er die Wahrheit sprach. Am Giftborn der Lüge, wie sie britische „Staatskunst" braucht, ist die Wahrheit dem Tode geweiht. Über dies Buch und seinen hochherzigen, klugen, trotz seines „Idealismus" sehr klarblickenden tatkräftigen Verfasser haben Fritz Bleys „Zeitfragen" vom 13. Dezember 1916 (Nr. 25) und die Kölnische Volkszeitung vom 2. Dezember 1916 (Nr. 966, Morgenausgabe) Näheres zur Beurteilung des Menschen und seines Wirkens gegeben. Seine Schriften selbst geben überdies Zeugnis vom Adel einer Seele, einer Mannesseele, die bei Zartheit und Wärme des Fühlens so viel Selbstzucht an sich übte, um ihr leidenschaftliches nationales Empfinden und scharfes Denken in geläuterte, ruhige Form zu gießen; selten ward ein stolzes, trauervolles Herz einem so klaren Verstande unterworfen, wie in diesem Iren und seinen Schriften über Englands Weltmacht.

Dies ist sein leitender Grundgedanke: Englands Großmacht (als politischer Brunnen-Vergifter und Weltsee-Schlange) beruht auf Ausbeutung der Völker, in erster

[1]) Irland, Deutschland, die Freiheit der Meere und andere Aufsätze, bei Joseph C. Hubers Verlag, Diessen vor München. 215 S. gr. 8°, Preis 3,50 Mk. 2. Auflage. (3. Auflage 1917).

Linie auf der Ausbeutung Irlands. Diese westliche Insel („grün Erin") hat der östlich vorgelagerten Insel (England) ihr Mark an Menschen und Bodenerzeugnissen, an Fleiß, Mut und Erfindungsfülle so lange, jahrhundertelang, hingegeben, bis England fett und vollblütig davon geworden, die kleinere Nachbarinsel wie eine ausgepreßte Zitrone wegwerfen konnte, wie eine Weltkreuzspinne die trockenen Fliegenflügel aus ihrem Netze fallen läßt, wenn sie satt gesogen ist. In diesem Bilde erscheint uns jetzt (und erschien mir stets) die politische Rolle Großbritanniens und Irlands im Laufe der Geschichte. Jetzt erkennen wir die große Selbsttäuschung, die durch britischen Heuchelsinn und Welthandelsneid geflissentlich über Irland bei den Staaten des Festlandes ausgestreut ward und die zu erhalten England sich angelegen sein ließ — bis sie alle, sogar die meisten Engländer selbst an diese Märchen glaubten: Diese Mär von dem unbotmäßigen, faulen, verkommenen, in Elend versunkenen Irland (wer ließ es denn darin versinken?) von einem „nichtsnutzigen Volke, das nicht einmal die Mittel aufbringen kann, um seine Toten zu begraben". Dabei sind diese grauenerregenden, schmachvollen Zustände die Folge der Massenschlachtung der Bevölkerung Irlands durch die britische Soldateska, namentlich unter Elisabeths, der „jungfräulichen" wie vorher unter Heinrichs VIII. Regierung und nachher, noch furchtbarer, unter des heuchelfrommen Cromwell (des „defenders of the faith") Raubmörderhänden, der in seiner haarsträubenden Blut- und Habgier ein ganzes Volk dem Feuertode und der Folter überliefern ließ. Nach diesem grausigen Aderlaß führten die späteren Regierungen von St. James die wünschenswerte „Verdünnung" der fleißigen und begabten irischen Bevölkerung durch planmäßig angeordnete und behördlich überwachte Hungersnöte herbei — wie das England von heute, ebenso planmäßig, aber gottlob vergeblich, im noch größeren Maßstabe am deutschen Volke versuchte und noch andauernd versucht, statt der kriegerischen Lorbeeren, die ihm hartnäckig versagt blieben, uns durch Hunger auf die Knie zu zwingen! So handelte die Handelsmacht England — „zum Schutz der kleinen Nationen" an ihrer Nachbarinsel Irland, die von einer Bevölkerung von 8 Millionen schaffensfroher, tüchtiger Menschen auf 4½ Millionen künstlich vermindert wurde, teils durch Hunger, teils durch wirtschaftspolitische Erdrosselungsgesetze, teils durch Auswanderungszwang.

Was übrig geblieben, sind im großen Ganzen: britische Großindustrielle und Grundherren (Ulster) und verarmte irische Taglöhner und Fabrikssklaven. „Während Millionen Iren auf fruchtbarstem Weideland Europas Hungers starben, zog England einige 20 Milliarden Mark (über 1000 Millionen Pfund Sterling) aus einer Insel, welche der Welt als zu arm dargestellt wurde, um selbst ihre Toten zu begraben." Man lese diese Tatsachen und amtlichen Statistiken in dem Buche selber aus den Abschnitten: „Das Kaiserreich anderswo", „der Feind des Friedens", Irland im Weltkrieg, „Irland als Friedensfaktor" und es wird manchem Leser wie Schuppen von den Augen fallen.

Wie ist solches Unrecht wieder sühnbar? Gibt es eine weltgeschichtliche Gerechtigkeit, oder wenigstens eine Ausgleichung im Zeitenlauf? Casements unerschütterliche Überzeugung ist diese (s. den Abschnitt: Warum ich nach Deutschland kam): Nur durch Deutschland, durch deutsche Volkskraft und gesunden Hochsinn, verbunden mit stählernem Siegeswillen, ist der britischen Weltgier die Schranke gesetzt, — kann, bei rechtem Einsatz aller moralischen wie technischen Kriegsmittel die Seeschlange zerstückelt, der auf Europas festländischen Völkern drückende Alp britischer Bevormundung vernichtet werden. Wie das möglich ist, was da geschehen könnte, wird der Leser ausführlich begründet finden in Casements Schriften und, im Anschluß daran, in meiner für den Druck vorbereiteten Flugschrift: „Können wir England besiegen?" — Wilhelm Schölermann.

Die Geselligkeit im deutschen Mitteleuropa. Nun sich die Verhältnisse nach so vielen Richtungen der staatlichen, wirtschaftlichen und persönlich-menschlichen Belange für die ersehnte Friedenszeit nach dem so fürchterlichen Weltbrande schon langsam vorbereiten,

und die europäische Erde andere Verhältnisse als vor dem Kriege heranwachsen sehen wird, für die heute schon die Samenkorne gelegt werden müssen, so möchte ich die dritten Belange, die persönlich-menschlichen, einer Beleuchtung unterziehen. In national gefestigten Staaten wie Deutschland, Frankreich, Italien gibt es da nicht so viel zu ändern, obwohl die sozialistische Richtung in Paris und Mailand zweifellos mächtig erstarken, und in Frankreich sogar eine sozialistische Republik sehr wahrscheinlich die jetzige plutokratische Advokatenrepublik ablösen dürfte. Die Gesellschaft der französischen gebildeten Kreise wird sich bis auf eine mächtige Zunahme der Feindschaft gegen alle deutsche Kultur, gegen die Deutschen als Menschen nicht viel ändern, der Kampf um das Leben wird allerdings schwerer werden, denn die Kriegskosten lasten dann mit Bleischwere auf allen europäischen Wirtschaftsverhältnissen, auf Handel und Wandel! England wird trockenes Brot essen müssen, denn sein Welthandel und seine Industriestellung wird sehr klein werden. Deutschlands nationalgesinnte Menschen werden mit idealem Schwunge sich den bösen Erinnerungen und Leiden des Weltkrieges zu entwinden suchen, und aus ihnen reichlich lernen, sie werden die blutigen und schweren Opfer langsam ersetzen, neu schaffen und arbeiten, und damit ihrem Lebensglück, das auf Arbeit und dem Glauben an Gott, an Familie und die arische Menschheit ruht, neue sichere Bahnen ebnen. Die Deutschen selbst werden sich nach diesem furchtbaren Angriffskrieg, der von allen Seiten über sie hereinbrach, neu orientieren müssen, denn sehr geschwächt gehen auch sie aus bald dreijährigen blutigen Schlachten hervor. Es geht dann nicht mehr, daß einer gegen den andern eifert und wettert, einer den andern zu erdrücken suche, einer dem andern das Brot wegnehme, einer den andern beneide und herzlos behandele. Nein, wir wollen wenigstens in den arischen und überwiegenden Teilen unseres Volkes Güte, Wohlwollen, Hilfeleistung und Verständnis für einander wieder zu erlangen suchen. Und die Klassengegensätze müssen sich mindern lassen, das ist bei modern nationalen Völkern geradezu ein Postulat der Zukunft. Im Schützengraben kämpften alle Klassen wie Freunde und Kameraden, Schulter an Schulter, im Frieden gibt es Zusammenarbeit genug in Heimgärtenanlagen, in Fabrikbetrieben, im Staatsdienst jeder Art, in Arbeit auf Feld und Wiese, in den Feierstunden und bei staatlichen oder wirtschaftlichen Beratungen usw. Wie wird es nun aber möglich sein, die sogenannten gebildeten Stände, die sich heute aus hundert Gründen, namentlich im national zerklüfteten Österreich, gar nicht mehr verstehen wollen, einander zu nähern, eine Geselligkeit zu schaffen, die das Leben zur Freude und nicht zur Qual für die Gesellschaft mache? Auch hierbei müssen wir an die möglichste Beseitigung der Kasten- und Klassengegensätze und Klassenvorurteile, die ja übrigens unter Gebildeten gar nicht aufkommen dürften, denken. Die sogenannte „Aristokratie" muß sich einreihen oder zurücktreten, sie darf nicht mehr eine Kaste für sich sein wollen, auch der Dünkel der kalten Professoren- und Gelehrtenwelt und das Protzentum der Reichen darf nicht mehr auf der Gesellschaft und der Geselligkeit lasten, auch die Frauenwelt muß sich verstehen lernen, und soll nicht bewußt oder unbewußt eine Maulwurfsarbeit gegen die Geselligkeit führen. Die Gebildeten, dies gilt besonders von Österreich, müssen sich recht oft von Haus zu Haus besuchen, sie werden sich sicher damit persönlich nahe treten, auch auf der Straße muß frostiges Benehmen schwinden, wir Gebildeten oder national Näherstehenden müssen uns bei jeder Gelegenheit herzlich und freundlich entgegentreten. Dann wird es anders werden in der deutschen Gesellschaft. — L. v. Bernuth.

Vorgeschichtliche Sternkunde und Zeiteinteilung. Herr Regierungs-Landmesser Stephan in Posen hat sich ein großes Verdienst dadurch erworben, daß er einen im vorigen Jahre in der Fachzeitschrift „Der Landmesser" erschienenen, auch mir gütigst zugeschickten Aufsatz über obigen Gegenstand ausgearbeitet und durch Veröffentlichung im „Mannus" (VII, 3/4) weiteren Kreisen zugänglich gemacht hat. Es handelt sich um zehn bei Odry im Kreise Konitz (Westpreußen) befindliche Steinkreise, die zwar schon früher beschrieben, in ihrer wahren Bedeutung, als Hilfsmittel zur Zeitmessung, aber erst vom Verfasser erkannt worden sind. Die Durchmesser der Kreise sind ganz verschieden, die Ab-

stände der einzelnen Steine aber nicht, wie es zunächst scheinen könnte, planlos gewählt, sondern nach festen Maßen und in bestimmter Absicht eingehalten. „Welchen Zweck haben aber die einzelnen Kreise gehabt?" Ich glaube, wir dürfen dem Erforscher derselben unbedenklich darin beistimmen, daß sie der Himmelskunde und der Zeitrechnung gedient haben. Mit ihrer Hilfe war es dem kundigen Priester oder Häuptling möglich, den genauen Eintritt der Sonnenwenden festzustellen und das aus der Beobachtung des Mondwechsels leicht sich ergebende Mondjahr mit dem Sonnenjahr in Einklang zu bringen. Dem gleichen Zweck haben auch die bretonischen und englischen Steinkreise, vor allem Stonehenge, gedient, und wir sind Herrn Stephan großen Dank dafür schuldig, daß er auf diesen Zusammenhang hingewiesen hat. Das Vorhandensein solcher Denkmäler macht die Angaben des alten Hekatäus über den Apollotempel im Lande der Hyperboreer glaubhaft und verständlich und liefert den Beweis, daß schon vor dritthalbtausend Jahren — so läßt sich astronomisch das Alter der Kreise berechnen — die Nordeuropäer gute Kenntnisse in der Sternkunde besessen haben und darin den vielgepriesenen Babyloniern zum mindesten ebenbürtig waren. — Ludwig Wilser.

Nordische Blutzufuhr. Bei all den Versuchen zur Rassenaufzucht und Verbesserung scheint man auf ein Mittel zu vergessen. Nach dem Kriege wäre es vielleicht am Platze, die schwedische Auswanderung in solche deutsche Gebiete zu leiten, wo diese annähernd dieselben Lebensbedingungen finden, wie in der Heimat. — Da wären die bayerischen und österreichischen Waldgebiete sowohl als auch Bergbauwiese auszuwählen, wo ihnen eine gesunde Entwicklung möglich ist. Besonders die Alpenländer sind es, die durch den Krieg starke Verluste erlitten, da der Ersatz kaum aus deutschen Elementen bestehen dürfte, so wäre es an der Zeit, für eine gesunde germanische Blutzufuhr zu sorgen, ehe alle die verwaisten Güter in unrechte Hände gelangen. Eine Einwanderungskommission hätte für die Auswahl gesunder und unbescholtener Leute zu sorgen — womöglich jungverheiratete oder kinderreiche Familien. Einige Zeit Steuerfreiheit und freier Transport würden Übergang und Eingewöhnung erleichtern. — tt.

Bücherbesprechungen.

Fuchs, Eduard, „Der Weltkrieg in der Karikatur". Erster Band: Bis zum Vorabend des Weltkrieges. Mit 333 Textbildern und 47 Beilagen (Lieferung 1—15). — Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst, München. Das ganze Werk besteht aus 30 Lieferungen zu je 1 Mk., in zwei Leinenbänden 40 Mk., in Liebhaberausgabe 45 Mk.

Diese groß angelegte Darstellung ist eine weitausholende kulturgeschichtliche Arbeit, deren Überschrift „Karikatur" nicht ganz glücklich gewählt ist. Denn der Verfasser hat nicht nur Zerr- und Scherzbilder ausgewählt, sondern auch ernste Werke von hohem, künstlerischem Gehalte. Ich erwähne nur den bekannten Holzschnitt von Alfred Rethel: „Der Sieger" (Heft 1, sonst S. 44), malerisch ebenso bedeutend wie inhaltlich erschütternd. Ja, bis auf Dürer wurde zurückgegriffen. Die Berechtigung einer solchen Tiefgründigkeit wird sofort einleuchten, wenn man sich klar macht, daß auch die Wurzeln des gegenwärtigen Krieges sehr weit in die Vergangenheit hineinragen. So kommt Fuchs zu einer großzügigen Schilderung, wie sich die gesamte wirtschaftliche und politische Weltlage entwickelt hat und fügt in dieses geschichtliche Netzwerk die aus allen Weltteilen zusammengetragenen Stimmungsbilder der verschiedenen Volksseelen ein. Die Auswahl beginnt „mit der Zeit, da die moderne Entwicklung in Europa einsetzt, also mit den Kriegen des 16. Jahrhunderts". Der erste Band schließt unmittelbar vor dem Ausbruche des großen Krieges ab, der zweite kann natürlich erst nach dem Kriege erscheinen.

Die Bedeutung des umfassenden Werkes dürfte somit ohne weiteres klar sein. Es schildert nicht nur die Massenseele und zeigt Gehalt und Richtung ihrer Stimmung im politischen Leben, es enthüllt auch durch seinen Reichtum an Bildern die Ausdrucksformen bei den einzelnen Völkern.

Einer größeren Abhandlung nach dem Erscheinen des zweiten Teiles wird eine ins einzelne gehende Würdigung vorbehalten bleiben. Hier sollte nur in großen Strichen Wesentliches angedeutet werden. Der Inhalt der 15 Lieferungen ist folgender: Der Tod. Der Krieg in der Karikatur. Der Kampf um die Weltherrschaft 1450—1815. Vom Wiener Kongreß bis zum Frankfurter Frieden. Die Jugendjahre des Imperialismus.

Dr. Robert Volz.

Carl M. Fürst and **Fr. C. C. Hanssen,** Crania Groenlandica. A description of Greenland Eskimo Crania with an introduction on the geography and history of Greenland. Kopenhagen, A. F. Höst o. S., 1915 (234 S. mit 52 Tafeln in Lichtdruck).

Unterstützt durch einen dänischen Fachgenossen hat mit diesem Meisterwerke der schaffensfreudige Lunder Anatom und Anthropologe sich ein neues Denkmal gesetzt. Die Untersuchungen haben schon im Jahre 1905 begonnen und erstrecken sich auf 380 Eskimoschädel aus schwedischen, dänischen und norwegischen Sammlungen. Auf den Tafeln sind sämtliche beschriebenen Schädel in halber Größe und fünf Ansichten abgebildet, von oben, vorn, hinten, unten und der Seite. Das Hauptergebnis ist, daß die grönländischen Eskimo eines der langköpfigsten Völker sind, die in geschichtlichen Zeiten auf der Erde leben. Das mittlere Längenbreitenverhältnis (Schädelindex) beträgt nur 71,4, bei den Schweden, die doch auch in dieser Hinsicht sich auszeichnen, dagegen 75,9. Nicht weniger als 84 v. H. sind ausgesprochene Langschädel und nur 0,6 richtige Rundschädel. Die durchschnittliche Länge ist 185,4, die Breite 133,2 mm, bei einem sehr beträchtlichen Hohlraum von 1526 ccm bei den Männern, 1483 bei den Weibern. Der Eskimoschädel umschließt daher ein recht umfangreiches Gehirn. Die Frage nach der Herkunft der Eskimo läßt Fürst offen, doch ist so viel sicher, daß sie von Westen her eingewandert sind und nach ihrer bedeutenden Gehirnentwicklung nicht als „primitive Rasse" bezeichnet werden können. Als wichtig für die Vererbungsfragen sei noch beigefügt, daß nach des schwedischen Forschers Meinung der Eskimoschädel ursprünglich keinen so ausgeprägten Langbau gehabt, sondern im Lauf der Zeit durch fortwährende Wirkung der mächtigen Kaumuskeln eine immer stärkere seitliche Zusammenpressung erfahren habe.

Ludwig Wilser.

Schulz-Besser, Ernst, „Die Karikatur im Weltkriege". Mit 115 Abbildungen. Verlag von E. A. Seemann, Leipzig.

Das Zerrbild ist ein Spiegel der Volksempfindungen; es zeigt mit fast unfehlbarer Sicherheit die Allgemeinstimmung an, zum mindesten verrät es die Gesinnung eines großen Teiles des betreffenden Volkes. Anders könnte es gar nicht bestehen. So liegt also der Wert, die Karikaturen aus verschiedenen Staaten zu sammeln, darin, daß sie einen Einblick verschaffen in die verschiedenen Massenstimmungen und in die zeichnerischen Ausdrucksmittel der einzelnen Völker. Sie enthüllen nicht nur die jeweiligen Zu- und Abneigungen, sondern auch die Art des Gefühlslebens. Das ist ihre kulturelle Bedeutung. Aus solchen Überlegungen heraus mag Schulz-Besser zu dem vorliegenden Buch gekommen sein. Die erläuternden Worte bieten viel Lehrreiches über die verschiedenen deutschen und ausländischen Zeichner und manches treffende Wort wird über den Geist dieser Kunst gesagt. Es ist sehr zu hoffen, daß der Verfasser die noch erscheinenden Bilder in einem zweiten Teile nach dem Kriege vereinigt. Erst dann ist das Ganze eine Geschichte der Kriegskarikatur und ein Buch von bleibendem Werte.

Dr. Robert Volz.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 28. 3. 17.
Druck von Dr. L. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVI. 2 — 1917

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Über den künftigen Neubau von Staat und Gesellschaft.

Vom Herausgeber.

Schon im letzten Märzheft war von einem an die Stelle der sogenannten „Neuorientierung" zu setzenden „Neubau" von Staat und Gesellschaft die Rede. Auch daß ein solcher Neubau nur auf der alten, bewährten Grundlage der starken Monarchie aufgerichtet werden kann, wurde schon dort und noch mehr in dem darauf folgenden Aprilhefte gegen jeden vom Willen zur Wahrheit — nicht zur Illusion — ausgehenden Zweifel erhärtet.

Damit sollte natürlich nicht gesagt sein, daß die Illusion ohne jede Daseinsberechtigung wäre. Vielmehr wurde ausdrücklich bemerkt, daß sie bezw. die von ihr ausgehende Suggestion, falls dieselbe mit guten Mitteln zu guten Zwecken in Wirksamkeit gesetzt wird, in mannigfacher Hinsicht gut, nützlich, ja für gewisse Menschen unter gewissen Umständen geradezu notwendig sein kann. Aber — „ihr Reich ist nicht von dieser Welt", von der Welt des Raumes, der Zeit, der wägbaren Stoffe und meßbaren Kräfte; es darf also, soweit die Illusion gut, edel, schön, erhaben ist, der Wirklichkeit wohl als unerreichbares Vorbild, aber nicht als unerschütterliche Grundlage zum Aufbau dienen. Eine solche Grundlage können zum mindesten bis auf weiteres (vergl. Märzheft S. 621—22) nur tatsächlich vorhandene — nicht erst zu schaffende — Machtfaktoren bilden, und als solche wiederum haben sich die der starken Militärmonarchie eigentümlichen in der schwersten Probe, der jemals eine menschliche Einrichtung

unterworfen gewesen ist, bewährt. Sie jetzt durch andere noch nicht vorhandene Mächte oder gar durch Ohnmächte ersetzen zu wollen, wäre, wie auch schon im Märzheft gesagt wurde, „Wahnsinn und Verbrechen zugleich".

Für den „Staat" also kann zurzeit gar keine andere Verfassung als die genannte in Betracht kommen, und da sie bei uns in Deutschland glücklicherweise noch da ist, so braucht sie nicht erst wieder hergestellt, sondern nur allgemein als unantastbar anerkannt zu werden. Zu einer solchen allgemeinen Anerkennung würde gehören, daß jeder Versuch, sie in ihrer Grundlage — nicht in ihrem weiteren Auf- und Ausbau — anzutasten, als staatsfeindliche Handlung angesehen und nicht nur moralisch gebrandmarkt, sondern auch gesetzlich (als Hochverrat) bestraft wird.

Bekanntlich fehlte es vor dem Kriege und fehlt es auch jetzt noch an dieser allgemeinen Anerkennung durchaus. Gewisse politische Parteien und Klicken durften und dürfen noch immer ungestraft die parlamentarische Regierungsform und — was dasselbe ist — die Scheinmonarchie oder die Republik als politisch erstrebenswerte Ziele in aller Öffentlichkeit aufstellen und bekennen. Das darf nach dem Kriege nicht mehr geduldet werden, auch wenn es sich angeblich nur um „Theorie" handelt. Die Theorie ist auf die Dauer noch gefährlicher als die Praxis; denn diese würde sich bald selbst zu Tode laufen, während die bewegungslose, aber als berechtigt anerkannte Theorie beständig verwirrend und beunruhigend wirkt. Ein starker innerer Friede ist bei derartiger Duldsamkeit unmöglich.

Was also den Staat, die staatliche Ordnung und Organisation unseres Gemeinwesens anbelangt, so ist ein für allemal als zu Recht bestehend anzuerkennen, daß daran wohl im Auf- und Ausbau noch manches verbesserungsfähig und -bedürftig ist, daß aber die Grundlage unter allen Umständen auf jede absehbare Zeit erhalten bleiben muß.

Nicht so verhält es sich mit der gesellschaftlichen Ordnung und Organisation unseres Gemeinwesens. In bezug darauf kann man geradezu fragen: „Haben wir überhaupt schon bezw. noch eine solche?"

Die Frage kann teils mit „ja", teils mit „nein" beantwortet werden. Rudimentäre Reste von einer früher bestandenen und schüchterne Anfänge zu einer neuen Ordnung sind nicht zu verleugnen. Wir haben z. B. nicht nur dem Namen, auch dem Wesen und der Wirkungsweise nach immer noch einen Fürstenstand. Vom Adelsstande freilich sind auch bei uns fast nur noch die Namen als rein dekorative Anhängsel vorhanden, ebenso vom Bürger- und Bauernstande, nur daß man hier nicht auf das „Dekorum" hält. Als neuer Stand haben sich die Handarbeiter[1]) aufgetan und zum großen Teil schon fach- und sachgemäß (in den sogenannten „Gewerkschaften") organisiert. Auch im Adel, Bürger- und Bauerntum sind An-

[1]) Man sollte in diesem Zusammenhange stets nur von „Handarbeitern", nicht „Arbeitern" schlechtweg sprechen, denn dadurch begünstigt man unbewußt die demagogische Unterstellung, als ob nur die Handarbeit eigentliche und wirkliche Arbeit genannt werden dürfte.

fänge gesellschaftlicher Neubildungen bereits bemerkbar, sie sind aber der Ausdehnung wie der Art nach weit unvollständiger und unvollkommener, als die der Handarbeiter. Ganz verschwunden ist, wenigstens soweit bei uns der Protestantismus in Betracht kommt, der geistliche Stand und zwar sowohl als Seelsorger wie als Arzt und Lehrer. Die Vertreter dieser Berufsarten sind teils Staats-, teils Kommunalbeamte, teils freie Berufsbetätiger geworden. Natürlich hat man auch hier das Bedürfnis zu neuen gesellschaftlichen Zusammenschlüssen gefühlt, aber es ist hier in der Praxis noch mehr als anderswo bei schüchternen Versuchen geblieben.

Trotz alledem — gerade diese überall mehr oder weniger zaghaften Versuche zeigen ganz unverkennbar, daß man mit der sogenannten modernen, aus der englischen und der noch radikaleren französischen Revolution hervorgegangenen gesellschaftlichen Entwicklung nicht mehr so zufrieden ist, wie es nach ihrer öffentlichen Schönfärberei anzunehmen wäre. Diese Entwicklung löste bekanntlich das Individuum zwar nicht aus dem staatlichen, wohl aber aus dem sozialen und wirtschaftlichen Verbande, machte es in dieser Beziehung, wie die Demagogen so schön sagen, „frei", aber zugleich auch vogelfrei und schutzlos gegen die mehr oder weniger verkappten Angriffe der Tschandalen und Verbrecher. Diese Menschensorten waren früher in viel wirksamerer Weise „deklassiert", als das jetzt — soweit es sich nicht um wirklich schwere, grobe Verbrecher und unverkennbare Tschandalen handelt — der Fall ist. Jetzt gehören die feineren Verbrechertypen gewisser Gauner und Gaukler sowie die sich nicht schon ganz äußerlich kennzeichnenden Tschandalen (völkisch Entwurzelte und sittlich Verwahrloste) nicht selten zu den sogenannten „feinsten Kreisen", sind also nicht einmal im dekorativen Sinne „deklassiert" und „exkludiert".

Den Schutz gegen diese Menschensorten sollte nach jener „Befreiung" der Staat allein übernehmen, wie denn überhaupt diese Einrichtung von jetzt ab zu einer Art von „Mädchen für alles" gestempelt wurde, wenigstens in den Ländern, wo der Staat nicht Herr blieb, sondern sich zum Dienstboten der eigentlichen (plutokratischen) Machthaber herabwürdigen mußte. Zu diesem Schutze war er aber seiner ganzen Natur nach nicht imstande, selbst da nicht, wo er ehrlich bestrebt war, gegen jedermann, ohne Ansehen der Person, gerecht zu sein. Im Gegenteil, dieses ganz allgemein, gegen jeden „Staatsbürger" — etwas anderes gibt es außer den Fürsten jetzt kaum noch — gerichtete Gerechtigkeitsbestreben kam bei der für gewisse Leute so leichten Umgehbarkeit und Verdrehbarkeit der Gesetze den Tschandalen und Verbrechern mindestens ebensosehr wenn nicht noch mehr zugute, als den ordentlich lebenden Menschen. Und so war es denn möglich, daß auf dem Trümmerfelde der früheren sozialen und wirtschaftlichen Ordnung der Tschandalismus und das Verbrechertum, namentlich dessen feinere Typen, sich immer mehr hervordrängen, ja in gewissen Ländern sogar zur Herrschaft kommen konnten, während die ordentlich leben wollenden Menschen,

selbst wenn sie in ihrer Art tüchtig waren, ins Hintertreffen gerieten. Ein großer Teil davon kam sogar ganz unter die Räder der von der steigenden Erwerbsgier zu immer rasenderer Fahrt aufgepeitschten Streitwagen des wirtschaftlichen Wettbewerbs. Bei diesem Wettbewerb braucht eine gewisse Sorte von Tschandalen nichts weiter zu tun, als mit hohen Einsätzen zu wetten, welcher Streitwagen den andern niederrennen oder vor ihm ans Ziel kommen wird, und macht dabei doch oft große Gewinne, deren Auszahlung ihnen der Staat noch dazu gesetzlich gewährleistet, falls dieses Wetten offen und gewerbsmäßig (Börsenregister) betrieben wird.

Und diesen entsetzlichen innern Kampf aller gegen alle, oder der einen Bande gegen eine andere nannte man vor dem Kriege, ja nennt ihn vielfach noch jetzt heuchlerischer- oder unwissenderweise „friedliche Entwicklung", die niemals durch einen „brutalen" äußern Krieg gestört werden sollte!

Man wird jetzt begreifen, warum, wenigstens bei uns, weniger ein staatlicher als ein gesellschaftlicher Neubau nottut. Wäre dieser Bau auch nur halbwegs vollendet, dann würde unser Volk auch sozial einig und damit endlich einmal auch *als Ganzes* seines Lebens froh werden können. Erst durch diese ihm nicht mehr durch Fremde zu vergällende *Freude an sich selbst* könnte es auch jene häßliche Eigenschaft verlieren, gegen die wir bei all seinen sonstigen Vorzügen nicht blind sein dürfen, nämlich seinen im Vergleich mit anderen großen und kleinen Nationen *geradezu auffallenden Mangel an Nationalstolz*. Wie sehr ihm dieser Mangel, den sich die internationalen Tschandalen und Verbrecher so sehr zunutze zu machen verstehen, innen- und außenpolitisch geschadet hat, ist durch den gegenwärtigen Krieg in geradezu katastrophaler Weise an den Tag gekommen. Hat er doch unsere Regierung und den größten Teil unseres Volkes oft geradezu würdelos selbst gegenüber den kleinsten, elendesten Völkerchen gemacht. Wir haben in allen Schichten wohl ein ziemlich starkes, manchmal fast zu starkes *Staatsgefühl*, aber noch nicht ein ebenso starkes völkisches (nationales) Empfinden. Das kann und wird durch den Wiederaufbau des zerstörten Gesellschaftskörpers anders werden.

Die Unzulänglichkeit des Staates gegenüber dem Tschandalismus und Verbrechertum liegt, wie gesagt, in seiner Natur, die er nicht ändern kann, auch wenn er sich noch so hoch und fein organisierte. Seine Gesetze, mag man deren Zahl bis ins Unendliche vermehren, werden stets grobmaschigen Netzen oder schlecht verborgenen Fußangeln gleichen, in denen sich wohl recht oft harmlose Menschenkinder, jedoch nur selten Verbrecher, jedenfalls nicht solche feinerer Art, fangen. Für die ordentlich leben wollenden Menschen aber wird die Unzahl der Gesetze schließlich zu einer unerträglichen, jedes Freiheitsgefühl erdrückenden Last. Nur die Linksanwälte werden als Verteidiger der Verbrecher und Tschandalen, zu denen sie als ihresgleichen geradezu eine Art von Zuneigung empfinden müssen, reiche

Ernten einheimsen und solche Zustände als das Ideal der Staats- und Gesellschaftsordnung preisen.

Es fragt sich nun, was dagegen zu tun ist.

Der „Staat" allein ist dagegen, ich wiederhole es, unzureichend, auch wenn er den besten Willen und für seine Dienste die besten Kräfte zur Verfügung hätte. Kein Organismus kann etwas gegen seine innerste Natur, deren Schwächen gewöhnlich unvermeidliche Korrelate seiner starken Seiten sind. Die Mängel, an denen auch unser Staat leidet: das Übermaß der Gesetze und die oft allzu bürokratische Handhabung derselben werden von selbst schwinden, wenn er in einer vernünftigen Neuordnung der Gesellschaft die Ergänzung und Begrenzung seines Daseinszweckes findet. Ganz ohne geschriebene Gesetze und ganz ohne Bürokratie wird es niemals abgehen. Ohne das gleicht der Staat wie überhaupt das ganze Gemeinwesen einer Molluske oder einem unentwickelten Kinde ohne festes Knochensystem und darum ohne starke Bewegungs- und Widerstandskraft. Mit zu viel Gesetzen und zu viel Bürokratie wiederum wird der Staat allmählich zu einem fleisch- und blutlosen Totengerippe, vor dem sich jeder lebensfrohe Mensch entsetzt und mit dem niemand gern etwas zu tun haben will. Das wird sich aber, wie gesagt, von selbst ändern, wenn man dem Staate nicht mehr Aufgaben zumutet, denen er seiner ganzen Natur nach nicht gewachsen ist und niemals sein kann. Lassen wir also, wenigstens bei uns, die staatliche Organisation vorläufig außer Betracht und richten wir unsere Aufmerksamkeit desto mehr auf die Neuordnung der „Gesellschaft".

Was ist das nun aber? Was versteht man hier überhaupt unter „Gesellschaft" und unter Neuordnung derselben?

Unter „Gesellschaft" im engern Sinne versteht man heutzutage gewöhnlich die vom eigentlichen „Volke" zu unterscheidenden Bevölkerungsklassen, die im öffentlichen und privaten Leben etwas bedeuten und dementsprechend von sich hören lassen. Das wäre bei uns etwa der Adel und das höhere Bürgertum. Hier dagegen soll unter „Gesellschaft" alles das verstanden werden, was in einem Gemeinwesen außerhalb der staatlichen Organisation steht, also weder zum unmittelbaren noch mittelbaren Staatsbeamtentum, noch zum Militär, noch zu einer internationalen Organisation gehört. Das Militär, zu dem auch noch die Polizei[1]) gerechnet werden muß, gehört nämlich nicht nur zum „Staate", sondern ist, wenigstens bei uns in Deutschland, gerade seine Hauptstütze, sein eigentliches Rückgrat. Das Bindeglied und oft den Vermittler zwischen „Staat" und „Gesellschaft" bilden die sogenannten „Gemeinden", für die großen Städte noch mehr als für das Land. Darüber wird bei einer anderen Gelegenheit das Nötige zu sagen sein.

[1]) Wenn man jetzt wegwerfenderweise vom „Polizeistaate" spricht, so ist das geradeso, als wenn man einen unglücklichen Menschen erst zum Schindluder macht und ihn dann auch noch dafür schimpft, daß er es sich gefallen ließ.

Die Staaten, die an der „englischen Krankheit“[1]) leiden, haben ein solches hinreichend starkes und festes Rückgrat nicht bezw. nicht mehr. Hier muß darum die „Gesellschaft“ einen Teil der von Vernunft und Recht wegen dem „Staate“ zukommenden Aufgaben übernehmen, was sie selbst dann nur unvollkommen zu leisten vermöchte, wenn sie, was jetzt nirgends mehr der Fall ist, vollständig und harmonisch organisiert wäre, d. h. wenn sämtliche zum Bestande eines Gemeinwesens nötigen Stände organisch zusammengefaßt wären und sich im materiellen wie geistig-sittlichen Einklange miteinander befänden.

Es ist also in den an der „englischen Krankheit“ leidenden Staaten genau umgekehrt wie in denjenigen Gemeinwesen, wo dem „Staate“ bezw. den „Gemeinden“ ein Teil der Aufgaben der „Gesellschaft“ aufgebürdet wird. Das eine wie das andere ist verwerflich und entspricht weder den natürlichen noch den wahrhaft kulturellen Entwicklungsgesetzen. Das Ideal einer Gemeinschaftsorganisation ist ein Gemeinwesen, in dem die Aufgaben des Staates und der Gesellschaft genau abgegrenzt sind, in welchem beide Teile sich gegenseitig ergänzen und keiner dem andern sozusagen ins Handwerk pfuscht.

Diese Grenze findet man am leichtesten und sichersten, wenn man auf die Uranfänge der menschlichen Gemeinschaftsorganisation zurückgeht. Im Urzustande war bekanntlich der König (vergl. voriges Heft S. 11) oberster Kriegs- und Gerichtsherr und übte diese Funktionen, soweit es ihm möglich war, auch praktisch und persönlich als Oberanführer und Oberrichter aus. Auf diese dem Staatsoberhaupte seit undenklichen Zeiten — seitdem der „Staat“ überhaupt entstand — zustehenden Rechte und Pflichten, von denen die einen unmittelbar und mittelbar auf den Schutz des Gemeinwesens gegen äußere, die anderen gegen innere Feinde gerichtet sind, sollte sich der Staat auch heute noch beschränken, so reich und fein seine Organisation inzwischen auch geworden sein mag und so wenig auch das Staatsoberhaupt heute noch imstande ist, die entsprechenden Funktionen persönlich auszuüben. Das Einzige, was dem Staate darüber hinaus auch heute noch billigerweise zugemutet werden kann, ist ein Oberaufsichtsrecht über alle Haupt- und die wichtigsten Gliederorgane des Gesellschaftskörpers, denn ohne Aufsicht und Kontrolle vermag sich auch die beste Einrichtung schwerlich dauernd gesund und lebenskräftig zu erhalten. Aus demselben Grunde bedarf aber auch der Staat der Kontrolle durch die öffentliche Meinung und die verschiedenen vom Gesellschaftskörper zu wählenden Parlamente (Reichs- bezw. Landesvertretungen). Diese gegenseitige Kontrolle wird, falls sie in sachlicher, loyaler Weise, ohne Gehässigkeit und demagogische Nörgelei gehandhabt wird, für beide Teile des Gemeinwesens nur heilsam und förderlich sein. Seitens des Gesellschaftskörpers bedarf es dazu keiner eigentlichen

[1]) Vergl. Januarheft 1912 „Das heutige Parteiwesen vom volksorganischen Standpunkte“, S. 507.

Beamten; es genügen dazu besonders gewählte Vertrauensmänner, die nach Bedürfnis gewechselt werden können. Daß diese Kontrolle bezw. Kritik auf beiden Seiten mit feinem Takt und gründlicher Sachkenntnis ausgeübt wird, dürfte keine Schwierigkeiten haben, sobald nur erst einmal nicht bloß aus dem Staate — das ist ohne weiteres selbstverständlich — sondern auch aus dem Gesellschaftskörper die Tschandalen und Verbrecher ausgeschieden sind. Nur von solchen Elementen rührt ja zu allermeist jene Taktlosigkeit und mangelnde Sachkenntnis her, mit der heutzutage alles, nicht zum wenigsten Staat und Gesellschaft, bekrittelt und benörgelt wird, wenn etwas davon den Tschandalen und den mehr oder weniger verkappten Verbrechern nicht in den Kram paßt. Ist das aber der Fall, dann wird es, mag es sonst noch so verwerflich sein, über den grünen Klee und den blauen Himmel gelobt und gerühmt.

Man wird fragen, wie denn die restlose Ausscheidung der Tschandalen und Verbrecher aus dem Staats- und Gesellschaftskörper ermöglicht werden soll.

Darauf ist zu antworten: es macht sich von selbst, wenn der Staat auf die ihm nicht zukommenden Aufgaben zugunsten der Gesellschaft verzichtet und die Gesellschaft sich in der bereits angedeuteten und später noch genauer zu erläuternden Weise „vollständig und harmonisch" organisiert. Ist das geschehen und die gegenseitige Kontrolle überall wirksam, dann wird es keinem Tschandalen oder gar Verbrecher gelingen, sich in die streng auf ihre Ehre, Würde und Unbescholtenheit haltenden Organe des Staates und der Gesellschaft einzuschmuggeln. Und selbst wenn hie und da einmal ein geborener Tschandale oder Verbrecher in solchen Korporationen verblieben wäre oder sich in sie eingeschlichen hätte, — er wird sich hüten, durch üble Handlungen sich bemerkbar zu machen und so seine Ausscheidung selbst zu erleichtern. Man muß nicht nur mit den Wölfen heulen, auch mit den Engeln singen, wenn man in ihrer Gesellschaft verbleiben und nicht aus allen Himmeln fallen will.

Damit erledigt sich auch von selbst der etwa zu machende Einwand, es würde des Zwanges bedürfen, um die vollständige und harmonische Organisation der Gesellschaft durchzusetzen. Genau das Gegenteil wird eintreten: man wird sich mit Feuereifer freiwillig daran machen, sobald dieser Gegenstand erst einmal in der richtigen Weise auf die Tagesordnung gebracht wird. Die Anfänge zur sozialen und wirtschaftlichen Organisation sind ja bereits für fast alle Berufsarten da und brauchen nur vervollständigt und vervollkommnet zu werden. Das Bedürfnis nach dieser Art von Organisation hat sich ja bereits fühlbar gemacht und wird sich in Zukunft noch weit fühlbarer machen. Und zwar aus folgenden Ursachen.

Unter dem, was man heutzutage Organisation nennt, ist vieles, was vom Standpunkte eines ordentlich lebenden Menschen räuberbandenhafte Organisation genannt werden muß. Wie die Wölfe sich zu Rudeln zusammenballen, wenn für den einzelnen Wolf der Raub zu schwierig

und zu gefährlich wird, so schließen sich natürlich auch die Tschandalen und Verbrecher zur besseren oder leichteren Ausbeutung der ordentlich lebenden Menschen zusammen. Dieser Zeitpunkt ist in gewissen Ländern bereits eingetreten und wird nach dem Kriege auch bei uns kommen, soweit er nicht etwa schon da ist.

Dann aber wird der Staat in Verbindung mit dem siegreichen Heere und allen ordentlich leben wollenden Menschen genötigt sein, wieder einmal diejenige Aufgabe zu lösen, der er überhaupt seinen Ursprung und sein Daseinsrecht verdankt, nämlich die Säuberung des Landes von den an Zahl und Macht unerträglich gewordenen Räuberbanden, geheimen Dieb- und anderen Ausbeutegesellschaften. In der Urzeit war das im ganz groben, jetzt ist es in einem feineren, übertragenen Sinne zu verstehen. Es sind eben auch die geborenen Tschandalen und Verbrecher nicht alle auf der Urstufe der Entwicklung stehen geblieben; ein Teil von ihnen hat sich sozusagen „zivilisiert". Dieser Teil, zu dem besonders eine gewisse, sehr gefährliche Sorte von Gaunern und Gauklern gehört, verbirgt sich heute nicht mehr vor den Augen der Welt in Wäldern, Höhlen, Schluchten oder an sonstigen lichtscheuen Orten, sondern tritt öffentlich, sogar sehr öffentlich auf. Er kann das, denn er beherrscht heute nahezu uneingeschränkt das, was man in gewissen Ländern „öffentliche Meinung" nennt. Auch bei uns hat diese internationale Sorte von Tschandalen und Verbrechern ihre Ableger, wenn auch dieselben hier noch sehr vorsichtig auftreten und von ordentlich lebenden Menschen äußerlich oft kaum zu unterscheiden sind. Leider kann man sie zurzeit mit Rücksicht auf den „Burgfrieden" noch nicht genauer kennzeichnen. Überdies wäre es auch ohne diese Rücksicht heute manchmal schwierig, die geborenen und gewerbsmäßigen Typen dieser Art von den oft recht harmlosen Gelegenheitsmachern zu unterscheiden. Unter letzteren befinden sich noch dazu viele, die lieber mit den Engeln singen, als mit den Wölfen heulen möchten; aber da sie nun einmal in die Gesellschaft der Wölfe geraten sind, müssen sie mit diesen „heulen", wenn sie nicht erkannt und aufgefressen werden wollen. Ihnen ist dringend anzuraten, sich sobald als möglich in bessere Gesellschaft zu begeben, denn: „Mit gefangen — mit gehangen".

So stehen jetzt die Dinge. Nehmen wir nun einmal an, es würde, sobald der psychologische Augenblick gekommen ist, vom hohen Turme herab das Signal zum Sammeln für alle ordentlich leben wollenden Menschen geblasen. Würden da nicht alle auf dieses Signal schon lange Wartenden sich einstellen, ja selbst viele der bisher für rettungslos verloren gehaltenen Kinder des Volkes sich zur Familie zurückfinden? Würden andererseits die geborenen Tschandalen und Verbrecher nicht bald isoliert sein und leicht überwältigt werden können?

Zweifellos; nur müßte dann das Signal richtig, nicht etwa falsch geblasen werden, damit wirklich nur alle ordentlich leben wollenden Menschen

und nicht etwa Tschandalen und Verbrecher mit anderen vermischt zusammenlaufen. Diese letztere Möglichkeit jedenfalls müßte ganz ausgeschlossen sein.

Am besten wäre es natürlich, wenigstens bei uns, wenn das Signal zum Sammeln von den verbündeten Regierungen ausginge. Etwas ähnliches ist ja auch während des Krieges und vorher seitens der Reichsregierung oft genug und zwar unter dem Namen der „innern Einigkeit und Eintracht" versucht worden; nur daß die Rufe sich allzu unterschiedlos an alle richteten und darum vielfach geradezu mißverständlich waren. Der Erfolg war denn auch vergleichsweise gering, ja, gerade bei den politisch Wachen und Wachsamen wurde vielfach das Gegenteil des Beabsichtigten erreicht, was ja auch gar nicht verwunderlich ist. Es muß zur Steuer der Wahrheit gesagt werden, daß die Reichsregierung es leider nicht verstanden hat, gerade für die in vaterländischer Beziehung Bestgesinnten den rechten Ton zur rechten Zeit zu finden. Es wurde manchmal sehr zur Unzeit und dann noch dazu so falsch geblasen, daß die Feinhörigen unter den vaterländisch Gesinnten erschreckt aufhorchten und ein ganz anderes Signal als das sehnlichst erwartete zu vernehmen glaubten. Hatte man sich wirklich nur im Tone vergriffen, oder war ein falsches Instrument von gewissen Leuten untergeschoben worden?

Jedenfalls konnte unter dem, was über die sogenannte „Neuorientierung" seitens der Regierung an den Tag gekommen ist, alles andere eher verstanden werden, als ein Neubau des Staates und der Gesellschaft auf den alten bewährten Grundlagen. Eher konnte man, wie durch die Ausführungen im Märzheft wohl klar ersichtlich geworden ist, die Absicht eines weiteren, bis auf die Grundlagen sich erstreckenden Abbaus, einer weiteren Demokratisierung und damit natürlich Plutokratisierung unseres Gemeinwesens vermuten. Selbst jenes viel besprochene Wort des Reichskanzlers: „den Tüchtigen freie Bahn" war nicht nur in jenem bei uns in Preußen und Deutschland zum mindesten für das Militär von jeher selbstverständlichen Sinne zu verstehen, sondern konnte, wenn man die Umstände, unter denen es gesagt wurde, berücksichtigt, ebensogut in jenem bekannten Sinne gewisser „Geschäftstüchtigen", d. h. Ellenbogenstarken und Gewissensschwachen verstanden werden. Sonst wäre ja auch der Beifall, den es auf gewisser Seite fand, nicht zu erklären. Daß dieser Beifall überhaupt möglich war, ist doch recht betrübend.

Was wird nun in Zukunft geschehen? Wird man, wie es die Vertreter der sogenannten „Neuorientierung" wollen, auch die letzten Reste der früher zu Recht bestandenen Gesellschaftsordnung zertrümmern und von der Staatsordnung auch die Fundamente angreifen? Oder wird man zwar nicht die frühere Gesellschaftsordnung, aber eine neue, der neuen Zeit angemessene, den vernünftigen Bedürfnissen der heutigen Menschheit genügende aufbauen und auch den Staat in seinen Fundamenten nicht

nur stehen lassen, sondern diese, wo es nötig ist, noch befestigen, damit er den Neubau für absehbare Zeit tragen kann?

Die „Zeichen der Zeit", von denen der Herr Reichskanzler sagte: „Wehe dem Staatsmanne, der sie verkennt", zeigen nach dem vorher gekennzeichneten „Neubau" bezw. der „Neuordnung", nicht nach der sogenannten „Neuorientierung", die keineswegs etwas Neues, vielmehr eine alte, abgelebte, durch den größten und furchtbarsten Krieg glänzend ad absurdum geführte und schmählich besiegte Sache vertritt. Nicht der vor dem Kriege die ganze zivilisierte Welt unter angelsächsischer Führung beherrschende Geist der sozialen Zwietracht, der wirtschaftlichen Selbstsucht, des ausbeuterischen Kapitalismus, sondern der die redliche Arbeit und wahre Kultur vertretende Geist der Eintracht und Gemeinbürgschaft wird unter deutscher Führung der künftigen Entwicklung die Richtung geben. Er wird sich auch einer Welt von Feinden zum Trotz durchsetzen, wenn — unsere Regierung die Zeichen der Zeit nicht länger verkennt und sich nicht, weder durch Drohungen noch durch Lockungen, zu einem faulen Kompromiß oder gar zu einer „Verständigung" mit dem Hauptfeinde bereit finden läßt. Sowohl außerhalb wie innerhalb unserer Grenzen liegt die schmählich besiegte alte Welt in krampfhaften Zuckungen, und nicht in der gesunden Kraft, nur in der Gaunerei und Gaukelei erblickt sie ihre letzte Hoffnung. *An unserer Regierung allein liegt es zurzeit, ob diese Hoffnung getäuscht wird oder nicht, ob der neue, oder ob der (auch innerhalb unserer Grenzen leider sich wieder recht frech bemerkbar machende) alte Geist der Zwietracht sich durchsetzen wird.* Möchten doch unsere Monarchen in Verbindung mit dem siegreichen Heere und dem besten Teile des Volkes zur rechten Zeit das rechte Wort sprechen!

Wir stehen also jetzt an einer **Weltenwende** im vollen Sinne des Wortes. Die nach dem starken und deutschen Frieden, dem „Siegfrieden", zu lösenden innerpolitischen Aufgaben werden zunächst mehr vorbereitender als ausführender Natur sein. Der Hauptpunkt in dieser Vorarbeit wurde schon im letzten Märzheft festgelegt, nämlich die vollständige Trennung des Wirtschaftskörpers vom Staate und die Schaffung eines vom Staate und von den Staatsparlamenten unabhängigen Wirtschaftsparlamentes, das für sich nach rein sachlichen Gesichtspunkten berät und beschließt und nur für den Fall, daß es nicht einig wird, die Entscheidung des Staates anruft, der dann lediglich im Interesse des Gemeinwohles eine endgiltige Entscheidung zu treffen hat. Die Gründe für diese absolute Notwendigkeit sind im letzten Märzheft ausführlich dargelegt worden, brauchen hier also nicht noch einmal berührt zu werden.

In diesem Wirtschaftsparlamente, das sich aus den natürlichen Führern der verschiedenen wirtschaftlichen Gruppen, also aus den besten Sachverständigen zusammensetzen muß, könnte dann die künftige Verfassung des Gesellschaftskörpers, soweit dessen wirtschaftliche Seite in Betracht kommt,

ausgearbeitet werden. Sie würde also in diesem Sinne eine Art von „konstituierender Versammlung" sein, nur daß hier alles ruhig und sachlich, ohne machtpolitische Ansprüche für irgendeine Gruppe, also auch ohne demagogische Phrasen und Schlagworte erörtert wird. Schon jetzt bestimmte Vorschläge für die besondere Art und Form dieser Gesellschaftsorganisation zu machen, dürfte verfrüht sein. Zunächst muß ja doch erst das „Was", die Sache an und für sich, gesichert sein; das „Wie" ist eine spätere Sorge. Darum möchte ich mich in dieser Hinsicht noch nicht ausführlich äußern und nur ein paar allgemeine Gesichtspunkte und Richtlinien andeuten.

Leitgedanke muß bei einer solchen Organisation stets sein die Vollständigkeit, gegenseitige Ergänzung und Harmonie der verschiedenen wirtschaftlichen Gruppen (Berufsarten) und, soweit möglich, gleiche Rechte und Pflichten für alle. Ungleiche Rechte und Pflichten einzelner Gruppen sind nur dann zulässig, wenn besondere Machtzwecke des Staates das unbedingt erfordern und keine vitalen Interessen der Gesellschaft dadurch verletzt werden. Was die bereits bestehenden Organisationen anbelangt, so muß mit allem Nachdrucke betont werden, daß die eigentlichen und ausgesprochenen Kampforganisationen, die mit Streik- oder gar mit Revolutionandrohungen ihre Forderungen durchsetzen und schließlich, nach eignem Eingeständnis, „die politische Macht erobern" wollen, genau so zu behandeln sind, wie jene vorher erwähnten räuberbandenhaften Zusammenschlüsse zur kapitalistischen Ausbeutung der ordentlich lebenden Menschen. Zwischen beiden ist nur der Unterschied, daß erstere den „Staat", letztere die „Gesellschaft" für ihre Zwecke ausbeuten und zuletzt unterwerfen wollen. Sozialismus und Kapitalismus in diesem Sinne verstanden, sind nur verschiedene Namen für ein und dieselbe verbrecherische Sache, wobei noch gar nicht einmal die naheliegende Annahme gemacht zu werden braucht, daß beiderlei Bestrebungen unter der heimlichen Oberleitung derselben Klicke von internationalen Tschandalen und Verbrechern stehen, die einander, ohne daß die betrogenen Mitläufer eine Ahnung davon haben, in die Hände arbeiten.

Jedenfalls ist beiderlei Bestrebungen das gemein, daß sie nicht zum Schutze, zur Wahrung berechtigter Interessen, sondern zum Angriffe auf die bestehende rechtliche und sittliche Ordnung bestimmt sind, also aufs schwerste den innern Frieden, den die Neuordnung herstellen will, bedrohen. Eben darum müssen sie genau so und nötigenfalls mit denselben Machtmitteln bekämpft werden, wie die Bedroher des äußern Friedens, die äußern Feinde, mit denen sie ja auch in vieler Hinsicht, so z. B. hinsichtlich der Abschaffung der Monarchie und des Militarismus, an ein und demselben Strange ziehen. Beiderlei Arten von Feinden wünschen nicht einen starken, sondern einen schwachen Staat, damit sie ihn leichter niederkämpfen, oder für ihre Zwecke benutzen können. Nur ganz naive, unpolitische Gemüter glauben dabei an jene Phrasen von „Freiheit", „Gleichheit", „Brüderlichkeit", „Menschlich-

keit", „Zivilisation" usw., die man zur Bemäntelung der eigentlichen Absichten für die große Masse der Unwissenden oder der gebildeten Idioten in verblenderischer Weise vorspiegelt. Diese unehrliche, unaufrichtige Schlagwörterpolitik unserer Tage hat die Absichten der äußern sowohl wie der innern Feinde stets zu vertuschen gesucht, und leider scheint sogar unsere Regierung der Täuschung zugänglich gewesen, ja noch immer zu sein. Auch in dieser Beziehung arbeiten sich beiderlei Arten von Feinden bewußt oder unbewußt in die Hände. Die einen benutzen die Schlagworte der andern und suchen es jedesmal so darzustellen, als ob „das ganze Volk" bezw. „die ganze zivilisierte Menschheit" hinter ihnen stünde. Dabei sind es in Wahrheit nur ein paar Hundert elende Männeken, die ein paar Hundert oder höchstens ein paar Tausend noch elendere Tschandalen und Verbrecher durch Bestechungen und Versprechungen für sich gewonnen haben. Wenn erst einmal die Entstehungsgeschichte[1]) des größten und furchtbarsten aller Kriege an das klare Licht des Tages kommt, wird man vor Erstaunen, Grauen und — Scham kaum Worte zur Kennzeichnung des Verbrechens auf der einen Seite, der Schwäche und Torheit auf der anderen Seite finden können. Es ist erstaunlich, eine wie geringe Zahl von skrupellosen Demagogen heutzutage die Leidenschaften großer Massen in eine bestimmte Richtung treiben können, ohne daß diese ahnen, was das Ende sein wird. Ist freilich die Brandstiftung erst einmal geglückt und steht das Haus in vollen Flammen, dann müssen die betrogenen Völker, ob sie wollen oder nicht, schon um ihr Haus zu schützen, mitmachen und bis zum bittern Ende ausharren. Aber selbst wenn man die Gewissenlosigkeit auf der einen Seite, die Schwäche und Torheit auf der anderen Seite noch so hoch einschätzt, — ohne einen gewissen „Zeitgeist" und eine entsprechend unklare und schwächliche Auffassung von den Rechten und Pflichten des Staates wäre so etwas unmöglich gewesen.

Auch in dieser Hinsicht muß es in Zukunft anders werden. Bleibt dieser „Zeitgeist" und die ihm entsprechende staatspolitische Auffassung auch nach dem Kriege noch herrschend, oder wird sie, wie es bis jetzt scheint, gar noch befestigt, dann ist der Krieg ganz umsonst geführt worden, auch wenn die Sieger alle nur denkbaren „realen Garantien" und Entschädigungen von den Besiegten zugestanden erhielten. Der zum wirtschaftlichen Weltimperialismus erweiterte wirtschaftliche Klassenimperialismus bezw. Kapitalismus (vergl. letztes Märzheft S. 628) wäre dann nicht beseitigt, und damit wären weder unsere äußern noch unsere innern Feinde besiegt. Beide wären dann nicht in Herz und Hirn getroffen, könnten sich wieder erholen, und der Friede, selbst wenn er äußerlich geschlossen wäre, wäre dann doch nicht vorhanden, der Unfriede würde fortbestehen und in kürzester Frist einen neuen äußern Krieg oder eine innere Revolution zur Folge haben.

[1]) Vergl. Frhr. v. Mackay: „Völkerführer und -verführer". Literarische Verlagsanstalt von Rütten und Loening, Frankfurt a. M.

Darum muß vor allem der „Geist der Zeit" ein anderer, besserer werden. Das hängt natürlich nicht von der Zeit, sondern von den Menschen ab, die in einem gewissen Zeitabschnitt geistig vorherrschen, ihm den Stempel ihres geistig-sittlichen bezw. geistig-unsittlichen Wesens aufdrücken. Es gibt in dieser Beziehung Augenblicks-, Jahrzehnt-, Jahrhundert-, aber auch, wenngleich viel seltener, Jahrtausendmenschen.

Vor dem Kriege war es eine bestimmte, aus dem internationalen Tschandalen- und Verbrechertume hervorgegangene und nur ganz äußerlich etwas „zivilisierte" Menschensorte. Diese konnte sich wegen ihrer geringen Zahl, ihres geringen geistigen und ganz mangelnden sittlichen Ansehens nur dadurch an der Herrschaft erhalten, daß sie innerhalb der Nationen die verschiedenen Klassen, innerhalb der Kulturmenschheit die verschiedenen Völker gegeneinander aufhetzte und so für die innen- wie außenpolitischen Machtverhältnisse einen labilen Gleichgewichtszustand herzustellen und zu erhalten suchte, der ebenso leicht zu erschüttern wie nach der einen oder anderen Seite umzustellen war, je nachdem es dem herrschenden Klüngel für den Augenblick in den Kram paßte. Dabei mußte innerhalb eines Volkes eine bestimmte Klasse, innerhalb der Kulturmenschheit ein bestimmtes Volk oder eine bestimmte Völkergruppe, je nachdem es der labile Gleichgewichtszustand erforderte, bald bevorzugt, bald benachteiligt werden. Auch mußten überall, selbst in der unmittelbarsten Nähe der Throne oder der Ministersitze bezahlte Spione und Helfershelfer unterhalten werden. Auf die Kosten kam es ja nicht an, da jene kleine Minderheit über ungeheure Kapitalien verfügt, die für Herrschaftszwecke jederzeit in beliebiger Höhe flüssig gemacht werden können. Präsident Wilson hat bekanntlich in dieser Beziehung einmal unfreiwillig in einer öffentlichen Kundgebung sozusagen „aus der Schule geplaudert", indem er bewußt lügnerischerweise unserer Monarchie in die Schuhe schob, was man sonst nur für gewisse Republiken annehmen und manchmal sogar beweisen konnte.

In der Zeit vor dem Kriege drohte jener labile Gleichgewichtszustand dadurch in Frage gestellt zu werden, daß ein Volk, nämlich das inzwischen durch Bismarck zur staatlichen Einigkeit zusammengefaßte deutsche, an jeder Art von Machtmitteln, auch von wirtschaftlichen, so stark und rasch anwuchs, daß die übrigen Völker nicht mitkonnten.

Hätte nun der an der Spitze des wirtschaftlichen Weltimperialismus bezw. Kapitalismus stehende internationale Klüngel eine Möglichkeit gesehen, die Regierung des deutschen Volkes, die dann natürlich aus der Parlamentsmehrheit hervorgehen müßte, ganz für seine Zwecke zu gewinnen und zwar nicht bloß vorübergehend, auch für die Dauer, dann hätte man nur das Machtzentrum und die Wirkungssphäre geographisch entsprechend zu verlegen gehabt, und der Friede hätte dann erhalten bleiben können. Dazu war aber zuvor in Preußen-Deutschland die starke Militärmonarchie, ja die starke Monarchie überhaupt abzuschaffen, und das war wiederum

nur durch einen verlorenen äußeren Krieg möglich. Andererseits sah man auch lieber das Machtzentrum in der angelsächsischen Welt bleiben, weil man dort die Regierungsform, die man in Preußen-Deutschland erst schaffen wollte, bereits hatte, und weil sich der angelsächsische Größenwahn in England und namentlich in Amerika auch wohl schwerlich in jene Verlegung gefunden hätte. Aus allen diesen zwingenden Gründen mußte also das Äußerste versucht werden, um die starke Militärmonarchie in der Mitte Europas niederzuwerfen oder mindestens so zu schwächen, daß jener labile Gleichgewichtszustand für absehbare Zeit nicht gefährdet werden konnte. Alles andere, die Revanche-Hysterie des französischen, der Handelsneid des britischen und amerikanischen, der ewige Landhunger des geistig trägen und innerlich schlecht verwalteten — nach außen hin aber meist gut geführten — russischen Volkes war dabei lediglich Mittel zum Zweck. Diese Volksleidenschaften hätten ohne jene anderen zwingenden Gründe noch lange auf Befriedigung warten können.

Es muß zugestanden werden, daß die einmal als notwendig befundene Einkreisung Deutschlands und Österreich-Ungarns — am liebsten hätte man auch noch diesen Länderkomplex abgesprengt — sehr geschickt angelegt und glänzend durchgeführt worden ist. Dieses Werk könnte als „des Teufels Meisterstück" bezeichnet werden, wenn die staatsmännische und diplomatische Gegnerschaft stärker gewesen wäre. Diese war aber bekanntlich zum Erbarmen schwach. Zwar der obersten Leitung der deutschen Armee und Marine war der Endzweck der fast zwei Jahrzehnte lang andauernden politischen Ränke und militärischen Rüstungen nicht verborgen geblieben, und sie tat dagegen, was sie konnte; aber die politische Führung, die vielfach von jenem vorher gekennzeichneten „Zeitgeiste" bezw. von dessen Hauptträgern beeinflußt war, ließ sich — trotz aller Warnungen besonders von seiten der „Alldeutschen Blätter" — bis zum Augenblicke der (alle ihre Hoffnungen wie ein Kartenhaus zusammenschlagenden) Kriegserklärung zuerst von England, dann, nach Kriegsanfang, von Amerika über zwei Jahre lang täuschen. Auch das Bündnis mit Japan hat aller Wahrscheinlichkeit nach infolge dieser lange anhaltenden britisch-amerikanischen Täuschung, die einerseits mit Drohungen, andererseits mit Lockungen arbeitete, nicht zustande kommen können.

Jetzt endlich aber dürfte wohl selbst den langsam Denkenden und schwer Lernenden der eigentliche Zweck des Krieges nicht mehr unklar sein, und man wird darum wohl annehmen können, daß man jetzt endlich selbst auf dieser Seite weiß, worauf es für uns beim Friedensschlusse vor allem anderen ankommt: nämlich darauf, den schon vor dem Kriege bestehenden, aber noch nicht zur öffentlichen Kenntnis und Anerkennung gelangten Machtüberschuß auf seiten der Mittelmächte noch mehr zu vergrößeren und zu einem für absehbare Zeit dauerndern zu machen. Erst dadurch kann ja jener labile Gleichgewichtszustand in einen stabilen verwandelt und der

innere sowohl wie der äußere Friede für alle Völker, namentlich aber für das deutsche Volk gesichert werden.

Der äußere und der innere Friedenszustand hängen nämlich auf das innigste miteinander zusammen. Ist der äußere Vorherrschaftszustand für ein bestimmtes Volk und damit jener stabile Gleichgewichtszustand für die Kulturwelt vorhanden, dann ist es — was diejenigen, die es am meisten angeht, bis jetzt noch gar nicht erkannt zu haben scheinen — auch der innere und zwar für die Parteien bezw. Klassen, welche das vorherrschende Volk im völkischen Sinne hauptsächlich vertreten und nach außen hin führen. Das wäre für die Mittelmächte nach einem siegreichen Kriege die Militärpartei und ihre starke Gefolgschaft im Volke, die sogar den größten Teil der Sozialdemokraten, ehe Herr Scheidemann sie im anderen Sinne bearbeiten durfte, umfaßte. Aber gerade ein solcher äußerer und innerer Vorherrschaftszustand, der allein imstande wäre, den äußern wie innern Frieden auf jede absehbare Zeit zu sichern, paßt jenen paar hundert Männeken und ihrer bezahlten Gefolgschaft von Tschandalen und Verbrechern trotz all ihres Friedensgeredes ganz und gar nicht in den Kram. Er würde ja ihrer vor dem Kriege in allen angeblich „demokratisch" regierten Ländern fast unbestrittenen, geradezu absoluten Weltherrschaft nach dem Kriege ein jähes Ende bereiten. Um dieses für sie ganz Entsetzliche, gar nicht Auszudenkende zu vermeiden, würden sie die Niederlage oder dauernde Schwächung selbst desjenigen Landes gern sehen und wohl sogar herbeizuführen versuchen, das sie und ihre Kinder trägt, nährt, schützt. In dieser vieles sonst ganz Unverständliche erklärenden Gesinnung gewisser politischer Kreise lag während des Krieges und liegt besonders beim Friedensschlusse auf seiten der Mittelmächte eine ungeheuere Gefahr, freilich nicht für die politisch Klarsehenden und kraftvoll Wollenden, aber für die politischen Toren und Schwachköpfe, die sich von jenen paar hundert Männeken und ihrem Anhange von Tschandalen und Verbrechern haben ahnungslos ins Schlepptau nehmen lassen.

Wer also innerhalb unserer Grenzen einen starken und deutschen Frieden samt dem entsprechenden Vorherrschaftszustande nicht für ganz unerläßlich hält, wer sich mit einem sogenannten „ehrenvollen" oder gar einem „Verständigungsfrieden" begnügen will, der ist entweder ein ahnungsloser politischer Tor, oder ein bewußter Verräter an seinem Vaterlande, ja sogar an der hochgelobten „Menschheit", soweit dieselbe wirklich den Wunsch nach Frieden hat; denn dieser Friede ist ja ohne einen stabilen Gleichgewichtszustand, wie gesagt, weder innen- noch außenpolitisch möglich und auf eine auch nur halbwegs lange Dauer gesichert. Es kann sich also nur darum handeln, ob der genügend große Machtüberschuß auf der einen, **oder** auf der anderen Seite ist. Ein drittes, ein Mittelding, eine Halbheit wäre gerade für den sogenannten „Weltfrieden" das Schlimmste, was eintreten könnte.

Welche „realen Garantien" für den absolut notwendigen dauernden Machtüberschuß auf seiten der siegreichen Mittelmächte erforderlich sind, steht hier nicht zur Erörterung. Das gehört zu den äußern Kriegszielen. Hier handelt es sich nur um die „innern Garantien", von denen aber noch mehr als von den äußern die Zukunft des deutschen Volkes und der europäischen Kultur überhaupt abhängt; denn nur am deutschen Wesen, falls dieses sich endlich auf sich selbst besinnt und gegen alle äußern und innern Hindernisse der Entwicklung durchsetzt, kann die Welt noch einmal wieder genesen.

Diese freie Entwicklung ist aber wiederum nur dadurch möglich, daß Staat und Gesellschaft auf den alten, durch die schwerste Kraftprobe bewährten Grundlagen im Sinne des Vorausgeschickten neu aufgebaut wird. Das gilt nicht nur im materiellen, d. h. wirtschaftlichen, sondern ganz besonders auch im sozialen und geistig-sittlichen Sinne. Schiller sagt: „Es ist der Geist, der sich den Körper baut." Möge das auch beim Bau des neuen Gesellschaftskörpers beherzigt werden! Möge an die Stelle des verbrecherischen Geistes der Zwietracht, der gegenseitigen Verhetzung, des gegenseitigen Mißtrauens der Geist der Eintracht, des Vertrauens, der gegenseitigen Hülfe treten! Das ist der „neue Zeitgeist", der den alten, von Tschandalen und Verbrechern getragenen und über die ganze Kulturwelt verbreiteten endlich ablösen muß. Dieser alte, wahrhaft teuflische Geist, dieses Blendwerk der Hölle darf nicht mehr als „modern" und „vorbildlich" den ungebildeten Massen und gebildeten Idioten mit überlautem Reklame-Tamtam in Wort, Schrift und Bild angepriesen werden. Dieses widerwärtige Anreißer-Verfahren eines gewissen Händlertums muß als das gebrandmarkt werden, was es ist: als ein schweres Verbrechen, als eine „Sünde wider den Geist", den göttlichen Geist des Wahren, Guten, Schönen, die bekanntlich „der Sünden größte" ist.

Alle Mittel, die dem Zwecke der Niederkämpfung dieses Lügengeistes und seiner suggestiven Erzeugnisse in Wort, Bild, Schrift dienen können, mögen sie auch von Tschandalen und Verbrechern oder von sentimentalen Schwächlingen als hart, brutal verschrien werden, sind in dieser Zeit der Not gutzuheißen. Es gibt gar keine härtere, brutalere Herrschaft als die der Tschandalen und Verbrecher. Das hat dieser Krieg für jeden, der überhaupt den Willen zur Wahrheit hat, sonnenklar erwiesen. Man kehre sich also nicht an das Zetergeschrei der in ihrer Herrschaft sich bedroht Fühlenden, behandele sie vielmehr so, wie sie es selbst tun würden, wenn sie noch an der Macht wären. Und sollten Unschuldige darunter leiden, dann haben diese es sich selbst zuzuschreiben. Warum haben sie die Gesellschaft der Tschandalen und Verbrecher nicht gemieden oder sich nicht rechtzeitig davon losgemacht. Mit gefangen — mit gehangen.

Dieser neue Wille zur Macht aber, der die bisherige Übermacht und Vorherrschaft des Bösen in der Welt brechen soll, muß nicht nur gut und

edel, er muß auch stark und fest, eisenfest und stahlhart sein. Die Not in Hinsicht auf einen solchen Vertreter des deutschen Machtwillens schreit zum Himmel. Darum können besonders wir Deutschen alles, was wir für die nächste, allernächste Zukunft zu hoffen und zu wünschen haben, zusammenfassen in das Stoßgebet: Herrgott, schenke uns einen eisernen Kanzler!

Bemerkung des Verlags: Unsern zahlenden Lesern, aber nur solchen, stehen auch von diesem Hefte Stücke zur Weiterverbreitung unentgeltlich zur Verfügung.

Wahlen und Volksvertretung.

(Berufsstandswahlen.)

J. v. Pflugk-Harttung.

Eine wichtige Frage der Zukunft ist die der Volksvertretung, ist die des Wahlwesens.

Die Klassenwahlen des Abgeordnetenhauses haben so schwere Schäden gezeitigt, daß man ihre Abänderung wünscht; sie haben sich überlebt. Ursprünglich entsprachen sie der Sachlage. Da war Preußen noch im wesentlichen Ackerstaat. Die Wähler der ersten Klasse bildeten durchweg die Gutsbesitzer, die zweite Klasse bestand aus den Gewerbetreibenden der Städte und den Bauern und die dritte aus den Arbeitern und Knechten. Seitdem Preußen aber zu einem gemischten Ackerbau- und Industriestaate wurde, paßte der Rahmen nicht mehr. Die Vermögen verschoben sich derartig, daß ein einzelner Mann kraft seines Reichtums eine ganze erste Wahlklasse bilden kann, während der Reichskanzler in der dritten gemeinsam mit seinem Türhüter stimmte.

Aber auch das allgemeine Wahlrecht zeitigte Schäden und Unnatur. Zunächst bietet es ebenso wie das Klassenwahlwesen den großen Nachteil der Erdrückung der Minderheiten, selbst wenn sie bedeutend sind. Ursprünglich hat man nach Ständen gewählt. Noch die „Constituante", welche Ludwig XVI. 1789 berief, bestand aus deren drei: aus Geistlichkeit, Adel und drittem Stande. Dann kam die Revolution und fegte die Stände hinweg, so daß die „Legislative" schon nach allgemeinen Grundsätzen wählte, freilich nach einem Wahlrechte mit allerlei Beschränkungen, die es keineswegs zu dem machten, was man jetzt unter allgemeinem Wahlrechte versteht. Immerhin wurde es mehr und mehr so aufgefaßt, und Bismarck begründete darauf den deutschen Reichstag. Nun erging es ihm hiermit in manchen Hinsichten ähnlich wie dem Landtage. Die Wahl entsprach nicht immer der Sachlage und den Bedürfnissen. Man zählte eben noch mehr und wägte noch weniger. Die Folge war z. B., daß Hamburg, die größte Handelsstadt Deutschlands, ja des europäischen Festlandes, nicht durch Angehörige des Welthandels vertreten wurde, sondern durch Sozialdemokraten: Zigarrenmacher, Bierwirte und Rechtsanwälte. Es bildete sich ein politisches

Parteiwesen aus, das in ein schiefes Verhältnis zu den wirtschaftlichen Fragen geriet, welche die Hauptmasse der Verhandlungsgegenstände einer Volksvertretung bilden. Was hat konservativ oder liberal mit z. B. Arbeiterversicherung oder Zollwesen zu tun? Durch die Parteibrille gesehen, mancherlei, in Wirklichkeit nichts, weil es bei beiden nur auf den Zweck, den wirklichen Nutzen ankommt. Da nun aber die Partei bestand, so gelangte man durch sie zeitweise zu völlig falschen Anschauungen: etwa zu der, daß Schutzzoll eine konservative, Freihandel eine liberale Einrichtung sei. Man ließ sich in solchen Vorurteilen selbst dadurch nicht irre machen, daß das königliche England zwar dem Freihandel, das republikanische Amerika hingegen dem Schutzzolle huldigten, was von vornherein hätte beweisen sollen, daß die Form des Staatswesens für derartige Einrichtungen gleichgültig ist, daß es nur auf die Zuträglichkeit für das Land, auf die wirtschaftlichen Erfordernisse ankommt.

Das Parteiwesen konnte zum Fraktionswesen ausarten und unberechenbare Strömungen bewirken, die sich sowohl leidenschaftlich gegen die Regierung als gehorsam für sie entscheiden, oder auch tiefe Zerfahrenheit und damit rein zufällige Abstimmungen bewirken. Zur Konfliktzeit tobte alles, was sich für aufgeklärt hielt, gegen den Junker Bismarck, dem man zurief: diesem Ministerium keinen Groschen. Nur der unerschütterliche Mut, die eiserne Zähigkeit dieses Junkers und das Vertrauen des abgeklärten Königs Wilhelm I. ermöglichten die Siege bei Düppel und Königgrätz und damit die Grundsteinlegung des Deutschen Reiches. Die spätere Zerfahrenheit der Volksvertretung führte zu den unwürdigen Zuständen, welche man geschmackvoll als „Kuhhandel" bezeichnet hat. Sie ermöglichte der Regierung, die Parteien zu benutzen und lahmzulegen, so daß die Volksvertretung schlechterdings nicht mehr war, was sie sein sollte: eine wirkliche Vertretung des Volkswillens und der Volksanschauung. Ja, die Parteiwirtschaft, verbunden mit der Parteipresse, konnten dahin führen, daß ein klarer Volkswille überhaupt nicht mehr aufzukommen vermochte.

Bei dem Zuge der Zeit, dem unaufhaltsamen Vordrängen der Massen, gelangt man immer mehr auf die Massenbedürfnisse, d. h. vom politischen zum Wirtschaftsstaate. Damit erhalten und erhielten die politischen Parteien ganz naturgemäß eine wirtschaftliche Richtung und begannen Wirtschaftsgruppen, bestimmte Berufe zu vertreten. Die Sozialdemokratie den organisierten Arbeiter, die Konservativen den Grundbesitz, zumal den Großgrundbesitz, die Nationalliberalen und Freisinnigen Industrie und Handel, bisweilen das Kapital. Aber wie man sieht, ist dies doch eine unbeholfene und unklare Vertretung, die sich nicht mit dem Bedürfnisse deckt. Deshalb entstanden auch Nebengruppen wie der Bauernbund, der Hansabund und dergleichen. So ergibt sich ganz von selber die Forderung nach Klarheit, nach einer Volksvertretung auf dem Boden der Wirklichkeit, der wesentlich wirtschaftlichen Grundlagen.

Bei genauer Prüfung erkennt man, daß das Vertretungswesen aus den Bedürfnissen heraus immer mehr zu jener Art zurückkehrte, welche man während der großen französischen Revolution mit ihren Gewaltzuständen verlassen hatte. Sie erweist sich dadurch als das Naturgemäße, Gegebene, man darf wohl sagen, als eine Notwendigkeit.

Die alten Stände: Geistlichkeit, Adel und dritter Stand erstarben selbstverständlich in einer Zeit des Wirtschaftslebens, dafür sind wirtschaftliche Berufe maßgebend geworden. Als große Wirtschaftsgruppen, in welche die Bevölkerung der Gegenwart zerfällt, haben zu gelten: Ackerbau, Industrie samt Handwerk, Handel und gelehrte, geistige, bezw. Beamtenberufe. In diese Großteile lassen sich unschwer alle Bewohner des Deutschen Reiches unterbringen. Wo es zweifelhaft erscheinen könnte, wie bei berufslosen Leuten, mag ihr früheres Gewerbe oder ihr Wunsch entscheiden. Jedenfalls hat man auf diese Weise das deutsche Volk beisammen, wie es wirklich ist, nicht konservativ, bekenntnishaft oder liberal zerrissen, wobei man nur zu oft nicht weiß, was jeweilig die betreffende Marke verdeckt.

Demnach könnten die vier Berufsgruppen als Grundlage für das Wahlwesen dienen. Es ließe sich das Deutsche Reich in entsprechende Wahlkreise zerlegen, welche dann etwa dreimal oder viermal so groß sein müßten, wie die jetzigen, und innerhalb dieser Kreise hätte jede Berufsart ihren Abgeordneten zu wählen. Dies müßte entweder direkt durch Stimmenmehrheit geschehen oder indirekt, indem die Berufsgruppen wieder in Kleinkreise zerlegt werden, welche je einen Vertrauensmann wählen, worauf diese aus sich heraus Abgeordnete ernennen. Letztere Art hat den Vorzug, daß die Leute sich in den Kleinkreisen besser kennen und dadurch die Möglichkeit besitzen, den wirklich Besten aufzustellen und nicht den, der die größten Töne redet.

Freilich findet dieses Wahlwesen seine Grenze in den großen Städten, wo die Ackerbauer ganz oder doch so gut wie ganz fehlen. In diesen, etwa Städten mit 50 000, 75 000 Einwohnern oder mehr, brauchte nur durch die drei vorhandenen Berufe (Gewerbe-, Handeltreibende und Studierte) gestimmt zu werden. Das dann übrig bleibende Viertel der Ackerbauer ließe sich aus der Gesamtwahl der ackerbauenden Vertrauensmänner ergänzen.

Auf solche Weise würde unser angekranktes und entartetes Parteiwesen gründlich beseitigt. An Stelle von Phrasen und Redereien würde die wirtschaftliche Sachlichkeit treten. Die Sozialdemokratie in ihrer gegenwärtigen Gestalt hörte auf. Arbeiter, welche jetzt ihren Fabrikherrn nicht wählen, weil er in ihren Augen einen anderen Stand vertritt, könnten bei der Neuordnung mehr und mehr dahin kommen, daß er ihrem Bereiche angehört und ihnen weit mehr nützen kann, als ein Arbeiter. In den Ackerbauern und gelehrten Berufen (den „Intellektuellen"), bei denen vielfach die Beamten überwögen, besäße man zwei mehr konservative, in den Gewerbe- und Handeltreibenden zwei mehr liberale Gruppen. Daß beide Arten nicht in sich erstarren, da-

für sorgt schon der tief in der Menschheit begründete Zug einer vorwiegend erhaltenden oder neuerungsfreudigen Auffassung, der sich bei den vielerlei Erfordernissen und Fragen ganz von selber ausbilden würde.

Unter derartigen Umständen ließe sich das allgemeine Wahlrecht, das nun einmal seit der französischen Revolution die Forderung eines großen Teils der Menschheit geworden ist, verwirklichen, aber auf eine Weise, die tatsächlich dem Werte und der Leistung des Einzelnen gerecht wird, wenigstens weit mehr gerecht werden kann, als es bei den jetzt bestehenden beiden Wahlarten der Fall ist, selbst wenn man sie nach dieser oder jener Richtung veränderte.

Unseres Erachtens weisen die ehernen Tatsachen mit Notwendigkeit in die bezeichnete Richtung, wenn nicht fortwährende Halbheiten, Unklarheiten und Unzufriedenheiten geschaffen werden sollen. Für die gewaltigen Aufgaben, welche das gesamte Wirtschaftsleben, welche das Volkswohl, ja vielleicht der Volksbestand nach dem Kriege stellt, bedarf es eines festen und zuverlässigen Untergrundes, auf dem sicher gebaut werden kann. Je entschlossener wir ihn rechtzeitig schaffen, um so größer wird die Kraft, die Leistungsfähigkeit sein unserer Volks- und Reichsvertretung. (Vergl. „Das Problem einer organischen Volksvertretung". Februar- und Märzheft 1912.)

Politisch-anthropologische Betrachtungen aus dem Elsaß.

Dr. jur. et phil. Erich Jung, o. ö. Professor der Rechte an der Universität Straßburg.

(Schluß.)

IV.

Auf jene elsässischen Notabeln nun, ausgerechnet auf die am meisten deutschfeindliche und staatsfeindliche Schicht, hat sich die deutsche Regierung des Landes die längste Zeit gestützt. Diese Klasse hat nun mit der Bethmann Hollwegschen Verfassung erst recht das Heft in die Hände bekommen. Wenn man etwa geglaubt hat, sie werde durch das allgemeine Stimmrecht entthront werden, so hat man sich gründlich getäuscht.

Die ebenso gegen die politische Moral wie gegen die wahren staatlichen Interessen verstoßende Bevorzugung dieser Klasse, wie sie besonders unter Manteuffel und Köller statthatte, ist allzubekannt. Daß man die deutsche Gewerbeordnung erst 1889 in Elsaß-Lothringen einführte — weil sie den Notabeln zu arbeiterfreundlich war, ist nur ein Zug unter vielen andern, der nur um deswillen hier erwähnt wird, weil er den Geist dieser freiheitatmenden „Volks"vertreter besonders kennzeichnet.

Über das Regime Manteuffel schreibt Graf Eckbrecht Dürckheim folgendes: „Zur großen Enttäuschung aller Deutschen, zur vollkommenen Ernüchterung derjenigen Elsässer, die nur ermutigt sein wollten, um der deutschen Sache näher zu treten, aber zur unendlichen Freude und Genugtuung aller deutschfeindlichen Chauvinisten . . . sah man „einen glor-

reichen preußischen Soldaten, Statthalter des deutschen Kaisers, hauptsächlich von Reichsfeinden umgeben." Die Leute bemerkten gleich, wie er den frechsten unter ihnen Avancen und Besuche machte, die nicht einmal erwidert wurden . . . sie sahen alle räudigen Schafe angelockt und am Herzen gehegt, während der Deutschgesinnte an die Wand gedrückt wurde."

Es war die viel verbreitete aber deshalb nicht weniger schlechte Verfahrensart charakterschwacher und konfliktscheuer Menschen wie Regierungen, die Freunde — die ja doch treu sind — zu mißhandeln und die Feinde zu umschmeicheln, statt sie zu bekämpfen. Selbstverständlich ohne daß diese hingebende Verleugnung aller nationalen Würde und Selbstachtung ihren Zweck, die Notabeln zu gewinnen, auch nur im mindesten erreichte, wohl aber nicht ohne, daß der tatsächlich deutsch gebliebene Kern der Bevölkerung der deutschen Sache gründlich vergrämt wurde.

Jene Schicht ist eben nicht für das Deutschtum zu gewinnen. Von ihrem Interessenstandpunkt aus durchaus erklärlicherweise. Weil eben die deutsche Staatsgewalt bisher noch nicht derart vor der Plutokratie kapituliert hatte, wie es die französische nahezu bedingungslos tut. Das hat sich nebenbei bemerkt noch einmal besonders deutlich gezeigt in den geradezu unglaublichen gesetzgeberischen Maßnahmen, die in Frankreich beim Kriegsausbruch zugunsten der Banken und Börsen erlassen wurden.

In der sozialdemokratischen Mülhäuser Volkszeitung (Nr. 81 vom 5. April 1917) heißt es, nachdem hervorgehoben ist, wie viel mehr der deutsche Staat für die arbeitenden Klassen geleistet habe als die französische Bourgeoisrepublik, folgendermaßen: „Es ist wohl kein Zufall, daß wir gerade in den Kreisen der Notabeln die zahlreichsten und eifrigsten Bewahrer des französischen Gedankens vorfinden. Sie fühlen eben instinktiv, daß sie im französischen Staat die herrschende Klasse bilden würden, daß darin ihr Weizen am besten wüchse."

Aber wohl noch aus einem zweiten, noch tiefer liegenden Grunde war der Versuch so verkehrt wie möglich, den staatlichen Neuaufbau hauptsächlich auf der Grundlage dieser Gruppe und mit ihrer Hilfe vornehmen zu wollen. Jene elsässische Bourgeoisie stellt kulturell und rassemäßig eine Mischlingsschicht dar, die eben durch diese Mischung, durch das stete Einanderdurchkreuzen der verschiedenartigsten Einflüsse, Neigungen und Anlagen die zu einem organischen Gesellschaftsaufbau notwendige innere Gleichmäßigkeit der Instinkte und Triebe verloren hat; in sich sowohl, und noch mehr im Verhältnis zur und als Teil der elsässischen Gesamtbevölkerung, die ja doch der Hauptsache nach von durchaus bestimmter und zwar deutscher Art ist. Dieser Gesellschaft ist das widerfahren, was nach Gobineau das Schlimmste ist, das einer Gesellschaft widerfahren kann: daß ihre Glieder durch die sich kreuzenden Blut- und Kultureinflüsse das Typische und Einheitliche verloren haben, ohne welche Voraussetzungen das soziale Zusammenleben in steten Zuckungen und inneren Unruhen sich

erschöpfen muß; weil alle moralische und rechtliche Gemeinschaft und damit eder Kulturaufbau ein Sichverwandtfühlen und eine gewisse innere Übereinstimmung der Einzelwesen, eine ganz bestimmte anthropologische Unterage, voraussetzt. Wie nur Stoffteile, die in einer bestimmten Form kristallisieren, sich zu einem einheitlichen kristallinischen Körper verbinden können.

Jene in sich und noch mehr innerhalb ihrer weiteren volklichen und staatlichen Umgebung unorganische Schicht ermangelt des notwendigen Gefühls der Solidarität mit dem Ganzen, des Staatsgefühls in unserem Sinne überhaupt; was ja auch bis zu einem gewissen Grade bei dem mehrfachen Wechsel der staatlichen Zugehörigkeit begreiflich ist.

In der Reichstagssitzung vom 11. Dezember 1913 sagte, wörtlich nach dem Sitzungsbericht in den Zeitungen, der Kriegsminister folgendes: „Der Abgeordnete Ricklin hat, wie mir gemeldet worden ist, ausgeführt: Die Offiziere im Elsaß betrachteten die Franzosen als Konkurrenten um die Jagdverpachtung. Das sei der Grund für die Verweigerung der Jagderlaubnisscheine an Ausländer. Ich wollte diese Bemerkung nur niedriger hängen." Daraufhin, auf diesen doch wirklich gegenüber der Schwere des gemachten Vorwurfs sehr gemäßigten Ausdruck des Kriegsministers hielt der Reichstagsabgeordnete und elsässische Kammerpräsident Ricklin nicht nur jene Behauptung aufrecht, sondern wurde noch maßlos ausfällig gegen den Kriegsminister. Das ganze beleidigte Majestätsgefühl des „ungekrönten Königs von Elsaß-Lothringen" war offenbar schon durch den bloßen Widerspruch aufs tiefste verletzt und bäumte sich entsprechend auf. Aber man kann vielleicht noch etwas anderes zur Erklärung dieser sonst wirklich kaum verständlichen Ausfälligkeit anführen. Ein Mitglied des früheren elsässischen Landesausschusses kann vielleicht überhaupt nicht verstehen, daß und warum der preußische Kriegsminister jenen seinen Offizieren gemachten Vorwurf so schwer empfand; den Vorwurf nämlich, daß man politischen Einfluß zu persönlichen Zwecken benutze.

Es wird — in stärkerem oder geringerem Maße — immer eine Maxime parlamentarischen Regimes sein müssen; daß nämlich, wie Carlyle (in Chartism) einmal vom englischen Parlament sagt, Parlamente, die um der Nation willen da sind, finden, daß sie auch nebenher, ein wenig oder vor allem, für sich selbst existieren. Das liegt, wie gesagt, bis zu einem gewissen Grade in der Natur der parlamentarischen Einrichtung.

Jene natürliche Neigung der Parlamente nun mußte sich im elsässischen Landesausschuß aus verschiedenen Gründen besonders ausbilden. Sie wurde in der Manteuffelschen und Köllerschen Zeit dem Landesausschuß förmlich anerzogen. Das Ausnutzen politischer Macht für persönliche oder rein parteipolitische Zwecke, — das Ausnutzen ist natürlich hier nicht in direkt pekuniärem Sinne gemeint — mag dann auch noch aus französischen Zeiten im Blut stecken. In Frankreich wird ja so vieles durch persönliche

Beziehungen, besonders durch die Frauen, geschoben. „Die Republik ist nur noch eine große Kameraderie", meint de Jouvenel in seinem kurz vor dem Kriege erschienenen Essay über das französische Staatswesen von heute. Der vorher zeitweilig sehr bewilligungslustige Landesausschuß verwandelte sich von Grund aus, als das Regime des Grafen Wedel eine etwas deutschere Verwaltungspraxis einführte und nicht mehr in dem Maße wie vorher auch die gesamte Verwaltung in den Dienst der hochmögenden Gesetzgeber stellen wollte.

Ein elsässischer Abgeordneter hat einmal auf die Frage, warum seine Partei auf die Zentralisierung der Schulverwaltung dränge, geantwortet, „weil wir nur so genügenden Einfluß auf die Stellenbesetzung erlangen können". Die moderne konstitutionelle Doktrin hält die sogenannte Trennung der Gewalten, die Montesquieu in der englischen Verwaltung verwirklicht glaubte, für einen wichtigen Grundsatz des öffentlichen Lebens und sucht gesetzgebende Gewalt, Rechtsprechung und Verwaltung möglichst getrennt und unabhängig voneinander zu halten und Übergriffe der einen Gewalt in das Gebiet der anderen möglichst zu verhindern. Dabei denkt man üblicherweise zunächst an Übergriffe der Verwaltungsorgane, der Regierungen und Monarchen, an Verhütung von Kabinettsjustiz und dergleichen. Diese übliche Auffassung lenkt die Aufmerksamkeit von der eigentlichen Gefahrstelle ab, zum Schaden der Sache. Heutzutage sind es die Parlamente, oder vielmehr einzelne einflußreiche Abgeordnete, von denen diese Übergriffe drohen; Eingriffe von Mitgliedern der gesetzgebenden Körperschaft in die Verwaltung, und wenn sie irgend können, sogar in die Justiz.

Der oberste Richter in Elsaß-Lothringen hat das in einer kurz vor dem Krieg erschienenen Nummer des „Tag" so ausgedrückt: „Der Pouvoir parlamentaire zeigt einen Expansionstrieb, der die mitunter nicht stark verteidigten Grenzen nach dem Pouvoir judiciaire, wie nach dem Pouvoir exécutif manchmal zu sprengen scheint. Würden die anderen Gewalten dem gleichen Trieb folgen, so wären schwere Erschütterungen des staatlichen Lebens die Folge. Die eine Gewalt hat aber nichts vor der anderen voraus."

Anläßlich des Rochetteskandals sprach Briand in der französischen Kammer merkwürdigerweise unter allgemeinem Beifall von der Notwendigkeit, „die Justiz von dem verhängnisvollen Einfluß und der unerträglichen Tyrannei der Politiker zu befreien".

Das ist die heute viel näherliegende und für das Staatsleben schwerere Gefahr, daß sich eine verfassungswidrige absolutistische Gewalt in der Hand eines einzelnen Abgeordneten oder Parteiführers entwickelt. Ein solcher wird schon durch die Vielköpfigkeit und die entsprechende Geteiltheit des auf ein 397stel im Reichstag, auf ein 60stel oder wie sonst in den Landtagen, herunterdividierten Verantwortungsgefühles und kraft seiner vollständigen rechtlichen Unverantwortlichkeit, schließlich

auch wegen seiner vorübergehenden und in den meisten Fällen doch dilettantischen, vorwiegend auf seiner Redegewandtheit beruhenden Beschäftigung mit diesen Dingen sehr viel rücksichtsloser und voraussetzungsloser vorgehen als eine, immer wenigstens eine gewisse Tradition und Erfahrung repräsentierende und verantwortliche Behörde, oder als ein nicht nur mit seinem eignen, sondern auch mit dem Schicksal seines ganzen Geschlechts, seiner Vorfahren und seiner Nachkommen, dieser staatlichen Gemeinschaft auf Gedeih und Verderb verbundener Monarch. Bekanntlich haben sich Versammlungen und Parlamente weitaus als die härtesten Tyrannen erwiesen. Mit der Schreckensherrschaft des Konvents 1792 bis 1793 hat kein monarchischer Absolutismus, wenigstens in der neueren Zeit und auf europäischem Boden, je auch nur entfernt sich vergleichen können.

Nun, zu Gewaltsamkeiten werden freilich diese satten und bequemen Bourgeois, von denen sich das tapfere und tüchtige elsässische Volk bisher, sehr zu seinem Schaden, führen ließ, nicht neigen. Wohl aber werden sie die parlamentarische Institution und die ihnen dadurch zufallende politische Macht allemal naiv und unbeirrt nicht als eine Pflicht und ein Amt, sondern als ein Machtmittel auffassen, mit dem sie ihre möglichst unbeschränkte Parteiherrschaft dauernd einrichten sollen.

V.

Der Parlamentsabsolutismus ist nicht minder gefährlich als ein anderer Absolutismus. Diesem Absolutismus wird das Land ausgeliefert, wenn die Entwicklung in der Richtung der Autonomie weiter geht.

Und dazu ist einmal das Land zu schade mit seinem an sich so vortrefflichen alemannischen Menschenschlag; für solche gewagte Experimente an unserer Westgrenze ist aber vor allem auch Deutschland zu schade.

„Fürst Bismarck hielt", schreibt Graf Dürckheim, „nach allem was er mir sagte, unser Volk für viel selbständiger und politisch reifer als es wirklich ist. Er sah im Elsässer einen Deutschen, der sich von Frankreich manches hatte gefallen lassen, sich manches von ihm angeeignet hatte und durch die wechselvollsten Schicksale politisch volljährig geworden war. . . . Es war meiner Ansicht nach nicht klug, dem noch besinnungslosen und führerlosen Lande gleich bei Beginn der deutschen Herrschaft Wahlen zuzumuten. Niemand im Elsaß hatte das erwartet."

Damit ist wohl der Grundfehler bezeichnet, der von deutscher Seite gemacht wurde. Man versteht heute unter dem Einfluß der auf dem ausgedehntesten Wahlrecht beruhenden parlamentarischen Einrichtungen fast allgemein unter Regieren so ziemlich das begriffliche Gegenteil von dem, was das Wort eigentlich und ursprünglich bedeutet. Man versteht nämlich heute vielfach unter „Regieren" nicht Führen, sondern im Gegenteil Sichführenlassen von den wechselnden Parlamentsmajoritäten. Über die Zweck-

mäßigkeit dieses „Regierungs"prinzips überhaupt kann hier nicht weiter geredet werden; daß es aber in einem gerade erst durch das Schwert angegliederten Lande das denkbar verkehrteste war, sollte wirklich einleuchten.

Demokratische und ausländische Zeitungen würden in diesem Zusammenhang wohl das Beispiel der Engländer rühmend und als vorbildlich anführen, die den Buren nach so kurzer Zeit schon eine weitgehende Selbstregierung gegeben hätten. Dieser Vergleich paßt aber durchaus nicht. Erstens weil die Engländer ganz einfach nicht anders konnten; sie, die die halbe Welt besetzt haben, die Hunderte Millionen von Indern, Ägyptern und anderen Völkern nur mit beständiger Anwendung militärischer Gewalt bei ihrem Reiche halten können, hatten einfach nicht die Möglichkeit, eine zahlenmäßig überlegene weiße Bevölkerung auf die Dauer in derselben Weise zu beherrschen. Und zweitens paßt der Vergleich um deswillen nicht, weil der Besitz jener südafrikanischen Länder für England immerhin nur eine finanzielle Bedeutung hat. Er bildet keine Lebensfrage für England, wie der Besitz des Elsaß, nach den Erfahrungen der zwei Jahrhunderte, von Ludwig XIV. bis zu den napoleonischen Kriegen, für uns. Auch die englischen Zeitungen lieben es, diesen gänzlich unpassenden Vergleich anzustellen. Sie sollten vielmehr an Irland denken, dem England jetzt, nach vielen Jahrhunderten der staatlichen Vereinigung, ein beschränktes Home Rule gewähren wollte; Irland, dessen Bevölkerungsziffer von 1840 bis heute um etwa die Hälfte, von rund 8 auf 4½ Millionen gesunken ist, eine fast unglaubliche Tatsache, die nur in asiatischen und afrikanischen „Regierungs"methoden bei Bekämpfung einer fremden Bevölkerung die entsprechenden Vorbilder findet.

Es ist auch von unserem Standpunkt aus glatt zuzugeben, daß eine so grundlegende politische Umwälzung wie die Annexion eine Menge von Härten im einzelnen mit sich bringen kann; in wirtschaftlicher und ideeller Hinsicht. Das ist bedauerlich, aber es ist unvermeidlich, und es wird dadurch nicht leichter, daß man möglichst viel und möglichst sentimental davon redet. Die Elsässer sind schon so wie so etwas empfindlich. Sie haben sich, gleichsam als heimliches Gegengewicht gegen das Kränkende, das die zweimalige Bestimmung der staatlichen Zugehörigkeit von außen her für das landschaftliche Selbstgefühl zweifellos haben mußte, eine doppelt hohe Meinung von sich selbst und ihren Leistungen innerlich zurecht gemacht. Und diese hohe Meinung wird bestärkt dadurch, daß sie nun den Zankapfel zweier großer Nationen bilden.

„Mer Elsässer mache die grande nation! Sither wars Frankrich, nümme sid Jhrs" soll nach 1870 ein Elsässer zu einem Altdeutschen gesagt haben; und das Geschichtchen ist bezeichnend, auch wenn es erfunden sein sollte.

Der Elsässer empfindet es als eine schwere Kränkung für ihn und sein Land, wenn ihm die sogenannte Glacistheorie entgegengehalten wird; das heißt, wenn darauf hingewiesen wird, daß Deutschland das Elsaß ja doch zunächst zu seiner Sicherheit erworben hat, in Rheinbundserinnerung, damit die süddeutschen Hauptstädte nicht in Tagesmarschweite vor den Kanonen Frankreichs liegen. Es ist aber wirklich soviel an der „Glacistheorie" wahr, daß das Elsaß wie jedes kleinere Land einem größeren Ganzen sich anschließen muß, und daß es nicht beanspruchen kann, ein ausschließlicher Selbstzweck zu sein.

Diese 1 3/4 Millionen, mögen sie an sich noch so vortreffliche Leute sein, sind wirklich nicht wichtig genug, daß wir achtzig Millionen Deutsche — mit den Deutschösterreichern —, die wichtigere Kulturaufgaben haben, um ihretwillen nie zur Ruhe kommen sollen.

Nach innen würde die volle Autonomie im Elsaß nur ausgesprochene Parteiherrschaft bedeuten. Wie die Verhältnisse einmal liegen, würde der etwas klerikal gefärbte, aber im übrigen vor allem auf seine Geschäfte bedachte Bon Bourgeois im wesentlichen die politische Macht in Händen haben und für seine Interessen ausnutzen. Gelegentlich würden vielleicht auch einmal sozialdemokratisch-radikale Strömungen die Oberhand gewinnen; aber sie würden nach dem baldigst erbrachten Beweis ihrer politischen Unfähigkeit stets wieder abgelöst durch das ihnen gegenüber dann immer noch erträglichere Bourgeoisregiment, etwa von der Prägung, wie es in Frankreich zur Herrschaft gekommen ist. Ausgesprochen plutokratisch trotz aller radikalen Phrasen; im Herzen klerikal trotz alles offiziellen Antiklerikalismus.

Jener keltoromanische und von dem germanisch empfundenen Glaubensinhalt auch bei gemeinsamer dogmatischer Form durchaus abweichende Bewußtseinsbesitz einer zuverlässigen und doch verhältnismäßig billigen, das heißt an das eigene Nachdenken und das eigene moralische Verantwortungsgefühl möglichst geringe Ansprüche machenden Versicherung auf den eventuellen Jenseitsfall paßt ja durchaus zu dem Ganzen eines auf das möglichst ungestörte materielle Behagen gerichteten Lebens.

Ein junger altelsässischer Historiker hat kürzlich der elsässischen Bourgeoisie eine kleine wissenschaftliche Sonderuntersuchung gewidmet. Dabei kommt im wesentlichen, wenn auch mehr unausgesprochen und halb gegen den Willen des Autors, so ziemlich genau dasselbe Bild heraus, obwohl der Verfasser von seinem Gegenstand mit entschiedenem Zugehörigkeitsgefühl und mit sichtlicher Liebe spricht; der Verfasser führt übrigens dabei auch die offenbar rituell vorgeschriebenen Verbeugungen nach Westen mit peinlicher Gewissenhaftigkeit aus: „von Westen her über den Kamm der Vogesen flog auf leichten Schwingen die französische Anmut": Nun, man bewundert und erstrebt ja häufig das am stärksten, was einem am meisten fehlt. Und es wäre vielleicht schade für den Humorvorrat der Welt, wenn ein Typus von so überwältigender Lächerlichkeit wie der des „Barisien" oder der

„Barisienne" de „Golmar" gänzlich verschwände; wenn er nur nicht zugleich ein solcher Ur- und Erzphilister wäre, in seiner inneren Unsicherheit, in einem Snobismus und Mammonismus.

Ein Hausverwalter — durch den Absentismus vieler elsässischer Hauseigentümer in Frankreich ist dieses Gewerbe hierzulande sehr blühend — ließ einem Universitätsgelehrten sagen, der sich über den Zeitverlust nach dreimal vergeblich versuchter Rücksprache beschwerte: seine Zeit sei viel kostbarer, denn er verdiene viel mehr wie der Professor. Das ist ein kleiner Zug, aber er ist kennzeichnend für die elsässische Bourgeoisie. Der Philister einer altdeutschen Universität würde, selbst wenn er noch so wenig inneres Verhältnis zum Wissenschaftsbetrieb hätte, ein so naives Bekenntnis seines Epicierprotzentums nicht riskieren.

VI.

Napoleon hat einmal darauf hingewiesen, daß Parlamentsherrschaft regelmäßig nur dem Interesse einer ganz begrenzten Klasse dient und keineswegs dem der staatlichen und volklichen Gesamtheit. Jede rein gesellschaftliche Gliederung und Herrschaft wird unter modernen Verhältnissen immer auf eine Herrschaft der oberen Bourgeoisie, das heißt der Reichsten, herauskommen. Hier im Elsaß aber fehlen dazu durchaus die anderwärts noch vorhandenen politischen Gegengewichte gegen diese Entwicklung; eine bodenständige Dynastie, die feste Tradition eines einheimischen Beamtentums und Offizierkorps, überhaupt die einer rein materiellen Auffassung des öffentlichen Lebens entgegenwirkenden Faktoren, die mit bestimmten nationalen und kulturellen Idealen bezeichnet sind.

Eine unbeschränkte Parlamentsherrschaft, worauf die erstrebte bundesstaatliche Autonomie hinausginge, wäre abgesehen von ihrer politischen Bedenklichkeit für Gesamtdeutschland, für das Land selbst und für das elsässische Volk das größte Unglück, das ihm widerfahren könnte.

Daß die staatsrechtliche Stellung des Elsasses nach dem Kriege geändert wird, ist wohl als sicher anzunehmen. Abweichend von dem 1870 beobachteten Verfahren ließ die Bethmann Hollwegsche Regierung eine Erörterung unserer Kriegsziele und damit auch dieser Frage noch die längste Zeit nicht und erst nach und infolge ihrer Eröffnung des höchsten Kriegsziels für die polnische Nation zu. Aber gewisse Ergebnisse kann auch eine vorwiegend auf das Geschichtliche und Vergangene gerichtete Betrachtung liefern.

1870 soll Bismarck ursprünglich die Grenze genau nach der Sprachgrenze haben ziehen wollen, Moltke aber aus strategischen Gründen die Hinzunahme von Metz durchgesetzt haben. Man konnte vor dem Krieg hier im Reichsland auch von zuverlässig nationaler Seite im engeren Kreis die Meinung hören, daß Bismarck doch damals wohl die richtigere Meinung vertreten habe. Jetzt haben die Erlebnisse des Kriegs in der über-

zeugendsten Weise die Wichtigkeit der rein militärischen Sicherungen gelehrt. Wie gut ist es, daß wir Metz haben; wie teures Blut hat es gekostet, daß uns der südliche Schlüssel des Reichslandes, Belfort, damals durch den Einfluß Englands entwunden wurde.

Die strategische Besserstellung ist eben wichtiger als der Nachteil, ein paar Hunderttausend Menschen mehr innerhalb der Grenzen zu haben, die fürs erste nicht darin sein wollen und frondieren. Es ist ja nicht wahr und nur ein Wahn des individualistischen, liberal-demokratischen Dogmas, daß das eine wesentliche Schwächung bedeute. In den Zeiten großer Aktion verschwindet das Einzelwesen in den großen Lebensäußerungen der Gesamtheit. Selbst in Nationalitätenstaaten wie Österreich oder Rußland. Und in noch höherem Maß bei uns, die wir den weitaus einheitlichsten Nationalstaat unter den Großmächten bilden. Mit den Deutsch-Österreichern werden wir ja doch in irgendwelches staatsrechtliche Verhältnis wieder kommen; nach einer Unterbrechung von noch nicht einem halben Jahrhundert, einem Nichts vor der Weltgeschichte. Dann leben rund 80 Millionen Deutsche in zusammenhängendem Block beisammen, Niederländer und Deutsch-Schweizer und sonstige unter anderer Staatsgewalt wohnende Deutsche, rund zwanzig Millionen zusammen, selbstverständlich nicht gerechnet. Ein solcher Block kann auch ein paar Außenwerke halten, wenn sie für seine Sicherheit notwendig sind. Die riesigen Länderstrecken und Fremdbevölkerungen, die das zahlenmäßig schwächere Großrussentum nach allen Himmelsrichtungen als Außenwerke um sich gelegt hat, bedeuteten immerhin, wenn diese Außenwerke, auch wie sich jetzt zu unserem Glück zeigt, nicht uneinnehmbar sind, doch im ganzen und für die Regel sicher keine Schwäche, sondern eher das Gegenteil. Wieviel Fremdbestandteile umfaßt gar das englische Weltreich. Es wird ja immer nur uns Deutschen die Tugend der Enthaltsamkeit gepredigt.

Wir wollen die besterreichbare Sicherung gegen diesen Nachbar haben, von dem ein englischer Geschichtsschreiber urteilt, er sei für uns der schlechteste Nachbar gewesen, den man haben könne.

Und die innere, die staatsrechtliche Gestaltung des Grenzlandes wird vor allem diesen Gesichtspunkt bedenken müssen. Nach der Verfassung des alten deutschen Reichs, die ja bekanntlich in ihrer Art ein sehr durchdachtes Gebilde war, hatte in den gefährdeten Grenzmarken die Obrigkeit, der Markgraf, vermehrte Vollmachten. Im Elsaß war mindestens seit den Köllerschen Änderungen von 1902 und der Verfassung von 1911 die rechtliche und noch mehr die tatsächliche Stellung der Regierung umgekehrt schwächer als in den anderen deutschen Landen.

Die frühere Lösung des Problems litt, wie Treitschke schon damals, 1871, erkannt hatte und aussprach, vor allem an dem Fehler aller Halbheiten; sie war ein Mischgebilde partikularistischer und zentralistischer Richtungen. Vielleicht wäre auch die erstere Lösung, die Schöpfung eines neuen Bundesstaats, national möglich gewesen, wenn man eine zuverlässig natio-

nale Dynastie eingesetzt hätte und, was man ja bei einem neu zu schaffenden Gebilde ruhig hätte machen können, die auswärtige und Militärhoheit völlig auf den König von Preußen übertragen hätte. Und, vor allem, unter Trennung des Elsasses von Lothringen; daß man diese Landesteile in eine staatsrechtliche Verbindung brachte, die nichts gemeinsam hatten als die Abneigung gegen die neue staatliche Stellung, war sicher und nach mehreren Seiten ein Fehler. Vielleicht wäre also auch die partikularistische Lösung möglich gewesen. Schien aber — und das ist sehr begreiflich — dieser partikularistische Versuch damals noch zu gefährlich, dann war in dem staatsrechtlichen Rahmen des Deutschen Reichs nur die Eingliederung des ganzen oder geteilten Neuerwerbs an vorhandene Bundesstaaten geboten.

Es ist anzunehmen, daß eine solche Lösung nun aufs neue erwogen wird. Dabei wird man eine geschichtliche Tatsache in Betracht ziehen müssen, die man 1870 nicht beachtete. Die unzweifelhafte geschichtliche Tatsache, daß die angeblich so partikularistischen Elsässer erst von der rücksichtslosen Eingliederung in den zentralisierten nachrevolutionären französischen Großstaat ab sich politisch als Franzosen zu fühlen anfingen. Nachdem ihnen die mannigfachen Sonderrechte, die ihnen das Königtum gelassen hatte, in der schroffsten und rücksichtslosesten Weise von der Revolution genommen worden waren; ausgerechnet von dann ab begannen sich die Elsässer mit ihrer Zugehörigkeit zu dem sprachlich und kulturell fremden Staatskörper zu versöhnen. Die Anziehungskraft, die Einschmelzungs- und Angliederungsfähigkeit eines wirklichen Großstaats ist ganz unberechenbar.

Bei den gewaltigen Gegensätzen dieses ungeheuren Kriegs und den neuen Problemen, die er aufwirft, ist das elsässische begreiflicherweise etwas in den Hintergrund getreten vor den Augen der Nation. Aber deshalb bleibt es doch wahr, daß es unter den Ursachen dieses Kriegs an erster Stelle steht. Der feste Punkt des französischen Revanchebedürfnisses, mit dem jeder Gegner Deutschlands als ganz sicherem Faktor rechnen durfte, war schließlich doch der Einschlag, der die an sich so verschieden gearteten Antriebe des Panslavismus und des englischen Handelsneides in Verbindung brachte, die für sich allein und selbst zu zweien, aber ohne den französischen Partner, das Spiel niemals gewagt hätten. Jenes französische Revanchebedürfnis ist aber durch die unrichtige Behandlung der elsässischen Frage künstlich erhalten und sogar erst wieder hochgezüchtet worden, nachdem die französische Revanchestimmung durch Radikalismus, Antimilitarismus und andere Umstände um die Jahrhundertwende sehr stark abgeflaut war.

Das deutsche Volk darf verlangen, daß bei der Neuordnung der Zustände nur die Rücksicht auf das Wohl des Ganzen den Ausschlag gibt und nicht die Rücksicht auf an sich noch so wohlgemeinte und wohlbegründete Sonderwünsche.

Der allbritische Geist.

Dr. Adolf Harpf.

Wir Deutsche kennen den britischen Geist und seine im Yankee verkörperte Äußerstgestaltung und Steigerung noch immer nicht und werden ihn auch bei aller theoretischen Ergründung noch lange nicht, praktisch genommen, bis zu jenem Grade durchschauen lernen, wo man in der Politik die Handlungsweise aus volksseelischen Beweggründen mit einiger Sicherheit vorausberechnen kann. Das aber ist für die Sicherung unserer völkischen Zukunft durchaus notwendig, soll sich unsere deutsche Politik nicht fortgesetzt vor Überraschungen gestellt sehen, wie sich namentlich deutlich an dem Tage gezeigt hat, da sich die gewiegtesten deutschen Auslandspolitiker von Englands Kriegserklärung, die nach den Londoner Friedens- und Annäherungskonferenzen der letzten Vorkriegszeit in der Tat niemand für möglich gehalten hätte, enttäuschen ließen. Es hat sich das aber auch noch während des Krieges wiederholt gezeigt, als es England gelang, vor seinen Kriegskarren immer neue Bundesgenossen zu spannen, die, wie Rumänien, zum Teile für den Krieg noch nicht einmal vollständig fertig gerüstet waren.

Andererseits ist es der amerikanisierte Engländer Wilson, welcher der Welt das Rätsel vollständig unverständlicher Vielspältigkeit der Entschließungen aufgegeben hat.

Es traf offenbar nicht zu, als der Abbruch der Beziehungen mit Deutschland anfangs als bloßer Bluff aufgefaßt wurde. Der Entschluß Wilsons lag viel tiefer. Er entstammte unmittelbar der volksseelischen Eigenart seines Urhebers.

Jeder Mensch kann schließlich die innersten Willensantriebe des Anderen immer nur aus sich selbst heraus durch Analogieschluß zu erraten suchen, indem er sich in die Lage des Anderen versetzt denkt und nun erwägt, wie er sich unter dieser Voraussetzung verhalten würde. Nun sind aber die Willensantriebe in der britischen und noch mehr in der angloamerikanischen Volksseele grundverschieden von dem vorherrschenden Geiste der strengen, oft nur allzu gewissenerfüllten Objektivität, der anschaulichen Gegenständlichkeit Goetheschen Denkens, die eine Sache immer vor allem aus ihrer eigenen Art heraus erkennen will und demgemäß auch um ihrer selbst willen zu treiben vermag, was mit Recht als das eigentlich Wesenhafte im deutschen Geiste erkannt ist. Dieser in unserem Volke immerhin vorherrschende Geist hat sich aus so ganz anders gearteten Lebensvoraussetzungen entwickelt, daß Houston Stuart Chamberlain, der Verfasser des Grundlagenbuches, recht hatte in seinen Kriegsaufsätzen zu erklären: „Deutschland ist so gänzlich anders geartet, daß es England — das heutige politische England — seit Jahren gar nicht verstand" — und wir

müssen hinzusetzen, eben seiner eigenen tiefgreifenden Wesensverschiedenheit zufolge gar nicht verstehen konnte.

Alle Entschlüsse, welche England zur Vorbereitung und Herbeiführung des Weltkrieges und noch während desselben gefaßt hat, sind ebenso wie die, welche zum Abbruche der diplomatischen Beziehungen seitens Nordamerikas geführt haben, aus durchaus anderen Voraussetzungen erflossen, als wir sie unserer Artung gemäß auch nur für möglich, geschweige denn wahrscheinlich halten würden.

Da ist dieses europäische Inselvolk, welches die ganze weiße Menschenart unerachtet der längst erkannten Gefahr farbiger Durchflutung in den Krieg der Selbstzerfleischung treibt, weil es mit Sicherheit annimmt, daß dieser Krieg die ganze politische Landkarte Mitteleuropas in kürzester Zeit zu seinem alleinigen Handelsvorteile um ein Jahrhundert rückbilden müßte. Konnten die leitenden Staatsmänner dieses Inselvolkes auch nur einen Augenblick glauben, daß das ganze, so fein ausgeklügelte und mit kaufmännischer Genauigkeit vorveranschlagte Kriegsgeschäft schließlich doch ganz anders ausfallen würde, als sie es vorausberechnet hatten? Wäre dies der Fall gewesen, hätten die Leiter der englischen Weltpolitik auch nur eine blasse Ahnung von den dann wirklich entfalteten Widerstandskräften der deutschen Mittellandsstaaten gehabt, sie hätten es sich sicher zweimal überlegt, ihrerseits das Wagnis des Kriegsgeschäftes als protokollierte Firmenteilhaber mitzumachen. Da ist weiters der mit fast monarchischen Gewalten ausgestattete Schicksalslenker des großen nordamerikanischen Handels- und Industriestaates. Er ist von derselben insularen Abstammung und glaubt sich deshalb berufen und vom Schicksal auserwählt, dem — wenn es geeint war — noch niemals besiegten ersten Kriegsvolke der Welt mit papierenen Drohnoten dauernd seinen Willen aufzwingen zu können. Danach sollte zwar England das beliebig zu gebrauchende Recht der Verhinderung alles Seeverkehrs haben, auch wo es eine Blockade gar nicht „effektiv" zu machen in der Lage ist, während ein gleiches Recht der deutschen Seemacht durch den papierenen Einspruch des Yankees dauernd verwehrt bliebe.

Der nordamerikanische Präsident englischer Herkunft hält sich für getäuscht, als sich die deutschen Mittelmächte eben jenes Recht, das der englische Erzfeind seit Kriegsbeginn uneingeschränkt gegen sie übt, endlich doch in dem Augenblicke herausnehmen, da sie eine tatsächliche Seesperre mit Hilfe ihrer Unterseebootflotten erklären und durchführen können.

Der Präsident trieb von da an offensichtlich dem Kriegsausbruche entgegen, nachdem er sich bis in die letzte Zeit hinein in der Rolle eines Friedensrichters der ganzen Welt gefallen hatte. Das für unser deutsches Verständnis Allermerkwürdigste tritt aber ein, als derselbe sonderbare Friedensengel es für ganz selbstverständlich hielt, daß alle noch neutral gebliebenen Völker bloß auf den ersten Stoß in seine Kriegstrompete warten,

um den Krieg, den er selbst wirklich zu führen gar nicht in der Lage ist, an seiner Stelle auszufechten. Er ist sogar offenbar enttäuscht, als diese Neutralen die ihnen zugedachte Ehre, sich für sein leeres amerikanisches Kulturphrasentum kopfüber in die Hölle des Weltkrieges stürzen zu dürfen, um so weniger zu schätzen wissen, als auch der angloamerikanische Präsident vordem durchaus keine Eile hatte, die Beschwerden der wirklich Ohnseitigen gegen die fortgesetzten englischen Bedrängungen und Völkerrechtsbrüche zu stützen. Der bereits genannte deutsch gewordene Engländer Chamberlain, der seine Landsleute natürlich gründlich durchschaut und namentlich im fünften seiner „Kriegsaufsätze" der ersten Folge treffend gezeichnet hat, kennt zwar ihre Denkweise genau, — worin ihm übrigens unser klar blickender Al. v. Peez in den besten seiner durchwegs gedankenreichen Schriften um Jahrzehnte vorangegangen ist, — aber mit seinem volkspsychologischen Erklärungsversuche bleibt Chamberlain doch an einer bloßen Oberflächenansicht kleben. Er erklärt nämlich die auf durchgängige Selbstüberhebung zurückgehende Weltunkenntnis des Engländers und englisch gearteten Amerikaners, die diesen die unbefangene, objektiv richtige Einschätzung der Artung anderer Volkstümer durchaus erschwert, ja unmöglich macht, in letzter Linie aus der seit Königin Elisabeth's Zeiten nach und nach erfolgten, immer entschiedeneren Einstellung des gesamten englischen Volkslebens auf den Seehandel und auf den damit verbundenen Anspruch einer ausschließlichen Oberherrschaft zur See.

Nun hatten wir schon Gelegenheit, in unserem Kriegsbuche vom „Erzfeind" (England), Graz 1915, darauf hinzuweisen, daß andere Völker sich bedeutend länger, ausschließlicher und früher der Seefahrt ergaben, ohne in denselben Wahn einer besonderen Auserwähltheit zu verfallen, wie die Engländer, daß sie sich vielmehr wie Holländer und Hanseaten im Gegenteile aus ihrem gesteigerten Seeverkehre einen erweiterten und vertieften Einblick in das Völkergetriebe der Welt heimgebracht haben. Was aber dem Engländer vor allen anderen seefahrenden Völkern der Geschichte einerseits zu großem Vorteile, wie andererseits zugleich zu einem ebenso entschiedenen Nachteile gereicht, das ist die geschützte insulare Abgeschlossenheit, die dieses Volk in jahrhundertelanger völkischer Inzucht zu seiner jetzigen Weltbedeutung, von außen ungestört, heranreifen ließ.

Nun zeigt die Geschichte, wie solche aus begabten Rassen sich bildende Völker infolge von lange andauernder Abgeschlossenheit zwar an Entschiedenheit, Folgerichtigkeit und Ausgeglichenheit der Geistes- und Charakterentwicklung gewinnen und dadurch im zeitweiligen Vorteile vor Völkern sind, die durch größere und raschere Blutmischungen auf minder eindeutige Entwicklungsbahnen gedrängt sind, daß aber andererseits eine durch allzu lange und feste natürliche oder künstliche Abgeschlossenheit herbeigeführte Inzucht auch immer von einer Selbstüberhebung begleitet ist, die unbeirrt durch alle Lehren geschichtlicher Schicksale schließlich in den Wahn einer

besonderen Auserwähltheit ausgipfelt, die sich über der ganzen übrigen Menschheit erhaben dünkt.

Das war z. B. schon im hohen Altertume am auffälligsten bei den Ägyptern der Fall, die jahrtausendelang durch Meere und breite Wüstengürtel abgeschlossen, in dem schmalen, langgestreckten Fruchtlande des Niltales zusammengedrängt wohnend, alle anderen Völker für geradezu unrein hielten. Die bei den alten Juden durch Esra's Gesetzgebung künstlich herbeigeführte völkische Inzucht erzeugte bei ihnen den Wahn göttlicher Auserwähltheit und die darauf gegründeten Messiashoffnungen einer bevorstehenden Weltherrschaft, die sie schließlich der römischen Weltmacht wider alle Vernunft Trotz bieten und so dem jüdischen Volksstaate den selbstverschuldeten Untergang bereiten ließen.

Bei den Engländern ist die natürliche insulare Volksinzucht längst in einen ganz ähnlichen Wahn der Selbstüberschätzung ausgeartet, der sie verhindert, auch nur mit den unter ihrem ausbeuterischen Joche seufzenden vielgestaltigen Völkerindividualitäten, geschweige denn mit anderen Fremdvölkern der Erde zu einem innigeren, gegenseitigen Verständnisse zu gelangen.

Der Engländer hat heute ebensowenig Kenntnis davon, was in der Seele der Millionen seiner indischen Untertanen vorgeht, solange sich diese Vorgänge der Volksseele nicht in Tatenüberraschungen umsetzen, wie er vor nun genau sechzig Jahren den für die englische Herrschaft in Indien so gefährlich gewordenen Sepoy-Aufstand vor dessen Ausbruch auch nur geahnt hatte. Er ist, obwohl seit Jahrzehnten im Nillande herrschend, ebensowenig in Fühlung mit dem ägyptischen und überhaupt moslimischen Volksgeiste, wie er jemals seinen unmittelbaren keltischen Nachbar im stets mißhandelten Irland mit der englischen Herrschaft aussöhnen kann.

Wohl reist ja der Engländer bekanntlich viel und gern, aber wo immer er auch hinkommt, bringt er Old England mit Whisky and Soda, mit five o'clock tea und dinner dress mit sich, bleibt er ebenso in seinem hermetisch abgeschlossenen völkischen Anschauungskreise befangen, als wenn er in seinem Klub zu London oder Manchester säße und hält es natürlich nicht der Mühe wert, sich verständnissuchend in die Eigenarten anderer Volkstümer zu vertiefen, was immer einen eingehenderen Verkehr mit ihnen zur unerläßlichen Voraussetzung hätte.

Wie dies nun zwar seine überall in der Welt bewährte ganz ungeheure völkische Widerstands- und Auffaugungskraft gegenüber fremden Volkstümern, so erklärt es andererseits doch auch alle die offenkundigen Irrtümer und auffallenden Fehlgriffe, die John Bull und sein unmittelbarer Blutsableger Onkel Sam in der Herbeiführung, sowie im ganzen Verlaufe des Weltkrieges begangen haben und noch weiterhin zu begehen im Begriffe sind, Irrtümer und Fehlgriffe, die für den durch alle Gottesurteile selbstverschuldeter Schicksalsschläge des Krieges ebenso unbelehrt wie unbelehrbar

bleibenden Wahnbetörten schließlich nur verhängnisvoll werden können, wie denn Hochmut bekanntlich stets vor dem Falle kommt und die Götter immer den mit Unfähigkeit zur Selbsterkenntnis schlagen, den sie verderben wollen.

Aus Italiens Schuldbuch.

Wilhelm Marks.

Die nachfolgend aufgezählten Begebenheiten — sie stellen nur eine kleine Auslese dar — haben sich zwischen 1900 und 1913, teilweise auch schon früher, ereignet, also „mitten im tiefsten Frieden". Sie sind aber leider weder damals genügend beachtet worden, noch im Gedächtnis der raschlebigen Zeitgenossen haften geblieben.

1. Der Dreibund stand im schönsten Flor, da wurde jahraus, jahrein manch reichsdeutscher und österreichischer Alpenwanderer, der zur Sommerszeit ahnungslos die italische Grenze überschritt, ohne Grund verhaftet und konnte, je nach Gutdünken der willkürlichen Behörden, tage- oder wochenlang über die Innigkeit welscher Bundesgenossenschaft in beschaulicher Vereinsamung nachdenken. Hatte er gar einen photographischen Apparat bei sich gehabt oder auch Zeichnungen und Skizzen zu wissenschaftlichen und künstlerischen Zwecken angefertigt, so bedurfte es langwieriger Verhandlungen, bis er das Sonnenlicht wieder zu sehen bekam. Ich spreche aus eigener Erfahrung und aus der vieler Bekannter. Im übrigen siehe die letzten Jahrgänge der Mitteilungen des deutschen und österreichischen Alpenvereins vor 1914. — An der italienisch-französischen Grenze gab es derartige Vorfälle so gut wie gar nicht.

2. Der Dreibund stand im schönsten Flor, da vermochten der reichsdeutsche Professor Edgar Meyer und seine Freunde nur knapp ihr Leben vor der Wut der tobenden welschen Intelligenz in Trient u. a. O. zu retten. — Der „Mob" bestand aus Rechtsanwälten, Geistlichen, Beamten und Studenten. Prof. Meyer war den Irredentisten infolge seiner Bestrebungen zur Erhaltung des deutschen und des ladinischen Elementes in Südtirol zum Todfeind geworden.

3. Der Dreibund stand im schönsten Flor, da begann eine wahnwitzige Hetze in Welschtirol und Oberitalien gegen die deutschen Reisenden, die alljährlich Millionen ins Land gebracht hatten. Die Losung war: „Hinweg mit den Deutschen! Den Ausfall an deren Geldern werden englische, französische und russische Gäste reichlich wett machen."

4. Der Dreibund stand im schönsten Flor, da gelang es dem irredentistischen „Trienter Alpenverein", hinter dem reichsitalische Hetzer und Stützen standen, die reichsdeutsche Alpenvereinssektion „Bremen" durch Beschluß

italisch gesinnter Richter österreichischer Staatsangehörigkeit aus dem berechtigten Besitz gesetzlich erworbenen Grund und Bodens zu vertreiben.

5. Der Dreibund stand im schönsten Flor, da errichtete die „Lega Nazionale", der italische, Tirol, Küstenland und Dalmatien unterwühlende Schulverein, das Dante-Denkmal in Trient als Trutzzeichen des Welschtumes gegen das „barbarische Germanentum". Das Antlitz dieses — nebenbei bemerkt, germanischem Blute entsprossenen — Dichterpropheten und Deutschenfreundes ist nach Norden gerichtet.

6. Der Dreibund stand im schönsten Flor, da knallten in Innsbruck, Graz und Wien Revolverschüsse italienischer Studenten österreichischer Staatsangehörigkeit, da wurden Dolche gezückt, Evviva-Italia- und Abbasso-Austria-Rufe ausgestoßen, da floß das Blut deutsch-österreichischer Jünglinge, da schnaubte die reichsitalienische Presse über die „Unterdrückung" der welschen Jugend jenseits Ala und Cormons, da unternahm die italienische Diplomatie Schritte in Wien und Berlin, um den 700 000 Italienern im Habsburger Reiche eine Universität, bezw. Fakultät zu sichern, eine Brutstätte irredentistischer Quertreibereien. Mit bedeutend mehr Recht hätten die Ruthenen, Slowenen, Serbokroaten und Juden — die in Galizien eine eigene „Nation" bilden — Hochschulen erhalten müssen: natürlich aus deutschen Steuergeldern, denn keines dieser Zwergvölker ist imstande, sich den Luxus einer derartigen Bildungsstätte aus Eigenem zu leisten.

7. Der Dreibund stand im schönsten Flor, da mußte der österreichische Statthalter des Küstenlandes, Prinz zu Hohenlohe, von seinem Posten scheiden, weil er gewagt hatte, die zur Verwelschung der österreichischen Stadt Triest von deren irredentistischen Verwaltung in Massen herbeigeholten reichsitalienischen Beamten, Diener und Arbeiter aufzufordern, entweder um die Erteilung der österreichischen Staatsbürgerschaft nachzusuchen oder nach dem Königreich zurückzukehren. Zu Hohenlohes Sturz wurden die Botschafter Roms in Wien und Berlin mobil gemacht.

* * *

Wem diese Liste noch nicht genügend erscheinen sollte, um daraus auf die Unzuverlässigkeit und Heimtücke des italienischen „Bundesgenossen" vor dessen offenem Abfall haben schließen zu können, den möge folgender kurzer Rückblick auf die deutsch-italienischen Beziehungen eines Besseren belehren:

Abgesehen von dem preußisch-italienischen Bündnis 1866, das dem Hause Savoyen, trotz seiner Niederlagen zu Lande und zu Wasser, dank den Bemühungen des siegreichen Freundes Venezien brachte, und abgesehen von der durch die deutschen Erfolge in Frankreich ermöglichten Einnahme Roms (1870) — schon damals kämpfte aber Garibaldis Schar auf Seite der Franzosen — bedeutet Crispis Besuch bei Bismarck im Jahre 1877 den Beginn eines engeren Anschlusses der jüngsten noch sehr knochenweichen Großmacht an den Norden. Es ist bezeichnend, daß Italien bereits zu

jener Zeit eine Grenzregelung mit Österreich fordert, was Bismarck aber entschieden ablehnt — welch Gegensatz zu den Vorgängen im Frühjahr 1915! Auch das albanische Annexionsprojekt taucht auf, ein für die zukünftigen Mittelmeer- und Orientinteressen der Mittemächte sehr verhängnisvoller Plan, schnürt doch ein italienisches Albanien die Adria ab. Die doppelsinnige Politik des franzosenfreundlichen Grafen Cortis führt indessen zum Abbruch der Bündnisverhandlungen und zur Isolierung des Königreiches auf dem Berliner Kongreß. Erst die Besetzung des heißbegehrten Tunis durch Frankreich läßt Rom den Anschluß an Berlin und Wien finden (1883). Man fühlt sich indessen als unsicherer Kantonist von Bismarck geringschätzig behandelt und sucht gleichzeitig Anlehnung an England. Vier Jahre später erreicht Italien die englische Sicherung seiner Mittelmeerstellung gegen den nordwestlichen Nachbar, mit dem es einen langen Zollkrieg führt und ständig Reibungen in Afrika hat. Nichtsdestoweniger mehren sich, besonders nach dem Abgang Bismarcks, der trotz der fehlenden Seemacht die Fäden der Mittelmeerfragen in seiner Hand zu halten wußte, die „lateinischen" Einflüsse; man klagt in Rom vor allem über die durch die Dreibundverpflichtungen auferlegten großen Heereslasten. Mit England, das 1894 eine Schwenkung zu Rußland hin macht, bleibt man andauernd in guten Beziehungen. Bezeichnenderweise steht Italien im griechisch-türkischen Kriege auf Londons Seite gegen den deutschen Vorschlag, Kreta zu blockieren.

Als nach der Demütigung von Faschoda Frankreich seine Politik wider Erwarten nach England hin orientiert, als die Niederlage in Abessynien Italiens militärische, koloniale und organisatorische Ohnmacht klar legt, finden sich die beiden romanischen Staaten bald unter englischer Schirmherrschaft zum Vollzuge eines Handelsvertrages und des Tripolisabkommens zusammen. Die fortschreitende französisch-italienische Annäherung wird immer offensichtlicher: der Herzog von Genua besucht den Präsidenten Loubet in Toulon, die Irredenta in Südösterreich hebt tagtäglich ihr Haupt kühner, die Erneuerung des Dreibundvertrages erfolgt unter großen Schwierigkeiten, Viktor Emanuel weilt in London und Paris. Hier fällt das Wort vom „glücklich vollendeten Werk der italienisch-französischen Annäherung" (1903). Nach den Tagen von Tanger äußert Tittoni zu Delcassé: „Deutschland wird nie wagen, Sie anzugreifen, wenn Sie mit England verbündet sind." Die diplomatische Niederlage in Algeciras verdankt Deutschland Italien, das offen auf die Seite der Gegner trat; diese hatten ihm Tripolis versprochen.

Immer durchsichtiger wird nun das welsche Doppelspiel. Das österreichische Sandschakbahnprojekt wird mit Entrüstung als Bedrohung des italienischen Handels nach dem Balkan und der Levante angegriffen, die Einverleibung Bosniens mit energischen Forderungen nach Zugeständnissen aller Art beantwortet; Österreich verzichtet schließlich auf sein Recht

der Ausübung der Seepolizei an der montenegrinischen Küste. Im Jahre 1909 besucht der Zar den König in Racconigi, Italien erhält von seiten Rußlands freie Hand in Tripolis und Albanien, wahrscheinlich auch Zusicherungen russischer Hilfe gegen Österreich. Der Raubzug in Lybien, der das deutsche Reich und Österreich in die peinlichste Lage zur Türkei bringt, offenbart die italienische Tücke und Selbstsucht vollends. Trotzdem betreibt man deutscherseits die Erneuerung des Dreibundes, ja man erörtert sogar den Gedanken einer deutsch-österreich-italienischen Flottenkonvention. Die kleinen Mißhelligkeiten Roms mit Frankreich wegen Besetzung zweier tripolitanischer Oasen und mit England wegen Sollum, auf die man bei uns großes Gewicht legte, sind bald behoben. Es verdient festgestellt zu werden, daß Österreich stets berechtigtes Mißtrauen gegen den „Bundesgenossen" hegte. Der Balkankrieg rollt dann die albanische Frage neuerdings auf; Österreichs Vorschlag auf Schaffung eines freien Albaniens findet in Italien Zustimmung, da dieses noch nicht kriegsbereit war; dafür wühlt und hetzt es so lange, bis der deutsche Prinz zu Wied die Skipetarenkrone niederlegen muß. (Ich selbst hatte im März 1914 anläßlich eines Aufenthaltes in Durazzo und Valona Gelegenheit, die durchaus nicht geheim betriebene Tätigkeit der italienischen Agenten und Parteigänger zu beobachten).

Unvergessen ist schließlich Italiens Haltung in den ersten neun Monaten des Weltkrieges; unsere Langmut und Nachgiebigkeit hinsichtlich seiner unerhörten Forderungen auf Gebietsabtretungen seitens Österreichs haben sich bitter gerächt.

Sorgen wir, daß sich derartige Fehler nie mehr wiederholen. Denn gerade hier liegt die Gefahr vor, daß ein Teil der Deutschen neuerdings aus überlieferter Schwäche dem „Lande ihrer Sehnsucht" gegenüber einen gefühlsmäßigen Standpunkt einnehmen dürfte, während den meisten Norddeutschen die Regelung der österreich-italienischen Frage von Natur aus gleichgiltiger ist als die der Beziehungen zu England, Rußland und Frankreich. So schreibt selbst Graf zu Reventlow im Vorwort zur 3. Auflage seines sonst vorzüglichen Werkes „Deutschlands auswärtiger Politik 1888—1914" vom Dezember 1915: „durch den italienischen Verrat als Tatsache, sowie durch eine große Anzahl von Enthüllungen, die sich an ihn knüpfen, ist der Politiker wie der Geschichtsschreiber genötigt, auch die früheren Perioden der italienisch-deutsch-österreichischen Beziehungen vielfach anders zu beurteilen, als es bisher geschah, wo Ungewißheit (?) bestand, wie es mit der italienischen Bundestreue beschaffen sei. Dazu kam, daß man nicht berechtigt (?!) war, Italiens Treulosigkeit als sicher anzunehmen, bevor nicht der Tatbeweis vorlag, und deshalb auch mit anderen Möglichkeiten rechnen mußte. Beiläufig bemerkt, steht der Verfasser nicht auf dem Standpunkt, daß der italienische Verrat mit der unentrinnbaren Sicherheit des Fatums habe eintreten müssen. (Hier dürfte mancher mit Recht anderer Ansicht sein.) War das aber nicht der Fall, so gebot schon die politische Rücksicht auf deutsche (!)

und ausländische (!) Leser, im Urteile vorsichtig zu sein und eine andere Nation nicht zu kränken, die noch nicht den Beweis geliefert hatte, daß verletzende Äußerungen nichts mehr verderben konnten. Ähnlich stand es mit Rumänien und steht es zum Teil heute noch." — Das heimtückische Abschwenken Rumäniens ins Feindeslager hat acht Monate später auch diese Rücksichtnahme Reventlows ad absurdum geführt.

Italien steht heute vor dem militärischen, politischen und wirtschaftlichen Zusammenbruche. Keine Strafe kann für das Land zu hart sein. Die österreich-italienische Grenze muß durch Verschieben bis mindestens zur Etschmündung von 550 km auf 300 km gekürzt, Italien um Venezien geschwächt werden. Möge es sich Ersatz auf Korsika, Malta, in Savoyen und Nizza holen. Brechen wir der welschen Viper die Giftzähne aus, dann wird sie gehorsam nach unserer Pfeife tanzen!

Das japanische Lächeln.

J. Meyer.

Als bald nach dem Ausbruch des großen Weltkrieges Japan sein Ultimatum an uns stellte, da war die Entrüstung allenthalben groß. Man schalt die Japaner undankbar und Verräter. „Lachende Teufel" war ein Ausdruck, den man besonders häufig hörte. Das höfliche, verbindliche, freundlich-heitere Lächeln des Japaners hatte man für den Ausdruck seiner wirklichen Seelenstimmung gehalten und war nun erbost, daß sich dahinter schwarze, verräterische Gedanken verbargen.

Und doch geht man bei diesem Urteil von falschen Voraussetzungen aus.

Zunächst ist zu bedenken, ob die Japaner uns wirklich zu so großem Danke verpflichtet sind, wie wir gewöhnlich meinen. Wir sind ihre Lehrer gewesen, sagen wir. Aber haben wir uneigennützig gehandelt? Dachten wir an das Wohl Japans oder an unser eigenes, als wir ihnen unsere Waren, Kaufleute und Ingenieure schickten? Eins haben uns jedenfalls die Japaner nicht vergessen, nämlich daß wir, um uns Rußland zu verpflichten, mit dazu beitrugen, daß Japan nach dem Russisch-Japanischen Kriege um die Früchte seiner Siege gebracht und zu einem schimpflichen Frieden gezwungen wurde. Welche Gesinnung würden wir gegen ein Volk haben, das uns 1871 an der Erwerbung Elsaß-Lothringens gehindert hätte? Welchen Eindruck damals unsere Politik auf Japan machen mußte, das ist uns wohl nie klar geworden. Japan aber hat diese Handlungsweise nie vergessen und konnte sie nicht vergessen.

Wegen ihrer Politik schelte man also die Japaner nicht „falsch" und „lachende Teufel". Das möge jemand tun, der im persönlichen Umgange schlechte Erfahrungen mit ihnen gemacht hat. Es stimmen nun aber alle Schilderer japanischen Lebens in dem uneingeschränkten Lobe des japanischen

Volkscharakters überein, und über die bei uns in Deutschland weilenden Japaner habe ich nie eine Klage gehört.

Aber was bedeutet denn dieses geheimnisvolle Lächeln? wird man fragen. Wenn die Japaner uns wegen unserer Politik nicht wohl wollen, weshalb geben sie uns denn dieses nicht zu erkennen, weshalb zeigen sie uns denn ihre freundlich lächelnden Mienen?

Das japanische Lächeln ist in der Tat jedem Abendländer ein Rätsel. Der Schlüssel dazu ist der Schlüssel zur japanischen Seele überhaupt. Bei dem Japaner ist es etwas Selbstverständliches, seine Gedanken hinter äußerer Freundlichkeit, hinter einem Lächeln, zu verbergen. Der Japaner lächelt aus Höflichkeit.

Dieses Lächeln erscheint uns Abendländern auf den ersten Blick zwar sonderbar, aber durchaus nicht unangenehm; es entzückt uns sogar — und der erste Eindruck ist immer der richtige. Wir würden uns über diese zur Schau getragene Fröhlichkeit wohl nicht weiter Gedanken machen, sie einfach für den Ausdruck einer heiteren Gemütsstimmung halten; aber wenn man das gleiche Lächeln unter außerordentlichen Umständen, in Momenten des Kummers, des Schmerzes oder der Enttäuschung, gesehen hat, so wird man doch stutzig, ja bei manchen Gelegenheiten mag seine offensichtliche Unschicklichkeit einen in Zorn versetzen.

Hearn, der bekannte Japanforscher, berichtet ein paar interessante Beispiele hierfür.

Ein Fremder hatte folgendes Erlebnis: Er fuhr eine steile Anhöhe hinunter. Da kam ihm an einer Wegebiegung eine leere Kuruma auf der verkehrten Seite der Straße entgegen. Er schrie dem japanischen Kutscher zu, nach der andern Seite auszuweichen. Dieser aber begnügte sich damit, die Kuruma an der Straßenkreuzung mit den Deichselstangen nach außen an eine Mauer zu lehnen. Die Folge davon war, daß das Pferd des herunterfahrenden Wagens sich an den Deichselschäften der Kuruma elendig aufspießte. Beim Anblick seines blutenden Pferdes verließ den Fremden alle Selbstbeherrschung, und er versetzte dem japanischen Kutscher mit der Peitsche einen Schlag auf den Kopf. Dieser blickte ihm voll ins Gesicht, verbeugte sich und lächelte.

Was hatte dieses Lächeln zu bedeuten? War es boshaft, schadenfroh?

Ebenso seltsam ist folgendes Vorkommnis: Ein Yokohamer Kaufmann X hatte einen sympathischen alten Mann in seine Dienste genommen. Eines Tages erzürnte er sich mit seinem Diener und zankte ihn aus. Dieser ließ die Scheltworte seines Herrn mit Lächeln und Verneigungen über sich ergehen. Dadurch wurde X's Wut noch gesteigert, und er erging sich in beleidigenden Ausdrücken. Der alte Mann lächelte darauf bloß und verneigte sich noch immer, worauf X ihm die Tür wies. Aber der Greis fuhr fort zu lächeln und sich zu verneigen, bis X, außer sich, ihm einen Schlag versetzte.

Noch sonderbarer wird uns das japanische Lächeln in dem Falle erscheinen, den eine Dame berichtet.

„Vor einigen Tagen", erzählt diese, „kommt meine Dienerin lächelnd, als sei ihr etwas sehr Angenehmes begegnet, nach Hause und sagt, ihr Mann sei eben gestorben, und sie bitte, seiner Bestattung beiwohnen zu dürfen. Ich gebe ihr natürlich die Erlaubnis. Der Leichnam des Mannes wird verbrannt. Am Abend kehrt sie mit einer Urne unter dem Arme zurück. Ich frage sie, was diese enthalte. Sie öffnet die Urne, in der sich etwas Knochenasche und ein Zahn befinden, und sagt lachend zu mir: ‚Dies ist mein Mann!'"

War das Lächeln in den ersten beiden Fällen sonderbar, so ist es jetzt geradezu entsetzlich.

Und doch ist das Lächeln nicht auf eine widerspenstige oder herzlose Charakteranlage zurückzuführen, sondern es erklärt sich durch die zarteste Rücksichtnahme auf den andern.

Unter den Japanern — heute freilich nur noch in den von der europäischen Zivilisation nicht berührten Gegenden — begegnet man einer Höflichkeit, Freundlichkeit, reinen Herzensgüte, die man gar nicht genug preisen kann. Alle Japanforscher stimmen in diesem Lobe überein. Wenn man ihre begeisterten Berichte liest, glaubt man in einer idealen Welt, im Lande der Elfen zu sein.

Die Höflichkeit wird in Japan mit der gleichen Sorgfalt gepflegt, die man dort der Entwicklung der natürlichen Anlagen einer Gartenpflanze zuwendet.

In Japan lernt alle Welt schön zu schreiben und schön zu sprechen, ja auch Verse zu machen. Jeder weiß sich höflich zu betragen. Es wird gelehrt, wie man zu sitzen, zu hocken, aufzustehen und zu stehen hat, wie man sich verbeugen, auf den Boden werfen und überhaupt grüßen muß. Das Grüßen ist sowohl nach der Klasse als auch nach dem Geschlecht verschieden. Begrüßt man z. B. einen Höherstehenden, so muß man seine Freude kund geben, indem man den Atem schlürfend einzieht.

Ebenso wird ein Zwang auf den Gesichtsausdruck ausgeübt. Es ist vorgeschrieben, zu lächeln. Das lächelnde Gesicht ist das angenehmste Gesicht, und Eltern, Verwandten, Lehrern, Freunden und Bekannten das angenehmste Gesicht zu zeigen, ist Lebensregel. Man muß der Außenwelt gegenüber immer glücklich erscheinen.

Diese Heiterkeit wird auch durch die Religion nicht getrübt: vor den Buddhas und den Göttern verrichten die Leute lächelnd ihre Andacht. Die Tempelhöfe sind Spielplätze der Kinder, und innerhalb der Einfriedigung der großen öffentlichen Heiligtümer, die mehr fröhlichen als feierlichen Charakter haben, sind Tanzböden errichtet.

Diese Fröhlichkeit ist nicht nur äußerlicher Art. Sie erklärt sich aus der sozialen Geschichte des Landes. Ein charakteristisches Merkmal der

Naturvölker ist ihre heitere Gemütsanlage. Erst mit der fortschreitenden Kultur und Zivilisation, erst mit dem im Laufe der Zeit immer heftiger werdenden Kampf ums Dasein ward die Menschheit finster und ernst. Durch bis ins einzelne gehende Bestimmungen und Verordnungen ward nun in Japan das Leben so geregelt, daß jedermann sein Auskommen hatte und sich keine Sorgen zu machen brauchte. Es entstand so zwar kein Staatswesen, das nach außen wirkte, Eroberungen machte und Weltpolitik trieb; wohl aber entfalteten sich dort die Künste — unter diesen auch die Kunst der Lebensführung, des höflichen Betragens.

Einen Menschen mit bestimmtem Gesichtsausdruck und in bestimmter Haltung mit dem Pinsel oder dem Meißel oder in gewissen Lebenslagen auf der Bühne darzustellen nennen wir Kunst.

Ist es weniger Kunst, in allen Lebenslagen vollkommen Herr über sich zu sein und sich von einer bestimmten Seite zu zeigen?

Das japanische Lächeln ist keineswegs stereotyp. Es wird nicht etwa als eine Art Seelenmaske getragen. Gleich den andern Höflichkeitsfragen ist es durch genaue Vorschriften geregelt. Diese sind in den verschiedenen Gesellschaftsklassen verschieden. Das Lächeln ist eine verfeinerte, in langen Zeitläuften sorgfältig ausgebildete Sitte. Es ist eine Sprache, eine stumme Sprache, die zu erlernen ebensoviel Mühe kostet wie jede andere. Es gilt beispielsweise als tödliche Beleidigung, wenn ein Höherstehender einen anredet, so zu lächeln, daß die Backenzähne zum Vorschein kommen.

Von welchem Zeitpunkte an es als eine Ehrfurchtslosigkeit galt, in Gegenwart Höherstehender durch einen Blick oder eine Bewegung ein Gefühl des Schmerzes oder des Kummers zu verraten, wissen wir nicht. Wir haben aber Grund zu glauben, daß schon in vorgeschichtlicher Zeit die vollkommenste Selbstbeherrschung gefordert wurde.

Auch innerhalb ein und derselben Gesellschaftsklasse darf man nicht immer das gleiche Lächeln zeigen. Es gilt als unhöflich, ernst oder gar unglücklich auszusehen, weil dieses den Freunden Besorgnis oder Kummer verursachen muß; es ist zugleich töricht, da es bei andern müßige Neugierde hervorrufen kann. In dem Bewußtsein auch des ärmsten Japaners lebt die Überzeugung, daß es selten nützlich und immer rücksichtslos ist, einen persönlichen Schmerz oder Ärger durch seinen Gesichtsausdruck zu verraten.

Bis hierher können wir den Japaner verstehen. Auch wir verlangen von einem Diener ein bestimmtes Betragen, zwar keine lächelnde Miene, sondern ein gesetztes, in gewissen Fällen etwas feierliches Auftreten. Im Verkehr mit Höherstehenden muß man sich etwas Zwang auferlegen. Man darf ihnen gegenüber nicht immer seine Gefühle und Stimmungen zur Schau tragen. Wer in der Öffentlichkeit auftritt, darf nicht merken lassen, daß er gerade schlechter Laune ist. Auch unter unsersgleichen dürfen wir uns nicht ganz gehen lassen.

Aber wir nehmen es kaum einem übel, wenn er sich einmal vergißt. Ein herzhaftes Lachen, ein Zornesausbruch wirkt meistens erfrischend und ist sympathisch; eine laute Schmerzäußerung läßt niemanden als unhöflich erscheinen.

In Japan dagegen muß man nicht nur jedes Zeichen von Verdruß oder Schmerz unterdrücken, sondern das Gesicht und die Haltung müssen sogar das entgegengesetzte Gefühl ausdrücken.

Man muß der Außenwelt gegenüber immer glücklich erscheinen. Bricht auch das Herz, es ist eine Pflicht, tapfer zu lächeln. Unter allen Umständen wird daher eine gewisse äußere Heiterkeit zur Schau getragen. Welches Unglück auch kommen mag — Sturm, Flut, Feuersbrunst, Erdbeben — der Wohllaut grüßender Stimmen, das sonnige Lächeln, der anmutige Gruß, das liebenswürdige Entgegenkommen, der Wunsch, zu gefallen, fahren fort das Leben angenehm zu machen. Verdrossene Unterwürfigkeit gilt als Beleidigung, rein passiver Gehorsam genügt nicht. Der richtige Grad der Unterwürfigkeit muß sich in einem liebenswürdigen Lächeln, in einem sanften, heitern Ton der Stimme ausdrücken. — In der Kriegerkaste der Samurai waren die Regeln besonders strenge. Man verlangte von einer Samuraifrau, daß sie bei der Nachricht, ihre Söhne oder Gatten seien in der Schlacht gefallen, Zeichen der Freude zeigte.

Wer denkt da nicht an die Spartanerin, die auf die Kunde, ihr Sohn sei gefallen, fragte: „Hat er gesiegt?" und als dies bejaht wurde, gelassen sagte: „Wohl denn, dazu habe ich ihn geboren, daß er für sein Vaterland zu sterben wisse." ?

Übrigens ist diese Ähnlichkeit nicht zufällig. Japan vor der Europäisierung steht mit dem alten Griechenland entwicklungsgeschichtlich auf der gleichen Stufe! Der Staat, die Gemeinschaft, der Stamm bedeuten hier alles, das Individuum bedeutet nichts. —

Jetzt wird uns das Lächeln der Japaner bei unpassender Gelegenheit nicht mehr sonderbar erscheinen. Die ungebildetste Japanerin wird sich, wenn sie etwa in Gegenwart von andern in Tränen ausgebrochen ist, unfehlbar in folgender Weise entschuldigen: „Verzeihen Sie meine Selbstsucht, ich war zu rücksichtslos." Die Gründe des japanischen Lächelns sind also moralischer Art. Es ist in Japan Sitte, einen traurigen Vorfall mit einem Lächeln zu berichten, und ist die Sache für den Berichtenden besonders furchtbar, so geht dieses oft in ein leises Lachen über.

Das Lachen der Dienerin in dem oben erzählten Beispiel will etwa sagen: dies mag Ihre Güte als ein trauriges Ereignis ansehen, aber lassen Sie sich eine so unwichtige Sache nicht zu Herzen gehen, und verzeihen Sie, daß die Notwendigkeit mich zwingt, die Höflichkeit dadurch zu verletzen, daß ich überhaupt davon rede.

Jener wegen eines Vergehens mit Entlassung bedrohte Diener will mit seinem Zu-Boden-Werfen und seinem Lächeln um Verzeihung bitten.

Dieses Lächeln ist das gerade Gegenteil von Frechheit; vielmehr bedeutet es: Sie mögen versichert sein, daß ich jetzt einsehe, wie schwer ich mich vergangen habe; aber ich hoffe in meinem Kummer, meine Bitte um Verzeihung werde bei Ihnen Gehör finden. Das gleiche wollte jener japanische Kutscher sagen.

Die japanischen Knaben oder Mädchen, die über das Alter der Tränen hinaus sind, nehmen ihre Strafe lächelnd entgegen. Das bedeutet: kein böser Gedanke erfüllt mein Herz, ich habe weit Schlimmeres verdient.

Solche Gesinnung dürfte bei der abendländischen Jugend selten zu finden sein.

Wie uns übrigens das Lächeln der Japaner auffällt, so wundern sich diese über unsere ernsten Mienen. Der Japaner spricht von den „bösen Gesichtern" der Fremden. Wir reden von dem „teuflischen Lächeln" der Japaner. Wir irrten uns, indem wir dieses taten. Sind auch die Japaner im Unrecht, wenn sie unsern ernsten Gesichtern mißtrauen? Ist das Wort Terzkys richtig:

„Doch möcht' ich mich den glatten Stirnen lieber
Als jenen tiefgefurchten anvertrauen."? —

Diese japanischen Tugenden sind das Resultat eines ungeheuren äußeren Druckes; sie sind mit dem Schwerte erzwungen worden. Unter einer eisernen Zucht und mit unglaublicher Strenge wurden die Japaner dazu angehalten, tugendhaft und höflich zu sein. In den Verordnungen Iyeyasus z. B. wird ein Samurai bevollmächtigt, jede Person aus den drei untern Ständen, die sich irgendeiner Unhöflichkeit schuldig gemacht hatte, zu töten, und der Kaiser Yuriaku, der in den letzten Jahren des fünften Jahrhunderts n. Chr. lebte, tötete einen Hofmeister, weil er, als man das Wort an ihn richtete, aus Furcht geschwiegen hatte.

So ist durch eiserne Zucht ein wunderbarer Menschentypus entstanden, ein Charakter von erstaunlicher Geduld, Selbstlosigkeit, Güte und Höflichkeit, das Muster eines guten Staatsbürgers.

Wenn wir uns also darüber wunderten, daß uns der Japaner trotz innern Grolls eine freundlich lächelnde Miene zeigte, so wissen wir jetzt, wie dieses Lächeln entstanden ist. Es liegt darin der Wille, dem andern nicht durch ein böses Gesicht wehe zu tun, und nicht die Absicht, zu täuschen und zu betrügen. Wäre letzteres der Fall, so würden nicht Hearn und andere Japanforscher so begeisterte Schilderungen des japanischen Lebens geben. In den von europäischer Kultur nicht berührten Gegenden, im alten Japan, herrschen Zustände, die uns an das sagenhafte Leben der Elfen erinnern. Fremde werden dort mit einer Liebenswürdigkeit aufgenommen, die ihresgleichen sucht. Wirt und Wirtin können sich nicht genug tun, dem Gaste das Leben möglichst angenehm zu machen. Verschönt wird einem der Aufenthalt dort durch das sonnige, heitere Lächeln,

mit dem einem alles geboten wird, obgleich die Geber in der äußersten Armut leben.

In den europäisierten Gebieten machen Reisende wohl einmal schlechte Erfahrungen. Diese Tatsache ist wenig schmeichelhaft für uns Europäer.

Fürstliche Ehen und deutsch-nationale Interessen.

Syndikus a. D. Rágóczy, Berlin-Steglitz.

In der Zeitschrift „Herold" hatte ich kürzlich im Hinblick auf die englisch-russischen Einflüsse in den jüngsten politischen Vorgängen in Rumänien die Forderung erhoben, die deutschen regierenden Häuser möchten darauf hinwirken, daß ihre Angehörigen künftig bei der Eheschließung ihre Wahl auch unter den Gliedern der ihnen „ebenbürtigen" standesherrlichen, fürstlichen und gräflichen Familien treffen, damit in unseren inneren deutschen Verhältnissen rein deutsch-völkische Interessen vorwalteten und nachteilige fremdländische Einflüsse auf unser politisches und geistiges Leben wenigstens an unseren Fürstenhöfen ein für allemal ausgeschaltet würden. Es wurde dabei an das Beispiel der zweiten Ehe des Großherzogs von Hessen erinnert.

Auch darauf könnte verwiesen werden, daß in ähnlicher Weise das englische Königshaus seit etwa zwei Jahrzehnten dazu übergegangen ist, für seine Familienangehörigen Verbindungen mit dem eingeborenen englischen Hochadel zu suchen. Es ist eben bei dem, auf das Praktische und doch in erster Linie auf das Nationale gerichteten Sinne der Engländer nicht zu verwundern, daß das Herrscherhaus bei dem zunehmenden Kosmopolitismus des politischen und wirtschaftlichen Lebens in England mit allen Mitteln sucht, sein eigenes Interesse immer tiefer in den maßgebenden Schichten des Landes zu verankern und so sich bedeutsame Gegengewichte gegen jenen finanziellen und handelspolitischen Kosmopolitismus zu beschaffen.

In Deutschland kommen aber nach den Erfahrungen, die wir an bemerkenswerter Stelle noch bis vor einem Menschenalter machen mußten, noch ganz andere Momente in Betracht, da bei uns die fremden eingeheirateten Glieder der Fürstenhäuser meist sich nicht bemühten, sich als Deutsche zu fühlen und zu betätigen, während umgekehrt unsere deutschen Prinzen und Prinzessinnen, die sich mit ausländischen Höfen verbanden, meist recht bald ihr Deutschtum ablegten und sich befleißigten, sich möglichst schnell Eigenschaften und Eigenarten des neuen Aufenthaltslandes anzueignen, ja sogar häufig alles Deutsche dann bekämpften.

Daher muß hier eine Änderung in der eingangs bezeichneten Richtung unbedingt Platz greifen.

Untersuchen wir nun, wie sich die Dinge gestalten würden, wenn der obige Vorschlag allgemeine Geltung erlangen würde.

Es werden in Rechnung zu stellen sein diejenigen Familien, die unverheiratete Mitglieder zählen, wobei diejenigen, in denen sich Angehörige beider Religionsgemeinschaften befinden, auf jeder Seite, also doppelt, gezählt werden sollen.

Wir erhalten so 17 evangelische Familien (mit Holstein) und 7 katholische (mit Hohenzollern-Sigmaringen). Diese heirateten bisher meist untereinander und mit den übrigen europäischen Fürstenhäusern. Dieses sind 5 evangelische (Dänemark, England, Niederlande, Norwegen und Schweden), 12 katholische (Belgien, Bonaparte, Bourbon, Braganza I und II, Bulgarien, Italien, Liechtenstein, Luxemburg, Monaco, Österreich und Spanien) und 5 griechisch-katholische (Bulgarien, Griechenland, Montenegro, Rußland und Serbien); im ganzen also 22.

Schaltet man nun die Verbindungen mit diesen 5 + 12 + 5 ausländischen Familien — mit zum Teil geringem Nachwuchs — aus und läßt dafür die „standesherrlichen" deutschen Familien eintreten, so ergibt sich ein Zuwachs von 26 evangelischen und 45 katholischen Familien, mit zum Teil mehreren Linien und vielfach sehr erheblichem Nachwuchse. Es würde sich damit unter der Annahme, daß die evangelischen und die katholischen Familien je untereinander heiraten, und rein rechnerisch betrachtet, folgendes Verhältnis ergeben:

a) auf der evangelischen Seite .	17 :	+ 26	— 5	= + 21
b) auf der katholischen Seite . .	7 :	+ 45	— 12	= + 33
c) nach der griechisch-katholischen Seite hin	24 :	+ 0	— 5	= — 5
zusammen	24 :	+ 71	— 22	= + 49

Mithin erhielte man gegen bisher ein Mehr von 49 Familien, unter denen die Auswahl bei der Eingehung einer Ehe stattfinden könnte. Es würde auf diese Weise der, aus physiologischen Rücksichten vielfach als nachteilig angenommene enge Kreis der Familien, unter deren Angehörigen die Ehen bislang in der Hauptsache geschlossen werden, wesentlich erweitert, ja mehr als verdoppelt, was gewiß einen hohen Gewinn ausmachen würde.

Nimmt man nun an, daß unter der einen Gruppe von standesherrlichen Familien, etwa ein Drittel, die ihren Sitz in Belgien bezw. Österreich haben, in Abgang zu stellen wäre, da sie sich ihrer Herkunft nach nicht als „deutsche" bezeichnen[1]) oder aus anderen Gründen nicht mehr zu den deutschnationalen Familien gerechnet werden können und daß das Haus Stadion aller Voraussicht nach im Aussterben begriffen ist, so hätte man folgende Gegenüberstellung:

17 evangelische regierende und 26 standesherrliche Häuser,
7 katholische regierende und etwa 30 standesherrliche Häuser.

[1]) Z. B. die Familien des „böhmischen" (also tschechischen) Ur- und Hochadels.

Mithin eine Gesamtsumme von 43 bezw. 37 Familien, so daß also auf beiden Seiten eine etwa gleich große Anzahl sich ergäbe.

Nimmt man nun ferner auf Grund der Erfahrung hinzu, daß bei vielen dieser Familien auch wieder Verbindungen mit Angehörigen des sogenannten niederen Adels häufiger vorkommen und daß die Abkömmlinge aus solchen Ehen oft durch Adoption oder durch die Gunst des Landesherren zu einer höheren Rangstufe erhoben werden, ja daß nach manchen Hausgesetzen der standesherrlichen Familien schon der einfache Geburtsadel der Braut genügt, um die Ehe als „standesgemäß" erscheinen zu lassen, so wird der Kreis, innerhalb dessen sich die ehelichen Verbindungen der Mitglieder der Regentenfamilien bei Befolgung jener Anregung vollziehen würden, noch wesentlich erweitert und es schwinden die bisherigen physiologischen Bedenken gegen die ausschließlichen Verbindungen mit den regierenden Häusern vollständig dahin.

Folgerichtig müßten dann aber auch — und das ist eine gleich ernste nationale Forderung — die standesherrlichen Familien, die namentlich in der Zeit, wo der österreichische Einfluß in Deutschland in Politik und Militärwesen der maßgebende[1]) war, in geradezu auffallender Weise Verbindungen mit dem ausländischen Adel eingingen, ihrerseits darauf halten, daß bei den Ehen ihrer Angehörigen Verbindungen mit dem ausländischen hohen und niederen Adel tunlichst vermieden werden. Das wird ihnen aber um so leichter fallen, als sie durch die Berücksichtigung der erstgedachten Forderung ja ohnehin innerhalb Deutschlands an Ansehen und Einfluß in hohem Maße gewinnen würden.

Daher verdient der Vorschlag: in unseren Regentenhäusern, die in unserem nationalen Leben immer noch die Führer unseres Volkes darstellen, alle fremdländischen Einflüsse durch das Mittel der Eheschließung ihrer Angehörigen mit den deutschen standesherrlichen Familien zu beseitigen, wohl die ernsteste Berücksichtigung.

Berichte und Notizen.

Die neue „Deutsche Zeitung". Der Wunsch, ein großzügiges, gut deutschnationales Tageblatt zu besitzen, das — in völliger Unabhängigkeit nach oben und unten — und unbeengt durch Partei-Rücksichten — also auch nicht durch Partei-Einseitigkeiten getrübt — der ehrlichen Sache des Deutschtums zu dienen bereit wäre, hat seit langem in allen wirklich Deutsch-Empfindenden gelebt. Wer wollte gerade in jetziger Zeit das

[1]) Vielleicht war vielfach auch die Rücksicht auf die Tatsache, daß der ausländische, meist katholische Adel, der durch die historische Entwicklung der Verhältnisse zu größerem Besitz gelangt war, damit auch bedeutenden Einfluß ausübte, ein gewisser Anreiz, da die evangelischen Familien in den Zeiten der Gegenreformation oft ihrer Güter zwangsweise verlustig gingen.

dringende Bedürfnis nach einem solchen Blatte verkennen! Der Krieg dürfte jedem darüber die Augen geöffnet haben, von welchem Einfluß die Presse auf das öffentliche Leben und die Politik der Staaten ist und wie verhängnisvoll Preß-Machenschaften werden können, wenn die Presse sich in den unrechten Händen befindet. Das Beispiel Northcliffe's in England redet eine ernste Sprache. Möchte unser Volk daher endlich lernen, die Bedeutung der Presse richtig einzuschätzen! Dem arglosen Durchschnitts-Deutschen — leider auch dem „hochgebildeten" — war die Presse seither ein Mittel der Unterhaltung und Zerstreuung; ob sie ein bißchen mehr so oder so geschrieben war, das dünkte ihn gleichgültig. Wenn sie ihm nur Neuigkeiten brachte — und ein bißchen so etwas, das nach Bildung, nach Kunst und Wissenschaft aussah, damit man doch sagen könnte, man nehme Anteil an den Fortschritten der Zeit. Ja wenn recht viel von Fortschritt, von Errungenschaften, von Freiheiten und Volksrechten darin die Rede war, dann war man befriedigt und beglückt. Der Deutsche in seiner Arglosigkeit besaß gar kein Gefühl dafür, wie dieser scheinbar harmlose Unterhaltungsstoff dazu benutzt wurde, allerhand abwegige und zweifelhafte Vorstellungen und Gesinnungen so nebenbei in die Geister mit einzuschmuggeln — sittlich bedenkliche Dinge, politisch bedenkliche Dinge und anderes. Die ungemein klugen Macher dieser Presse, die recht genau wissen, was sie wollen, verstehen sich ausgezeichnet auf das System der „heimlichen Einfälschung". Man erinnere sich an das, was an dieser Stelle über „Das Geheimnis der Suggestion im Völkerleben" (Dezemberheft 1915 und Januarheft 1916) gesagt worden ist. So ganz beiläufig wissen sie einen Begriff, der uns seither heilig und teuer war, in ein geringschätziges Licht zu setzen, und andrerseits Dinge, die uns verabscheuenswürdig erschienen, von einer harmlosen, ja scherzhaften Seite zu zeigen — und dabei im Leser immer den Glauben zu erwecken, als bedeute diese Umfälschung, dieses moralische Taschenspielerkunststück eine neue Erkenntnis, eine Aufklärung, einen geistigen Fortschritt. — So ist seit Jahrzehnten das Denken und Fühlen unseres Volkes planmäßig verwirrt und umgefälscht worden; und man kann nur eines bewundern: daß unser Volk beim Atmen in dieser vergifteten Geistesluft noch immer innere Gesundheit genug behielt, um der ungeheuren physischen und moralischen Kraftentfaltung fähig zu sein, wie sie dieser Krieg erforderte. Allerdings — die Fäulnis bei unseren Feinden sitzt noch tiefer! — Aber es ist Zeit, daß wir erwachen — daß wir die Gefahren erkennen, die aus einer heimlichen Geistesfälschung entspringen, und dazu gehört eine reinliche deutsche Presse. Wohl haben wir die treffliche „Deutsche Tageszeitung", in der der wackere Graf Reventlow seine charaktervollen politischen Aufsätze schreibt, allein: das Blatt, als Organ des Bundes der Landwirte, wendet begreiflicherweise sein Interesse mehr den ländlichen Verhältnissen als den städtischen zu. Da ist nun aus Kreisen, die den Alldeutschen nahestehen, ein Kapital von über zwei Millionen zusammengebracht worden, um ein gutes deutsch-nationales Tageblatt zu schaffen. Es ist zu diesem Zwecke eine „Deutsche Verlags- und Treuhand-Gesellschaft" mit dem Sitze in Berlin (Hedemannstr. 12) begründet worden, um diesen Plan zu verwirklichen. Der „Alldeutsche Verband" erklärt ausdrücklich, daß er als solcher nicht mit dem Unternehmen zu identifizieren sei, wohl aber sind eine Anzahl seiner Mitglieder daran beteiligt. Die Gesellschaft hat nun zunächst die seinerzeit von Dr. Friedrich Lange geschaffene „Deutsche Zeitung" erworben, die zwar von jeher eine gut nationale Haltung einnahm, sich aber infolge unzulänglicher Mittel nicht recht auf der Höhe zu halten vermochte. Das Blatt ist vom 1. April ab in die neue Leitung übergegangen und wird hoffentlich von allen gut völkisch gesinnten Kreisen eine lebhafte Förderung erfahren. Hauptschriftleiter der Zeitung ist Franz Sontag, erster politischer Schriftleiter Ewald Beckmann. Außerdem hat sich der frühere Hauptschriftleiter der „Deutschen Zeitung" Otto Eichler bereit erklärt, weiter als Mitarbeiter tätig zu sein. Der Bezugspreis des Blattes, das täglich zweimal erscheint, beträgt vierteljährlich 4,50 Mk.; bei freier Zustellung ins Haus 72 Pfg. mehr. Es kann bei jeder Postanstalt bestellt werden. (Nach Nr. 355 des „Hammer".)

Der subjektive und objektive Politiker. Oberflächlichen Beurteilern konnte es manchmal so scheinen, als ob die schon im ersten Kriegsjahr vielbekämpfte Gilde der „Miesmacher" jetzt an Bedeutung verloren hätte; das ist nicht der Fall, nur hat sich die Form ihrer Existenz, ihres Pessimismus verändert. Als die Miesmacher stark in Mißkredit geraten waren, mußten sie sich nach einer neuen Existenzmöglichkeit umsehen, die wir unter der Bezeichnung der „objektiven Politiker" den geehrten Lesern vorstellen möchten. Diese „objektiven" Politiker wollen vor allen Dingen keine Miesmacher sein; im Gegenteil, sie dünken sich als „nüchterne" und „kluge" Menschen mit „weitschauendem" Blick, die alle Verhältnisse klar übersehen, an Deutschlands Endsieg keineswegs zweifeln, aber immer — nach dieser zaghaft ausgesprochenen optimistischen These — mit dem Brustton der Überzeugung ihr „Aber" einwerfen und nun eine ganze Fülle von Negativen, die jeder Krieg mit sich bringt, über uns ausschütten; nur operieren sie nicht wie die gewöhnlichen Miesmacher mit allerlei sentimentalen Tendenzen, Gott bewahre, sie bringen nur „Tatsachen", „statistische Angaben" über die Menge der Nahrungsmittel, über die Möglichkeit weiterer Truppenaufgebote, vergleichen die Bevölkerungsanzahl des Vierverbandes mit der des Vierbundes, erklären uns nüchtern den bisherigen Sieg von England, das allmähliche Erdrücktwerden von Deutschland (obwohl auch nach ihrer Ansicht an dem Endsieg Deutschlands nicht gezweifelt werden darf) usw. usw. Bei diesen „objektiven" Politikern fällt uns vor allen Dingen auf, mit welcher wirklich beleidigenden Kühle und „wunderbaren" Sachlichkeit sie alle diese Negativen des Krieges zusammentragen, um sich daraus ein möglichst „objektives" Bild zu entwerfen, durch welches sie in den Geruch der sogenannten „gereiften" politischen Köpfe kommen. Ich muß leider gestehen, daß ich mich — einige Zeit lang — von dieser für uns Deutsche so bestrickenden Methode: alles möglichst sachlich auf dem politischen Gebiet zu beurteilen, habe blenden lassen. Hat es doch etwas sehr Verblüffendes, wenn ein „solcher" Politiker uns in aller Ruhe die Aussichten beider Parteien entwickelt, für und gegen nüchtern abwägt und uns schließlich die Frage vorlegt: „Wenn Sie beide Bilanzen mit einander vergleichen, so werden Sie mir doch zugeben müssen, daß schließlich usw. ." Aber in dieser Rechnung stimmt etwas nicht, denn im Grunde genommen hätten wir nach „objektiver" Beurteilung den Krieg schon längst verlieren müssen und es wäre nach „sachlicher Bilanz" der Kräfte vollständig richtig gewesen, wenn die Russen, Engländer und Franzosen schon in Berlin säßen. Mit der „objektiven" Betrachtungsweise kommen wir gerade in Kriegszeiten am allerwenigsten aus, denn der Krieg ist ein Ausnahmezustand, in dem auch ein Ausnahmegeist geboren wird in seiner *höchsten* Vollendung und mit diesem müßte auch der „objektive" Politiker rechnen, obwohl sich dieses Konto ja eigentlich nicht in seiner Rechnung vorfindet.

Es gibt nationale Kräfte, die *nicht wägbar* sind, die sich nicht statistisch erkennen und werten lassen, sondern aus dem unerschöpflichen Born wirklich *fruchtbarer* nationaler Genialität fließen, um das Bild, das wir so schön in „objektiver" Weise entworfen haben, gänzlich zu zerstören. Sonderbar, wie wenig diese „objektiven" Politiker den Geist der Geschichte im Gedächtnis haben. Sind ihnen nicht mehr die Perserkriege in Erinnerung, wo es „objektiv" genommen, nationaler Wahnsinn war, daß sich das kleine Häuflein der Griechen gegen die großen Heere des Xerxes stemmte, die Masse durch den Geist erschlagend? Nur der Glaube kann Berge versetzen und der „objektive" Politiker glaubt nicht mehr an das Schöpferische, sondern er *rechnet* nur, und durch seine Ausschaltung aller jener wunderbaren Imponderabilien begeht er unbeabsichtigt den Verrat am Vaterland, das er aus dieser verdammungswürdigen Sachlichkeit heraus zu einem Mechanismus stempelt, dessen Kräfte man, nach seiner Meinung, wie auf dem Gebiete der Physik nüchtern abwägen kann. Ist es noch notwendig, die Gefahr des objektiven Politikers zu schildern, gleichgültig welcher Partei er in Deutschland angehören mag? Nach solcher materialistischer Geschichtsauffassung, die den *Geist* der Geschichte, die Qualität des Genies aus ihrer Rechnung ausschaltet, wäre die bedingungslose Kapi-

tulation Deutschlands das einzig richtige gewesen, und allerdings auf diese Weise der Krieg vermieden worden. Wenn wir den Kampf annahmen, obwohl nach „sachlicher Berechnung" von vornherein die Bilanz zu unseren Ungunsten ausfallen mußte, geschah es eben in dem Vertrauen auf die inneren Kräfte des Volkes, auf die moralischen und geistigen. Der Glaube kann Berge versetzen und ein Volk, das an seinen Sieg glaubt, auch in den schwersten Krisen seines Existenzkampfes, wo die „objektiven" Politiker scheinbar genügendes Beweismaterial für die Aussichtslosigkeit des Verteidigungskampfes in den Händen haben, wird und muß siegen! In dieser Zeit äußerster nationaler Anspannung darf und kann es daher nur eine Art von politischer Betrachtung geben, die subjektiv-optimistische, das heißt das Vertrauen auf den Genius des eigenen Volkes. Wer anders denkt und handelt, wer „sachlich" seine Argumente Für und Wider auf dem Papier entwickelt, wer nicht begreifen kann, daß unter Umständen eine einzige Erfindung, die wir Deutsche während des Krieges machen, die Lage wieder merklich zu unseren Gunsten verändert, wer die neu auftauchenden Begabungen aus unserem Volk nicht als Überlegenheit zu werten vermag, der hat auch den Geist der ersten Mobilmachungstage nicht verstanden; denn nur aus diesem Gefühl der Überlegenheit heraus entsproß uns allen der Glaube an die Mission Deutschlands an den guten Ausgang des Krieges, auch wenn sich alle einsichtsvollen Männer von vornherein sagten, daß die Genialitätsprobe, die Deutschland abzulegen hat, eine der schwersten Prüfungen ist, die je einem Volk auferlegt wurde; einem Volk, das in diesem schweren Daseinskampfe steht, mit „objektiver" Betrachtungsweise den Kampf zu erschweren, statt an den Sieg zu denken mit jener Selbstverständlichkeit, mit der auch das Genie auf den endgültigen Sieg seiner Idee hofft, heißt unnational handeln, heißt zum geheimen Verbündeten unserer zahlreichen Feinde werden, die mit seltsamer Verbissenheit an dem inneren Niedergang Deutschlands festhalten. Wer jetzt in den letzten Wochen auf Grund seiner „objektiven" Betrachtung an „Vergleiche" dachte und in kriegspolitischer Hinsicht die Lage für ziemlich unverändert hielt, wurde gerade durch die stürmische Offensive in der Dobrudscha wieder eines Besseren belehrt, und mir kommt ein Gespräch in Erinnerung, das ich mit einem „objektiven" Politiker bei der Kriegserklärung Rumäniens geführt hatte, wo dieser Jammermann mir sagte: „Viele Hunde sind des Hasen Tod!" und er aus richtiger Selbsterkenntnis heraus Deutschlands Lage in dieser Form einschätzte.. Nach ein paar Tagen traf ich ihn wieder, nachdem die drei ostrumänischen Festungen gefallen waren und frug ihn: „Na, Hase, was denken Sie jetzt?" und er mir kleinlaut entgegnete: „Ja, wer hätte das gedacht, daß noch solche Kräfte in uns stecken." So wandeln sich diese objektiven Beurteiler, wenn sie wieder einmal vor einen neuen nationalen Impuls gestellt werden, welchen sie an ihrer ernüchterten Natur gemessen, nicht mehr als wirklich vorhanden glaubten. — Hugo Erdmann.

Klassisches und modernes Weltbürgertum. Die Gefolgschaft der heutigen Weltbürger und Völker-Verbrüderer Scheidemann, Naumann und Quidde, bestehend aus unbelehrbaren Doktrinären, o. und a. o. Geschichtsprofessoren ohne Kenntnis der elementarsten Völkergesetze, Humanitätsschwärmern, welche kalten Herzens die zwei Millionen Deutsche in Rußland zertreten lassen, Pazifisten, welche dem friedlichsten Volke keine Sicherung gegen räuberische Überfälle seiner Nachbarn gönnen, Kulturschwärmern, welche die Herrschaft der russischen Knute verewigen, Leuten des Berliner Tageblattes, der Frankfurter Zeitung u. a., die Himmel und Hölle versöhnen wollen, suchen dann und wann ihre Lehren durch Anknüpfung an unsere Geistesheroen Goethe, Herder u. a. zu begründen, als seien sie die Bewahrer dieses teuren deutschen Erbes. Wie wenig sie hierzu berechtigt sind, möchte ich im Nachstehenden beweisen: Durch ihr reiches Tatsachen-Material haben die Begründer der Germanenlehre, Dr. Mathäus Much, Dr. Ludwig Wilser, Dr. Ludwig Woltmann u. a. festgestellt, daß die Uriogermanen seit der Steinzeit die Begründer und Erhalter der jeweils höchsten Kultur sind. In immer neuen Wellen ihrer abwandernden Volksteile

trugen sie von ihren Stammsitzen in den Ostsee-Ländern unter den Namen von Persern, Indern, Thrakern, Palsgern, Hellenen, Italikern ihre Errungenschaften nach dem Westen und Süden Europas, nach Kleinasien und bis zum Indus. Bestimmt waren während der Stein- und Bronzezeit Waffen und Werkzeuge, wahrscheinlich auch Götterglaube, Anfänge von Musik und Dichtung in Europa international. Die letzte dieser Bewegung sehen wir deutlich in der Völkerwanderung; wenn auch die Staatengebilde der Longobarden, Gothen und Franken zerfielen, die Oberschicht in allen Ländern Europas bildete die blonde, blauäugige Rasse. Den Adel der Ritterzeit verbindet von Riga bis Sevilla gleiche Bewaffnung und Kleidung, Ideale von Frauenschönheit, Sitten und Anschauung von Ritterlichkeit, Sagenstoffe und Minnesang.

Der tiefe Spalt der Religionskriege ändert fast nichts an dem Weiterbestand der ariogermanischen Herrenschicht. Die Enkel der Ritter beschäftigen sich mit Musik und Dichtung, Kunst und Wissenschaft und schenken uns während der nicht nur in Italien gedeihenden sogenannten Renaissance die herrlichsten Blüten der Menschheit, die gewaltigen Genies auf allen Gebieten von Dante bis Goethe. Frühzeitig entstand die „Freiheit der Wissenschaft", voll Wissensdurstes begründeten diese Leute Universitäten in Pisa, Salamanca, Paris und Prag, Professoren und Schüler zogen, die engen heimatlichen Grenzen überschreitend, von einer zur anderen, Kenntnisse empfangend und spendend. Es war ein fruchtbringender Gedankenaustausch.

So konnten weitgereiste Männer, wie Goethe oder Herder von den Ostseeprovinzen bis nach Italien Menschen mit den gleichen Hochzielen antreffen, und hatten wohl ein Recht, auf Grund freimaurerischer und humanistischer Gedanken einen Weltbund aller edlen Geister anzustreben. Der feine französische, das heißt fränkische Geschmack in Kleidung und Sitte, die feinen, durchgeistigten Köpfe dieser Germanensprößlinge ließen die Verwandtschaft um so deutlicher in Erscheinung treten. Damals hatten Menschen mit ehrlichen idealen Zielen wie Rousseau, Schiller, Vorkämpfer für Abschaffung der Sklaverei und der Kinderarbeit einen wichtigen Einfluß.

Dr. Ludwig Woltmanns pessimistische Folgerung aus seiner Rasselehre, daß die geistige Überanstrengung der Hochkultur die Vernichtung der Edelrasse nach sich zieht, hat für alle außerdeutschen Länder leider recht behalten. Die Niederrassigen mit ihrem nur auf Genuß und Gewinn gerichteten Trieben sind überall unter sich. Die sogenannte Kulturmenschheit ist in eine anglo-amerikanische, eine romanische und eine slawische Gruppe zerfallen, die sich untereinander ebenso grimmig hassen, wie uns.

Über ihnen aber hat sich eine zum Teil fremdrassige Herrenschicht festgesetzt, allerdings eine sehr unritterliche: es ist die internationale Plutokratie, die skrupellos geschäftsgewandten, idealloſen Menschen aller Völker umfassend. Durch ihre Auto- und Kino-, Fabrik-, Großbanken- und Zeitungs-Zivilisation gibt sie sich überall den Anschein einer Kultur, mit ihren Phrasen von Freiheit und Fortschritt verhüllt sie für den Uneingeweihten die grauenvoll öde Alleinherrschaft des großen Geldsackes.

Unsere Hochschulen aber sind vor dem Kriege zum Tummelplatze des niederrassigen Bildungspöbels aus aller Welt geworden: Serben, Russen der bekannten Art, Japanern, Brasilianern u. a. wurden auf Kosten deutscher Steuerzahler, von denen die meisten ihren eigenen Kindern keine bessere Bildung angedeihen lassen konnten, die Errungenschaften deutschen Forschungsgeistes und Erfindungskunst auf naturwissenschaftlichem, technischem und militärischem Gebiete unter dem Schlagworte „Freiheit der Wissenschaft" übermittelt. Von einem geistigen Austausche, von einem Lernen um der hohen Sache selbst willen kann bei diesen Menschenarten nie die Rede sein. So wurden unsere Hochschulen zu Vermittelungsanstalten des geistigen Diebstahles an germanischen Geistesfrüchten. Den Dank für unsere weltbürgerliche Freigebigkeit ernten wir im Weltkriege!

Leider sind es nur unsere deutschen Landsleute, die oben gekennzeichneten Geschichtsprofessoren, Zeitungsschreiber und Doktrinäre, welche ehrlich an dieses neue Völkerverbrüderungsideal glauben. Wie gut ist es, daß der Nebelschleier über dem trennenden

rassigen Abgrunde durch die Ablehnung des Friedens- und Weltfriedensbund-Angebotes zerrissen ist und die Verfechter dieser Ideen der Lächerlichkeit preisgegeben hat. Wir haben indessen nicht das Recht, voll Stolzes auf den rassigen und sittlichen Niedergang bei unseren Nachbarn herabzusehen. Unser Preß- und Theaterwesen, die Anteilnahme weiter Kreise unserer Volksgenossen an dem abscheulichen Kriegswucher, die Abwesenheit eines großen, völkischen Hochzieles, wie es 1813 und 1870 die Herzen bewegte, zeigt uns, daß wir alles tun müssen, um den fremden Geist unter uns aus dem deutschen Vaterlande zu bannen. — Johannes Hering.

Triebkräfte und Verknüpfungen in der Demokratie Österreichs. Was in dem unter dieser Überschrift veröffentlichten Aufsatze im Februarhefte der „Pol.-Anthr. Monatsschrift" ausgeführt und durch Zeugnisse aus der gewissen Presse belegt wurde, das wurde in einem am 28. Februar d. J. von der Berliner „Deutschen Tageszeitung" abgedruckten Wiener Berichte in den folgenden Sätzen bestätigt: „Sicher ist, daß Prinz Hohenlohe den Hauptanteil an dem Sturze des Gouverneurs der Bodenkreditanstalt Dr. Sieghart hatte, der auf dem besten Wege war, ohne irgendeine ministerielle Verantwortlichkeit zu tragen, von seinem Kontor aus Österreich zu regieren. Der Kampf, in dem zunächst Dr. Sieghart einen tiefen Fall tat, ist indessen noch nicht beendet. Dr. Sieghart hatte immer sehr großes Gewicht darauf gelegt, mit den klerikalen Kreisen freundschaftliche Beziehungen zu pflegen und war zu diesem Zwecke ihren politisch-finanziellen Bedürfnissen stets mit größtem Verständnis entgegengekommen. Diese Beziehungen bestehen auch heute noch in unverminderter Herzlichkeit fort und mit Rücksicht darauf, daß Prinz Alois Liechtenstein und Dr. Geßmann, diese beiden Vertreter des politischen Klerikalismus in Österreich, die Hoffnung nicht aufgegeben haben, Dr. Sieghart eines schönen Tages als Phönix wieder aufsteigen zu sehen, und daß sie auch zu diesem Zwecke die Hände eifrig rühren." Die ausgesprochenen Feinde einer Neuordnung Österreichs auf deutscher Grundlage sind nun tatsächlich die von Dr. Geßmann geführten klerikalen Teile der christlich-sozialen Partei und die Sozialdemokraten, denen sich kleinere demokratische Gruppen anschließen. Ist diese Gemeinschaft nicht ganz besonders lehrreich? Sie ist während der letzten Jahrzehnte in Österreich immer wirksam gewesen, wenn über die völkischen Interessen der Deutschen entschieden werden sollte. Der Zusammenhang zwischen den Führern der Klerikalen und Dr. Sieghart kam anläßlich des Sturzes Dr. Siegharts in dessen Behandlung durch das führende christlich-soziale Blatt, die Wiener „Reichspost", zum Ausdrucke, die den Gefallenen recht geschickt schützte.

Der Zentralverein deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens versammelte am 4. Februar im Rheingoldhause seine Delegierten, um ihnen über die Arbeit in den Kriegsjahren zu berichten. Saal und Tribüne waren gut besetzt; der unwirtlichen Kälte suchte man durch Pelz- und Rauchwerk zu begegnen. Zum belangreichsten Punkte der Tagesordnung: „Die Juden im Heere" sprach Geh. Justizrat Cassel, der bereits in einer nicht minder kühlen Vorversammlung zwei Stunden lang geredet und sich angeblich heiser geredet hatte. Seine ungepflegte Rhetorik, die es mit Satzentgleisungen ja nicht allzu streng nimmt, vereint klare Nüchternheit und dröhnendes Pathos, eine der Versammlung offenbar sehr wohl gefallende Mischung. Nahezu 1500 jüdische Offiziere, so führte er u. a. aus, dienen zurzeit im deutschen Heere. Hiermit dürfe man, beim Vergleich mit der Vergangenheit, durchaus zufrieden sein. Sehr unzufrieden war Herr Cassel dagegen mit der vom früheren Kriegsminister Wild von Hohenborn angeordneten Statistik über die Zahl der jüdischen Heeresangehörigen. Zwar wolle er in ernster Stunde keine Erregung in die Gemüter senken, aber es werde sehr schwer sein, die Tatsache dieser Statistik und ihre Anordner je zu vergessen. Starkes Händeklatschen belohnte das Wort. Erfreulicherweise habe aber der neue Kriegsminister von Stein erklärt, daß die Ergebnisse der Statistik nur Stoff zur Entkräftung jener Anklagen bieten solle, die massenhaft, Tag für Tag, an die Be-

hörde geleitet und in denen die Juden der Drückebergerei bezichtigt würden. Keineswegs denke irgend jemand daran, Juden aus anderen als rein sachlichen Gründen aus ihren bisher innegehabten Stellungen zu entfernen. Im übrigen habe der Herr Kriegsminister in einem an Herrn Cassel gerichteten Brief festgestellt, daß das Verhalten der jüdischen Soldaten und Mitbürger während des Krieges keine Veranlassung zu der Anordnung seines Herrn Vorgängers gegeben habe und damit nicht in Beziehung gebracht werden könne. Der bayrische Ober-Rabbiner Werner fügte ergänzend hinzu, in seiner engeren Heimat habe man im Frieden nur jüdische Reserveoffiziere, keine aktiven, gekannt; immerhin sei es dort, im Gegensatz zu Preußen, Tradition, die Juden nicht von allen Offiziersstellen auszuschließen. Im Verlaufe seiner Darlegungen deutete der Ober-Rabbiner an, daß anläßlich der bekannten Statistik erregte Gemüter darauf gedrängt hätten, „gefährliche Entschlüsse" zu fassen, die verhängnisvoll hätten werden können, zumal in einer Zeit, wo es sich um Sein oder Nichtsein des Vaterlandes handle. Dem Zentralverein gebühre Dank dafür, daß er sich zu solchem Schritte nicht habe drängen lassen. Man brauche nach dem Kriege vielleicht zwei Staatsbürgervereine (jüdischen Glaubens), denn schwere Zeiten ständen bevor. „Der nationale Chauvinismus ist erregt", eine starke antisemitische Bewegung im Anzuge. „Wir danken", wiederholte der Redner unter lautem Beifall der Mehrheit, „dem Verein für das, was er getan hat, besonders aber für das, was er nicht getan hat." Ganz seiner Meinung war Rechtsanwalt Friedemann-Schöneberg, der die neuen jüdischen Offiziere für keine „Konzessionsschulzen" hielt und bei der heutigen „schönen Stimmung" auf den Vorwurf der Drückebergerei und andere Vorwürfe (Zwischenruf: Heereslieferungen!) nicht eingehen wollte. Mit einer Ausdehnung des Antisemitismus müsse gerechnet werden; man habe deshalb die Pflicht, beizeiten vorzubauen, einen Fonds zu sammeln u. a. m. Rabbiner Kelter-Danzig hat seinerzeit nicht verstanden, weshalb der Verein nicht „adäquaten Ausdruck" für die flammende Empörung gefunden habe, die durch den Antisemitismus im Heere, die Schmähung jüdischer Toten im Grabe (?) wachgerufen worden sei. Jetzt aber, nach den Mitteilungen Cassels, verstehe er es. Ein oppositionell aussehender Herr Salinger, der nun das Wort erbat, erhielt es nicht, weil er von keiner Ortsgruppe beauftragt war. So konnte Cassel in seiner sehr volkstümlichen Schlußrede mit klingenden Zitaten neue Beifallsstürme entfesseln. Die von einigen Ortsgruppen beantragte, durch Zwischenrufe als „überflüssig" bezeichnete Entschließung, daß „solche Zählungen" in Zukunft unterbleiben sollten, wurde, wie der Vorsitzende Justizrat Dr. Horwitz bekannt gab, „mit erdrückender Mehrheit" abgelehnt. (Beifall und Zischen.) Seiner klugen Regie — der auf solchen Versammlungen ja nicht ungewöhnlichen — gelang es leicht, über allen Widerspruch und Widerhaarige zur Tagesordnung überzugehen, und auch Rabbiner David-Bochum zog eine lange Entschließung, wonach die Juden durch die Zählung aufs tiefste gekränkt worden seien und solche Maßnahmen gar nicht mehr für möglich gehalten werden könnten, willig zurück. — Man ging dann zu den anderen Beratungsgegenständen über. Rabbiner Goldmann-Oppeln ließ sich über die Aufgaben des Zentralvereins in und nach dem Kriege aus. An den Kaiser wurde eine Huldigung gedrahtet, die u. a. das „freudige Bekenntnis unverbrüchlicher Treue" zu ihm und zum Reiche enthielt. (Deutsche Tageszeitung.)

Segnungen einer demokratisch maskierten Plutokratie. Die in der französischen Presse immer wieder ausgesprochenen Beschuldigungen der französischen Ministerien wegen der allzu großen Oberflächlichkeit der dort geleisteten Arbeit fanden nunmehr durch einen höchst merkwürdigen Prozeß krasse Bestätigung. Im Ministerium des Äußeren, so erzählt „L'Oeuvre", war ein kaum 16jähriger Bureaujunge angestellt, dem es oblag, alle weggeworfenen Papiere fortzuschaffen. Den Besen in der Hand wanderte er durch die geheiligten Räume der Diplomaten, leerte den Inhalt der Papierkörbe in Säcke, und hob diese Säcke in einem tiefen Kellergewölbe des Gebäudes auf, wo alle die fortgeworfenen Zirkulare, vertraulichen Mitteilungen, Rapporte, Aufstellungen, Gelb-, Rot- oder Blaubücher vor den

Beamten geschützt und umgekehrt auch die Beamten vor ihnen bewahrt blieben. Der Bureaujunge begnügte sich aber nicht mit dieser mechanischen Tätigkeit. Er nahm viele der weggeworfenen Papiere mit nach Hause und studierte sie abends beim Schein seiner ärmlichen Petroleumlampe, während seine Pariser Altersgenossen sich in den Lichtspielhäusern an den abenteuerlichsten Verbrecherfilms ergötzten. Wie der Junge selbst angab, studierte er die fortgeworfenen Papiere, weil er sich bilden wollte. Hierdurch gab wenigstens er den Beweis, daß alle die französischen Ministerialdokumente doch nicht völlig ungelesen in den Papierkorb wandern. Der Gerichtshof aber zeigte eine ganz andere Auffassung und schickte den Bureaujungen in eine Straferziehungsanstalt, wo er bis zu seiner Großjährigkeit verbleiben muß. Besonders erschwerend fiel ins Gewicht, daß er einen ungeöffneten Brief, der im Papierkorb gelegen hatte, entsiegelt hatte. „Wir hoffen", so schließt „L'Oeuvre", „daß dieser Junge nach seiner Freilassung die Beamtenlaufbahn einschlagen und zum Minister ernannt werden wird. Dann werden wir wenigstens einen Minister haben, der die an ihn gerichteten Schreiben auch liest, statt diese Arbeit dem Botenjungen zu überlassen, indem er versiegelte Dokumente ungeöffnet in den Papierkorb wirft! . . ."

Die Gebeine von Piltdown in Südengland, gefunden in den Jahren 1911—13, und von mir wiederholt (Bd. XI, XII u. XIII) in diesen Blättern besprochen, hat neuerdings Birkner zum Gegenstand eines Vortrags in der Münchener Anthropologischen Gesellschaft gemacht (am 1. XII. 16, ausführl. Ber. Allg. Ztg. 7. I. 17) und dabei, auf Grund von Gipsabgüssen urteilend, seine frühere Ansicht dahin berichtigt, daß die verschiedenen Knochen, Teile eines Schädeldaches und halber Unterkiefer mit Eckzahn, nicht zusammen gehören, sondern teils von einem richtigen Menschen, teils von einem mit dem Schimpansen nah verwandten Großaffen stammen. Der Kiefer ist allerdings so affenähnlich, daß diese Auffassung zweifellos ihre Berechtigung hat; doch ist damit die anfängliche, auch von mir geteilte, daß die Gebeine nur einen, und zwar vormenschlichen Träger gehabt haben, nicht widerlegt. Es könnte so oder so sein. In jedem Falle ist der Fund von hohem Alter — die begleitenden Tierknochen gehören teils dem Tertiär, teils dem ältesten Diluvium an, und einige Feuersteinsplitter können als roh behauene Werkzeuge (Eolithen) angesprochen werden — und für die Urgeschichte der Menschheit von großer Bedeutung. Wenn um die Wende des dritten und vierten Erdalters auf den britischen Eilanden vollkommen ausgebildete Menschen neben menschenähnlichen Affen gelebt haben, so spricht dies entschieden für einen nordischen Ursprung der verwandten Gattungen Homo, Troglodytes, Gorilla und Simia. Dann wäre es aber auch nicht auffallend, dort noch einen Vorläufer des vollentwickelten Menschen, einen sogenannten „Vormenschen" (Proanthropus nach meiner Bezeichnung, dem Sinne nach gleichbedeutend mit Eoanthropus der Engländer) zu finden. Es wäre ja denkbar, daß in diesem Falle, etwas anders als beim festländischen Urmenschen (Homo primigenius), der Schädel auf dem Wege der Menschwerdung einen Vorsprung vor dem Kiefer gehabt hätte. Auch die beiden neuerdings bei Ehringsdorf in Thüringen ausgegrabenen Unterkiefer sind ungemein schmal und schimpansenähnlich, dabei aber nach dem Gebiß doch zweifellos menschlich. Vielleicht bringen weitere Funde die Entscheidung. — Ludwig Wilser.

Zahlen über die Jesuiten teilen klerikale Blätter wie folgt mit: „Die österreichische Provinz des Jesuitenordens zählt nach dem eben erschienenen Schematismus 604 Mitglieder, darunter 323 Priester, 108 Scholastiker und 173 Laienbrüder. Von den 28 Häusern der Provinz ist das Kolleg in Innsbruck mit 181 Mitgliedern das größte; dann folgen Kalksburg (65), Wien-Lainz (43), Mariaschein (42), Linz-Freinberg (41). Die kleinste Kommunität ist das Germanikum („Roma Exulans") in Innsbruck mit 3 Patres. Das Görzer Seminar ist nicht mehr verzeichnet. Als einziges Haus der neugebildeten „Albanischen Mission" erscheint als neue Niederlassung das Kolleg in Schkodra. Der Gesamtorden zählt

in 27 Provinzen im ganzen 17 010 Mitglieder: 8444 Priester, 4417 Kleriker und 4149 Laienbrüder; der Zuwachs gegen das Vorjahr beträgt 64. Die stärkste Provinz ist die kastilische mit 1403 Mitgliedern, dann folgt die aragonische (1304), die deutsche (1234) und an zwölfter Stelle die österreichische Provinz. Von dieser stehen insgesamt 72 Mitglieder, davon 6 Priester, im Kriegsdienst. Die Residenz des Ordensgenerals P. Ledochowski befindet sich noch immer („interim") in Zizers in der Schweiz. Die bisherige englische Assistenz mit 7 Provinzen wurde in eine englische und amerikanische Assistenz geteilt. Im ganzen gibt es nun 6 Assistenzen." Woraus sich ergibt, daß die weitaus überwiegende Anzahl der Jesuiten den nicht deutschen Provinzen des Ordens angehört. (Deutsche Presse.)

Bücherbesprechungen.

Dr. Walter Hirt, „Das Leben der anorganischen Welt". München 1914, Verlag von Ernst Reinhardt. 2. Aufl., 148 S. Preis 3 M.

Dr. Walter Hirt, „Ein neuer Weg zur Erforschung der Seele". München 1917, ebenda. 244 S. Preis 5 M.

Der „neue Weg zur Erforschung der Seele", den der Verfasser einschlägt, besteht in der unmittelbaren Übertragung der „allgemeinen Daseinsgesetze" auf die Seele. Als allgemeine Daseinsgesetze bezeichnet er 1. „Jeder Körper zieht alles erreichbare an sich heran und verwendet es zur Erhöhung seiner Macht und seines Einflusses." 2. „Jeder Körper wird beherrscht von der Umgebung und muß sich derselben anpassen." 3. „Kein Himmelskörper steht still." — Das Recht zur Übertragung dieser Daseinsgesetze auf die Seele entnimmt er aus dem nach seiner Meinung im erstgenannten Buche erbrachten Nachweis des „Lebens der anorganischen Welt". Er sagt: „Nur der, welcher auf Grund der von mir geleisteten Vorarbeit die Möglichkeit einer späteren, auf der Arbeit vieler sich aufbauenden überzeugenden Beweisführung für das Leben der anorganischen Welt anerkennt, möge weiter lesen; denn es handelt sich hier um eine conditio sine qua non." — Da die mechanistische Auffassung der Seele sich unmittelbar nicht begründen läßt, so ist die mittelbare Methode beliebt geworden, welche sie dadurch zu begründen sucht, daß „Seele" schon in der unorganischen Welt gefunden wird.

Danach haben wir also zunächst zu der erstgenannten Arbeit Stellung zu nehmen. Es ist nun sehr beachtenswert, wie diese Arbeit bisher von der Presse aufgenommen ist. Ich möchte deshalb die Angaben des Verfassers hierüber mitteilen: Zustimmend haben sich geäußert: „Umschau", „Archiv für Naturgeschichte", „Schlesische Ärzte-Korrespondenz", „Ärztliche Zentralzeitung", „Welt-Wissen", „Reichs-Medizinal-Anzeiger", „Moderne Medizin", „Prometheus", „Fortschritte der Medizin", „Natur", „Zentralblatt für Psychoanalyse", „Zeitschrift für Psychologie", „Das freie Wort". — Wenigstens anerkennend: „Deutsche medizinische Wochenschrift", „Münchener medizinische Wochenschrift". — Ablehnend: „Geisteswissenschaften", „Naturwissenschaften", „Medizinische Klinik", „Wiener klinische Wochenschrift", „Prager medizinische Wochenschrift", „Naturwissenschaftliche Wochenschrift", „Archiv für Zellforschung", „Das monistische Jahrhundert".

Der letztgenannten Gruppe möge der Herr Verfasser nun noch die vorliegende Besprechung hinzufügen. — Wer mit der Voraussetzung an das Leben herantritt, daß es aus den kausalen energetisch wirkenden Kräften nicht ableitbare finale oder seelische Kräfte nicht gibt, wird natürlich, da das Leben die energetischen Kräfte nicht aufhebt, sondern für seine Zwecke ausnutzt, überall Analogien mit Vorgängen der unlebendigen Natur finden. — Die Unterscheidung des Lebenden vom Leblosen durch das Vorhandensein oder Fehlen der „Anpassung" erkennt Hirt nicht an. Er sagt: „Doch was finden wir, wenn

wir das Wasser betrachten? Es befindet sich in steter Anpassung. Es paßt sich an an die Kälte, indem es gefriert, an die Wärme, indem es verdampft, an die Luft, die es umgibt, indem es aus ihr Bestandteile aufnimmt, nicht nur Sauerstoff und Kohlensäure, sondern auch andere Gase. Es paßt sich an der Schale und der steifen langen Röhre." — Wer in der „Anpassung" der lebenden Wesen eine Beziehung zu ihrer artgemäßen Selbstbehauptung sieht, wird in der „Anpassungsfähigkeit" des Wassers kein „Leben" erkennen können.

Der Verfasser sagt von einer trockenen Erbse: „Sie assimiliert und dissimiliert nicht, sie hat auch keine Selbstregulation und keine Anpassungsfähigkeit und keine andere Selbsterhaltung, als die der Kohäsion der einzelnen Gewebselemente, aus denen sie besteht. Aber nicht nur das noch nicht entfaltete Leben legt sein Veto ein, auch das absterbende, greisenhafte, dem Tode geweihte. Der vom Baum abgeschnittene Apfel assimiliert nicht und dissimiliert nicht und doch lebt er. Er entwickelt Zucker und reift nach." — Wenn der Verfasser hiermit den Stoffwechsel als Kennzeichen des Lebens zurückweisen will, so ist dessen Ruhen bei der Erbse kein Aufheben desselben; beim Apfel aber widerspricht er sich selber; denn das Ausreifen ist eben Stoffwechsel und die Erhaltung der Atmung eine Bedingung, den Apfel lebendig zu erhalten. Der frisch gepflückte Apfel verhält sich nicht anders als ein abgeschnittenes Blatt, an dem man assimilatorische und dissimilatorische Lebensvorgänge untersuchen kann, aus dem man unter Umständen sogar neue Pflanzen sich entwickeln lassen kann. Beim Apfel bleibt dieses volle Leben in den Samen erhalten, während die Zellen des Fruchtfleisches allmählich die Fähigkeit einbüßen, nach dem Plane ihres artgemäßen Lebens zu arbeiten. Nun erfolgen die chemischen Umsetzungen in ihnen nach den Gesetzen des toten Seins, und nur die von ihnen erzeugten Enzyme können noch nachwirken. — Da der Stoffwechsel äußeren Bedingungen angepaßt ist, so kann er, wenn diese danach gewählt werden, auf ein schließlich nicht mehr nachweisbares Mindestmaß herabgestimmt werden. — H. beruft sich weiter auf Verworn, nach dem der Stoffwechsel deutliche Analogien in der anorganischen Welt habe, z. B. das Verhältnis (soll wohl heißen „Verhalten") der Salpetersäure bei der Erzeugung der „englischen Schwefelsäure". Hier handelt es sich um ein „stationäres System", dessen Bedingungen vom Menschen zusammengestellt sind, das aber nicht aus sich selber heraus für seine Erhaltung und Fortbildung tätig ist. Daß Verworn in dem Vorhandensein der Eiweißkörper, die in der organischen Welt fehlen, das Kennzeichen des Lebens sieht, erkennt Hirt nicht an. Denn „dieser Unterschied ist nur von derselben Art wie die Unterschiede, die auch zwischen einzelnen anorganischen Körpern selbst bezüglich ihrer chemischen Zusammensetzung bestehen". Sehr wohl. Aber nicht auf das Vorkommen der Eiweißstoffe kommt es an, sondern daß sie auf besondere Weise entstehen und zu besonderen Zwecken der Selbsterhaltung des Organismus sich umsetzen. — Hirt widerspricht auch Miehe, wenn er alle Teile des Organismus, die fest und starr sind wie die Bindesubstanz der Zähne, der Knochen, als „nicht lebendig" erklärt. Daß diese Teile ebenso wie das Holz der Pflanzen durch die Lebenstätigkeit des eiweißhaltigen Protoplasmas abgeschieden und ergänzt werden, ist doch kein Beweis, daß sie selber leben. — Eine ganz besondere Beweiskraft für das Leben anorganischer Substanz mißt Hirt dem Verhalten der Elefantenzähne bei, in die eine Kugel geschossen ist, wobei er sich auf die Beobachtungen Goethes beruft. Es nimmt mich Wunder, daß Hirt nicht auf den Gedanken gekommen ist, zu untersuchen, wie sich das Elfenbein verhält, wenn es angeschossen wird (Vorsicht!), nachdem es längst vom lebenden Elefanten entfernt ist. Er würde vielleicht entschiedene Beweise dafür gefunden haben, daß das Elfenbein dann noch immer „lebt". —

Wenn wir so die Voraussetzung der zweiten Arbeit Hirts bestimmt zurückweisen, so könnten wir uns nunmehr auf sein Verbot beziehen, im zweiten Buch weiter zu lesen. Er bringt hier aber eine „Entdeckung", die nach seiner Angabe „auch losgelöst von dem gesamten übrigen Inhalt des Buches und auch ohne die Voraussetzung, daß die anorganische Welt lebt, ihre Gültigkeit behält", die Entdeckung nämlich, daß „die langsam fortschreitende Vergrößerung des Schädelbinnenraumes beim Menschen vorwiegend auf

altruistischer Basis beruht". Als Beleg dafür führt er die Ameisen an, deren individuelle Intelligenz, wie die Versuche von Perty, Lubbock und Bethe beweisen, keineswegs hoch ist, bei denen aber die starke Entwicklung des Gehirns in der Tat mit den außerordentlich entwickelten sozialen Instinkten, also dem „Altruismus" in Beziehung zu setzen ist. — Nun dürfte man nach den Erfahrungen dieses Weltkrieges wenig geneigt sein, beim Menschen von einer Zunahme des Altruismus zu sprechen. Hirt nimmt aber das Wort Altruismus in einem weiteren Sinn. Er umfaßt damit nicht nur den auf den „Nächsten" gerichteten Hülfstrieb, sondern auch den davon ganz verschiedenen, völlig unpersönlichen, auf die Allgemeinheit gerichteten Trieb, den ich den „Gattungs-Trieb" genannt habe. (Verfeindete Personen können für dieselbe „Sache" wirken.) Dieser hat sich beim Menschen tatsächlich immer stärker entwickelt und könnte sehr wohl das größere Gehirn der Chinesen (wie auch der Japaner) bedingen. Nun beruht die Vergrößerung des Gehirns bei der Fortentwicklung der Wirbeltiere wesentlich auf einer Vermehrung der im Vorhirn verwirklichten „Hemmungen", durch welche die einfachen, unmittelbar auf die Erhaltung des Individuums gerichteten „egoistischen" Antriebe überwunden oder abgewandelt werden. Der „Gattungstrieb" aber setzt besonders mannigfaltige Hemmungen der egoistischen Antriebe voraus. — Bei solchen Betrachtungen darf aber nicht die absolute Hirngröße als Maßstab der seelischen Entwicklung angesehen werden, sondern die Hirngröße im Verhältnis zur Körperoberfläche, wie die in Deutschland unbeachtet gebliebenen Untersuchungen von E. Dubois schon 1898 ergaben. (Vergleiche meine Ausführungen unter „Gehirn und Seele" in den „Naturwissenschaften" 1914, Heft 12 und 13.)

H. G. Holle.

Eine neue Ausgabe der Kriegsartikel! Im Verlage von G. Stalling, Oldenburg i. Gr., ist eine neue Bearbeitung der Kriegsartikel erschienen, die, wie der Titel sagt, auf Grund von langen Feldzugserfahrungen und den amtlichen Veröffentlichungen des Großen Generalstabes fertiggestellt wurde. Eine große Anzahl von Beispielen deutschen Heldenmutes erläutern treffend die einzelnen Gebote. In knapper, markiger Sprache abgefaßt, geben diese Beispiele allein schon ein großartiges Spiegelbild des Geistes einer Nation, die heute fast der ganzen Welt Trutz bietet. Die Kriegsartikel selbst aber sind der in eiserne Worte verdichtete Geist der Deutschen selbst. Sie sind aus der arischen Seele geflossen — rein und kraftvoll, wie kaum ein anderes noch heute geltendes Sittengesetz. Wenn man vor dem Kriege oft schweren Herzens an Niedergang dachte — angesichts der Fremdsucht, des Mammonismus und der Nützlichkeitsmoral, die im Volk um sich griff, so wird man vor solchen Taten, wie sie das schmale Heft berichtet, erfreut und erleichtert diesen Gedanken beiseite schieben. Ein Volk, das diese Gebote so in die Tat umsetzt — das ist nicht im Niedergang begriffen, sondern das soll noch steigen. Es offenbart sich in dieser Ethik, die von Millionen gelebt wird, der heroische Grundzug des deutschen Lebens. Heroisch waren schon die Göttergestalten des germanischen Mythos. Und wenn es auch nicht möglich ist, sie selber wieder zum Leben zu erwecken — so ist es doch nützlich, darauf hinzuweisen, daß ihr Geist noch im Deutschen lebendig ist. Dieser Wesenszug unseres Volkes muß gepflegt werden, daß er nach diesem Kriege nicht wieder von widrigen Mächten verdunkelt werde. Dazu kann außer der Erziehung zum Soldaten auch die Pflege alles Deutschen in Kunst und Kultur beitragen. Die arischen Instinkte sind zu pflegen, damit sie nicht durch fremde und unarische Einflüsse getrübt werden. Auch jener in den Großstädten um sich greifende Amerikanismus muß ferngehalten werden, der der Tod aller Kultur und alles Heroischen ist. Wenn unser Volk in dem reinen Geiste lebt, der sich in der Ethik seines Heeres spiegelt, dann wird es weiter steigen und blühn durch die Jahrtausende.

Curt Hotzel.

Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 27. 9. 17.
Druck von Dr. E. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVI. 3 — 1917

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Die innerpolitische Lage und ihre Aussichten.

Vom Herausgeber.

Wer sich einmal recht lebhaft zu vergegenwärtigen sucht, wie die Stimmung unseres Volkes Anfang August 1914 war, und wie sie jetzt ist, wird sich, falls er nicht zu den Feinden Deutschlands gehört, eines aus Verwunderung, Scham und heftigster Entrüstung gemischten Gefühles nicht erwehren können. Wie klein, ängstlich, schüchtern waren damals die großen Wortführer der Sozialdemokratie, die noch kurz vorher im Falle des Krieges einen General- und Massenstreik angekündigt hatten, mit einem Male geworden, und wie frech, unverschämt frech benehmen sie sich jetzt wieder sogar gegenüber der Regierung! Wer von ihnen hätte damals sich unterstehen können, der Regierung die Friedensbedingungen zu diktieren oder gar der Heeresleitung mit irgend etwas in den Arm fallen zu wollen? Er wäre, auch von den „Genossen", einfach verhauen worden! Und jetzt? —

Gewiß: „Begeisterung ist keine Heringsware, die man einpökeln kann auf viele Jahre"; aber an die Stelle der hehren Begeisterung und des wahrhaft heiligen Zornes der ersten Kriegswochen hätte doch im Laufe der Zeit, je länger, je mehr Haß, glühender Haß und zäher, unermüdlicher, unerbittlicher Wille zum Siegen oder zum Sterben treten müssen, wenn ... ja wenn ...

Woran lag das nur? Der Haß ist ja doch nicht, wie die Begeisterung und der Zorn, eine bald vorübergehende Gefühlswallung, sondern ein

Gemütszustand, der sich mit der Dauer recht wohl verträgt, der sich sogar, wenn ihm nicht geradezu die Nahrung entzogen wird, mit der Zeit immer tiefer in das Gemüt einfrißt und immer ausschließlicher den Willen in einer bestimmten Richtung vorwärts treibt.

Und an Nahrung, ganz natürlicher Nahrung hätte es dem Hasse während der 33 Kriegsmonate doch wahrlich nicht zu fehlen brauchen! Noch niemals hat ein Todfeind einem ganzen großen Volke so guten Grund zum Hassen gegeben, wie der Vorbereiter, Anstifter und langjährige Organisator des größten, furchtbarsten, grausamsten aller Kriege! Noch niemals war der „furor teutonicus" verständlicher, natürlicher, berechtigter als heute. Nicht die Römer, nicht die Hunnen, nicht die Tartaren, nicht Napoleon der Erste oder gar der Dritte haben in so gemeiner, nichtswürdiger, hinterlistiger und — was wohl zu beachten ist — grundloser Weise unserem Volke nach dem Leben getrachtet, ihm Wohlstand, Ehre, Zukunft, ja das nackte Dasein abzuschneiden versucht, wie der die angelsächsische Welt beherrschende, aber im tiefsten Grunde ungermanische, unarische Geist maßloser Habgier und unersättlicher Herrschsucht.

Warum nun wird innerhalb der Grenzen unseres Vaterlandes nicht jeder, der mit diesem wahrhaft teuflischen Geiste sich zu vertragen, zu verständigen auch nur im entferntesten hofft oder gar wünscht, von der aufbrausenden Volkswut wie ein giftiges Gewürm zertreten und als unförmliche Leiche zur öffentlichen Warnung an den Pranger gestellt? Warum darf von Frieden auch nur die Rede sein, solange dieser Geist und seine hauptsächlichen Träger noch nicht vollständig niedergerungen, für alle Zeiten abgetan sind? Warum ist solch faules Friedensgewäsch ausgerechnet gerade bei uns, die wir an dem Kriege völlig unschuldig sind, möglich, und warum denkt in den uns feindlichsten Ländern, die, wenn nicht unter unseren Schlägen, so doch unter der Last von Schuld, Scham und Schande schon längst zusammengebrochen sein müßten, so gut wie niemand daran? Warum fühlt man dort, zum mindesten die betörten und verführten Völker, sich sogar im Recht, und warum können deren Verführer allen furchtbaren Niederlagen zum Trotz sie noch immer zur unentwegten Fortsetzung des Krieges und zur „Bestrafung" Deutschlands beisammen halten? Warum erdreistet man sich dagegen bei uns, das Volk gegen den Krieg aufzuhetzen, ja die alleinigen Retter in der Not, den Militarismus und die starke Monarchie im trauten Verein mit dem feindlichen Auslande öffentlich anzuschwärzen und, zum Zwecke ihres allmählichen Abbaus, noch während des Krieges auf die sofortige Inangriffnahme jener sogenannten „Neuorientierung" zu drängen? Warum erfrecht man sich bei uns im dritten entscheidenden Kriegsjahre, gerade während unsere wackern Feldgrauen ihre Heldenleiber dem Hagel feindlicher Geschosse aussetzen, einen Munitions-Arbeiterstreik anzustiften, tagelang fortzusetzen und auf diese Weise dem Feldheere und dem Vaterlande sieben Millionen Arbeitsstunden zu

rauben? Wie ist dieser himmelschreiende Skandal, dieser nicht bloß versuchte, sondern getätigte Landesverrat in aller Öffentlichkeit möglich gewesen?

Wenn man auf alle diese Fragen eine Antwort sucht, so ist mit dem besten, redlichsten Willen keine andere zu finden als die, daß die Mißregierung, der unser (zu Anfang des Krieges in jeder Beziehung geradezu einzig dastehendes) Volk während des Krieges unterworfen war, dafür allein, ganz allein verantwortlich zu machen ist. Es ist bitter, so etwas aussprechen zu müssen, aber es ist doch nun einmal wahr. Man kann auch nicht einwenden, daß es müßig ist, post festum Vorwürfe zu machen; denn gewarnt worden ist wahrhaftig genug, zur rechten Zeit, in der rechten Weise und von den verschiedensten Seiten. Ganz abgesehen von uns, den sogenannten „alldeutschen" Organen, schrieb sogar die „Kölnische Volkszeitung" wörtlich: „Es ist die höchste Zeit, daß dieses Treiben ein Ende nimmt. Es kann nicht länger so weiter gehen, daß im Ausland und Inland der Eindruck erweckt wird, als ob Kaiser Wilhelm, die Generäle Hindenburg und Ludendorff unter der Oberkontrolle von Scheidemann und der sozialdemokratischen Führer stehen. Dieser Eindruck kann nicht beitragen zu Sieg und kann noch weniger beitragen zu einem für Deutschland ehrenvollen Frieden, der unseren Helden den gebührenden Lohn für die tausendfältigen Opfer an Gut und Blut bringt."

So weit ist es also mit der beständigen Nachgiebigkeit unserer Regierung gegen feindlichen Druck, ob er von außen oder von innen erfolgt, gekommen! Von Stufe zu Stufe ist unsere Regierung, die zu Anfang des Krieges trotz aller vorausgegangenen Irrtümer und Versäumnisse im Ansehen noch hoch dastand, von ihrer Würde und Höhe herabgesunken! Es fehlt wahrhaftig nur noch, daß sie, wie die russische sogenannte provisorische Revolutions-Regierung, mit der Straße paktiert, von der Straße Verhaltungsmaßregeln für Krieg und Frieden entgegennimmt!

Selbstverständlich kann es bei uns bis zu diesem Äußersten, auch bei noch so weitgehender Schwäche und Nachgiebigkeit der Regierung, nicht kommen. Dafür werden glücklicherweise unsere Monarchen, unser wackeres Kriegsheer und dessen oberste Leitung, die sich ja in den besten, bewährtesten Händen befindet, gegebenenfalls sorgen. Unser Heer ist ja nicht, wie das russische, vom äußern Feinde geschlagen, vom innern moralisch zermürbt, zerrüttet. Man hat es ja nicht, wie unsere braven Arbeiter in der Heimat, der Beeinflussung durch Herrn Scheidemann ausgesetzt. Es wird darum nach wie vor jedem Feinde, der ihm den Endsieg oder die Früchte des Sieges noch in letzter Stunde entreißen will, die Spitze zu bieten bereit sein. Eine von unten ausgehende Revolution ist darum unter solchen Umständen bei uns völlig aussichtslos. Ein paar Maschinengewehre in der Hand absolut zuverlässiger Leute — und die finden sich bei uns unter allen Umständen noch — würden genügen, um auch die größten Massen-

ansammlungen in den Großstädten — auf dem Lande ist so etwas ohnehin unmöglich — mit Leichtigkeit auseinander zu sprengen.

Wenn es sich nicht um das Blut der eigenen, ohne ihre Schuld von der Regierung mißleiteten und von ausländischen Agenten irregeführten Volksgenossen handelte, dann könnte ein Vaterlandsfreund fast wünschen, daß solche Straßenputschversuche gemacht würden; denn dann würde, müßte endlich, endlich eine andere, willenskräftige, entschlußfähige Regierung die an der Erde schleifenden Zügel ergreifen und die innern wie die äußern Angelegenheiten, die ja beide (vergl. voriges Heft S. 71) auf das innigste miteinander zusammenhängen, im nationalen — nicht internationalen — Interesse lenken und leiten. Alle die heimlichen Pläne der (zu Anfang des Krieges, wie eingangs bemerkt, völlig einflußlosen, von unserer Regierung aber während des Krieges wieder in den Sattel gesetzten) Führer unserer Demokraten und ihrer internationalen Hintermänner würden dann elend zuschanden, und alles könnte sich für das deutsche Volk noch zum Guten wenden.

Niemand weiß das aber auch besser, als diese Führer und ihre internationalen Hintermänner im Inland und Ausland. Sie wissen, wenn sich dem deutschen Volke ein Feind im offenen Kampfe stellt, dann ist er verloren. Sie werden sich darum hüten, es zum äußersten zu treiben und dadurch die ihnen so bequeme deutsche Reichsregierung in Verlegenheit zu bringen. Sie werden sogar, wenn von unseren Demokraten einzelne unbesonnene und uneingeweihte Heißsporne ernsthaft — nicht bloß mit dem Munde — zu revolutionieren anfangen wollten, mit allen Kräften und Mitteln abwiegeln. Sie wissen oder bilden sich jedenfalls ein, daß ihre offenen und heimlichen Absichten: Reichstagswahlrecht für Preußen, parlamentarische Regierung, weitgehende Demokratisierung und damit Plutokratisierung aller öffentlichen Einrichtungen, Abschaffung der starken Militärmonarchie und zuletzt der Monarchie überhaupt, nur stufenweise und nur dann erreichbar sind, wenn die bisherige Regierung am Ruder bleibt, den Frieden im Sinne der Internationalen schließt und sich nach dem Frieden im weitesten Umfange auf jene sogenannte „Neuorientierung" einläßt. Alle diese Pläne — man kann sich das gar nicht fest genug einprägen — stehen und fallen nach der Meinung der Internationalen mit der jetzigen Regierung, und darum soll sie ja eben, solange sie nur halbwegs im Sinne der Internationalen gut und brav bleibt, nicht nur nicht gestürzt, sondern vielmehr auf jede Weise, mit all den im vorigen Hefte (S. 69) und weiter unten S. 123 angedeuteten Mitteln geschützt und gestützt werden. Ließe sie sich freilich einfallen, wirklich nationale Politik zu machen oder sich auch nur, wie es für ihre unentschlossene, stets dem jeweilig stärksten Drucke nachgebende Haltung am natürlichsten ist, zwischen zwei bezw. sämtliche vorhandene Stühle zu setzen und diesen Sitz dauernd festzuhalten, dann würde man sie nicht mehr dulden. Dann würde man

mit derselben Zähigkeit, mit der man sie anscheinend bisher zu halten vermocht hat, an ihrem Sturze arbeiten, und dann, dann endlich würde sie fallen.

Im vorigen Hefte (S. 69—71) und weiter unten S. 121 ist diese heimliche Neben- oder auch wohl Hauptregierung, die in allen angeblich „demokratisch" regierten Ländern hinter der „offiziellen" Regierung steht, genauer gekennzeichnet. Es ist dort auseinandergesetzt, wie und wodurch sie sich in ihrer nahezu absoluten Herrschaft zu behaupten vermag. Es wurde dort auch gezeigt, wie und warum sie den größten, furchtbarsten, grausamsten aller Kriege von langer Hand geplant, vorbereitet, angestiftet und durchgeführt hat. Sie hat sich dabei freilich in unserer äußern, militärischen Widerstandskraft bitter getäuscht. Sie würde sich wohl auch in unserer innern, sozialen und staatlichen Widerstandskraft täuschen; aber man wird begreifen, daß sie wenigstens den Versuch machen will, uns auf diesem innern Wege noch in letzter Stunde den Sieg zu entreißen. Sie weiß, daß dazu ein fauler Friede ohne Landangliederungen und ohne Kriegsentschädigung genügt. Alles übrige würde dann nach dem Frieden die von ihr ebenfalls lange vorher geplante, vorbereitete und angestiftete „Neuorientierung" besorgen. Es ist das der innere Krieg, den man uns nach dem fehlgeschlagenen äußeren auf altgewohnte Weise aufzwingen will. Und wie bekanntlich unsere Reichsregierung vor dem jetzigen äußern Kriege auf die Absichten der äußern Feinde gehorsam, ja zuvorkommend eingegangen und in dieser Verblendung unglaublich lange verblieben ist, so ist sie jetzt wieder ebenso prompt auf die Absichten der innern Feinde hineingefallen. Wie schon vorher gezeigt, hat sie für diese innern Feinde getan, was irgend möglich war. Sie hat die bösen „Alldeutsch-Konservativen" weit von sich gewiesen, dafür aber die sozialdemokratischen Führer, von denen sich unsere braven Arbeiter am Tage der Kriegserklärung schon so gut wie ganz losgesagt hatten, an ihr vereinsamtes Herz genommen, hat ihnen den schon gebrochenen Rücken gestärkt und ihnen erlaubt, das Volk, soweit es ohne offenen, juristisch faßbaren Landesverrat angängig war, im Sinne der Internationalen zu bearbeiten. Sie ist auch den Wünschen der Polen, soweit es irgend möglich war, entgegengekommen, kurz, sie hat für unsere innern Feinde mit wahrhaft gretchenartiger Selbstlosigkeit so viel getan, daß ihr, abgesehen von der völligen Preisgabe Belgiens, zu tun fast nichts mehr übrig bleibt. Und das alles noch dazu ganz freiwillig, aus reiner Liebe und Zärtlichkeit, ohne das mindeste materielle Entgelt! Andere Regierungsvertreter in anderen, weniger ehrbaren Ländern, wie z. B. in Italien und Rumänien, haben sich für ähnliche Dienste wenigstens tüchtig bezahlen lassen! Kann man sich also einen besseren Kumpan wünschen, und muß man darum nicht alles tun, um ihn sich warm zu halten?

Das wird der die Welt beherrschende plutokratische Klüngel durch seine freiwillig-unfreiwilligen Helfershelfer, die Demokraten aller Länder,

denn auch tun. Man wird unsere Regierung in allen Zungen rühmen und preisen, solange sie ihre Politik der „Internationale" oder, wie man so schön sagen läßt, der „Menschheit", d. h. England und Amerika zu Gefallen macht. Und wenn dabei die Lebensinteressen des eigenen Landes und Volkes preisgegeben würden, dann wird man sie noch mehr rühmen und preisen. Falls sie aber einen Seitensprung macht oder gar wider den Stachel löken will, dann wehe ihr, dann wird man den Schmutz aller Kloaken der Welt ausräumen, um sie damit zu bewerfen.

Ich höre hier schon die jetzt so zahlreichen Pessimisten unter den Vaterlandsfreunden verzweifelt ausrufen: „Was helfen alle noch so gut gemeinten und noch so eindringlichen Warnungen! Unsere Regierung wird weder abdanken noch irgendwelche Lehren, mag ihre Wahrheit und Richtigkeit auch noch so klar am Tage liegen, annehmen. Wie vor dem 1. August 1914, so wird sie auch diesmal wieder alle Warnungen in den Wind schlagen und wieder genau das tun, was die (weiter unten gekennzeichneten) Agenten des Auslandes ihr durch die „Demokraten" innerhalb und außerhalb der Reichsgrenzen vorschreiben. Sie wird auch nicht gestürzt werden, denn das wäre, allen bisherigen Erfahrungen nach, nur durch eine Revolution möglich, und wer soll die machen? Die Sozialdemokraten werden sich hüten. Die wissen, was dabei herauskommt, und überdies wissen ihre Führer, daß für die jetzige Regierung schon die Drohung mit einer Revolution genügt, um sie zur Nachgiebigkeit gegen alle demokratischen Forderungen zu bestimmen, auch wenn sie sich zunächst, der übrigen Parteien wegen, etwas sträubt. Sie wird also am Ruder bleiben und den Frieden schließen, einen Frieden, der, auch wenn wir zu Lande, zu Wasser und zu Luft vollständig siegen, so sein wird, daß unser Volk daran über kurz oder lang zugrunde geht. Wir werden weder Land zur Besiedelung noch zum Grenzschutz oder zur sonstigen militärischen und wirtschaftlichen Sicherung uns angliedern. Wir werden keinerlei Kriegsentschädigung, weder in Geld noch in Rohstoffen erhalten. Unsere Industrie wird also nach dem Friedensschlusse, wenn sie keine Kriegslieferungen mehr hat, wegen der mangelnden Rohstoffe und Absatzmöglichkeiten größtenteils beschäftigungslos, unsere Arbeiter brotlos sein. Wer soll dann die Zinsen für die sechzig und mehr Milliarden Kriegsanleihe aufbringen? Diese Unmöglichkeit wird alle wirtschaftlichen Verhältnisse zerrütten und alle Bande frommer Scheu selbst bei den Besterzogenen, Höchstgebildeten lösen. Die Revolution wird dann nicht etwa nur unten, sondern in allen Schichten gleichzeitig ausbrechen; aber was wird es dann helfen, wenn die Betrogenen ihre angeblich „demokratischen" Wortführer, wie der Sturmwind das dürre Laub, davonjagen? Es wird uns kein Land und keine Kriegsentschädigung zurückbringen. Jeder nur halbwegs Zurechnungsfähige, auch der einfachste Arbeiter, wird dann, wenn er es am eigenen Leibe gefühlt, endlich einsehen, daß der faule Friede uns zugrunde richtet und daß es keine Rettung mehr

dagegen gibt, weil wir nicht mehr imstande sind — weder finanziell noch industriell, weder politisch noch militärisch — uns gegen die nach wie vor unversöhnten und unversöhnlichen Feinde, namentlich England und Amerika, zu rüsten. Wir können dann, wenn wir noch einmal herausgefordert werden (was dann sicher geschehen wird), nicht mehr das erkämpfen, was die kurzsichtigen Friedensschwätzer vorher verschmäht haben und was wir so notwendig wie die Luft zum atmen brauchen. Wir werden dann als Großmacht, bald darauf auch als großes Volk von der Erde verschwinden. Vorher aber werden die für den faulen Frieden Verantwortlichen vor ein Volksgericht gestellt und einstimmig verurteilt werden. Die Volkswut wird dann vielleicht diejenigen, deren sie habhaft werden kann, in Stücke reißen, aber was wird das dann noch nützen? „Was du vor der Minute ausgeschlagen, bringt keine Ewigkeit zurück."

Solche traurigen, überaus traurigen Ausblicke, denen man gerade in den besten und politisch urteilsfähigsten vaterländischen Kreisen jetzt nur zu oft begegnet, mögen pessimistisch sein, gewiß; aber auch der sonst nicht zum Pessimismus geneigte Vaterlandsfreund wird ihnen angesichts des bisher schaudernd Erlebten eine gewisse Wahrscheinlichkeit nicht absprechen können. Sind etwa nicht die vor dem Kriege von den damals auf jede Weise verleumdeten „Alldeutschen" wiederholt ausgesprochenen Befürchtungen vielfach, oft geradezu buchstäblich in Erfüllung gegangen?

Immerhin wollen wir noch hoffen, daß es nicht dahin kommt, daß, wie schon so oft in diesem Kriege, noch zur rechten Zeit ein Wunder geschieht, welches die schon bis an den Hals gestiegene Not bannt, den bis jetzt noch Verblendeten die Augen öffnet und unsere innere wie äußere Politik endlich in die Bahnen treibt, die schon lange hätten eingeschlagen werden sollen. Es müßte ja doch alle Vernunft, aller gesunde Menschenverstand schlafen gegangen und der Landesverrat zur heiligen Pflicht verkehrt worden sein, wenn es so weiter ginge wie bisher. Vertrauen wir also auf diejenigen, die bisher noch immer die Retter in der höchsten Not gewesen sind, auf Gott und unsere feldgrauen Helden, besonders auf deren ruhmgekrönte Führer. Auch hat ja die Verblendung unserer Feinde die schlimmsten Fehler unserer politischen Leitung oft schon zum Teil ausgeglichen, manchmal sogar zum Guten gewendet. Fast scheint es ja, als ob die Vorsehung es nicht hätte mit ansehen können und auch fernerhin nicht mit ansehen wollte, daß Deutschland sich trotz aller Siege durch die fortgesetzten Fehler seiner politischen Leitung selbst zugrunde richtet. Also dürfen wir auch wohl weiterhin auf ein solches Wunder hoffen. Das entbindet freilich uns Vaterlandsfreunde nicht im mindesten von der Pflicht, alles zu tun, was nur irgend möglich ist, um die Unwissenden zu belehren, die Verführten zurecht zu weisen, die Verblendeten, Hypnotisierten aufzurütteln. Fortes fortuna adjuvat. „Hilf dir selber, so hilft dir Gott." Es muß allen politisch Urteilslosen klar gemacht werden, daß es derselbe

Feind ist, der uns von außen und von innen bedroht, auf dessen Veranlassung unser Vaterland zuerst politisch und militärisch niedergerungen werden sollte, dann, nachdem dieser Angriff von außen fehlgeschlagen, jetzt von innen angegriffen wird. Die armen, mittels des demokratischen Apparats verführten und verhetzten Völker, einschließlich eines Teiles des unserigen, sind dabei, worauf schon im vorigen Hefte, S. 70, hingewiesen wurde, lediglich Mittel zum Zweck.

Nicht immer mögen innerhalb unserer Grenzen diejenigen, die uns zu einem faulen Verständigungsfrieden ohne Land und ohne Kriegsentschädigung irgendwelcher Art zu überreden suchen, sich bewußt sein, daß sie damit die Geschäfte unserer Todfeinde besorgen. Wenn schon viele Gebildete aus Mangel an politischem Instinkt den ursächlichen Zusammenhang der politischen Ereignisse nicht zu übersehen vermögen, oder, in Wahnvorstellungen befangen, zu falschen Schlüssen und Entschlüssen gelangen, — wie sollen da einfache, ungebildete Leute ein selbständiges und klares Urteil in politischen Dingen haben? Ist es da zu verwundern, daß sie raffinierten Verführern und Verblendern in die Hände fallen? Es gibt nichts Gefährlicheres als die Sophistik des Teufels und die mannigfachen Mittel und Wege, die ihm für seine Zwecke namentlich heutzutage, im Zeitalter der Druckerpresse und der „Demokratie", zur Verfügung stehen. Möchten doch die echten und rechten Seelsorger unseres Volkes sich dieser wahrhaft heiligen Sache auf der Kanzel annehmen und die begreifliche Scheu ablegen, die solche Männer vielfach vor politischen Dingen haben. Es steht für unser Vaterland und die gesamte bessere Menschheit zu viel auf dem Spiele, um zimperliche Regungen solcher Art berechtigt erscheinen zu lassen.

Wenn man verstehen will, wie ein Volk oder die Regierung eines Volkes durch fremde oder einheimische, innerhalb der Grenzen sich aufhaltende Geheimagenten[1]) verführt, irregeleitet wird, muß man sich auf deren Standpunkt zu stellen suchen. Selbstverständlich dürfen solche Agenten nicht sagen, daß die von ihnen aus Überzeugung oder aus Eigennutz vertretene Sache volks- und vaterlandsfeindlich ist. Ebenso klar ist es, daß sie sich nicht als Geheimagenten einer fremden Regierung oder eines internationalen Klüngels persönlich vorstellen dürfen. Sie müssen vielmehr jeden äußern und innern Anschein vermeiden, der sie als Vertreter fremder Interessen erkennbar machen könnte. Falls die völkischen und rassischen Instinkte der zu Bearbeitenden den zu vertretenden politischen Interessen entgegenstehen, dürfen diese Instinkte natürlich nicht angerufen, müssen vielmehr zu betäuben oder in die Irre zu führen gesucht werden. Man wird sich dann an die persönliche oder an die Klassenselbstsucht wenden, dabei aber, um das Mißtrauen einzuschläfern, viel von „allgemein mensch-

[1]) Vergl. „Berichte und Notizen" in diesem Hefte.

lichen" Empfindungen reden. Das „allgemein Menschliche" soll nämlich die jedem normalen Menschen innewohnenden altruistischen Instinkte von den völkischen und vaterländischen Interessen, die ja nächst den familiären die natürlichsten sind, ablenken und ins vage Nichts verflüchtigen. Den Patriotismus, den völkischen und vaterländischen Sinn geradezu als „Beschränktheit" zu brandmarken, wagt man jetzt, im Zeitalter des „Nationalismus" und der Rassenlehre, nicht mehr. Auch könnte den Agenten ja dann die von ihnen angerufene persönliche und Klassenselbstsucht als noch viel größere Beschränktheit entgegengehalten werden. Man muß darum jetzt die völkischen und vaterländischen Gefühle bis zu einem gewissen „wohltemperierten" Grade gelten lassen; aber bei einem Volke, wie dem deutschen, das infolge früheren politischen Elends noch immer zur Ausländerei und Fremdsucht neigt, wirkt eine solche „Temperiertheit" auf das nationale Nerven- und Muskelsystem schon recht lähmend, und das genügt gewöhnlich schon für den von den Agenten zu erreichenden Zweck. Wo das vaterländische Empfinden nicht bei jeder Gefährdung der vaterländischen Lebensinteressen, mag sie auch noch so geschickt unter allgemein menschlichen Phasen verborgen werden, sofort heiß aufwallt, da werden die Überredungskünste der fremden Agenten nicht auf unfruchtbaren Boden fallen. Und ist erst Einer „überzeugt", dann steckt er den andern Gleichgearteten an, und so kann eine geringe Anzahl solcher freiwilliger oder bezahlter Agenten des Auslands mit der Zeit ein ganzes großes Volk sozusagen moralisch verseuchen, politisch schwach und sozial uneinig machen.

Außer der persönlichen und der Klassenselbstsucht dient den fremdrassigen oder fremdvölkischen Agenten gerade beim deutschen Volke das diesem Volke mehr als irgendeinem anderen eigentümliche Gerechtigkeitsgefühl. Darauf sich stützend, reden sie unserem Volke ein, daß es ungerecht sei, fremde Völker zu „vergewaltigen", fremde Länder zu erobern, verschweigen dabei aber natürlich, daß solche Unterlassungen, wenn andere Völker sich nicht daran kehren, oder gar zum Gegenteil neigen, auf eine Preisgabe des eigenen Landes und Volkes hinauslaufen kann, ja unter Umständen muß. Auch ist dabei die „friedliche" Eroberung, die wirtschaftliche, soziale und politische Durchsetzung, zu der gewisse fremde Völker und Rassen ganz besonders neigen und die oft schlimmer als die kriegerische Eroberung wirkt, ganz außer Betracht gelassen. Diese „friedliche" Eroberung verschweigt oder entschuldigt man auf das sorgfältigste, schimpft aber desto mehr auf die kriegerische, obwohl diese für gewisse Völker geradezu eine Wohltat werden kann, weil sie oft auf eine physische, moralische und geistige Verjüngung dieser Völker hinausläuft.

Neben dem Gerechtigkeitsgefühl stützen die fremdvölkischen oder einheimischen Agenten sich auch auf die christliche Lehre von der Selbstverleugnung und der Nächstenliebe. Unter den „Nächsten" verstehen sie dabei nicht selten die körperlich, oder doch sittlich und geistig entferntesten

Rassen und Völker. Der gemeine Mann merkt von dieser logischen Kopfstellung gewöhnlich gar nichts, besonders, wenn man dabei gleichzeitig seiner persönlichen oder Klassenselbstsucht schmeichelt. Gewisse Agenten dieser Art wissen sich dabei oft mit einer Art von Heiligenschein zu umgeben, der besonders auf die Weiber und die schwachen, sentimentalen Männer verwirrend und betörend einwirkt.

Es ist nicht immer nötig, daß die fremden Geheimagenten die völkischen und vaterländischen Gefühle im Interesse ihrer Sache bekämpfen oder „dämpfen" müssen. Manchmal ist auch das Gegenteil: die künstliche Aufreizung, ja Aufpeitschung solcher Empfindungen nötig. Es handelt sich dann immer nur um kleinere, zur Selbstbehauptung nicht fähige Völker, oder um völkische Einsprengsel, die man größeren Völkern als Läuse in den Pelz setzen möchte, um dadurch den inneren Frieden, die innere Eintracht und Einigkeit zu untergraben, oder das betreffende große Volk bei anderen großen Völkern in Mißruf zu bringen. In diesem Falle gebärden sich die Agenten und die von ihnen subventionierten publizistischen Organe als die „Beschützer der kleinen Nationen". Daß dieser „Schutz" gewöhnlich auf die schlimmste Ausbeutung hinausläuft und daß man die verführten kleinen Völker später, wenn man sie nicht mehr braucht oder brauchen kann, wie eine ausgepreßte Zitrone beiseite werfen wird, verschweigt man natürlich auf das sorgfältigste.

In allen diesen Fällen, denen man noch viele andere hinzufügen könnte, handelt es sich um die unmittelbare oder mittelbare Einwirkung auf das Volk und die öffentliche Meinung im Volke. Das genügt aber auch da, wo die Verfassung demokratisch und die Regierungsform parlamentarisch ist; denn hier ist ja die Regierung aus der Parlamentsmehrheit, diese aus der öffentlichen Meinung, und diese wieder aus der am weitesten verbreiteten Presse und sonstigen zum „demokratischen Apparat"[1]) gehörenden Beeinflussungsmitteln hervorgegangen. Wer also diesen Apparat beherrscht, auf diese Weise den „Zeitgeist" macht, und dazu gehört ja heutzutage fast nur Geld, viel Geld, sehr viel Geld, der beherrscht damit auch die Regierung des entsprechenden Landes.

Etwas anderes ist es jedoch in den Ländern, wo noch keine absolute Demokratie und keine parlamentarische Regierungsform besteht. Hier ist mitunter außer der Einwirkung auf das Volk noch eine besondere Beeinflussung der Regierung und noch höherer Stellen erforderlich. Das ist natürlich eine weit schwierigere Sache, die überhaupt nur da Aussichten hat, wo die nationalen Machthaber und die leitenden Staatsmänner nicht sehr kräftige, eigenwüchsige, von starkem Selbst- und Nationalgefühl beseelte Persönlichkeiten sind, die schon instinktiv die wahren Interessen ihres Landes herausfühlen, denen man also in dieser Hinsicht kein X für ein U

[1]) Vergl. „Die demokratische Lüge und der Krieg". Juni- und Juliheft 1915.

vormachen kann. Aber selbst wo die an der Spitze der Regierung stehenden Personen einer solchen unbewußten Beeinflussung zugänglich sind, werden dazu keine journalistischen Schmocks, wie gewöhnlich beim Volke, sondern nur gesellschaftlich sehr hochstehende, dabei außerordentlich kenntnisreiche, vielerfahrene und weltgewandte Persönlichkeiten dienen können. Man könnte dabei zuerst an die bei den Monarchen und deren Regierungen beglaubigten Botschafter und Gesandten denken. Das wäre aber nur in Ausnahmefällen, bei politisch sehr naiven Regierungen am Platze; denn von den Botschaftern und Gesandten weiß jeder politisch halbwegs Zurechnungsfähige von vornherein, daß sie nur die Interessen ihres eigenen Landes und zwar ausschließlich diese — nicht etwa, wie ein früherer deutscher Botschafter in Washington, Herr Speck von Sternburg, meinte, sowohl die des eigenen als auch die des Landes, bei dem sie beglaubigt sind — zu vertreten haben. Wer sich also von fremden Botschaftern oder Gesandten gegen die Interessen seines Landes und Volkes einnehmen ließe, müßte entweder ein Landesverräter, oder ein sehr unkluger, zur politischen Führung denkbar ungeeigneter Mensch sein. Also offiziell beglaubigte Personen können als Agenten in dem hier in Rede stehenden Sinne der Beeinflussung niemals in Betracht kommen. Es müssen das ganz unverdächtige Privatpersonen sein, die sich zum Vergnügen oder aus irgendwelchen anderen unverfänglichen Gründen in dem zu beeinflussenden Lande aufhalten. Aber auch solche werden sich, wenn sie klug und vorsichtig sind, nicht direkt an die Monarchen oder leitenden Staatsmänner wenden, sondern sich zu deren Beeinflussung gewisser Mittelspersonen bedienen. Dazu eignen sich ganz besonders die Spitzen der Finanzplutokratie, die ja ohnehin schon fast überall rassisch, völkisch und kulturell meist recht vielseitig bestimmt bezw. unbestimmt sind, auch wenn sie mit ihrer Familie wirklich nur einem Volke als Staatsbürger angehören. Meist aber sind sie mit der gleichen Schicht in anderen Ländern vielfach verwandt und verschwägert. Außer solchen von vornherein schon international Gesinnten und darum, soweit es ihre Interessen erfordern, freiwilligen Agenten des Auslandes kommen als Mittelspersonen bisweilen auch andere sozial hochstehende Persönlichkeiten in Betracht, deren Familien zwar von alters her in dem zu beeinflussenden Lande ansässig, die aber in nationaler und kultureller Hinsicht geschlechtslos sind, womöglich sogar eine Vorliebe für fremde Länder und deren kulturelle Eigentümlichkeiten haben. Das sind gewisse, in mehr als einem Lande begüterte und heimische Typen des Hochadels, die mehr Standes- bezw. Klassenbewußtsein als Nationalgefühl oder gar starkes völkisches Empfinden haben. Selbstverständlich will ich damit gegen den deutschen Hochadel als Ganzes nichts Nachteiliges sagen. Mir sind Mitglieder dieser sozialen Schicht bekannt, die hinsichtlich der Stärke und Reinheit des Nationalgefühls keiner anderen Schicht nachstehen, in vieler Beziehung sogar vorbildlich sind. Üble Ausnahmen gibt es eben in allen

Schichten, nur daß sie in keiner Schicht so gefährlich sind wie in den obersten, gesellschaftlich tonangebenden Schichten.

Also gewisse Typen der genannten Klassen, besonders, wie gesagt, der ersteren Klasse, werden für die — übrigens der Form nach ganz unverfänglichen — Darlegungen der Agenten des Auslandes am ehesten die nötige „Objektivität" haben und so am besten geeignet sein, den Monarchen oder leitenden Staatsmännern, mit denen sie gesellschaftlich häufig in Berührung kommen, ihre im Umgange mit den Agenten gewonnenen Eindrücke als *ihnen selbst ganz unbewußte* und darum *anderen völlig unverdächtige* Suggestionen beizubringen. Die Agenten werden den zu beeinflussenden Mittelspersonen nicht etwa sagen, daß — um einen besonders naheliegenden konkreten Fall herauszugreifen — der rücksichtslos geführte U-Bootkrieg in Verbindung mit einer starken, unbesiegten, sehr schlagkräftigen und schlagfertigen Hochseeflotte für England und seine Verbündeten überaus gefährlich und auf die Dauer unerträglich sein muß, sondern sie werden ganz ruhig und „objektiv" die technische Ausführbarkeit, oder die militärische, oder die politische Zweckmäßigkeit dieser Maßregel anzweifeln und mit wohlfeilen Gründen, die ja immer, für jede beliebige Sache, massenhaft herbeigeholt werden können, zu belegen suchen. Oder sie werden mit dem Anschein besonderer technischer Fach- und Sachkenntnis „beweisen", daß die Hochseeflotte neben den U-Booten überflüssig und darum gar nicht weiter ausgebaut zu werden brauche. Das werden die Agenten besonders dann tun, wenn ihnen aus ihrem eigenen Lande berichtet worden ist, daß man die feindliche Hochseeflotte außerordentlich fürchte und daß man ihr, bei nur geringer Verstärkung, nicht mehr gewachsen sei. Überhaupt werden die Agenten stets die *Nachgiebigkeit gegen die ausgesprochenen oder unausgesprochenen Wünsche des Auslandes* unter Anrufung jener bekannten „nüchternen Überlegung" ihren Mittelspersonen plausibel machen. Sie werden zu „beweisen" suchen, daß nur dadurch die Beziehungen zum Auslande in irgend einem gewünschten Sinne gebessert, nur dadurch der von der Regierung des Landes etwa erstrebte Zweck erreicht werden könnte. Das gilt namentlich auch hinsichtlich der *innern* Politik und der dieser entsprechenden *innern* Verfassung des Landes.

Natürlich werden stark national gesinnte, für ihr Land und Volk begeisterte Männer und Frauen, auch wenn sie zum Hochadel des Landes gehören, über solche „objektiven" Darlegungen lächeln und deren Zweck sehr bald durchschauen. Aber an solche Männer und Frauen werden sich die hier in Rede stehenden Agenten des Auslandes ja auch nicht wenden. Sie werden sich als Mittelspersonen immer nur solche Typen aussuchen, von denen sie genau wissen, daß irgendwelche nationale Voreingenommenheit oder wachsames Mißtrauen in ihre „objektiven" Darlegungen nicht zu befürchten ist.

Vorstehendes sollte nur als Beispiel, als Paradigma für die mannigfach abzuwandelnde Art und Weise dienen, in welcher die Agenten des

Auslandes auf die Leiter eines Staates und Volkes zum Vorteil eines anderen in Krieg und Frieden einwirken können, ohne sich mit den Gesetzen, ja selbst mit den guten Sitten des entsprechenden Landes irgendwie in Konflikt zu bringen. Auf diese Weise ist es unter besonders günstigen Umständen, so z. B., wenn auch noch große publizistische Organe für den gedachten Zweck zur Verfügung stehen, sehr wohl möglich, jahrelang ein Land ganz vom Auslande her und im Interesse des Auslandes politisch zu leiten. Im Friedenszustande werden die Agenten des Auslandes natürlich auch die Besetzung der Botschafter-, Gesandten- und Konsulstellen zum Vorteile ihres Landes zu beeinflussen suchen. Sie werden es z. B. durch ihre Mittelspersonen zu hintertreiben suchen, daß für besonders wichtige Stellen wirklich fähige, für die Wahrung der Landesinteressen in hohem Grade geeignete Persönlichkeiten ausgewählt werden. Sie werden vielmehr alles tun, daß dazu nur solche Personen durch ihre Vermittler in Vorschlag gebracht werden, die für jene Stellen denkbar ungeeignet sind, die nichts sehen, nichts hören, nichts fühlen und, wenn sie doch einmal etwas Wichtiges erfahren, zu feige oder zu ungeschickt sind, um es ihrer Regierung in der richtigen Weise beizubringen. Durch solche Personen kann dem einen Lande viel geschadet, dem anderen entsprechend viel genützt werden, ohne daß es dagegen eine andere Rettung gibt, als solche Volksvertreter und solche Staatsleiter, an denen die Machenschaften fremder Agenten und ihrer Mittelspersonen wirkungslos abprallen, wie das ja eben bei allen national selbstbewußten Staaten und Völkern der Fall ist.

Man könnte gegen die Möglichkeit und Wirksamkeit derartiger Beeinflussungsversuche einwenden, daß gefühlsmäßige Regungen mit rein verstandesmäßigen Erwägungen nichts zu tun haben, und daß gute oder schlechte Gründe für die Richtigkeit oder Unrichtigkeit einer Sache überall, von jedermann als solche erkannt und entsprechend gewürdigt oder nicht gewürdigt werden müßten. Das ist aber durchaus unbiologisch bezw. unpsychologisch gedacht, ist eine rein mechanische Konstruktion ohne Beziehung zu einem lebendigen Inhalt. Man darf nämlich (vergl. Januarheft[1]) 1917) niemals vergessen, daß zum mindesten für die Politik und Religion auch die verstandesmäßigen Überlegungen ihre stärksten Antriebe aus den Empfindungen und Gefühlen erhalten, und daß in bezug auf eigene sowohl wie altruistische Lebensinteressen der Verstand um so besser und sicherer arbeitet, je echter, wahrer und stärker die Gefühle sind, die ihn dazu antreiben. Schon Vauvenargues sagt darum mit Recht: „Les grandes pensées viennent du coeur.“ Er war kein im heutigen Sinne wissenschaftlicher Biologe oder Psychologe, aber er hat auch ohne wissenschaftliche Schulung das Richtige mit genialer Intuition gefunden. Gewiß

[1]) Wert und Unwert der Gefühle für die politische Leitung der Völker.

kann z. B. die Liebe oder der Haß gegenüber gewissen Personen, Sachen, Ereignissen usw. nicht nur hellseherisch, sondern unter Umständen auch blind machen; aber man kann dann als sicher annehmen, daß diese Blindheit für den biologischen Zweck der Liebe oder des Hasses (nämlich die energische Wahrnehmung bestimmter Interessen oder die machtvolle Erregung der Tatkraft nach einer bestimmten Richtung hin) nur vorteilhaft ist. Die „Blindheit", mit der die Vaterlandsliebe und der Feindeshaß ein echtes Volksheer in den Hagel feindlicher Geschosse treibt, ist für die militärisch zu erreichenden Zwecke jedenfalls nicht schädlich. Die „blinden Hessen" sind dafür ein besonders bekanntes Beispiel. Außerdem hindert Liebe oder Haß zum mindesten bei echten und rechten Männern oder gar Staatsmännern keineswegs die kaltblütige, geistesgegenwärtige Überlegung und Schärfe des Urteils, wofür Bismarck ein besonders bekanntes Beispiel ist. Staatsmänner sind ja doch keine Staatsweiber, oder sollten es wenigstens nicht sein.

Eben darum eignen sich rassisch unbestimmte und völkisch geschlechtslose, international gesinnte Persönlichkeiten, auch wenn sie an sich, für die Zwecke ihrer Person oder Klasse noch so begabt wären, ganz und gar nicht für die Leitung eines rassisch, völkisch, staatlich usw. sich selbst behaupten wollenden Landes. Eher noch könnten fremdrassige oder fremdvölkische, aber in ihren Instinkten ungebrochene, sicher gehende Persönlichkeiten ein von ihnen adoptiertes Land, für das sie Zuneigung haben, richtig führen, als Einheimische, Eingeborene, die, in ihren Instinkten zwiespältig, zerrissen, zerrüttet, aller rassischen und völkischen Empfindungen bar sind. Wo aber solche rassisch und völkisch unbestimmten, mehr menschheitlich als national gesinnten Personen etwa doch zur Leitung eines Staatswesens berufen werden, da werden sie es, ohne sich dessen recht bewußt zu sein, unwillkürlich im Sinne der internationalen Interessen lenken und leiten, jedenfalls aber der Suggestion in diesem Sinne eher als andere zugänglich sein. Nicht allein auf den feinen Verstand, viel mehr noch auf den starken Willen und zwar auf den eigenwüchsigen, wurzelechten (nicht den eingeimpften, von außen suggerierten) Willen kommt es bei einem Staatsmanne mehr als bei jedem anderen Manne an. Ohne das ist eine künstlerische Schöpferkraft an dieser leitenden Stelle noch weniger als an irgend einer anderen denkbar.

Man betrachte nun von dem so gewonnenen Standpunkte aus unsere innen- und — da beides innig miteinander zusammenhängt — unsere außenpolitische Lage in Vergangenheit, Gegenwart und voraussichtlicher Zukunft. Wird da nicht mancherlei verständlich werden, was bei den besten Vaterlandsfreunden so oft Kopfschütteln und Besorgnis erregt hat?

Der Volksmund sagt: „Wenn man die Ohren des Wolfes im Schafspelze erkannt hat, dann ist er nicht mehr gefährlich."

Nun — bei uns in Deutschland sind vor dem Kriege und noch mehr während desselben oft genug nicht bloß die Ohren, sondern der ganze Kopf des Wolfes samt seinen fletschenden Zähnen zu sehen gewesen, und dennoch hat ihn ein großer Teil unseres Volkes, ja anscheinend sogar die Regierung noch immer nicht erkannt. Oder weiß man etwa nicht, daß es das feindliche Ausland ist, welches die Monarchie, den Militarismus usw. abzuschaffen und auf allen Gebieten eine weitgehende Demokratisierung einzuführen wünscht? Das soll doch nicht etwa uns, sondern doch nur den Feinden zuliebe geschehen. Diese haben uns doch bis jetzt noch nichts Gutes, sondern immer nur das denkbar Schlimmste an den Hals gewünscht! Offenbar können unsere Feinde die Zeit gar nicht erwarten, bis wir dieser Segnungen teilhaftig werden. Vielleicht hoffen sie, daß die Folgen sich noch während des Krieges bemerkbar machen könnten, und darum drängen, ja drängeln förmlich ihre ahnungslosen Helfershelfer, unsere Demokraten aller Schattierungen, die Reichsregierung zur sofortigen und wenn nötig, gewaltsamen Inangriffnahme der „Neuorientierung".

Und unsere Regierung? Leistet sie etwa dagegen (vergl. die Arbeiten des bekannten „Verfassungsausschusses") nach dem Worte: „Principiis absta!" den starken Widerstand, den man nach allen vom Auslande mit der Demokratie gemachten Erfahrungen als selbstverständlich voraussetzen könnte? Hat sie nicht auch in dieser Beziehung jenen Finger gereicht, dem nach alter teuflischer Gewohnheit die ganze Hand nachfolgen muß?

Es ist nicht mehr nötig, auf alle diese Dinge noch näher einzugehen. Sie sind allgemein bekannt und überdies in den vorausgegangenen Heften oft genug klargelegt worden. Die Frage ist nur noch, ob nicht wenigstens eine Hoffnung winkt, daß unsere Regierung irgend einmal endlich einsehen wird, wohin sie mit ihrer beständigen Nachgiebigkeit gegen die Wünsche des feindlichen Auslandes und ihrer demokratischen Helfershelfer schließlich kommen muß, selbst wenn Deutschland zu Lande und zu Wasser vollständig siegt. Es ist ja schon schlimm genug, wenn sich in einem Lande das Volk jahrzehntelang im Interesse des feindlichen Auslandes publizistisch und auf andere sogenannte „demokratische" Weise bearbeiten läßt. Muß sich dazu auch noch die Regierung gesellen? Müßte diese nicht vielmehr alles tun, um das eigene Volk über seine wahren Interessen gründlich aufzuklären und die Irreführung durch seine Feinde zu verhindern?

Wenn die Sache so weiter geht, wie bisher, wird unser Volk schließlich die altpädagogische Erfahrung machen: „Wer nicht hören will, muß fühlen", d. h. es wird die Früchte der bisherigen Irreführung an seinem eigenen Leibe zu spüren bekommen. Dann aber könnte auch unsere Regierung einmal die Erfahrung machen, daß es nicht gut ist, immer nur vor dem feindlichen Auslande und den Führern der Sozialdemokratie Angst zu haben und Nachgiebigkeit zu zeigen. Es könnte dann in unserem gesamten Volke einschließlich der bisher sozialdemokratisch beeinflußten Handarbeiter

ein „furor teutonicus“ losbrechen, gegen den der auf dem Schlachtfelde bewiesene nur ein Kinderspiel ist.

Leider würde das aber nur die Selbstzerstörung unseres Volkes vollenden und an dem vorher Versäumten nichts ändern. Hoffen wir zu Gott, unseren Fürsten und unserem unvergleichlichen Feldheere, daß es nicht dahin kommen wird und daß noch in letzter Minute geschieht, was schon längst hätte geschehen müssen. Gewarnt worden ist genug. Man soll nun endlich einmal auf die Warnung hören und die Aufklärung auch von seiten der Regierung endlich im großen Stile und mit allen Mitteln in Angriff nehmen. Geschieht das nicht, dann dürften die vorerwähnten pessimistischen Voraussagen nur zu leicht eintreffen.

Die politischen, völkischen und kulturellen Gesichtspunkte unserer Kriegsziele.

Prof. E. A. Fabarius.

Um die ganze Bedeutung des Weltkrieges für unser Volk, ja für alle Völker zu verstehen, haben wir uns klar zu machen, daß es keineswegs die militärischen Machtfragen und daneben die wirtschaftlichen Gegensätze sind, welche zu dieser höchsten Zuspitzung der ultima ratio regum geführt haben. Letzten Grundes treffen wir vielmehr auf einen Gegensatz der feindlichen Mächte, der in kulturellen Anschauungen in Verbindung mit völkischen und allgemein politischen Entwickelungen begründet liegt. Alles, was an Machtmitteln der Kriegführung zu Lande und zu Wasser und in der Luft ins Riesenhafte aufgebaut und verwandt wird, — alle bis ins Innerste des Wirtschaftslebens hineindringende Erbitterung, Rücksichtslosigkeit und Wertezerstörung hat Maßstab, Richtung und Gehalt lediglich geschöpft aus dem Kulturstand, der Welt- und Lebensanschauung der kämpfenden Völker. In einem Maße, wie nie zuvor in der Weltgeschichte, ist dieser Krieg ein Kulturkampf, weil er nicht nur alle Seiten des kulturellen Lebens der kämpfenden Völker erfaßt und umfaßt, sondern auch alle nur denkbaren Mittel und Kräfte des Volkslebens zu Kampfzwecken anspannt, ja als die eigentliche innerste Triebfeder dieses Ringens als den Wesensgehalt der Völker aufdeckt.

Diese Tatsache gibt uns auch die Erklärung dafür, daß eine solch klaffende Scheidung der Geister, ein scheinbar unergründlicher Abgrund der Gegensätze durch die bisher vermeintliche Einheit der sogenannten europäischen Kulturvölker sich hindurchzieht, — schärfer wie einst zwischen Persien und Griechenland, Assyrien und Ägypten, Karthago und Rom, Abendland und Morgenland, Mongolen und Europäern.

Von allen Völkern, nicht bloß von uns, wird darum der Weltkrieg als ein Kampf um „Sein oder Nichtsein“ angesehen. Für jedes steht

sozusagen alles auf dem Spiel, alles, was bisher seines Daseins Zweck und Ziel, Streben und Stolz, Ernte und Ehre war. Unsere Gegner erklären, sie kämpften gegen den „Militarismus" und für die „demokratische Freiheit"; — tatsächlich aber liegt der Gegensatz viel tiefer, als daß er mit dieser hohlen Redensart sich kennzeichnen ließe; denn — um von anderem zu schweigen — der „Marinismus" Englands, seine Gewaltherrschaft über Irland, Indien usw. wie die von Bajonetten starrende Knutenherrschaft Rußlands und seine Knechtung Finnlands, Livlands, Polens, der Ukraine usw. sprechen ja Bände der Weltgeschichte gegen diese feindliche „Vorspiegelung falscher Tatsachen". Nein, es handelt sich am letzten Ende um einen Gegensatz der geistig sittlichen, kulturellen Lebensmächte bei den Kampfgruppen, — auf der einen Seite die Lüge und auf der anderen Seite die Gewissenhaftigkeit, den Willen zur Pflicht um ihrer selbst willen! Die heuchlerische Unwahrhaftigkeit und unehrliche Verhetzung ist in der Tat das gemeinsame Kennzeichen der in ihrem Namen schon sich selbst kennzeichnenden „Entente", — mag die Lüge nun englisch „cant" heißen, — die dem Engländer unbewußt, aber um so tiefer eingeborene überhebende Heuchelei (vergl. Carlyle), — oder französisch sich darstellen als der hohle, rein rhetorische Geist des Gallizismus, — dieser Nachgeburt der Spätantike, — oder die russische Scheinwelt eines Riesenkolosses auf „tönernen" Füßen mit Gummiknoten im Hirn, — vom „treuen" Italien, „ritterlichen" Rumänien und den übrigen Spießgesellen der äußeren Zivilisation nicht zu reden!

Schon die Vorgeschichte und der Beginn des Krieges sind erweislich auf der Gegenseite gekennzeichnet durch eine Flut von Lügenhaftigkeit und Unterdrückung der Wahrheit, unter der geistigen Führung Englands und seiner verlogenen Staatsmänner, seiner vielfach geradezu verbrecherischen Diplomaten (Findlay, Buchanan usw.). Demgegenüber bewies Deutschland eine oft geradezu harmlos undiplomatische Ehrlichkeit und schlichte treuherzige Vertrauensseligkeit, — die das selbstsichere Kraftbewußtsein des Deutschen Michels auch in den schwersten Anstürmen der gegnerischen Heimtücke nicht verleugnet, und die lieber den Vorwurf des weisen Salomo des „allzu gerecht und allzu weise" auf sich nimmt, als dem Gegner mit gleicher Münze heimzahlt. Der alleinige Verlaß auf tüchtige Arbeit und treues Pflichtbewußtsein ist die Triebkraft unserer Leistung im Heer, in der Landwirtschaft und in der Technik, — draußen im Kampf zu Land, zu Wasser, in der Luft, — wie daheim in Haus, Feld und Werkstatt. Dieser sogenannte „Militarismus" oder diese Volksschulung und die Wirtschaftsorganisation, diese herbe Strenge gegen uns selbst und gegen die letzten Grundideen des Völkerringens ist die einheitliche Richtlinie des Kampfes von der nordischen Küste von Flandern bis nach Kurland hin und durch die Mittelländer hindurch bis nach den Südalpen, dem Schwarzen Meer und den Grenzen Arabiens und Mesopotamiens, nicht

zum wenigsten von Tsingtau bis nach Ostafrika, von Togo und Kamerun bis Südwest.

Man kann den grundlegenden Gegensatz zwischen den beiden Mächtegruppen auch auf die kurze Formel bringen, Kultur und Zivilisation[1]). Denn der gewissenlose Geist der reinen Formenbildung, der alle Verhältnisse des Volks- und Staatslebens, der Wirtschaft und Wissenschaft unter dem Gesichtswinkel der sogenannten „Freiheit" — eines formalen doktrinären Individualismus sieht, die äußere Tünche, den Schein für das Wesen der Dinge hält, hat seit der französischen Revolution die führende Oberschicht fast aller Völker durchdrungen, soweit sie nicht unter deutschem Kultureinfluß stehen. Demgegenüber blieb nur ein kleiner Kreis übrig, der sich vom deutschen Wesen leiten und erfüllen ließ, wie er sich in der reformatorisch-klassischen Geistesarbeit, dem wirtschaftlich-wissenschaftlichen Streben und der militärisch-staatlichen Organisation des neuen Deutschland offenbart. — „Getrennte und unversöhnliche Ideale" nennt der englische Minister Asquith mit Recht diesen Gegensatz von deutscher Kultur und englisch-französischer Zivilisation! Denn in der Tat, — deutsche Freiheit ist die bewußte Voranstellung des Ganzen vor die Willensmeinungen des Einzelnen, ist nicht Willkür, sondern Wahrhaftigkeit. England und Frankreich haben von den Anfängen ihrer Geschichte an immer deutlicher den Weg eingeschlagen, zugunsten einer kleinen bevorrechteten Kaste „Liberalität" zu pflegen, um an den morschen Krücken einer abstrakten „Freiheit" und „Gleichheit" ihre Völker erst recht hineinzuführen in den Sumpf der Knechtschaft von „Heblern, Heuchlern, Lügnern und Falschspielern", — wie der Engländer Burke selbst die englischen Volksführer nannte. Diese Entwicklung des anglo-französischen Liberalismus und Parlamentarismus zur demokratischen Freiheit der Völker hat sich in den Errungenschaften der französischen Revolution und der gleichzeitigen englischen Staatserfolge um die Wende des 18. zum 19. Jahrhundert erst recht befestigt und von da aus den Siegeszug durch die Welt angetreten.

Wenn dagegen Carlyle von dem kernhaften Geiste des neuen Deutschland, insbesondere vom Preußen Friedrichs des Großen sagt, daß in ihm „wirkliche Ehrfurcht vor Menschenwert und ebensolch Abscheu vor Menschenunwert, — dem Endergebnis und zugleich der Zusammenfassung aller Tugenden dieser Welt" sich verkörpere, wenn er die straffe Strenge und die pflichttreue Bereitschaft unseres Volkes vorgebildet sieht in Friedrichs Art: „wie die Sterne ewig unerschütterlich bei seiner Arbeit", und wenn er den leitenden Charakterzug dieses Soldatenkönigs und seines Vaters sieht in der „Leidenschaft, keine Aufgabe anders als in lückenloser Vollendung gelöst sehen zu wollen", dann weist er damit hin auf die

[1]) Vergl. „Krieg als Kulturfaktor" vom Herausgeber der Zeitschrift.

führende Eigenart der deutschen Welt, — auf die pflichtgebundene Gewissenhaftigkeit, die Freiheit nur durch Aufopferung der persönlichen Willkür und Gleichheit nur in der allgemeinen Unterordnung Aller unter ein gemeinsames Ziel zu gewinnen strebt, die im Vereintwirken und im Genauwirken das Wesen alles Wirkens erkennt. Es handelt sich heutzutage tatsächlich um „einen Kampf auf Leben und Tod" und zwar um einen Kampf zwischen zwei Menschheitsidealen, dem deutschen und dem undeutschen, sagt Chamberlain mit Recht. Wenn dieser deutschgesinnte Engländer mit dem verbissenen Deutschhasser Asquith darin völlig übereinstimmt, so ist das um so bezeichnender gerade, weil einem großen Teil des deutschen Volkes in seiner politischen Unerfahrenheit und nationalen Unklarheit einer solchen Erkenntnis noch ziemlich ratlos und kindhaft gegenüberstehen. In seiner Gutmütigkeit faßt man es nicht und in seiner Vertrauensseligkeit glaubt man es nicht und in seiner Bequemlichkeit wünscht man es nicht.

Die anderen Völker, zumal die Engländer, besitzen einen viel entwickelteren nationalpolitischen Instinkt als wir Deutschen; — darum können wir das Urteil zweier solcher Gegenfüßler wie Carlyle und Asquith nur doppelt beachtlich finden. Wer Augen hat zu sehen und Ohren zu hören, der kann sich als Deutscher, — so sehr sich vielleicht auch seine deutsche „Objektivität", sein Gerechtigkeitssinn und seine Gutgläubigkeit dagegen sträubt, — der Erkenntnis nicht verschließen, daß zwei innerlich grundverschiedene, unversöhnliche Gegensätze in diesem Kriege aufeinanderprallen, Selbstsucht und Selbstzucht, Roheit und Gesittung, Habgier und Lebensfülle, rohes Kraftprotzentum der Vielzuvielen, der Masse, der Reichen, der Mächtigen, also die Anarchie der Starken, — und der sinnvolle Organismus einer aufstrebenden, höchstzielenden Arbeitsgemeinschaft. Darum haben jene, — wie die Gegner offen bekannt haben, — die Zerstörung, „organisierte Zerstörung"!, wie die englische Technikerzeitung „The Engineer" vom 25. September 1914 erklärte, zum Ziel und zur Waffe ihres Kampfes, — während wir unmittelbar hinter der Kampfeslinie, ja auf jeder Fußbreite der Erorberung sofort zum organisierten Aufbau übergehen. Wo jene mit geradezu verbissener und verbohrter Wut, — vergl. Ostpreußen, Kamerun, Südwest, Galizien, die Ypernecke usw. ruinieren, verwüsten, zerstören, schänden und schinden, den Tod säen, sind wir, oft sogar bis zu kleinlicher Pedanterie, darauf aus, zu erhalten, zu pflegen, zu pflanzen, zu bauen, Leben zu schaffen. Darum deckt bei der einen Partei die Fahne der Zivilisation nur mit hohler Phrase die wilde Gier, — die andere trägt mit starker Hand und festem Herzen, wenn auch oft nach unnötig zaghaftem Schweigen das Banner der Kultur.

In diesem Gegensatz liegt auch zugleich die nationalpolitische, die staatliche und völkische Scheidung der Geister beschlossen und begründet.

Die Staatsauffassung auf beiden Seiten ist eine gänzlich verschiedene. Die eine geht aus von der romanischen Staatsidee, die im spätrömischen Kaisertum der Verfallszeit sowohl von Rom wie von Byzanz aus Europa westlich und östlich in ihre Fänge schlug, — während in Europas Mitte sich die germanische Staatsidee, oft freilich nur mühsam, durchzuringen suchte und auch erst einigermaßen erstarkte, als die schlichte Menschheits- und Persönlichkeitswertung im Christenglauben ihre Eigenart gegenüber dem stolzen Weltherrschaftszuge nach einem äußerlichen Reiche Gottes durchgesetzt und durch die deutsche Reformation zum innersten Gemeingut der Deutschen (evangelischen und katholischen) Christenheit gemacht hatte. Nach jener romanisch-byzantinischen Auffassung ist lediglich der Staat — Mittel zum Zweck (darum heiligt in ihm auch der Zweck die Mittel!) — ist Machtmittel zum Zwecke der Welteroberung. Der deutsche Staatsgedanke hingegen wird vorwiegend getragen von der Anschauung, daß der Staat eine sittliche Anstalt ist, eine Anstalt der Ordnung, des Rechtes, der Wohlfahrt und Gesittung, zur Pflege und Förderung des Volkstums, deren Macht und Herrscherrecht lediglich in diesen idealen Aufgaben begründet liegt. Darum liegt jenen romanisch-byzantinischen Völkern, deren Führung das ganz ungermanisch gewordene England übernommen hat, der Gedanke an Eroberung, Herrschaftsausbreitung als Staatszweck am nächsten, ist ihnen der natürlichste und wichtigste, während der Deutsche zunächst nur die Sorge um den heimischen Herd, um den heimischen Boden, — um Thron, Herd und Altar —, die innerpolitischen „volkstümlichen" Aufgaben des Staates im Auge hat.

Kein geringerer als der so viel verkannte, im Ausland verhaßte und doch so große Prophet deutscher Staatsgröße, Heinrich von Treitschke, hat den bezeichnenden Ausspruch echt deutscher Staatsauffassung getan: „Die Idee eines Weltreiches ist hassenswert!" — Das kleinliche Gegenstück hierzu aber sehen wir freilich bei der unpolitischen, geschichtlich ungebildeten Masse des deutschen Volkes! Alle auswärtigen Angelegenheiten sind der weit überwiegenden Mehrzahl der Staatsbürger einschließlich der führenden Schichten „Hekuba", — böhmische Dörfer, ja sind ihnen im Grunde völlig „schnuppe"! Man hält diese Dinge für eine Geheimwissenschaft der Diplomaten, um die sich kein anderer als diese Leute von der Zunft zu bekümmern brauchen, ja in die niemand anders seine Nase hineinstecken dürfe. Daraus folgt dann das ganze Elend unserer mangelhaften auswärtigen Politik, unserer außenpolitischen Schwachheit, — sobald nicht ganz außergewöhnlich begabte Staatsmänner wie Friedrich der Große oder Bismarck die Führung haben, — trotz der stets so hervorragenden Leistung unserer Heeresmacht und unserer wirtschaftlichen Kräfte, die den übrigen Völkern zum staunenerregenden Vorbild immer wieder dienen müssen. Wir leisten die eigentliche Arbeit, bilden auch für die anderen

Staaten und Nationen den wirksamsten Ansporn, oft sogar die hilfsreichsten Helfer in ihrer Entwicklung zur Macht, — die Anderen aber schöpfen den Rahm ab, — sind die überlegenen, überall in Eroberung, Land-, See- und Weltbeherrschung viel erfolgreicheren. Sie kennen und treiben ihre Staatspolitik nur als das Mittel zum Kampf um die Macht, sie haben klar erkannt, daß wie Scheler („Genius des Krieges") mit Recht sagt, — „der Krieg nur ein Mittel ist der willentlichen Machtverteilung an die Völker". — Darum haben in den letzten 40 Jahren Engländer, Franzosen, Russen, Japaner, Amerikaner, Italiener usw. immerfort erobert, erobert, ihre Herrschaftsgebiete ausgedehnt, — wir haben uns mit den sogenannten friedlichen Kultureroberungen begnügt, — und selbst in kolonialen Bestrebungen uns zaghaft, bescheiden zurückgehalten, ja, nur bedenklich und noch dazu unter dem stärksten Widerspruch der eigenen Staatsbürger das genommen, was die anderen uns eben gerade übrig zu lassen mit süßsauerer Miene bereit waren.

Dieser staatspolitische Geist bei uns, der die innere Politik für allein groß und mächtig hält, darüber dann auch der eigentliche Brutherd unserer widerwärtigen Parteipolitik und des kleinlichen Parteikrames ward (eine Erscheinung, die bezeichnenderweise auch in Österreich-Ungarn und in der Türkei sich zeigte, als Folge des Mangels an größeren auswärtigen Zielen!) der Geist, der den Pazifismus ehrlich — „allzu gerecht und allzu weise" pflegte — und nicht sah, wie er bei den anderen nur Schein und Heuchelei war, der hat dann auch die unerfreulichsten nationalpolitischen Folgen für unser Volk gezeitigt. Denn als Nation, als deutsches Volk, als deutsche Sprachgemeinschaft wurde unsere Stellung in der Welt immer mehr eingeengt und gehemmt. Wäre der Krieg nicht gekommen, so würde diese Entwicklung uns binnen einem Menschenalter gegenüber den anderen Weltpolitik treibenden Völkern, ungeachtet unserer bedeutenden weltwirtschaftlichen Leistung, national ganz in die Ecke gedrückt haben. Mit welch oft geradezu naiv dummdreister Überhebung selbst die Glieder elender Räuber- und Treubruchnationen und Nationchen sich dem Deutschen gegenüber zeigen, dafür hat doch gerade auch der Krieg überall die sprechendsten und lächerlichsten oder vielmehr beschämendsten Beweise gebracht, — namentlich aber unsere Kriegs- und Zivilgefangenen, sowie auch die Deutschen in Nord- und Südamerika können davon schöne Liedchen singen.

So erhebt sich besonders unter den Eindrücken und Erfahrungen des Weltkrieges vor unserem Volke die schwerwiegende Frage nach Wesen, Wert und Zukunft des Nationalstaates, — des Deutschen Reiches als festgeschlossenen Verbandes für die deutschen Stämme unter möglichst entschiedener Ablehnung der Fremdstämmigen. Bei der unleugbaren Schwachheit unseres Nationalbewußtseins und unserer nationalen Widerstandskraft ist noch auf lange hinaus damit zu rechnen, daß das Deutsche

Reich und Volk in seinem inneren Gefüge und seiner geschlossenen Tatkraft durch fremdnationale Rücksichten, politische Nachgiebigkeit und wirtschaftliche Belangnisse gehemmt wird. Trotzdem aber können wir uns den Tatsachen der geschichtlichen Entwicklung nicht verschließen und können darum das Deutsche Reich nicht als einen reinen Nationalstaat auffassen und noch weniger ihn in der Zukunft als solchen ansehen, erwarten oder auch nur wünschen. Reine Nationalstaaten hat es kaum je, und wenn überhaupt nur in den Anfängen der Staatsgeschichte gegeben. Es kennzeichnet den Heuchelgeist unserer Gegner und der mit ihnen verbündeten „Pazifisten", — daß sie gerade immer das sogenannte Nationalitätsprinzip im Munde führen, — ihr Geistesgenosse Napoleon III. hat sich zuerst als der geschickte Drahtzieher dieser europäischen Staatsweisheit erwiesen, — selber aber den Grundsatz nie gelten lassen, wenn es sich um die nationalen Verhältnisse des englischen, französischen, italienischen, russischen, belgischen, nordamerikanischen Staates handelt. Man schwärmt für die Freiheit der Polen, wenn sie innerhalb der schwarz-weiß-roten Grenzpfähle wohnen, — aber man schweigt verschämt, wenn sie unter der russischen Knute leben. Italien kennt wohl eine Irredenta an der österreichischen Grenze, aber von Savoyen und Nizza schweigt des „Sängers" Höflichkeit, d'Annuncios goldgeschmierte Leier. Die Engländer samt ihren Bindestrich-Amerikanern von Wilsons Art wissen wohl scheinheilig über Armenier, Mazedonier, Belgier usw. Klagelieder zu singen, aber in Wales, Irland, Indien, Nordmexiko, Kuba oder gar gegenüber den Deutsch-Amerikanern, die mit 21½ Millionen 26,4 pCt. der weißen Bevölkerung der Vereinigten Staaten (vergl. Schaw) ausmachen, kennen sie kein Nationalitätsprinzip, — sondern nur die unantastbare Reichseinheit und die „geheiligten" Reichsinteressen.

Umgekehrt aber hat gerade in Deutschland — auch in Österreich und der Türkei, die Rücksicht auf die Wünsche und Bedürfnisse der fremdstämmigen Volksteile eine sehr weitgehende, meist sogar für unsere innere und äußere Politik schädliche Rolle gespielt; Polen, Dänen, Franzosen und neuerdings sogar die Tschechen in Sachsen beanspruchten sehr umfängliche Anerkennung ihrer „nationalen Rechte". Diese „Fragen" vergifteten unser ganzes inneres Parteileben, da sie gerade die unerfreuliche Scheidung in „nationale" und „unnationale" Parteien hervorriefen und wachhielten. Das eine Wort „Zabern" allein und die Haltung der Reichsbehörden wie des Reichstags in dieser Angelegenheit sagt ja genug. Ebenso verhängnisvoll war und — ist für unsere auswärtige Politik diese beständige Hemmung, die uns diese Nationalitätenfrage in unserer Stellung gegenüber Frankreich, Rußland, Österreich — ja überhaupt in der Stimmung des Auslandes bereitete. Dabei aber ist sicherlich kein Großstaat so eifrig, ja ängstlich stets bemüht gewesen, die berechtigten und die darüber hinausgehenden Ansprüche der nichtdeutschen Reichsglieder zu berücksichtigen wie wir. Preußens Ostmarkenpolitik z. B., — als so nötig gerade durch den

Weltkrieg erwiesen, — war ein reines Kinderspiel gegen die Behandlung der Polen, der Deutschen, der Ukrainer in Rußland, oder die Mißachtung der italienischen Volksteile in Savoyen, Nizza und Corsika — oder der Iren in England, der Flamen in Belgien usw. Trotzdem aber, welch Geschrei draußen und ebensosehr drinnen bei uns über jene zahme Polenpolitik! — Der Grundzug der deutschen politischen Eigenart, die sogenannte Objektivität, — der kritische, ja kritikasterische Gerechtigkeitssinn, das Hineinfühlen und -denken in die fremde Art, die Neigung zu politischer Eigenbrödelei als Ausartung unseres feinen Sinnes für Stammeseigentümlichkeit und Sonderentwicklung prägt sich da eben deutlich aus. Darum kann nach dem geschichtlichen Werden und inneren Sein des deutschen Volkes es überhaupt gar nicht in Frage kommen, daß wir je in einseitiger, übertriebener Weise zur Bildung eines Nationalstaates kommen oder auch nur kommen möchten, — dazu sind wir „allzu gerecht und allzu weise" nicht nur, sondern auch zu klug und zu ehrlich und — zu treu und zu verantwortungsvoll.

Kennzeichnend für diese Stellung des Deutschen ist allein schon die Tatsache, daß bei uns „alldeutsch" immer noch bei der Masse der politisch Gebildeten und Ungebildeten für ein Schimpfwort gilt, vor dem der biedere Spießbürger sich bekreuzigt, und daß der Alldeutsche zum Popanz in der inneren und äußeren Politik gemacht wird, mit dem man die großen und kleinen „Kinder der Welt" scheu macht, — und daß der Alldeutsche Verband unseren Maßgebenden im Staate stets auf die Nerven fällt, ja den man, statt ihn als willkommene Waffe gegen das Ausland zu benutzen, verfolgt und drückt, mehr als eine andere noch so staatsgefährliche Bestrebung. Es ist gewiß auch ohne gleichen in der Geschichte eines großen Volkes, daß von jeher gerade in Deutschland deutschnationale Bestrebungen die Machthaber seit hundert Jahren immer am meisten und ehesten gereizt haben zu politischer Verfolgung und Bedrückung, — mehr, häufiger und verbissener als irgend andere sozialer, politischer, religiöser oder wirtschaftlicher Art, von den Zeiten Ernst Moritz Arndts und Jahns an bis heute! Ja sogar, sobald eine der sozialen oder wirtschaftlichen Bestrebungen einen nationalen Einschlag bei uns bekam, — dann wurde sie sofort doppelt verdächtig und verdammenswert. Die Gründe dafür liegen für den Kenner deutlich zutage. Bezeichnenderweise sind aber gerade diejenigen politischen und sogenannten intellektuellen Kreise seit Kriegsbeginn mit besonderem Eifer für schonende Rücksicht der Nationalitäten und ihrer staatlichen Selbständigkeit (Belgien, auch die der Nordwestfranzosen und Polen) eingetreten mit der gleichzeitigen Begründung, Deutschland dürfe seinen Charakter als Nationalstaat nicht durch Annexionen verlieren, — eben dieselben, die bisher immer die eifrigsten Beschützer der fremden Volksteile im Reich, der Polen, Dänen und Französlinge, waren, die in demokratisch-demagogischer Mischmasch-Politik und den

Ideen des Nachtwächter-Staates eifrigst sich hervortaten. Aber, wie gesagt, um so weniger ist daran zu denken, daß ein ernsthafter Politiker mit dem Blick auf die Tatsachen und Bedürfnisse der geschichtlichen Entwicklung des Deutschen Reiches dies für einen reinen Nationalstaat ansprechen möchte.

Das Deutsche, d. h. die deutsche Sprache, deutsche Rechtsauffassung und der deutsche Kulturbesitz, muß in unserem Staatsleben die allein maßgebliche, überragende Stellung inne haben, vergl. Kaisererklärung 18. Januar 1871: „Allzeit Mehrer des Deutschen Reiches zu sein — an Gütern und Gaben des Friedens auf dem Gebiete nationaler Wohlfahrt, Freiheit und Gesittung!" Nicht weniger und nicht mehr fordern wir für das Deutsche Reich auch in der Zukunft! „Unseren Platz an der Sonne" wollen wir haben und dafür uns auch die Teile des Erdbodens gewinnen, die dazu nötig sind. Wohnen in diesem Umkreis andere, nichtdeutsche Stämme, so sollen sie uns als Mitarbeiter willkommen sein, wenn sie das deutsche Vorrecht innerhalb dieser deutschen Grenzen und Belange anerkennen. Wollen sie dies Vorrecht nicht anerkennen, so werden wir ihnen goldene Brücken bauen nach einem Lande, das ihnen freie Eigenentwicklung besser zu gewährleisten scheint. Solange aber aus mehr oder minder verständlichen Gründen auch deutsche Volksgenossen außerhalb der deutschen Reichsgewalt leben, arbeiten und sich fremder Vorherrschaft fügen müssen, haben wir keinen Grund, nachgiebiger gegen die Fremden zu sein als die Fremden gegen unser eigen Fleisch und Blut. — Erst wenn es den politischen und nationalen Doktrinären oder den Pazifisten gelungen sein sollte, die Staaten mit der Papierschere so zurechtzuschneiden, daß Staat und Nation sich allenthalben decken, — dann wird auch für uns diese schwierige und doch so durchaus „realpolitische" Frage sich in Wohlgefallen und Friede auf Erden auflösen. Bis dahin müssen wir uns aber nach jener „zukünftigen Welt" hoffnungsvoll getrösten, wo der Widerspruch zwischen Weltstreit und Evangelium, zwischen Volksstaat und Gottesreich aufgehoben ist! — Wir bleiben uns bei diesem harten, herben Zwiespalt der irdischen Tatsachen und des gemütlich-sittlichen Wünschens doch der wundervollen Erkenntnis und Gewißheit sicher, die Treitschke in die Worte faßt: „Die Strahlen des göttlichen Lichtes erscheinen, nur unendlich gebrochen, in den einzelnen Völkern; jedes zeigt ein anderes Bild und einen anderen Gedanken der Gottheit." — Diese hohe, hehre Erkenntnis bedingt aber gerade im praktischen Staatsleben die Weisheit der Hohenzollern: Suum cuique, jedem das Seine, nicht, wie unsere Doktrinären wollen, jedem dasselbe!

Keine Frage ist es, daß gegenüber dem hohlen, phrasenhaften „Nationalitätsprinzip" des 19. Jahrhunderts in seiner romanisch-byzantinischen oder vierverbandlichen Betonung der Staatsgedanke für die Folge wieder mehr in den geschichtlichen Vordergrund treten wird. Es ist ja

bezeichnend, daß wir die lautesten Verfechter dieses innerlich national hohlen, unwahren „Nationalprinzips" gerade auch bei den Engländern, Franzosen, Italienern und Belgiern, ja selbst bei den Russen finden, dieselben, die wahrlich, sei es im Gedanken an Irland oder Indien, an die Reunionskammern Ludwigs XIV., an Napoleons Politik, an Savoyen oder Elsaß, an Marokko, Tunis, Trient, Albanien, an Flandern oder die Kolonien, an Finnland usw., Grund genug hätten, vom Nationalprinzip zu sagen: „O rühret, rühret nicht daran!" — Sie reden aber nur deshalb davon, weil sie dadurch gute Gelegenheit finden, gewisse Kreise und nichtkriegerische Staaten zu verblüffen, nach dem Grundsatz der Diebe rufend: „Haltet den Dieb!" —

Andererseits ist es aber nicht minder bezeichnend, daß heutzutage die „femininen" Pazifisten und ihre Bundesgenossen, die groß-redenden Englisch-Amerikaner, jene Redensart vom „Nationalitätsprinzip" mit Vorliebe im Munde führen, obwohl gerade die Vereinigten Bindestrich-Staaten in Kalifornien, Arizona, Neumexiko, sowie in Kuba, Porto Rico, Philippinen, Hawaii, Panama und Nicaragua, und neuerdings erst wieder in Mexiko das Schlagwort von den „volksfremden Gebieten und Elementen" ihrer intellektuellen und pazifistischen Freunde in um so eigentümlichere Beleuchtung rücken, als gerade das Idealland der sogenannten demokratischen „freisinnigen" Weltanschauung, eben diese Vereinigten Staaten, ein Völkermischmasch darstellen, tyrannisch zusammengehalten durch die englische Staatssprache und englische Rechtsordnung.

An der Hand solcher geschichtlicher Belegstücke hat darum der Gesichtspunkt ihrer Freunde keine Beweiskraft für uns, wenn die Herren Dernburg, Theodor Wolff, Delbrück, von Harnack usw. in der Eingabe der „Intellektuellen" vom Juli 1915 den „Grundsatz" aufstellen, „daß die Einverleibung oder Angliederung politisch selbständiger und an Selbständigkeit gewöhnter Völker zu verwerfen ist!" — Gewiß ist es richtig: „Das Deutsche Reich ist hervorgegangen aus dem Gedanken der nationalen Einheit, der nationalen Zusammengehörigkeit. Es hat nationalfremde Elemente nur langsam und noch unvollkommen mit sich verschmolzen, und wir wollen uns weder durch Ereignisse, noch durch leicht erzeugbare Stimmungen dazu drängen lassen, die leitenden Grundlinien der Reichsschöpfung aufzugeben und zu verändern, und den Charakter des Nationalstaates zu zerstören." — Jedoch gerade diese Tatsache beweist nur erst recht, daß ein Nationalstaat im strengen, enggefaßten Begriff heutzutage nicht möglich ist, ja nicht einmal denkbar! Auch noch nie in der Weltgeschichte hat es mächtige Völker und Staaten gegeben, die sich in eine doktrinär zurecht geschneiderte nationale Zwangsjacke oder in ein nationales Prokrustesbett einengen ließen. Weder Ägypten noch Babylon noch China oder das vorspanische Mexiko und das alte Inkareich sind trotz ihrer ausgeprägten

nationalen Eigenart „Nationalstaaten" im Sinne jenes pazifistisch, femininen Amerikanismus gewesen, — im Gegenteil.

Aber freilich, das ist das Kennzeichen ihrer Eigenart und ihrer Kraft, so lange sie diese behauptet und eine weltgeschichtliche Bedeutung als Machtstaat gehabt haben; — der Grundzug, die Quelle und die Gestaltung ihres Staatslebens war ausgeprägt nationaler Art. Auch Roms und Alexanders Reich bestand nur solange, als die Kräfte lebendig wirkungsvoll blieben, aus denen sie auferbaut waren, — das lateinisch-römische und griechische Wesen. Somit kann es natürlich keine Frage sein, daß des Deutschen Reiches Bestand und Fortentwickelung ausschließlich festgelegt sein und bleiben muß auf den Kräften des Deutschtums, — deutsche Sprache, deutsche Rechtsordnung, deutsche Sitte, deutsche Weltanschauung und was immer von deutschem Geist und Wesen sich national kennzeichnend geltend macht, — das muß tonangebend und allein maßgeblich für das Deutsche Reich in seiner inneren und äußeren Politik sein. In dem Stück sind darum wir „Nationalen" sogar viel zielbewußter und nationaler als die flauen Verfechter des sogenannten „Nationalprinzips". — Sollte dies aber vielleicht nicht gerade auch darin seine Erklärung finden, daß ein kräftiger Staatsgedanke, wie er allein getragen wird von einem Herren- und Machtstandpunkt, jenen Freunden des Pazifismus im innersten Herzensgrunde unerwünscht ist? Denn der nationale Machtstaat ist nach außen hin allen lauen Strömungen der kosmopolitischen Weltverbrüderung und der Versöhnungspolitik, dem „Geschäftsfrieden" (zum baldigen „bussiness as usual"!) und dem Kapitalismus als Weltherrschaft naturgemäß ebenso zuwider, wie er auch gänzlich entgegengesetzt ist einer Mischmasch-Politik nach innen, dem Triumph der demagogischen Masseninstinkte, u. z. der „Masse" der Zahl und des Geldes! — Je weniger man die Menschen als Masse schätzt und je mehr man den verderblichen Einfluß der rohen, brutalen Zahlengewalt bei den Menschen wie beim Gelde erkennt, um so klarer muß man die charaktervolle „Individualität", die starke Persönlichkeit des Einzelnen wie des Volkes werten und deren Sonderart wie Vorrecht gerade auch im Staatsleben betonen. Auch für den Staat, für das Volk und darum erst recht für das deutsche Volk gilt das — aus urdeutschem Geist gesprochene — Goethe-Wort: „Höchstes Glück der Erdenkinder ist doch die Persönlichkeit!" —

Denn was sind schließlich alle nationalen, kulturellen und politischen Bestrebungen der Völker, wenn sie nicht getragen, geschützt und entfaltet werden durch die Staatsmacht, — durch den Staat, das als unabhängige Macht rechtlich geeinte, zusammengefaßte Volk! Gerade durch diese Erkenntnis bekommt der Staat im Gegensatz zu der undeutschen Auffassung des Staates als Mittel zum Zweck, zum Zweck der Eroberung —

für uns sittlichen Selbstzweck als Verkörperung der Freiheit des Volkes, als ein lebendiger Organismus, der durch seine Organisationskraft nach innen und außen dem Staatsbürger Leben, Sicherheit, Freiheit gewährleistet. Was die Feinde „preußischen Militarismus" nennen, ist nichts weiter als der kantische Begriff des kategorischen Imperativs in das praktische Leben übertragen durch die Organisation des Staates. Die hieraus fließende, Gesetz bildende Kraft dieses preußischen Militarismus gestaltet den deutschen Staat zu einem System, das ganz auf den Pflichtgefühlbegriff, — auf den Begriff der Bildung und Menschenwürde aufgebaut ist. So setzt diese langsam, aber sicher zur Entwickelung gekommene Staatsidee deutscher Art in praktisch tatsächlicher Erscheinung, wie sie dieser Krieg offenbart, der hohlen Völkerbeglückung welscher Art mit ihrer unwahrhaftigen Losung: Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit, — die neuen Aufgaben und Lebensideale: **Ordnung, Gerechtigkeit, Bildung** — gegenüber! Darin verkörpert sich dann die rechte und wahre Freiheit der Völker.

Darum aber muß man die verstiegenen Wolkenkuckucksheim-Ideen von Franz und seinem vielschreibenden Nachbeter F. W. Förster auch durchaus ablehnen, daß an Stelle des Staates das „Europa" als Einheit zu treten habe. Ob je in absehbarer Zeit ein politisches Einheitsgebilde Europa — auf der Grundlage der europäisch-christlichen Kultur, — sich aus dem jetzigen Hexenkessel widerstreitender, in Todfeindschaft sich zersplitternder Belange der europäischen Völker und Staaten sich entwickeln wird, — erscheint mehr denn je als Zukunftsmusik, — und nicht einmal als eine schöne, trotz der triefenden Phrasen jener Pazifisten. Zurzeit tritt doch offen zutage, daß die gerade bei jenen pazifistischen Herolden vom Schlage Försters so beliebten Nationen und Nationchen an nichts weniger denn an Einheit und an die gemeinsamen Grundlagen der europäisch-christlichen Kultur denken. Denn nicht erst seit heute, sondern von langer Hand her bearbeiten sie praktisch und faktisch den gegenteiligen Gedanken, und suchen darum die ganze Welt der afrikanischen und asiatischen Welt, die Gelben, die Schwarzen und Braunen, gegen uns ins Feld zu stellen und mit dem Gift der Lüge alle Menschenbande zu durchsetzen. Obenein aber würde ein geeintes Europa sich gegenüber dem angelsächsischen Nord- und dem romanischen Südamerika nicht als eine eigenartige Besonderheit darstellen. Der neue „Europäismus", der ungeachtet aller völkischen, wirtschaftlichen und politischen Gegensätze den europäischen Gemeinbesitz sittlich, künstlerisch und allgemein kultureller Art in den Vordergrund rückt und darauf eine europäische Gemeinschaft sich begründen sieht, — kann ehrlicherweise den Amerikanismus nicht beiseite lassen und hat dann nur die Wahl, das Traumbild Europa mit dem des alten „Kosmopolitismus" Rousseauischer und französischer Revolutions-Idee zu verbinden: „Seid umschlungen Millionen, diesen Kuß der ganzen Welt!" — Nur schade,

daß immer gerade die ehrlichen Deutschen zu dieser Kußverbrüderung am bereitesten und offenherzigsten sich herzudrängen, wie Förster auch sagt: „Einer muß den Anfang machen mit Noblesse und Großmut!", — während die anderen aber, seien es Franzosen oder Italiener oder Engländer oder Russen und zumal die kleinen Lieblinge Försters, die Tschechen usw. — stets den Dolch heimlich im Gewande tragen und ihn noch in der brüderlichen Umarmung zücken oder wenigstens jederzeit den freundlichen „Weltbruder" knuffen, stoßen, hinterrücks ihm ein Bein stellen oder ihn sadistisch verfolgen und dann hinterher ihm noch kindisch eine lange Nase machen. — Oder, wenn man das wahre Gesicht dieses Europäismus nicht im Kosmopolitismus sehen will, — dann bleibt ihm praktisch nur die Lösung möglich, die das kluge Albion schon lange vor Franz und Genossen gefunden hatte, — die Weltherrschaft des Angelsachsentums, gestützt auf England als Vormacht Europas!

Halten wir uns darum an die geschichtlichen Tatsachen und die bescheideneren, aber auch wahreren, ehrlicheren Ideale des deutschen Volkes, dann tritt der Staatsgedanke um so sieghafter hervor. Jene Utopie von der höheren Kultur und Staatseinheit „Europa" vermag eine gleiche Höhe von Ordnung und Gerechtigkeit und Bildung sicherlich nicht zu zeitigen, wie wir sie in unserem deutschorganisierten Staate sich ausgestalten sehen.

Denn mit der deutschen Staatsauffassung ist in eigenartiger, ja fast einzigartiger Form eine Besonderheit verknüpft — das monarchische Gefühl. Gewißlich ist es schon kein Zufall, daß von sämtlichen Fürstenhäusern Europas, abgesehen von Deutschland — nur vier (Italien, Monako, Montenegro und Serbien) nicht deutschen Blutes sind. Aber viel kennzeichnender ist die Tatsache, daß die Monarchie allen Stürmen der Weltgeschichte zum Trotz in den deutschen Landen noch immer ihre stärkste und sicherste Stütze hat und — daß gerade in Europa ihre Wesensbedeutung im selben Sinne überhaupt nur noch in Mitteleuropa verstanden und gewertet wird. Kräftig lebt bei uns die Wirkung davon nach, daß die deutschen Staaten von ihren Herrscherfamilien geformt sind. Nicht die Landesbewohner haben den staatlichen Zusammenhang geschaffen, sondern vorwiegend auf Grund der Familienbeziehungen und Erbansprüche haben die vielen deutschen Fürstenhäuser oft in buntester seltsamster Weise die deutschen Landesteile zu Staaten und Stätchen zusammengeschlossen, zumal die Hohenzollern und Habsburger, die Wettiner, Welfen und Wittelsbacher. Dadurch ist ein festes, unendlich zähes Band geknüpft zwischen den deutschen Landen und ihren Fürsten, zwischen Staatsbewußtsein und monarchischem Gefühl. — Umgekehrt aber ist der monarchische Gedanke in dem englischen Vierverbande und bei seinen Helfershelfern (abgesehen vom andersartigen asiatischen Japan) nur noch im besten Falle

Schein, äußerer Verblendverputz am Staatsgebäude, dahinter sitzt die republikanische Gesinnung der politisch führenden Schichten um so ausgeprägter. Selbst in Rußland ist bei der allein maßgebenden Oberschicht das monarchische Gefühl durch und durch zerfressen und hohl. Es gibt, vielleicht mit Ausnahme der chinesischen, — keine blutrünstigere Herrschergeschichte als die der englischen Könige bis zur Thronbesteigung des deutschen Hauses Oranien. Nur die russische bietet ein, aber nur annäherndes Seitenstück dazu. Dies in Verbindung mit dem handelsstaatlichen Charakter Großbritanniens, macht es dem Kulturhistoriker und politischen Psychologen verständlich, daß vor allem England schon von jeher, ganz entsprechend seiner Geschichte die Monarchie nur als mehr oder minder zweckmäßige äußere „Dekoration" des Staatswesens angesehen, deren Daseinsberechtigung nur als Bekrönung der freien Parteiherrschaft und Herrschaft der jeweiligen politischen Führersippe anerkannt wurde. Eins der hauptsächlichsten Kampfmittel der Briten im Streben nach Weltherrschaft ist stets gewesen die Untergrabung der Staatsautorität in den ihren Zielen widerstrebenden Staaten. Was heute in Griechenland geschieht, und was in den britischen Kriegszielen geschrieben steht von Entthronung der Hohenzollern, Gefangenensetzung Kaiser Wilhelms usw., so lächerlich uns dieser Briten-Wahnwitz anmutet, sind nur die Kennzeichen der alterprobten englischen Politik. „Es ist immer ein durchgehender Zug der großbritannischen Politik gewesen, festbegründete Monarchien zu unterwühlen und Herrscher, die keine Scheinherrscher waren, zu beseitigen oder lahmzulegen", sagt Graf Reventlow mit Recht. „Im vergangenen Jahrhundert ging die Revolutionierung der europäischen Staaten in erster Linie von London aus und alle Revolutionäre fanden ein Asyl in London. Natürlich diente das Schlagwort der Freiheit der Völker und ihre Mündigkeit, ferner des Fortschrittes, der Kultur und Zivilisation als Aushängeschild. Die politischen Motive und Zwecke waren einfach die Schwächung der europäischen Staaten und Mächte, militärisch, politisch und wirtschaftlich. Die Türkei ehedem, und jetzt Griechenland, Bulgarien und Rumänien bekommen die Wirkung dieser englischen Politik zu kosten. Auch wird in der englischen Presse ganz ernsthaft erörtert, daß die Beseitigung der Monarchie von selbst dazu führen wird, den Militarismus zu zertrümmern, Deutschland wehrlos zu machen. Die Briten versprechen sich gerade von diesem Verfahren sehr viel, weil sie glauben, die Abschaffung der Monarchie werde die sofortige Einführung des parlamentarischen Systems und mit der Herrschaft der deutschen Demokratie die Schließung eines faulen deutschen Friedens zur schnellen Folge haben."

Eine feste, starke Monarchie ist dem Geist und Ziel des englischen Staatswesens eben durchaus zuwider, das liegt schon in der Natur des nach Weltherrschaft strebenden Handelsstaates, wie

bereits Phönizien, Karthago, Venedig usw. bewiesen haben. Die neueste Entwicklung der Verhältnisse in Rußland unter dem Einfluß des englischen Botschafters Buchanan als politischen Drahtziehers bieten dafür auch einen sehr bezeichnenden Beleg! Ganz im Gegensatz dazu steht das innerste Wesen der durchaus monarchisch gerichteten deutschen Staatsideen und der deutschen Staatsmacht. So gewiß wie jetzt im Kriege deutsche Fürsten und Fürstensöhne eine namhafte Rolle unter den Heerführern und Offizieren spielen, so gewiß wie der deutsche Kaiser im vollen Sinne des Wortes bei uns der oberste Kriegsherr ist, so gewiß wird auch für die weitere Entwicklung des Staates und der überragenden Staatsmacht der monarchische Gedanke der feste Einschlag im Staatsgefüge bleiben. Zu diesem durch und durch monarchischen Charakter des deutschen Volkes und seines Staatsgebildes, des Reiches, gehört darum als untrennbarer Einschlag die nationale Ausprägung unseres politischen (und natürlich auch kulturellen!) Lebens. Es ist kein anderer Weg der Weiterentwicklung Deutschlands denkbar als der, welcher fortbaut auf den Grundlagen unserer deutschen Kultur und Geschichte. Was bei dem Wirken Karls des Großen, zwar noch durch internationale fremdartige Einflüsse stark gehemmt, aber doch im Kern vorhanden war, was dann in Heinrich I. sich lebendig und zielbewußt verkörperte, was dann die Hohenstaufenzeit in mancherlei Abirrung verkannten und doch im letzten Grunde als Hochziele erstrebten, was darauf aber in der Brandenburg-Preußischen Geschichte, im Großen Kurfürsten wie in Friedrich dem Großen, in Kaiser Wilhelm wie in Bismarck, zumal sich gestaltete, nämlich der „wie ein Felsen von Erz fest verankerte Staat" als Macht und Hut des deutschen Volkstums und der deutschen Kulturaufgaben, ja der deutschen Welt, nicht nur des deutschen Gedankens in der Welt, das bleibt auch Kern und Ziel des deutschen Staates, mag sich das Reich auch immer weiter zu einem weltenweiten Reiche entwickeln.

Nicht Weltherrschaft im römischen oder englischen Sinne ist bei allem Streben nach Weltgeltung unser deutsches Ziel, denn wir Deutschen empfinden in der Tat ganz im Sinne jenes Treitschke-Ausspruches von einer „hassenswerten Weltherrschaft". — Aber um so entschiedener müssen wir bei unserer Neigung zu Kosmopolitismus und zu „objektiver" Gerechtigkeit darauf bedacht sein, in allem politischen Wirken und zugleich in allen kulturellen Lebensformen unsere deutsch-nationale Eigenart zu behaupten, ja entschieden und unentwegt zu betonen. Gerade die geschichtlichen Erfahrungen der Hohenstaufenzeit müssen warnen vor einer andersartigen Gestaltung der politischen Reichsziele. Soweit darum die politische Bemühung, Beeinflussung, Angliederung und selbst Eingliederung von fremdstämmigen Volksteilen und Kulturgliedern für unsere künftige Reichsentwicklung unvermeidlich sein sollte, die Vorherrschaft des deutsch-nationalen Geistes in unserem Staats-, Volks- und Kulturleben darf dadurch nicht be-

einträchtigt werden! Gilt es schon für die ganze Weltweite, daß sie am deutschen Wesen soll genesen, — wie viel weniger kann die deutsche Welt selbst des deutschen Wesens entbehren.

Apostelbriefe.

Dr. Franz Haiser.

Die Leser unserer Monatsschrift, wie überhaupt alle, die sich mit Liebe und Verständnis neudeutschen Reformbestrebungen hingegeben haben, wird vielleicht weit weniger die Schlechtigkeit, als vielmehr die Dummheit der Welt zeitweise zur Verzweiflung gebracht haben. Jeder, der Verständnis und Gewissen für unsere Fragen hat, fühlt nämlich das dringende Bedürfnis in sich, neue Anhänger zu werben und unseren Schriften, vor allem der P.-A. M. neue Freunde zuzuführen. Welch herbe Erfahrungen macht er aber bei seiner Werbearbeit in Freundeskreisen! Die meisten lesen überhaupt nichts anderes, als Tagesblätter gewöhnlicher Sorte mit ihrer Wahrheit und Dichtung, die schon in den ersten Morgenstunden aus den Stöcken schwärmen und bis spät in die Nacht hinein die Menschheit mit ihrem Honig beglücken. Diese Bienen fressen bei ihrer Arbeit die Wälder der Erde und den Holzreichtum des Landes auf und schaffen zumeist nur Honig, der zwar süß schmeckt, aber keine Kraft enthält, keine derbe Nahrung, die zwar bitter mundet, aber Erziehliches schafft. Der Werber für unsere Ideen trifft zumeist nur Geschöpfe, die bloß gut zu lächeln verstehen. Sie sind zwar unzufrieden, schimpfen, klagen, kritisieren, aber neuen Ideen wissen sie in der Regel nichts anderes entgegenzuhalten, als Stumpfsinn oder — Lächeln.

„Sie sind auch so'n Weltverbesserer, ich denke, wir hätten deren genug. Es kommt ja doch nichts heraus dabei, die Welt geht unbekümmert Ihrer Worte ihre Wege."

Dem kaufmännisch veranlagten Menschen ist alles viel zu wenig „praktisch". „Schaffen Sie billige Nahrung, billige Arbeitskräfte, Verkehrsmittel, Rohprodukte, billiges Geld, dann werden Sie Anhänger finden, mit geistreichen Ideen allein macht man das Vaterland nicht glücklich, die Menschen wollen essen und leben." — So spricht der Praktikus, der keine Ahnung zu haben scheint, daß jeder Praxis eine entsprechende Theorie vorauszugehen pflegt, daß in der Praxis stets das realisierte Abbild einer Idee, in Leben umgesetzt, erscheint. Das Leben der Völker leitete stets eine Idee, ein Lebensplan, wenn er auch niemals bewußt ausgesprochen wurde.

„Sie mögen ja Ihren Ideen nachjagen, wahrscheinlich haben Sie genügend Zeit dazu, ich muß mich leider mit der harten Wirklichkeit befassen."

„Also Sie gewähren mir großmütig die Erlaubnis dazu und haben für meinen Idealismus ein duldsames, milde und überlegen lächelndes

Verstehen bereit, ich danke Ihnen schön dafür, Sie haben sich jedenfalls Ihre ganze Weltweisheit aus den Feuilletons gewisser Tagesblätter geholt, wo man in jovialster Weise alles verzeiht, weil man bereits alles versteht."

„Entschuldigen Sie, ich wollte Ihrem Idealismus gewiß nicht nahetreten, ich wollte nur andeuten, daß einstens wohl Ideen die Welt beherrschen konnten, heute aber im Zeitalter der Aufklärung nur mehr harte Tatsachen maßgebend sind."

„Sie sind also der Meinung, daß diese sogenannten harten Tatsachen, die ihren Grund nur durch sich selbst haben, die Wirklichkeit darstellen, Ideen hingegen ein Gebäude errichten, das niemals den Erdboden berührt."

„In dem Gebäude der Ideen wohnt nur immer ein verhältnismäßig kleiner Kreis von Phantasten, denen das harte Leben nicht an die Gurgel greift und die Zeit für Ideen haben."

„Gar zu hart dürfte Ihnen das Leben nicht an die Gurgel gegriffen haben, sonst wären Sie gerade dadurch auf Ideen verfallen, es wird sich wahrscheinlich nur immer darum gehandelt haben, ob Ihre Jahresbilanz die erhofften Ziffern aufweist oder nicht. Deshalb hatten Sie für nichts anderes mehr Interesse, als für die Harmonie der Zahlen. Diese Zahlenharmonien sind auch Ideen und sie beherrschen heute die Welt. Einst herrschte der Teufel in Bocksgestalt auf der Erde und fuhr in Kinder und Weiber. Und die Folgen dieser Idee? Haben Sie nie so etwas von Hexenprozessen gehört?"

„Ja entschuldigen Sie, das waren eben . . ."

„Bitte lassen Sie mich gefälligst ausreden. Sie wollten dem Damals ein Heute gegenüberstellen, ich komme Ihnen damit zuvor: unser ganzer heutiger Materialismus, die Lehre, daß es weder Himmel noch Hölle, weder Gott noch Teufel gebe, ist diese Lehre nicht gleichfalls eine unbewiesene Idee? Und ihre Folgen? — Wann waren die Menschen glücklicher, das heißt weniger unglücklich, damals oder heute? — — — Vor sechstausend Jahren wurden die Völker versklavt, damit ihre Könige unvergängliche Grabstätten bekämen, Leben und Glück von Millionen wurden hingeopfert, um Steinquadern berghoch aufzutürmen. Die Griechen lächelten; ihr demokratisches Überlegenheitsgefühl hatte bloß ein Lächeln für Tölpel, die wie Schafe der Peitsche folgten, nichtsdestoweniger wurden sie aber alsbald selbst die Sklaven des plebejischen Kapitals, das mit der Demagogenherrschaft nach Perikles Tode in Athen sich breit machte. Der Hohn eines Aristophanes verhallte, man wollte es sich einmal durchaus nicht eingestehen, daß die Aristokraten noch weit nobler gewirtschaftet hatten, als das Kapital in den Händen des Pöbels. Auch heute höhnen vereinzelte Antidemokraten über den ‚Segen' der demokratischen Freiheit, der die ganze Welt zu Sklaven gemacht hat, um für eine Handvoll Milliardäre Berge Goldes aufzuhäufen. Und unser Volk muß bluten und arbeiten, um diese Pyramiden für Könige, die zwar nicht von Gottes, dafür aber von Dollars Gnaden sind, auf-

zuschütten, für die sogenannten ‚Tüchtigen', die es vom Hausknecht bis zum Milliardär gebracht haben. ‚Hoch die Tüchtigkeit'! — ‚Freie Bahn für den Tüchtigen'! Sie sind ja die gütigsten, die edelsten Menschen, diese ‚Tüchtigen', sie ziehen ihre Ellenbogen stets bescheiden ein und gießen über die von den Despoten im Purpurmantel befreite Welt ein wahres Meer von Humanität und Aufklärung aus! — Hinweg mit Junkertum, Militarismus und König! Heute herrschen wir ‚tüchtigen' Freigelassenen; Demokraten, Parlament, Demagogen im Wahllokale, wie Demagogen in der Gelehrtenstube haben uns auf den Thron erhoben, aber wir haben sie dafür glänzend besoldet und beim Pyramidenbau angestellt. Preßt dem Volke nur das Mark aus den Knochen, häuft die Pyramide, häuft sie, hoch der ‚Tüchtige', der Jauchegeborene, je niedriger, desto besser, desto ‚tüchtiger', desto edler benimmt er sich auf dem Throne der modernen ‚Freiheit'!

Was glauben Sie wohl, wann war die Menschheit glücklicher, das heißt weniger unglücklich, damals oder heute? — Der Pharao am Throne war ehrlich und offen, er sagte es offen heraus, daß seine Völker seine Sklaven seien, die für ihn ewige Wohnstätten zu bauen hätten, er war ja schließlich der Vertreter Gottes auf Erden und man arbeitete für den Gott. Die Könige der „Moderne" hingegen, die sich in Dollar-Pyramiden begraben lassen, sind die schamlosesten, die frechsten Lügner. Mit der Rechten segnen sie alle freiheitlichen Amulette und Fetische, mit der Linken aber pressen sie dem Volke das Mark aus den Knochen. Und das Volk schaut nur immer auf ihre Rechte, auf diese bodenlos gemeine Lügenfratze, weil ihre Fetische und Amulette gar so süß einzulullen verstehen, wie Opium und Haschisch! — Sollte einen da nicht der Teufel holen? Warum schweigen unsere Zeitungen, wenn es sich darum handelt, diese ewige Urlüge einmal gründlich aufzudecken, die der Herausgeber unserer Monatsschrift zu wiederholten Malen zerzauste, warum schweigen selbst unsere Nationalen, wenn es darauf ankommt, der modernen Freiheit die Maske herunterzureißen und ihre scheußliche Fratze der Welt zu demonstrieren, warum verschweigt man die Worte unserer Monatsschrift wie ein unheilschwangeres Geheimnis, man ist ja sonst auf das Schimpfen und Streiten in politischen Dingen gut abgerichtet, ich will es verkünden: weil diese ganze Gesellschaft, die beim Pyramidenbau angestellt ist und gut besoldet wird, den Tag des Gerichtes solange als nur möglich hinausschieben will, den jüngsten Tag nämlich, an dem die Posaunen verkünden werden, daß nur ein starker Königsthron, der von Gottes Gnaden ist, die Welt aus den Krallen des Kapitalismus befreien kann. — Was steht ihr herum und schweigt und gafft, ihr Sozialisten, Gleichmacher und Liberalen, bildet ihr euch vielleicht gar noch ein, daß i h r diese Posaunenstöße ertönen lassen werdet? — Wahnsinnige! Durch euch ist ja der Kapitalismus erst recht auf den Thron gekommen, ihr habt das Geld, das an und für sich weder

gut noch böse ist, in die Hände der Gemeinsten gelegt, nun habt ihr die Gemeinheit auf dem Throne! — Ihr klagt das Geld an, das der Ursprung alles Übels sei, klagt euch an, beklagt eure Borniertheit, die dem toten Gelde in den Händen der Gemeinsten ein böses Leben gab! — Ihr klagt über Volksverarmung und Kriegswucher und wollt das Kapital abschaffen, schüttet also das Kind mit dem Bade aus, seht doch erst hinein in die Sparkassen, Banken und Geldinstitute, was hatte der Händler vorher drinnen, und was besitzt er jetzt nach dem Kriege? Hat er sein Vermögen durch Kriegselend verzehnfacht, dann — Konfiskation! — Nicht das Geld, nicht der Alkohol, nicht die giftigen Heilkräuter sind die Feinde, die das Leben verdorren machen, sondern die bösen Menschen, in deren Händen sie erst zum Gifte werden. Ihr stellt Waffenpässe und Giftscheine aus und verlangt ärztliche Rezepte. Boden, Geld und Gelderwerb hingegen sollen auf der Straße zu finden sein, wo sie die Rohesten, die Selbstsüchtigsten, die — „Tüchtigsten" an sich reißen können! Nicht die Formel der Weltordnung entscheidet über Glück und Unglück, sondern der Mensch und seine Veranlagungen. Wie kann die beste Formel zum Segen gereichen, wenn böse Rassen sie immer und immer wieder in einen Jauchenherd verwandeln? —

Der Sozialismus greift das „tote Kapital" an, das arbeitende, hastende, unersättliche hingegen segnet er, er segnet die Hand des „tüchtigen" Freigelassenen, der es vom Hausierer bis zum Pharao der Goldpyramiden gebracht hat. Er weiß warum. Hinter dem toten Kapitale verbirgt sich gar manchmal noch eine geheime Kraft der Edlen, die vermöge ihrer Unabhängigkeit eine unbezahlte, ja eine passive Arbeit leisten kann. Die plutokratische Hinterlist, die sich hinter dem Sozialismus verbirgt, will die Unabhängigkeit des edel denkenden Menschen vernichten, er soll sein Brot auf die übliche Weise des hastenden Kapitales verdienen müssen, er soll gezwungen werden, in das Horn des Emporkömmlings und seiner Philosophie zu blasen, er soll geistig gebrochen werden. Unsere Parlamente, wie alle Stätten geistigen Schaffens sähen anders aus, wenn sie nicht an den Erwerb, an das „arbeitende" Kapital gebunden wären. Der freie, unabhängige Geist des wohlhabenden Bürgers und Adeligen soll also geknebelt werden, indem man ihn an den Erwerb, an die kaufmännische Weltanschauung bindet, man verdammt daher das Erbe und macht den Erwerb zu Gotte. Durch alle Schmutzlachen der Gesellschaft und des Geschäftslebens sollen die Söhne unserer Vornehmen erst hindurchwaten müssen, bevor sie sich ihre Stellungen im Staate erringen. Also „emporarbeiten" durch Gesellschafts- und Geschäftsverträge, im Clearing-Verkehr, wo der Meister der Geschäftskniffe das größte Guthaben besitzt! Wie verödet erscheint die Seele des Jünglings, wenn er alle diese Ämter der Linkskultur abgelaufen ist, sie gleicht der geschändeten Größe der Waldeinsamkeit, die eine Aktiengesellschaft durch Stauwerke, Turbinenanlagen, Hochspannungsleitungen, Zementbrennereien usw. bis zur Unkenntlichkeit

umgestaltet hat! Das Edle kann nur durch das tote Kapital zur Herrschaft gelangen, das auf den Erwerb verzichten kann und Ideen zum Siege verhelfen will.

Freie Bahn für den Edlen! Der Edle soll uns führen, nicht der Tüchtige im Sinne der Linkskultur, wie wir ihn jetzt kennen gelernt haben, halte die Augen offen, deutsches Volk, man will dich neuerdings mit einem frisch fabrizierten Schlagworte in die Arme der Linkskultur treiben! Ohne Noblesse des Charakters gibt es keine Tüchtigkeit im rassischen Sinne. Man muß fragen, wer ist der Tüchtige, in wessen Brust, in wessen Händen, in welcher Rasse wohnt diese Tüchtigkeit, gereicht sie uns zum Nutzen oder zum Schaden? — Freilich fordert der Edle, ohne zu bezahlen, der „Tüchtige" hingegen bezahlt alle seine Forderungen mit Geld, darum arbeitet und schafft er nur für einen Tempel, der den niedrigsten Begierden des Menschen dient. Der „Tüchtige" ist König in seinem Reiche der Linkskultur, der Edle hingegen in einem noch ungeschaffenen der Rechtskultur, für das der Gründer unserer Monatsschrift Baumeister bestellt hat."

Der Werber für unsere Monatsschrift und für unsere Gedanken hat mit dem kaufmännisch veranlagten Menschen schlecht abgeschnitten, denn auf jene Fragen, die ihm aus tiefster Brust drangen, erhielt er überhaupt keine Antwort. Nicht ein feindlicher Geist war Sieger über ihn, sondern sein gewöhnlicher Gegner, die Dummheit, gegen die sich überhaupt nicht ankämpfen läßt. Da heißt es einfach die Waffen strecken. Nun versucht er seine Werbearbeit bei einem akademisch Gebildeten, aber da kommt er womöglich vom Regen in die Traufe. So ein Herr Studierter gewöhnlicher Sorte hat außer den obligaten Tagesblättern, einigen populärwissenschaftlichen Flugschriften, in denen sich ein gewisser Kreis von Gelehrten und Zwischenhändlern des Geistes in selbstgefälliger Weise verherrlicht und einen Namen machen will, ferner einer ansehnlichen Menge pornographischer Lektüre, die bei keinem „modernen" Gebildeten fehlen darf, überhaupt nichts mehr gelesen, seit er seine wissenschaftlichen Mastanstalten mit dem Zeugnisse: „Gesund und kräftig entlassen" verlassen hat. Er hat seither nichts mehr gelesen und noch viel weniger gedacht. Seine einzige Sorge bleibt daher, den engen Horizont vor unliebsamen Entblößungen zu bewahren und eine tüchtige Portion Selbstbewußtsein und Arroganz ist immer das beste Schutzmittel dafür. Wie scharten sich doch die Söhne früherer Geschlechter, die noch der Idealismus beseelte, um den Meister, um den Freund, um den Verkünder neuer Ideen! Ehrfurcht und Hingebung, die steten Begleiter eines tiefen, warmen und begierig suchenden Gemütes, hatten freilich mehr Verständnis für den Idealismus, als die „moderne Welt", die zwar auch Ideen nachjagt, aber eben modernen Ideen, pöbelhaften, wie Nietzsche sie bezeichnet. Der modern Gebildete empfindet kein Bedürfnis nach Belehrung, sondern stets ein solches nach Besserwisserei. Entweder wird man mit dem obligaten überlegenen Lächeln abgespeist,

das beständig den Mund des achtundvierziger akademischen Bürgers umspielt und die seelische Sicherheit aller modernen Geschöpfe demonstriert, oder, man macht die Erfahrung, daß der Umworbene ängstlich darauf bedacht ist, alle neuen Ideen, als auf seinem Holze gewachsen, hinzustellen. „Gewiß, aber das habe ich schon längst selbst gesagt, in dieser oder jener Gesellschaft, in der und der Rede, in der und der Zeitung." Es ist ihm nicht um die Idee, sondern nur um das Patent zu tun. Ein Bedürfnis nach klarer Auseinandersetzung der Gedanken, nach Streit, der auf allen Gebieten nur befruchtend wirkt, nach Einigung, nach Durchringung zu einem gemeinsamen Ziele, empfindet die moderne Jugend nicht. Entweder stumpfsinniges Dahintrotten im Fahrwasser des Zeitgeistes, oder ein Herumreiten auf seinem eigenen geistigen Machwerke, das man aber weder vor sich selbst, noch vor der Welt genügend begründen und verteidigen kann, das man nur dem Erwerbe, dem Emporkommen, dem Ehrgeize dienstbar gemacht hat.

Was nützt es also, die Welt auf die moderne Tyrannis aufmerksam zu machen, auf Sklavenarbeit und Goldpyramiden, die der Edle für gemeine Emporkömmlinge schaffen muß, die Menschheit schreit weiter nach „Freiheit und allgemeinen Rechten", um sich womöglich noch immer tiefer in den Netzen des Kapitalismus, der hinter allen diesen Freiheiten und allgemeinen Rechten seine Bombengeschäfte macht, zu verstricken. Das Wesen der Freiheit ist ein so schwieriges Kapitel, daß es nur an der Hand der tiefsten Philosophie einigermaßen — geahnt und erläutert werden kann. Die moderne Flachgeisterei wirft aber mit diesem Mysterium herum, wie die Köchin mit den gelben Rüben beim Gemüsehändler. In meiner „Überzeugungskraft des Beweises" habe ich die Freiheit von meinem Standpunkte aus beleuchtet. Ich werde jedenfalls noch in meinem nächsten Buche: „Ein Alexanderritt durchs Reich des Geistes" darauf zurückkommen.

Die demokratische Freiheit ist jedenfalls der richtige Nährboden für den Kapitalismus, für die Entfaltung des „Tüchtigsten", den wir bereits näher kennen gelernt haben. Wie aber sollen nun unsere Werber auf diese beispiellose Verblendung hinweisen, wenn alle Hülfsmittel versagen. Die Tagesblätter bleiben ihnen verschlossen. Wir haben keine Regierungen, die unseren Stimmen dort Zutritt verschaffen, die „Freiheit des Geistes" existiert nur für die „Freiheitlichen", wir hingegen werden vormärzlich zensuriert. Wie ein ängstlicher, mißtrauischer, schuldbewußter, gespensterseherender Bluthund der Dramen Shakespeares benimmt sich die Linkspresse unseren Worten gegenüber. Wie viel gibt es aber da auch zu verheimlichen und zu verdecken! Es wäre eine Katastrophe für den Hofstaat der Linkskultur, wenn die Welt einmal die ganze Hohlheit der „Freiheit des Geistes" gewahr würde. Das sind Fragen, die nicht bloß Deutschland, sondern die ganze Welt berühren. Während wir in Deutschland auf einen wohl kleinen, aber sich beständig erweiternden Kreis hinweisen können, der

für sie warmes Empfinden und Verständnis hat, verweilt die übrige Welt noch im tiefsten Schlummer, der um so verderblicher wird, je länger er anhält.

Unsere Freunde und Werber täten am besten, eine rechtskulturelle Literatur ins Leben zu rufen, die unsere Gedanken in dichterischer Gestaltung wiedergibt. Mehrfach wurde auch schon der Versuch gemacht, aber leider war das Bild noch immer nicht ganz rein, es fielen zumeist noch immer die Schatten der Linkskultur hinein. Freilich ist es sehr schwer für einen Schriftsteller, sich ganz aus einer Zeitstimmung herauszureißen, in die er sozusagen hineingeboren ist. Er soll so schreiben, daß ihn nahezu die gesamte Tagespresse totschweigt, dann ist er unser Mann! — Wer hat den Mut dazu? Die Linkskultur hat sich gleich bei ihrer Geburt an die Literatur gewendet, die ihre ganze Sorgfalt auf die Pflege dieses Kindes verwendete. Ihre heutige Werbeliteratur ist ganz ihrer würdig, die besten pornographischen Spezialitäten haben gleichzeitig die glänzendsten freiheitlichen Erfolge erzielt. „Panem et circenses"!

Das Volk muß vor allem überzeugt werden, daß nichts so sehr dem Kapitalismus in die Hände arbeitet, als eine demokratische Verfassung. Es wäre gut, Landkarten anfertigen zu lassen, die die enge Verwandtschaft von Demokratie und Kapitalismus anschaulich darstellen. Hierbei soll natürlich in erster Linie das lebende, das gefräßige, das unersättliche Kapital berücksichtigt werden, das ja der eigentliche Welttyrann und Volksfeind ist, es wäre scharf zu trennen vom sogenannten „toten", das den bleibenden Besitzstand der Geschlechter bildet. Die Völker müssen ihre Rettung vertrauensvoll in die Hände einer gänzlich unabhängigen und mit allen Machtvollkommenheiten ausgerüsteten Oligarchie der edelsten und gescheitesten Männer legen, es gibt keinen anderen Ausweg, jede Revolution von unten war bisher stets mit einem glänzenden Siege der ordinärsten Kapitalswirtschaft verbunden. Es würde nur einen Segen für die Völker bedeuten, wenn durch gewisse Einschränkungen der Gewerbefreiheit gänzlich unnütze Betriebe, die nur das hetzende Kapital ins Leben gerufen hat, verschwinden würden. „Arbeit um der Arbeit willen" ist der größte Irrtum, den je die Weltgeschichte zu verzeichnen hatte. Wie viel geistige Kultur könnte mit dieser sinnlos vergeudeten Energie geschaffen werden!

Wer die Welt aber gründlich erlösen will, der muß dem Naturwillen in die Hände arbeiten, alles andere sind nur Surrogate, die wir notgedrungen in Kauf nehmen müssen. Ich kann nur nochmals wiederholen, nur das staatlich und gesellschaftlich rechts organisierte Gemeinwesen entspricht dem Entwicklungsplane. Schon das Weib ist nichts anderes, als eine stark differenzierte Kaste der gleichen Art, die erste Kaste, die die Natur innerhalb der Arten schuf. Nur das Kastengemeinwesen strebt zum wahren Organismus, zum Bewußtsein des „Staates" und der „Gesellschaft" empor, Ausgleich ist Rückbildung zum Wurmstadium. Je höher der

Organismus, desto vertiefter die Gegensätze der differenzierten Artzellen, desto mehr Über- und Unterordnung. Leberzellen können niemals Gehirnzellen hervorbringen, ihr ganzes Geschlecht ist a priori für die Lebertätigkeit prädestiniert. Die „Totalität des Charakters" der Urzelle verliert immer mehr an Selbständigkeit zugunsten des neuen Willens des Gesamtorganismus, das Chaos der Autonomie der Urzeit ist völlig der Zentralisation des Eingottwillens gewichen. Man könnte einwenden, daß so ein Bild die völlige Überwucherung des Staates über das Volk darstelle und ein solches Gebilde müsse erstarren, weil ihm das belebende Element, die freie Persönlichkeit des Individuums fehle. Dem ist aber nicht so. Auch der strammste, festestgefügte Organismus, womit man das Kastengemeinwesen vergleichen kann, enthält ein Organ, dessen Individuen die freie Entfaltung und Differenzierung der Person bewahren, ja sie immer noch steigern. Die Art darf nicht erstarren, sie muß fließen. Aber die Erreger der Veränderung der Art haben sich auf dieses Organ zurückgezogen, sind nicht wahllos auf die Zellen der übrigen Organe, oder gar auf artfremde Zellen verstreut. Das ursprüngliche Kastengemeinwesen war der richtige Keim zu einer gesunden Weltordnung, es wurde aber immer wieder durch den Einbruch von Seuchen in das Reich des Geistes (bedingt durch Verköterung) in der Entwicklung gehemmt und zurückgeworfen. Mag sich die moderne Anschauung noch so sehr dagegen sträuben, der Plan der Natur ist unabänderlich. Unermeßlichen Jammer wird die Welt zu überstehen haben, bevor sie diese Seuchen überwunden haben wird. Gerade heute stehen wir unter dem Drucke einer neuen Krankheitswelle: die ganze Welt ist unter dem segensreichen Einflusse der Dollarpyramiden-Könige wieder einmal freiheitswahnsinnig geworden. Es muß zur Krisis kommen, die Freiheit muß sich einmal ordentlich ausschwüren. Hoffentlich übersteht die Menschheit diesen Höhepunkt der Krankheit.

Der Krieg und der deutsche Geist.

Prof. Dr. G. A. O. Collischonn.

Als der Krieg ausbrach und Staat auf Staat unser offener Feind wurde, gab es in Deutschland nur eines: Handeln; alles bloße Denken, alle Theorien waren verschwunden. Jeder trat schlicht an die ihm gewiesene Stelle, alle Kräfte strömten in die ihnen bestimmten Bahnen, zahllose Einzelgeister und Einzelwillen ordneten sich einem Gedanken, einem Ziel unter. Was war geschehen? Der Staat war in Funktion getreten. Und mit Staunen erkannte die Nation, was für ein Werkzeug sie in dem Staate besaß. Hatte im Frieden ein großer Teil des Volkes dem Staate gleichgiltig, ja mißtrauisch gegenüber gestanden, als einem leidigen Forderer, ihn fast als ein Übel betrachtet, als ein Hindernis eigener Pläne und

eigener Kräfteentfaltung, jetzt, im Augenblick der ungeheuersten Gefahr für den einzelnen und die Nation gab es nur eine Erkenntnis: Mit diesem Staate siegen oder fallen wir.

Aber der deutschen Seele ist es nicht gegeben, ganz im Handeln aufzugehen. Alsbald öffneten wir auch dem überwältigenden Erlebnis des Krieges gegenüber, das wir zunächst durch Handeln bezwangen, wieder die Augen der Seele. Es war ein Erlebnis von so aufwühlender Größe, Tiefe, Weite, daß alles bis dahin Erlebte: alle Wunder und Schrecken des Friedens, der Kunst, der Wissenschaft, der Natur verblaßten und das Rätsel des Daseins die deutsche Seele allein mit den grausamen Sphinxaugen dieses Krieges anstarrte. Man sagt, daß man niemals den Blick vergessen kann, mit dem ein Mensch auf uns eindrang mit dem Willen, uns zu töten, daß dieser Blick die Erfahrung aller Erfahrungen ist, weil in ihm auch der letzte Funke dessen erloschen ist, von dem alles Leben lebt, vom ersten Atemzug des Kindes bis zum letzten des Greises: die Liebe. Diesen Blick hat das ganze deutsche Volk empfunden, als die Welt mit dem Auge des Mörders und Lügners auf es eindrang, der nicht nur seinen Leib zerstückeln wollte, sondern auch seine Seele morden aus tiefgründigem Haß, einem Seelenhaß, den uns Staatsmänner, Gelehrte, Dichter, Philosophen, Künstler, Zeitungen mit wut- und geifererfüllten Worten, schamlos, ins Gesicht geschrieen und gespieen haben. Wir hatten wieder einmal am Turmbau zu Babel gearbeitet, von internationaler Verbrüderung geträumt auf der Grundlage von Verkehr, Handel und Industrie, Wissen und Können, gemeinsamen Interessen, sozialem Fortschritt und Zivilisation. Man hatte das Leben auf Berechnung eingestellt. Da griff es mit furchtbarer Hand heraus aus dem Unberechenbaren, und das Leben offenbarte Tiefen, an deren Rand das Dasein schlotternd stand, ein Nichts gegenüber den Mächten der Vernichtung und der noch erschütternderen Realität der geistigen Mächte des Lebens, die dieser Vernichtung das bloße Dasein furchtlos in den Rachen warfen. Es ging ein Hauch des Metaphysischen über uns, der nicht aus dem Jenseits kam, sondern aus dem innersten Kern des Lebens selbst. Es gab wieder Dinge, die nicht nur mit der Vernichtung ungeheurer ökonomischer Werte, sondern auch mit dem Untergang von Millionen lebendiger Seelen nicht zu teuer erkauft waren. Das Leben triumphierte an Millionen Stellen über das Dasein. Das Dasein wurde zu einem bloßen Einsatz im grandiosesten Spiel des Lebens, einem Einsatz, mit dem man das Recht gewann, singend Orphisches, Kosmisches zu erleben.

Was war das, was da sang? Es sang das Leben, es sang die deutsche Seele, die nicht starb im Untergang des Daseins, sondern in ihm erst ihre ganze Herrlichkeit offenbarte. Da rang sich die Frage los: Was ist der Krieg? Ist er ein Geschäft skrupelloser Handelsleute, eine Berechnung schlauer Staatsmänner, ein Abenteuer machtlüsterner Kriegsleute?

Wir wußten es alle plötzlich aus tiefster Seele anders. Die deutsche Seele erlebte den Krieg weder als Naturwidrigkeit, noch als Kulturwidrigkeit, sondern ganz einfach als Schicksal. Er hing zusammen mit allem Tiefsten, Stärksten, Männlichsten, aber auch mit allem Feinsten, Zartesten, Schüchternsten, Weiblichsten in unserer Seele. Unsere ganze Seele war in ihm ohne Rest. Wir wußten plötzlich, daß der Krieg, so materiell er sich gebärdet mit seinen Kanonen, Schützengräben, Munitionsmassen, Eisenbahntransporten, im Kern ein psychisches Geschehen ist. Aber trotzdem: Seine äußere Gestalt war doch so fragwürdig, so furchtbar, so irrational, sein Auftreten so zerstörerisch, so katastrophal! Warum bejahten wir ihn trotz alledem? Woher kam die Freiheit, die er aushauchte unter aller eisernen Notwendigkeit? Warum sagte unser Gewissen ja zu all dem furchtbaren Tun und Leiden? Was stellte all unser Handeln jenseits von Gut und Böse? Es war, daß es sich dabei nicht um unser Einzelschicksal handelte, um ein Geschehen, das wir nach Willkür verneinen oder bejahen konnten, sondern daß das Schicksal der Nation das Einzelschicksal mit unwiderstehlicher Gewalt ergriffen und ihm seinen Weg aufgezwungen hatte. Alle Gewissensverantwortung hatten wir diesem höheren Schicksal überbunden als einer Notwendigkeit und dafür eingetauscht die Freiheit zur restlosen Entfaltung aller unserer schöpferischen und zerstörerischen Kräfte im Dienste des Staates.

Wer aber war dieser Staat, daß er uns alle Verantwortung abnehmen und als Gegengabe alle unsere Kräfte verlangen konnte? War er bloß der Tyrann unserer Seelen, dem wir Gewissen und Verstand opferten, in Verblendung, unter der vergewaltigenden Führung Preußens und unter der Verführung durch einige eiserne Staatsmänner, Generale und Philosophen, die den Geist Goethes verleugneten, wie englischer „cant" heuchelt? Nur unter Deutschen hatte man allerdings eine Begründung solcher Selbstverständlichkeiten wie Vaterlandsliebe und nationaler Staat nötig. Die Staatslehre jener eisernen Männer war die mühsam erworbene Erkenntnis einsamer Seelen, denen nichts bei ihrem Denken zu Hilfe kam in der deutschen Geschichte als das unsagbare Ringen des preußischen Staates um praktische Geltung und um die Seele der deutschen Nation. Aber dieser ungeheure Krieg hat das Volk aufgerüttelt, und was das Geheimnis weniger war vom Wesen des Staates, das hat er zum Wissen aller gemacht. Wir wissen es heute, der Staat ist weder eine Schöpfung geistlosen Machtwillens, noch ein lebloses Gebilde aus Beschlüssen und Verträgen einzelner untereinander, die sich gegenseitig ihre Rechte einräumen und beschränken. Beide Ansichten übersehen das organische Gebilde, das zwischen dem einzelnen und der Menschheit steht: Das „Volk", das ein ebenso reales Sonderwesen ist wie das Bienenvolk gegenüber hundert einzelnen Bienen. Der Staat ist das Lebensorgan des Kollektivindividuums Volk. Mit ihm grenzt sich eine Volksindividualität

von der andren ab. Durch ihn wird erst das Volk zur Nation, aus einem biologischen Gebilde zu einem geschichtlichen Gebilde. Der Staat ist nicht Naturform, sondern Kulturform. Er verdankt seine Existenz dem sozialen Schöpfertrieb und dem bewußten Wollen des Volkes. Wie die Sprache ist der Staat ein Kulturgebilde, das sich aus denselben tiefen, dunkeln Naturgründen erhebt wie die Sprache, naturgeboren und doch hinausgewachsen aus der Naturgebundenheit in die Freiheit und das Licht der Phantasie und des Willens. Erst aus seiner Eigenschaft als Kulturgebilde wird ihm die Fähigkeit, eine Vergangenheit und eine Zukunft zu haben, Geschichte zu machen. Der Bienenstock hat keine Geschichte, so wenig wie die Herde und die Menschenhorde. Erst im Staate erhält daher ein Volk als Nation auch eine Zukunft. In ihm pulsiert das Leben der Nation. Er ist ein gewachsener und wachsender Organismus, der durch lebendige Taten lebt, sich wandelt und wächst, solange das Volk sich wandelt und wächst, der sich unaufhörlich weiterbildet an den Aufgaben, die die Geschichte dem Volke stellt, der die geistige Tradition des Volkes weitergibt, weit hinaus über das Leben des einzelnen und über das der Generationen, als Träger der geschichtlichen Volkserlebnisse, Volksaufgaben und Volksansprüche, der geistigen Volksgüter und der Volksehre. So lebt, wirkt, wächst die Nation und mit ihr der Staat und die Größe seiner Aufgaben. Er wird immer mehr Kulturgebilde, auch darin der Sprache verwandt, immer mehr Träger des nationalen Geistes, immer mehr ein Charakter.

Damit aber hebt er sich auch immer energischer ab gegen die anderen Staaten. Sein Wachstum wird von ihnen als bedrohlich empfunden, mag es im unmittelbaren äußeren Kräftezuwachs an Land bestehen oder nur im rascheren Tempo seines inneren Kräftezuwachses. Es lassen sich deutlich drei Arten des Wachstums der Staaten unterscheiden: Die mechanische Art, bei der immer neue Stücke Landes an den Grenzen aus militärischen oder kommerziellen Gründen angegliedert werden, die typischen Vertreter sind Rom und England; die idealistische Art, bei der ein seelisches Bedürfnis die Triebkraft ist, die überwältigende Macht einer sittlichen oder religiösen Idee, ihre Vertreter sind das deutsche Kaisertum des Mittelalters, der Islam und als letzter Napoleon I., und schließlich die dynamische Art, deren zwingende Ursache die Steigerung der Volkskraft ist, ihr Vertreter ist das Deutsche Reich.

So entstehen zwischen den Staaten Spannungszustände, die allein durch ein radikales Messen der gegenseitigen Kräfte ihre zeitweilige Lösung finden können. Das ist der Krieg. Ist der Staat das Mittel, die Volkskräfte zu organisieren, so ist der Krieg das Mittel, sie durchzusetzen, wo man ihnen den Weg vertritt. Das Aufhören des Krieges, das die Pazifisten erträumen, wäre nur möglich, wenn es gelänge, nicht nur einen Zustand des Gleichgewichts der Kräfte herzustellen, sondern auch eine absolute Gleichheit des Tempos ihres Wachstums und schließlich eine

völlige Übereinstimmung in den sittlichen Zielen, Idealen, Wertungen der einzelnen Nationen. Da dies eine Utopie ist und die durch die Ungleichheit des Wachstums immer neu erzeugte Ungleichheit das unveränderbare Wesen des Lebens und der Natur ist, so bleibt als einziges Mittel das Messen der Kräfte, um die Berechtigung von Ansprüchen festzustellen. „Alle Kriege", sagt Kant, „sind so viele Versuche, neue Verhältnisse der Staaten zustande zu bringen." Der Gedanke, die Entscheidung über die Berechtigung der Ansprüche rivalisierender Nationen einem Schiedsgericht zu übertragen, beruht auf einer vollkommenen Verkennung der Dinge, um die es sich handelt. Eine richterliche Entscheidung ist nur möglich, wo es sich um ein konkretes Streitobjekt, niemals aber da, wo es sich um persönliche Geltungsansprüche handelt, die nicht in einem geschriebenen Recht wurzeln, sondern im subjektiven Gefühl des eigenen Wertes und der eigenen Kräfte. Zwischen Deutschland und seinen Feinden gibt es heute noch kein konkretes Streitobjekt, das nicht erst der Krieg selbst geschaffen hätte; selbst die letzte Veranlassung des Krieges war kein auch nur juristisch faßbares Konkretes, sondern eine Frage der Ehre, über die es keine Entscheidung gibt als die des Gekränkten selbst. Die Beschlüsse des glänzendsten Areopags können nichts entscheiden, weder über die Berechtigung der persönlichen Ansprüche eines Volkes, noch über die Berechtigung der seelischen Motive, die es zum Kriege führten: Frankreichs verletzte Eitelkeit, Rußlands dumpfe Ranküne, Englands Furcht vor dem stärkeren Rivalen. Die Völker prüfen, wägen und messen einander im Kriege, er ist nichts als dies Messen der Kräfte selbst. Er ist nicht allein, wie Clausewitz sagt, „die Fortsetzung der Politik", sondern die Fortsetzung des Ringens um die Ziele der Nation überhaupt.

Deshalb ist der Krieg auch nicht vom Standpunkte des Friedens aus zu beurteilen, sondern von der Warte des Lebens aus biologisch zu werten als höchste Anspannung aller Kräfte der Nation im Angesichte ihrer Daseinsaufgabe. In der höchsten Not und Gefahr löst das Leben die höchsten Probleme. Alle Friedenszeiten leben noch von dem Geistesreichtum, den der Krieg in die Seele eines Volkes gegossen hat. Damit hängt es tiefinnerlich zusammen, daß die Deutschen Krieg und Kriegshandwerk allezeit mit Ehrfurcht betrachtet haben, als ehrenvolles Vorrecht des Freien, obgleich kein Volk in der Seele friedlicher ist als das deutsche. Uns ist der Krieg nicht ruhmvolle Schaustellung der Nation, wie den Franzosen, noch viel weniger ist er uns ein Rechenexempel mit Verlust und Gewinn, das man von unfreien Söldnern lösen läßt, wie den Engländern. Wer seine Kriege nie mit seinem besten Blute geführt hat, der kennt die sittliche Potenz des Krieges nicht und kann nicht begreifen, daß uns Armee und Kriegsdienst „sittliche Güter" sind. Nur in einem feilschenden Bürgertum konnte der lästerliche Gedanke aufkommen, der Krieg sei ein Geschäft oder ein Ausbruch atavistischer Raubinstinkte. Die deutsche

Volksseele weiß es anders und spricht es aus in dem unwilligen Ausruf eines ihrer größten politischen Denker: „Um Leben und Eigentum der Bürger zu schützen, werden die Kriege doch wirklich nicht geführt, sondern um der Ehre willen." Und einer unserer größten Dichter legt gleichsam den Sinn dieser Worte näher aus, wenn er sagt: „Im Kriege schützen wir nicht, was wir mit dem feindlichen Volke gemein haben, Haus und Hof, Weib und Kind, sondern was uns von allen anderen Völkern unterscheidet." Und ein neuerer Philosoph erklärt: „Um der Zukunft willen, soweit sie nur mehr in freier Tat gestaltbar ist", führen wir Krieg. Diese Zukunft aber wollte und will man uns verlegen. Nicht den deutschen Staat allein will man zertrümmern, sondern den deutschen Geist will man austilgen vom Angesicht der Erde.

Wir aber leben seit lange der Überzeugung, daß England die Welt knechtet und ausbeutet auf Grund unberechtigter Ansprüche, auf Grund nur scheinbarer Kraftfülle, an der es selber zweifelte, als es die ganze Welt gegen deutschen Geist zu Hauf brachte, auf Grund bloß erlogenen Rechtes einer höheren Kultur, die wir ihm abstreiten im Bewußtsein, selbst Vertreter eines edleren Geistes zu sein; und der wahrhaft niederträchtige, schamlose Geist, mit dem es diesen Krieg vorbereitet hat und führt, beweist nur zu sehr, daß wir tatsächlich die höhere Kultur haben. Es ist ein prachtvolles Wort Anton Fendrichs: „Wir sollen uns nicht rühmen, besser zu sein als die anderen, wir sollen uns dessen aber auch nicht schämen." Und stolze, hellklingende Worte sind es, die dieser Krieg einem andern deutschen Mann in den Mund gelegt hat: „Nur das kriegerische, nicht das friedlich ökonomische Kampfprinzip kann die edlere Minorität auf die Dauer vor dem Untergange retten. Der Krieg allein schafft dem Rechte des edleren Volkes eine weitere Sphäre der Verbreitung und Anerkennung. Und die edelste Nationalpersönlichkeit soll ans Ruder."

So ist der Krieg letzten Endes ein Ringen und Messen der Geister, dieser Krieg aber wesentlich ein Kampf des deutschen und des englischen Geistes. Dieser Kampf hat als rein geistiger Kampf begonnen lange vor diesem letzten Ringen. Er hat bei uns begonnen als Befreiungskampf von englischem Denken auf allen Gebieten des Geistes, von dem der Religion bis zu dem der Nationalökonomie. Das ganze 18. Jahrhundert und noch das 19. hindurch ist deutsche Wissenschaft infiziert von englischem Denken, so daß es sich unsere großen deutschen Philosophen vom Anfange des 19. Jahrhunderts, ein Fichte, Schelling, Hegel, gefallen lassen mußten, vom wissenschaftlichen Pöbel, der auf englische Methoden schwur, verspottet zu werden, daß man es wagte, einen Hume über Leibnitz zu stellen und einen Spencer in einem Atem mit Kant zu nennen. Von diesem Kampfe aber merkten die Engländer nichts in ihrer Selbstzufriedenheit. Die Augen gingen ihnen erst auf, als der deutsche Geist neben philosophischen Systemen die gigantischen Bauten der Schwerindustrie, des

Schiffbaus, des Welthandels, der chemischen und physikalischen Industrie, der sozialen Einrichtungen, des Heerwesens errichtete, als er sich einen Staat geschaffen hatte und materielle Mittel und Wege der Wirkung. Und doch war das nur derselbe idealistische Geist, der das von England mit duldsamem Spott geschätzte Zeitalter Goethes schuf, zu dem man uns gern mit englischer Verlogenheit als unserem besseren Selbst zurückführen möchte. Die Aufmerksamkeit Englands wurde bald zur Sorge, die Sorge zum Neid, der Neid zum Haß. Denn man fühlte, daß hier ein Geist auf den Plan getreten war, dem man nicht gewachsen war, der stärker war als der Geist, mit dem England die Welt in Botmäßigkeit hielt.

Es gibt nichts Aktiveres, Aggressiveres auf der Welt als den Geist und sein stärkstes Kind: Die Idee. Er ist der Herr und Entfesseler aller materiellen Kräfte und auch noch der Vater des Krieges. Er ist weder unbeschriebenes Papier noch photographische Platte, die passiv die Welt empfängt, wie englischer philosophischer Flachsinn lehrt; er ist selbst aktive, wachsende Natur, schöpferische Entfaltung, um sich greifende Gestaltungskraft. Deutscher Geist hat sich nie damit begnügt, zu registrieren und Nutzwerte aus der Umwelt zu ziehen, sein Ziel war immer die Gestaltung. Nicht Zivilisation, Bequemlichkeitskultur, sondern die Gestaltung eines geistigen Wesens, das die sinnliche Welt nach sich formt, das ist sein adeliges Streben. Sie schelten uns Barbaren und tragen dieses Scheltwort als Schild und Deckmantel ihrer eigenen Schwäche vor sich her. Es soll uns nicht nur als Verächter von Sitte, Gesetz und Verträgen brandmarken, es wirft uns auch Mangel an ästhetischer Form vor. Aber es gibt zweierlei Arten Form, die einen sehr verschiedenen biologischen Wert haben: Die eine ist die schöne Schale erstorbener Kultur, die den Stillstand des schöpferischen Geistes anzeigt; die andere die werdende, wachsende Form, die das Drängen des lebendigen Geistes immer wieder sprengt, um eine neue erstehen zu lassen. Das in seiner Art Vollendete, Rundgewordene, die überall von demselben Geist durchwaltete Form, wie sie England besitzt, die zur Natur gewordene Geschmeidigkeit und Anmut, wie sie die romanischen Kulturen besitzen, sind das Schlußergebnis einer langen Entwicklung. Sie sind damit aber auch ein Ende, das Ende einer ursprünglichen Kraft und Energie, die sich in einer Richtung ausgegeben hat, die nichts mehr fundamental Neues schaffen kann, ihre Mission erfüllt hat, keine Zukunft mehr hat, gleichsam in ihrer eigenen Form gefesselt liegt. Alles Natur Gewordene ist ein erreichtes Ziel, eine endgültige Vollkommenheit, geronnene Kultur, ein Schluß, ein Stillstand, ein Höhepunkt, nach dessen Überschreitung nur noch Zerfall eintreten kann, in dem die bewegte, geisterfüllte Form schließlich zur Formel und Schablone erstarrt, die sich jeder ohne Mühe aneignen kann, die deshalb auch eine große werbende Kraft hat. Gerade die werbende Kraft englischer und romanischer Kultur ist ein Zeichen ihres Erstorbenseins. Denn werbende Kraft und schaffende Kraft sind nicht

identisch, sondern Gegensätze, wie jeder große Künstler es durch seine Lebenserfahrung bestätigt. Werbende Kraft und originale Kraft stehen im umgekehrten Verhältnis: der anmutigen Form gehört die Gegenwart, der originalen Kraft die Zukunft. Das ist das, was die Männer von 1813 im Innersten erlebten, und was wir heute wieder erleben: in uns ist die originale Kraft, in jenen nur das Erbe der Väter. Uns aber, den Suchenden, dem Geist, der noch Überschuß hat, der noch fortwährend die Form sprengt, weil seine Kraft noch nicht in Form ausgegeben und gebunden ist, uns, den Unfertigen gehört die Zukunft. Das edlere Volk ist letzten Endes nicht das vollendeter geformte, sondern das höher und edler wollende, das jetzt noch formlos erscheint, um später eine um so höhere Form zu entwickeln.

Sie können uns nicht begreifen, der engere Geist kann den weiteren nicht fassen, aber sie empfinden uns als unheimlich, und indem sie uns mit ihren Denkkategorien zu begreifen suchen, statten sie uns mit allem Niederträchtigsten aus, was sie selbst in den schmutzigsten Winkeln ihrer in Laster grau gewordenen Seele finden, nach der Gewohnheit aller Grundheuchler, dem Gegner einen sittlichen Makel anzuheften, um ihn mit gutem Gewissen mit den unsittlichsten Mitteln bekämpfen zu können. Alles sich entfaltende Leben liegt im Dunkeln, Keim und Wurzel, seiner selbst unbewußt, unheimlich dem Auge dessen, der nicht weiß, was da zum Lichte drängt. Das ist es, was man spürt und fürchtet am deutschen Geist: Das Schürfende, Unergründliche, Unterirdische, Drängende, Wachsende, das, was uns im tiefsten Grunde, trotz aller deutschen Demut, herabsehen läßt auf französisches und englisches Wesen als minderwertig; das Wirkende, Bewältigende, Hochreißende, das die Ruhe dessen stört, der an Festes, Endgültiges glaubt, das beunruhigt, wie alles Suchende, Heischende, Zukünftige, eine Geistesart, die nicht werbend ist, sondern ein unbequemer leidiger Mahner. Wer, der befriedigt auf ersessenen Geistesgütern und Wertungen sitzt, will sich verständigen mit einem Geiste, der sucht, wächst, schafft in rastloser Arbeit, alle Grenzen verrückt, alles Endgültige leugnet, alles umgestaltet nach Ideen, die aus schöpferischem Urgrund aufsteigen und aller vorbedachten Berechnung spotten, einem Geiste, der sich selbst definiert als „Vermögen der Ideale", d. h. als Störenfried alles Bestehenden? Wer, der an „facts" glaubt, kann sich mit einem Geiste einlassen, der alles Faktische, alle „facts", in bohrender Skepsis schon für Theorie erklärt? Mit dem Instinkt des Schwächeren fühlen sie, daß mit dem deutschen Geist ein unendlich stärkerer Geist über sie zu kommen droht, ein Geist, der sie bereits jetzt unter sich sieht, ein Geist, der durch Jahrhunderte unterirdisch leben mußte und dort verborgen vor ihren Augen gewaltige Schürfarbeit leistete, religiös, philosophisch, dichterisch, wissenschaftlich, ein tiefsinniger, tiefgründiger, arbeitsamer Geist, dem sie sich innerlich bereits wider Willen beugen müssen, dem sie fürchteten sich äußerlich demnächst auch beugen zu müssen.

Daher der Haß, die Sorge, die Angst und deren giftige Waffen: Lüge, Verleumdung, Schmähung, Aufstachelung aller blinden und aller gewinnsüchtigen Leidenschaften gegen uns auf dem ganzen Erdenrund, nicht seit heute und gestern, sondern seit Jahrzehnten. Der Geist der Gewalttat und der leidenschaftgepeitschten Masse hat sich aufgemacht gegen den Geist des Wachstums, um seinem Wachstum Halt zu gebieten, es zu ersticken, ehe es zu spät ist. Wir haben ihnen zu viel Geist und dieser Geist zu viel Sprengkraft. Einem solchen Störenfried und Grundrevolutionär von Geist gegenüber gibt es für friedsame, wohlgeordnete, in den Grenzpfählen ihres Denkens und Wollens selbstzufriedene und ungestört grasende Geister nur einen Schrei: „Ecrâsez l'infâme", schart euch zusammen, schlagt ihn in Fesseln, brecht ihm die Zähne aus, zertrümmert seinen Panzer und seine Waffe: den Staat, wischt ihn aus der Welt aus! Denn dieser Geist des Suchens ist der Antipode des englischen Geistes des Gefundenhabens, des satten Besitzes auf allen Gebieten des Materiellen und des Geistigen. Wie englischer Geist auf dem Gebiete der Kultur erstarrt ist zu konventioneller Form, so auf dem Gebiete der Philosophie in konventionellen Annahmen, auf dem Gebiete der Nationalökonomie in der Aufstellung statischer Gesetze, auf dem Gebiete der Staatswissenschaft im blinden Glauben an die allein selig machende englische parlamentarische Verfassung.

Warum und was soll man suchen, wenn man hat und dabei gedeiht? Man hat in England alles: „Facts" in der Wissenschaft, Seife und Wasserklosett, tadellose Schneiderwaren und Umgangsformen auf dem Gebiete der Zivilisation, große Zahlen in Industrie und Handel, die „beste" Verfassung, eine anerkannte Philosophie von Bacon bis Spencer, eine alte bindende „Religion": alles ererbt von den Vätern und geehrt von den Enkeln. Was sollte man ändern, suchen? Das wäre Versuchung! Warum sollte man Gott suchen? Hat man ihn nicht als Geschenk Heinrichs VIII.? Dazu braucht man jenseits des Kanals nicht die gemarterte Seele eines Luther. Und da bricht nun in dies selbstbefriedigte, gesättigte, wiederkäuende Reich des Geistes ein Geist, der nichts von überlieferten „facts" hält, der sich anmaßt, Neues zu schaffen, ein Geist, der nicht das Statische berechnet, wie Adam Smith, sondern das Dynamische erforscht wie Friedrich List, ein Geist, der Schaffenskraft und Schaffensgewöhnung höher schätzt als fertige Waren, Erhöhung der produktiven Kräfte höher als Mehrung der Produkte, der nicht wie ein Kornhändler mit dem Leben mathematisch dilettiert wie Malthus, sondern vor biologischen Kräften in Ehrfurcht stille steht. Da treten Geister auf wie Treitschke, die zu behaupten wagen, es gäbe keinen endgültig besten aller Staaten, wie englisches Dogma und insulare Eitelkeit lehrt, sondern es sei deutsches Recht, die Staatsform für die beste zu erklären, die in unseren Händen das stärkste Werkzeug ist, in jeder endgültigen staatlichen Gestalt aber den Tod zu ahnen. Und während man sich in England an den armseligen philosophischen Gedanken einer

empirischen Philosophie genügen läßt und ihre Fäden mechanisch weiter spinnt, wie alte Weiber den Rocken, erhebt sich in Deutschland ein Sucher erster Größe, der der Welt wieder klar macht, daß ein Philosoph kein geistiger Handwerker ist, sondern ein geistiger Explosivstoff, ein Zertrümmerer und Schöpfer zugleich, ein Quell neuer Möglichkeiten, nicht ein Ordner naturwissenschaftlicher und psychologischer „facts", sondern selbst eine produktive Kraft, ein Schöpfer des Nochnicht-Seienden, weil es tiefste deutsche Überzeugung und die biologische Wurzel des deutschen Idealismus ist, daß der Geist produktiv, nicht rezeptiv ist, daß die „facts" nicht ihn, sondern er die „facts" macht. Was ist denn auch die berühmte deutsche Organisation anderes als die Gewalt einer Idee, die sich materialisiert, sich ihre Organe und ihren Körper schafft? Während man in England eine Kunst hat, die der Ausdruck des Erreichten ist, ist hier eine Kunst, die ewig sucht, sich sehnt, anpocht, bald gigantisch nach dem Unmöglichen greift, bald sich liebevoll still hinabbeugt, wie eine Mutter, über das Unscheinbare, eine Kunst, die die stete Berührung sucht mit dem einfachen Leben und doch hinausschweift in alle Himmel einer trunkenen Phantasie, eine Kunst, die idealistisch drängend ist wie deutsche Philosophie und doch lebensehrfürchtig wie deutsche Religiosität.

Mit diesem Geist, mit seinem ohne bewußte Absicht, aber aus seiner Natur heraus aggressiven Wesen, traf nun der englische Geist auf Schritt und Tritt zusammen, seitdem der deutsche Geist über die Grenzen Deutschlands hinauswuchs und hinausgriff mitten im Frieden, wie ein starkes Licht nicht anders kann als hinausleuchten. Und überall mußte der englische Geist die schmerzende Erfahrung machen von der biologischen Höherwertigkeit des deutschen Wesens im Zusammentreffen mit der brutalen Empirie und Energie englischer selbstbewußter Animalität. Da erwuchs aus Sorge und Haß der Gedanke, diesen Geist zu ersticken in einer letzten Anstrengung, ehe es zu spät wäre, und man erfand die Phrase vom deutschen Militarismus, um nach englischer cant-Gepflogenheit eine schmähliche Sache mit gutem Gewissen tun zu können. Und kein Mittel war zu schmählich, zu niedrig, das man nicht mit frömmelnder Phrase der Selbstgerechtigkeit gegen den verhaßten Träger dieses Geistes angewendet hätte von der Verleumdung bis zum Diebstahl und zum Mord. Und England vergiftete mit seinen Methoden und Praktiken die ganze Welt und machte aus dem adeligen Krieg einen geriebenen, schurkischen Henkersknecht und lieferte ihm alle Mittel einer kaufmännisch geschulten Spitzbubenphantasie an die Hand, bis die Erde überschwemmt war von einer Flut jammerhaften Elends, in das es ein Volk nach dem anderen hineinriß durch Verführung, Drohung, Gewalttat. Diesen frömmelnden Geist, der, bar jedes Edelsinns, mit der Berechnung kaufmännischer Spekulation Infames aussinnt und ausführt, dessen er im selben Augenblick seine Gegner beschuldigt wie der Dieb, der ruft: „Haltet den Dieb!" diesem radikal verlogenen

Geist stehen wir heute gegenüber, erwacht aus den Träumen von dem Volke Chaucers, Shakespeares, Miltons, Scotts, wir, d. h. der deutsche Geist, und wir wissen trotz aller Stürme, daß wir mit diesem deutschen Geist die Zukunft in uns tragen, denn er schließt das Kostbarste und das Stärkste zugleich ein, was es auf Erden gibt: Die Sehnsucht. Mit der Kraft seines sehnsüchtigen Herzens wird Deutschland zuletzt allen anderen obsiegen.

Die Jugend aber, die zugleich die Zukunft Deutschlands und des deutschen Geistes ist, hat heute, wo man diesen deutschen Geist tilgen möchte vom Angesicht der Erde in wahnwitzigem Haß, mehr als je die Pflicht, sich zu füllen mit dem Geiste unseres Volkes, mit jenem Geiste der Sehnsucht, des Suchens, der rastlosen Schöpferkraft, denn es wird eine Zeit kommen, die jenes Geistes bitter bedarf, jenes deutschen Geistes, dem selbst noch der Himmel als Stätte „der seligsten, vollkommensten Tätigkeit, Werdelust und Entwicklung" vorschwebt, dem „Ruhe in Gott", nach dem herrlichen Worte des Mystikers Eckehard nicht „Untätigkeit" ist, sondern „Freiheit der Bewegung". Als Erben eines unausschöpfbaren Schatzes, den die Väter aufgehäuft haben durch die Jahrhunderte durch bis zu unserer Zeit, brauchen wir nur zuzugreifen in den Reichtum unserer Kunst, Literatur und Geschichte. Man hat sich umsonst bemüht, zu definieren, was deutscher Geist ist, es ist ein vergebliches Beginnen, aber dort, dort finden wir ihn leibhaftig und lebendig im Umgang mit den großen Geistern unserer Nation. Da fülle die Jugend das Herz mit diesem Geist und mit dem Willen, ihn zu vertreten in aller Welt, woran es bisher nur zu sehr gefehlt hat. Aber es ist nicht nur ein Geist des tapferen Suchens und der Sehnsucht, sondern auch ein Geist der Tiefe und Innerlichkeit, der sich nur dem erschließt, der sich ihm nähert mit ehrfürchtigem Bemühen und mit ganzem, suchendem Herzen.

Dem jetzigen Deutschland gegenüber ist alle Welt Pöbel. Wir alle stehen auf steiler Höhe im Flachland, das uns umgibt als feindliches und vielfach auch als neutrales Ausland. Es wird etwas in uns hineingehämmert in der furchtbarsten Not, die je ein Volk durchlebt hat, was uns edlerer Art macht als alles sonst, was Menschenantlitz trägt. Was das deutsche Volk in diesem Kriege erlebt, sind Urerlebnisse, die Urwerte schaffen in dem, der sie erlebt. Was er in der deutschen Seele erschafft, wird ihr kostbarer Besitz bleiben; was er in unseren Feinden gewirkt hat: Haß, Neid, Lüge, Verleumdung wird ein bleibendes Gift sein in ihrer Volksseele, wie es ein Gift ist in der Seele des einzelnen.

Man hat gefragt: Was können wir den anderen Völkern geben? Nun, wir haben ihnen schon Unzähliges gegeben, denn alle Völker, die mit uns im Kampf liegen, gehen schon während dieses Kampfes bei uns in die Schule. Deutschland bietet der Welt noch einmal seinen Geist an und seine sittliche Tiefe wie im 16. und im 18. Jahrhundert. Der große

Krieg hat uns ein Spiegelbild vorgehalten und das Gegenbild unserer Feinde. Wir wissen heute, wer wir sind und wer sie sind. Uns selbst, nichts mehr und nichts weniger, können wir der Welt geben als kostbares Geschenk. Und wir tun damit, was nur der Edle kann als Ausfluß seiner Natur: Wir vergelten Haß und Gewalttat mit Wohltat.

Berichte und Notizen.

Eine Kundgebung zum deutschen Frieden. Es ist ein ernstes, aber in gewissem Sinne erfreuliches Zeichen der Zeit, daß sich nationale und wirtschaftliche Verbände mit dem Unabhängigen Ausschuß für einen deutschen Frieden zusammengeschlossen haben, nachfolgende Kundgebung für einen deutschen Frieden zu erlassen:

„In Schlachten von niemals geahnter Ausdehnung und Furchtbarkeit stehen unsere unvergleichlichen Heere im Entscheidungskampfe um Sein oder Nichtsein des Reiches. Arbeiter und Fürstensöhne, der Landmann und der Handwerker, der Gelehrte und der Kaufmann, alle Berufsstände wetteifern, einen lebendigen Wall zum Schutze des Vaterlandes zu bilden.

Und wir in der Heimat! Wir dürfen jetzt nur den einen Gedanken haben, der unser ganzes Dasein ausfüllen soll: „Auch an unserer Stelle das Höchste zu leisten, was menschliche Kraft vermag, um das Rüstzeug für die Front zu schaffen und um wirtschaftlich durchzuhalten bis zum siegreichen Ende."

Wie aber sollen wir in Zukunft durchhalten, wenn im eigenen Volke die Forderungen nach einem Frieden ohne Kriegsentschädigung und ohne Gebietserweiterung unwidersprochen sich erheben? Niederdrückend, lähmend und beschämend zugleich müssen alle vaterländisch gesinnten Kreise solche Forderungen empfinden.

Wir brauchen Entschädigungen für die ungeheuren Opfer unseres Volkes, um unser wirtschaftliches, kulturelles und soziales Leben auch nach siegreichem Frieden wieder aufbauen und die Fürsorge für die Kriegsbeschädigten und Hinterbliebenen unserer gefallenen Helden sicherstellen zu können. Wir brauchen Machtzuwachs und Gebietserweiterungen in Ost und West und Übersee. Es gilt, unsere Grenzen besser zu schützen, unsere Seegeltung zu stärken und durch Erweiterung unserer Rohstoffgewinnung unsere Industrie zu fördern und unsere Rüstung zur Verteidigung des Vaterlandes sicher zu stellen. Wir brauchen Siedelungsland für die Kräftigung unseres Volkes und für die Mehrerzeugung von Nahrungsmitteln.

Ein Frieden unter Verzicht auf jede Forderung schafft unserem Volke keine Erleichterung seiner wirtschaftlichen Lage. Er verschärft vielmehr für lange Zeit die Ernährungsschwierigkeiten, in denen wir heute leben. Nur ein Frieden, der uns die Möglichkeit bietet, mit unserer Machterweiterung auch die Sicherung von Nahrungsmitteln und Rohstofflieferungen zu fordern und durchzusetzen, vermag dem deutschen Volke die wirtschaftliche Erleichterung zu bringen, die es unmittelbar nach dem Frieden braucht. Nur ein Frieden mit Entschädigung, mit Machtzuwachs und Landerwerb kann unserem Volke sein nationales Dasein, seine Stellung in der Welt und seine wirtschaftliche Entwicklungsfreiheit dauernd sicher stellen. Den Weg zu diesem deutschen Frieden öffnet uns der deutsche Sieg. Der Kaiser und die Führer von Heer und Flotte verheißen ihn und verbürgen ihn uns. Es gilt, ihnen zu vertrauen und durchzuhalten, bis der Sieg den deutschen Frieden bringt. Angehörige aller Volkskreise und aller Körperschaften, die unsere Anschauungen teilen, bitten wir, dieser Erklärung beizutreten." Geschäftsstelle des „Unabhängigen Ausschusses für einen Deutschen Frieden", Berlin W. 9, Schellingstr. 4.

Dieser Aufruf ist bereits von zahlreichen führenden Persönlichkeiten und nationalen und wirtschaftlichen Verbänden, darunter auch Wehrverein und Alldeutscher Verband, unterzeichnet worden.

Ein Anbeter Wilsons. Herr Maximilian Harden, der mit seinem ehrlichen Familiennamen bekanntlich Isidor Witkowski heißt, wendet ein ganzes Heft der „Zukunft" daran, den Präsidenten Wilson zu verherrlichen. Mit aller Überschwenglichkeit, deren er fähig ist, sucht er Wilson als einen weitblickenden, selbstlosen, ehrlichen Staatsmann hinzustellen und entsprechend die Drahtzieher von Wallstreet als Leute, die aus reiner Liebe zur Menschheit, zu Recht und Freiheit sich in ihrem zarten Gewissen gedrängt fühlen, in den Krieg gegen Deutschland einzutreten. Besonders hat die Äußerung Wilsons es Herrn Harden angetan, daß Amerika für diesen Kampf um die großen Ideale der Menschheit keinen Lohn, nicht einmal Entschädigung seiner Kriegskosten verlangen, vielmehr die Riesenopfer, die es zu bringen bereit ist, ganz umsonst auf dem Altar der Menschheit niederlegen wolle. „Das war noch nicht", so ruft Harden begeistert aus; und mit dem Tone tiefster Rührung spricht er davon, wie doch Amerika, wenn es neutral bliebe, „unermeßliche Schätze" anhäufen könnte, aber aus reiner Menschenliebe die Fortdauer „nie erschauten Konjunkturgeschäftes" verschmähe und sich noch mit einer ungeheuren Ausgabenlast „bebürden" wolle. Daß diese „Bebürdung" nur dazu dienen soll, das Geld, das man bisher in ein faules Geschäft hineingesteckt hat, zu retten, sieht seine dithyrambische Verzückung nicht. Dabei passiert Herrn Harden, obwohl er doch sonst in Geldsachen ganz gut Bescheid weiß, und dieser Irrtum, der auch anderen untergelaufen war, überdies schon öffentlich richtig gestellt ist, noch das kleine Mißgeschick, daß er die amerikanische „Milliarde" für eine Milliarde nach europäischem Sprachgebrauch hält, während sie in Wirklichkeit nur 100 Millionen beträgt. Demgemäß spricht er davon, daß der amerikanische Kongreß „am Tage dieses öffentlichen Verzichtes auf jede Entschädigung" 35 Milliarden Mark — um die Ziffer recht eindrucksvoll zu machen, schreibt Herr Harden: fünfunddreißigtausend Millionen Mark — bewilligt habe. Nebenbei erfährt durch diese Umrechnung der Dollar noch in seinem Verhältnis zur Mark eine ganz gewaltige Abrundung nach oben; wir lassen es dahingestellt sein, ob Herr Harden auch hier aus einer Unkenntnis handelt, deren jeder Banklehrling sich schämen würde, oder ob er etwa gar in Überschläue noch den Stand der deutschen Valuta in seine Berechnung einbeziehen zu können glaubte; im letzteren Fall wäre sie natürlich noch viel falscher. — Es fällt uns nun nicht ein, uns über Herrn Hardens fortgesetzte Versuche, unsere Feinde zu verherrlichen, sittlich zu entrüsten. Im vorigen Jahre ist ihm das Heil widerfahren, daß seine damaligen Lobeshymnen auf Wilson den Akten des amerikanischen Kongresses einverleibt wurden; dieser Lohn für seine Arbeit, — der für Deutschdenkende ja Strafe genug bedeutet —, hat offenbar seinen Sinn so umnebelt, daß man ihm einiges nachsehen kann. Wir möchten nur ein kurzes Wort sagen: Herr Harden verlangt natürlich nicht nur, daß das deutsche Volk Wilson ebenso anbeten soll wie er selbst, sondern auch, daß Deutschland schleunigst eine „freie" demokratische Verfassung nach dem Wunsche unserer Feinde einführe. Nach unserem Dafürhalten ist es ein Glück für Herrn Harden, daß wir nach unseren eigenen, deutschen Freiheitsbegriffen leben, außerdem natürlich nach den Gesetzen unseres eigenen Temperaments. Denn wenn Herr Harden in Amerika lebte und einen solchen Verherrlichungsfeldzug für Feinde Amerikas führen wollte, so wäre er sicher längst „geteert und gefedert" oder sonst mit handgreiflichen Beweisen amerikanischer „Freiheits"begriffe bedacht worden. Im Grunewald, im Herzen des reaktionären Gewaltstaates Deutschland, lebt es sich, wie uns scheint, doch sehr viel sicherer, freier und gemütlicher als in den ausländischen Demokratien. (Deutsche Tageszeitung.)

Agenten des Auslandes. Entgegen dem sozialdemokratischen Ableugnungsversuch ist bekanntlich von zuständiger Seite festgestellt worden, daß tatsächlich ausländische Agenten

in Deutschland am Werke sind, um namentlich die deutschen Arbeiter in ihrer vaterländischen Pflicht irre zu machen. Leider aber handelt es sich nicht nur um ausländische Agenten, sondern auch um deutsche Staatsbürger, die sich als Agenten des feindlichen Auslandes betätigen. So wird uns aus einer Stadt in Thüringen berichtet, daß dort ein solcher Agent des Auslandes die Arbeiter sogar in öffentlichen Lokalen mit denselben Behauptungen bearbeitete, mit denen unsere Feinde gegen Deutschland hetzen und ihm die Schuld am Kriege zuzuschieben suchen. Ganz offen und ungescheut erklärte dieser Agent des Auslandes den Arbeitern, nicht unsere Feinde hätten Deutschland, vielmehr hätte das Deutsche Reich die Gegner überfallen. Weiter sagte er, das arme Volk müsse deshalb bluten, weil die Kapitalisten mit ihren erworbenen Reichtümern nicht drei, sondern dreißig Prozent verdienen wollten. Ein weiteres verhetzendes Schlagwort, das aus seinem Munde fiel, hatte etwa folgenden Wortlaut: Früher überfielen uns die Raubritter, jetzt werden dem armen Volke „die blutigen Fäden langsam aus den Fingernägeln gezogen". Daß diese hetzerische Betätigung nur das Ziel haben kann, die deutschen Arbeiter zu Streiks wie auch sonst einer Stellungnahme gegen das eigene Vaterland anzureizen, liegt wohl auf der Hand; und ebenso, daß sie nicht mehr und nicht weniger als Landesverrat bedeutet. Es handelt sich dabei um einen deutschen Abgeordneten, der der Sozialdemokratischen Arbeitsgemeinschaft angehört. Damit ist zugleich also auch die sozialdemokratische Behauptung widerlegt, daß auch von diesem Teil der sozialdemokratischen Partei eine solche vaterlandsfeindliche Propaganda nicht betrieben werde. (Deutsche Tageszeitung.)

Uniform. Aus dem Felde wird uns von Hptm. Corsepius geschrieben: Ich habe einmal einen Mann meiner Batterie, als wir zum A. H.-Qu. in Reserve zurückgezogen worden waren und Kirchgang befohlen war, gefragt, ob er sonst oft zur Kirche ginge in Friedenszeiten. Er verneinte das. Ob er es als Zwang empfände, jetzt in die Kirche gehen zu müssen. Er antwortete, daß er gern zur Kirche ginge. „Ja, beim Militär", fuhr er fort, „in der Uniform ist das ganz etwas Anderes als in Zivil, da wird man nachher nicht gefoppt und gehänselt, da wird man nicht verhetzt." Die Uniform bildet also einen Schutz. Jetzt wurde mir klar, worüber ich so oft nachgedacht hatte, daß ein Arbeiter in Uniform, als Soldat, sich selbst — unter Umständen — in Zivil angreifen könnte. Nicht der Mann selbst ändert sich, oder seine Auffassung, sondern er fühlt sich geschützt und tut gern etwas, womit ihn sonst Andersgesinnte aufziehen würden. Dies so viel geschmähte Uniformierte ist also ein Vorteil, und wir wissen ja, wer diesen Vorteil schmäht. Es sind alle die, die unsere Macht untergraben wollen. —

Man beobachte nur einmal eine große Zahl der so gut bezahlten Hilfsdienstpflichtigen. Ich habe leider noch keine Stelle gefunden, die mit diesem Hilfsdienst zufrieden war. Im Gegenteil. Diese Leute machen nur Ansprüche, wollen nicht arbeiten, lieber sich auf Staatskosten in der Welt umsehen, auf Urlaub gehen und sich — kriegstrauen lassen. Wie doch ganz anders sind dagegen die Armierungsbataillone, die uniformiert sind, schwere Arbeit leisten und gelöhnt werden. Diese setzen sich doch auch aus allen möglichen Berufsklassen zusammen, und sie sind stolz darauf, gelöhnt zu werden und Soldaten zu sein. So gab mir wenigstens ein Armierungssoldat s. Z. bei Augustow zur Antwort.

Weshalb schließt man nun die Hilfsdienstpflichtigen nicht auch in gleicher Weise zusammen und stellt an ihre Spitze Männer, die an der Front nicht Verwendung finden können, die aber durch Erfahrung, Beruf und Alter sich für solche Posten eignen? —

Ich bin der festen Überzeugung, daß dann der Hilfsdienstpflichtige mehr leisten würde, weil er den Schutz der Gemeinsamkeit genösse. Es ist analog wie mit dem in-die-Kirche-gehen. Aber da hat man wohl wieder Angst vor jenen Leuten, die die Macht untergraben wollen, um ihre Macht zur Geltung zu bringen. Die verderbliche Macht der Verallgemeinerung und Zersetzung.

Wir haben es doch weiß Gott bewiesen, daß wir keine Furcht haben. Weshalb also jetzt Zaghaftigkeit? —

Es mag recht hart klingen, wenn ich sage, unser Inland, abgesehen von Ostpreußen und einem Teil von Elsaß, hat die Kriegsgreuel leider nicht kennen gelernt. Aber es ist meine felsenfeste Überzeugung, daß es um uns viel besser stehen würde, wenn wir zu Anfang des Krieges Schläge bekommen hätten und dann erst den Feind hätten heraustreiben müssen aus deutschen Landen. Wie hat sich z. B. das französische Heer durch die anfänglichen Nackenschläge wieder restauriert. Das wird jeder zugeben, der 14 und jetzt mit den Franzosen gekämpft hat; wenn auch die Engländer an dem Marke Frankreichs zehren; trotzdem. Und wohl auch deshalb mit wollen die Franzosen ihren wahren Feind: England nicht erkennen. Auch sie sind durch den Krieg „uniform" geworden.

„Kleider machen Leute", das ist wohl eins der wenigen wahren Sprichwörter. Auch schon eine Binde, ein Abzeichen kann ähnliches bewirken. Das darf man nicht unterschätzen. Die Uniform aber gibt den größten Zusammenhalt; denn sie gebiert die Kameradschaft. Da treten alle für einen ein, und an einer Kompagnie gleitet alles Andersdenkende ab wie von einem Gletscher. Jeder einzelne Mann fühlt sich in dieser Gemeinschaft sicher und geborgen. Couleur, wie wir es so nett deutsch nannten; und haben wir nicht bei den Studenten Korps, Verbindungen usw., genau dasselbe. Schon ein Bierzipfel kann in dieser Beziehung eine ganz unerhörte, überraschende Wirkung ausüben.

Und so eine Uniform: die dicke goldene Urkette über dem Schmerbauch, kann man auch bei Leuten finden, denen der Erwerbssinn über den völkischen geht. Ihr Vaterland ist der Geldschrank und der gut besetzte Tisch. „Ibi bene, ubi patria". Ich weiß nicht, es mag sehr ungebildet sein, wer dieses verwerflichste der verwerflichen Sprichwörter ersann. Nachträglich müßte man ihn hängen, diesen Mann. Und die mit den goldenen Uhrketten und den aufgetakelten emanzipierten Weibern daneben.

So ist auch der Weiberrock eine Uniform, und wir können die Regimenter sehr wohl unterscheiden. Unser von Männern fast entblößtes Inland soll vor dieser Uniform sich in acht nehmen. Das Weib muß kosmopolitisch sein: dazu hat es die Natur bestimmt. Die Natur, die sich auf alle Fälle das Bestehen der Menschenkreaturen sichert, ohne Rücksicht auf Rasse und Kreuzung. Auf letzteres zu achten ist Sache und Pflicht der Männer!

Man muß die Augen auftuen und wird dann noch viele Uniformen entdecken. Wie aber bei allem, man schaue doch nur in die Natur: hat nicht jedwedes Tier sein buntes Kleid, seine Uniform? Gibt es nicht eine Uniform des Frühlings, des Sommers und Winters? Was die Große, alles Beherrschende, die Natur, als richtig erkannt hat, dessen Wert sollen wir kleinen Menschen nicht unterschätzen.

Für und gegen Hentschels Mittgartplan. Die Mittgartfrage ist ein vielumstrittenes Gebiet. Manchmal prallen die Gegensätze so scharf aufeinander, daß man fast eine Zersplitterung unserer neudeutschen Reformbestrebungen befürchten zu müssen glaubt. Wenn ich es nun wage, im versöhnlichen Sinne zu sprechen, so geschieht dies nicht in der Überzeugung, den Schlüssel für eine Versöhnung gefunden zu haben, ich spreche vielmehr nur vom Standpunkte des Beobachters aus. — Ob die Mittgartidee nun praktisch durchführbar ist oder nicht, jedenfalls bleibt sie ein Ideal gegenüber anderen Vorschlägen, die eben mehr oder weniger nur Surrogate sind. Beweist mir einer klipp und klar die Undurchführbarkeit aus praktischen Gründen, oder habe ich das tatsächliche Fiasko des Unternehmens vor Augen, so werde ich mich mit dem Surrogate begnügen müssen. Kommt mir aber einer in die Quere, der mir ethische Bedenken, wie etwa Verletzung der Menschenrechte, unter die Nase hält, so müßte ich ihn einfach als Linkskulturellen ansprechen, denn diese Sorte vermute ich doch nicht in unserem Lager! — Die Einwendungen, die H. W. Siemens im Januarhefte 1917 der P.-A. M. gegen den Mittgartplan gemacht hat, sind sehr beachtenswert und zum Teil auch im versöhnlichen Sinne gehalten. Dennoch muß

ich mir erlauben, Herrn Siemens, so liebwert er mir auch durch einen Briefwechsel geworden ist, in einigen Punkten entgegenzutreten. Erstens scheint Herr Siemens die Mittgartdörfer von der Seite aus zu betrachten, als seien sie als alleinige Vermehrungsstätte des deutschen Volkes gedacht. Das ist aber, so viel ich glaube, gar nicht im Sinne Hentschels gelegen, er betrachtet sie vielmehr als die Wohnstätten einer Kaste, die abseits vom Großbetriebe einer Mischlingskultur liegen. Warum sollte man nicht wenigstens den Versuch unternehmen, diese schöne Idee in die Tat, und bleibe es auch bloß beim Versuche, umzusetzen? — Zweitens. Die Idee kann nie rein genug gehalten werden, das was sich schließlich auf unserer Erde realisieren läßt, ist so zumeist nichts anderes, als ein Klumpen Stückarbeit, zusammengehalten durch Nachgiebigkeit und Kompromißwirtschaft. So ist es auch leider mit der reinen Rasse. Daß wir alle miteinander keine Rasse mehr repräsentieren, wie Herr Siemens bemerkt, ist leider nur zu wahr, aber man darf sich nicht darüber hinwegtrösten und einzelne Mischlingskulturen herzählen. Weder die Renaissance, noch Goethe und Nietzsche sind mir Beweise dafür, daß die Natur nichts Höheres, Edleres und Tieferes mehr schaffen könnte. Oder sollten einzelne Menschen und ein Zeitalter den Abschluß aller Vollkommenheit darstellen? Was aber Nietzsche betrifft, so merkt der Kritiker in ihm nur zu bald den zerrissenen Menschen, in dem drei Weltanschauungen um die Vorherrschaft ringen. Leider, leider, was wäre ein Nietzsche geworden, wenn er einen einheitlichen, stilisierten Willen besessen hätte! Aber so ist im Zarathustra eine Seite rechtskulturell, die andere wieder linkskulturell. Und über die Renaissance kann ich nur sagen, daß sie uns die tollste Anarchie vor Augen führt, die je auf Erden geherrscht hat. Und ihre Kunst? Sie war doch nur eine blasse Erinnerung an die göttliche Erhabenheit der griechischen. Alles ist hier irdisch, aus dem Reinmenschlichen, Kötertypischen entnommen, während der Grieche den wahren Gott zu finden weiß! — Man darf das Ideal des einheitlichen Menschen nicht herunterschrauben, wenn wir auch alle miteinander vom Stile der Rasse keine Ahnung mehr haben, sondern Kinder eines großen Mischkessels geworden sind, in dem Anarchie in Politik und Geist zum Lebensprinzipe zu gehören scheint. Ist die Mittgartidee undurchführbar, — ich lasse mich willig überzeugen und frette mich mit dem Surrogate durch, aber das Ideal unter allen rassenhygienischen Bestrebungen bleibt sie immerhin. Den theoretischen Gegnern aber kann ich nur erwidern: merkwürdig, daß gerade die Herren der wissenschaftlichen Präzision die exakte Arbeitsmethode beiseite schieben, wenn es sich um Menschen handelt, aus Furcht vor — den Menschenrechten! — F. Haiser.

Archäologie und Indogermanenproblem behandelt S. Feist im letzten Vierteljahrsheft (Okt./Dez. 1916) des „Korrespondenzblattes d. deutsch. Ges. f. Anthrop., Ethnologie und Urgeschichte". Der Verfasser, mit dem ich mich auch früher schon in diesen Heften beschäftigen mußte, gehört bekanntlich zu den wenigen Rückständigen, die immer noch, aller dagegen sprechenden Tatsachen ungeachtet, die Urheimat der Indogermanen und somit auch der Deutschen im inneren Asien suchen. Man könnte seine Widerlegung ruhig der Zeit überlassen, wenn er nicht in neuerer Zeit eine schriftstellerische Tätigkeit entfaltete, die nachgerade für den Fortschritt der ernsten Wissenschaft und die Erkenntnis der Wahrheit störend zu werden anfängt. Seine eigenen Ansichten, die darin gipfeln, daß „die Germanen vor dem Beginne der keltischen Herrschaft über Mitteleuropa von einem indogermanisierten mitteleuropäischen Volke die indogermanische Mundart übernommen haben, die wir als germanisch zu bezeichnen" pflegen, sind so verworren und widersinnig, zudem mit allen bekannten, auch sprachlichen, Verhältnissen im Widerspruch, daß es genügt, sie niedriger zu hängen. Dagegen sei anerkannt, daß er die von mir stets als unmöglich bekämpfte Einteilung der Indogermanen in „Kentum- und Satemvölker" aufgegeben und bis zu einem gewissen Maße recht hat, wenn er manchen Altertumsforschern vorwirft, daß sie aus unzulänglichen Voraussetzungen viel zu weitgehende Schlüsse ziehen. Nicht oft genug kann man es wiederholen, daß auf diesen schwierigen Forschungsgebieten eine Fachwissenschaft allein ohnmächtig ist; sie müssen alle einträchtig zusammenwirken. Nur wenn kein

Forschungsergebnis dem andern widerspricht, haben wir die Bürgschaft, uns auf dem rechten Wege zu befinden. Der „Mythus von den Ariern" wird nicht, wie Feist hofft, verschwinden, sondern sich immer mehr von ungesunden Auswüchsen befreien. Er selbst aber wird, wie ich früher (XII, 7) gesagt, mit all seiner Schreiberei „den Lauf der Dinge nicht aufhalten". — Ludwig Wilser.

Bücherbesprechungen.

Deutschlands Zukunft bei einem guten und bei einem schlechten Frieden. J. F. Lehmanns Verlag, München. Preis bei Bezug von 100 Stück 80 Pf., von 300 Stück 70 Pf., von 500 Stück 60 Pf., von 1000 Stück 50 Pf.

Wie in dieser Zeitschrift (so z. B. im Leitartikel dieses Heftes. D. Schr.) wiederholt dargelegt worden ist, hat unsere Regierung dem Bedürfnisse unseres Volkes, darüber Aufklärung zu verbreiten, daß ein Frieden nach Modell Scheidemann unausweichlich und unrettbar den Ruin des Deutschen Reiches und Volkes bedeuten würde, bis jetzt noch nicht Rechnung getragen. Um so mehr gereicht es uns zur Genugtuung, unsere Leser auf eine Schrift hinweisen zu können, die diese Aufgabe ausgezeichnet erfüllt. Diese kleine, ausgezeichnete Schrift ist von mehreren fachmännischen Verfassern geschrieben worden und schildert in kurzen, gemeinverständlichen Aufsätzen, in zahlenmäßigen Nachweisen, in graphischen Darstellungen und mit Zuhilfenahme anschaulicher geographischer Bildkarten die Zustände, welche für das Deutsche Reich und Volk durch einen Scheidemannschen Frieden einerseits, durch einen deutschen Frieden andererseits erwachsen müßten. Der Name Scheidemann ist eine kollektive Bezeichnung für eine Politik, eine leitende und eine leidende Richtung, die zum Teil wollend, zum Teil ohne Willen auf derselben schiefen Ebene hinabstrebt. Im Laufe der Zeit wird man, wenn diese Richtungen zum Verderben des Landes maßgebend werden sollten, dem Namen Scheidemann noch einen anderen Namen, vielleicht auch mehrere hinzufügen müssen. Das bleibe dahingestellt, jedenfalls so lange es möglich ist; unter allen Umständen aber ist es Pflicht jedes national denkenden Deutschen, den Namen Scheidemann und die Idee eines Scheidemannschen Friedens der Gegenwart tief einzuprägen und der Nachwelt zu erhalten.

Auch dieser Anforderung trägt die Lehmannsche Schrift Rechnung. Sie weist nach, daß ein Scheidemannscher Frieden den Ruin bedeutet. Kurz seien die Hauptteile des Inhalts erwähnt: Siedelungsmöglichkeiten (Land, Leute, Eigenlandbesitz der Deutschen im heutigen Rußland). Deutschlands Nahrungsbedarf; Weltwirtschaft; Handelsflotten der kriegführenden Mächte; Schiffahrt; Kohle; Eisenerz; Erdöl; Scheidemannscher Frieden oder deutscher Frieden? Finanzen?

Die Schrift ist im höchsten Maße geeignet, im deutschen Volke gründliche Aufklärung zu schaffen, hinter der Front und an der Front. Sie arbeitet nicht mit allgemeinen Redensarten, sondern mit realen Tatsachen, Verhältnissen, mit Zahlen und mit Tatsachen. Sie führt den Beweis in denkbar positiver Weise, daß ein Scheidemannscher Frieden vernichtend sein würde und daß nicht Eroberungssucht oder chauvinistischer Phantasmus einen anderen Frieden verlangt, sondern deutsche Notwendigkeit. Über die zu erreichenden Kriegsziele, welche die Schrift angibt und genau umschreibt, können sicherlich verschiedene Auffassungen bestehen; ob sie erreicht werden können, oder ob es möglich sein werde, sie zu erreichen, das sind Fragen für sich. Für Vertreter irgendeiner Ansicht kann es aber nach Lesung dieser Schrift nicht mehr zweifelhaft sein, daß ein Scheidemannscher Frieden den Ruin für das Deutsche Reich und Volk bedeuten würde. Auf diese Erkenntnis aber kommt es an. Und deshalb möchten wir unseren Lesern auf das allerdringendste ans Herz legen, für die Verbreitung dieser kleinen Schrift direkt und indirekt zu wirken

und Mittel für sie aufzubringen und vor allem zu bedenken, daß gerade jetzt das Sprichwort gilt: Doppelt gibt, wer schnell gibt.

Der national schon lange hochverdiente Verleger widmet die Schrift dem Andenken seines gefallenen Sohnes als Dank für seine treue Mitarbeit bei der Ausarbeitung des Planes zu dem Buche, und schreibt dann:

„Möchte dieses Büchlein dem deutschen Volke zeigen, daß nur ein voller Sieg seine Zukunft sichert, daß jeder faule Friede einen Verrat am Blute unserer Söhne bedeutet, die für des Vaterlandes Ehre und Zukunft ihr Leben hingegeben haben. Jedem, der sein Liebstes dem Vaterlande geopfert hat, rufe ich auf, mir zu helfen, diese Erkenntnis zu verbreiten. Ich selbst tue den ersten Schritt und lasse 12 000 Stück dieses Buches in Heer und Volk verteilen. So wird mein Sohn, wenn auch tot, doch noch für sein Volk weiter kämpfen."

Wir können dem nur das Wort hinzufügen: Gehet hin und tuet desgleichen! dt.

Dr. med. Gerhardi, Gehirn und Krieg, 2. Aufl. — Verlag Hellmann, Glogau und Leipzig. — 46 S. 8°.

Nach dem Titel des Heftes erwartet man eine medizinische Erörterung über die Einwirkung des Krieges auf das Nervensystem, über Kriegs-Psychosen und -Neurosen. Es bringt aber volkspsychologische Betrachtungen über unsere Hauptfeinde und über uns Deutsche selber, die im allgemeinen wohl abgewogen und geschichtspolitisch klar begründet sind.

Das Verhältnis unserer Feinde zu ihrem Vaterlande kennzeichnet der Verf. zusammenfassend dahin, daß wir (S. 22) „beim Serben von völkischem Größenwahn, beim Italiener von Dünkel, beim Franzosen von Eitelkeit, beim Engländer von Hochmut sprechen müssen, wenn auch praktisch diese Begriffe ineinander übergehen. Und während in der kindhaften Volksseele der Franzosen und Italiener vor allem Eitelkeit und Dünkel den Grund der politischen Handlungen abgeben, vereinigt sich beim Engländer mit dem völkischen Hochmut ein bei jenen Völkern auch entsprechender aber bei diesem ganz besonders stark ausgebildeter Erwerbs- und Handelstrieb. . . Da aber das kennzeichnende Mittel des Handelstriebes die von Gefühlsströmungen zunächst ganz freie rein verstandesmäßige kaufmännische Berechnung ist, so ist wiederum das Kennzeichen des politischen Handelns des Briten, im Gegensatz zu Italien, Frankreich und Rußland ein Überwiegen des Denkens über das Fühlen". Die Heuchelei und Scheinheiligkeit des Engländers faßt er (S. 27) „nicht als das bekannte einzige Zugeständnis auf, das das Laster der Tugend macht, sondern als die verstandesmäßige listige Ausnutzung von sittlichen Anschauungen der großen Volksmassen".

Auch beim Deutschen findet der Verfasser eine kindhafte Veranlagung, die sich aber anders äußert als bei der romanischen Volksseele, nämlich in der Gläubigkeit und Vertrauensseligkeit, dem Mangel an Urteilskraft, der sich z. B. in der Überschätzung alles Ausländischen und dem blinden Übersehen feindlicher Pläne und Ränke äußert, aber (S. 34) „während drüben gerade die Führer in den dümmsten Phrasen des Selbstbetruges schwelgen", sind bei uns „die führenden Männer der Regierungen (?) und des Heeres mehr oder weniger frei von der nationalen Schwäche". Auch sollen bei uns „die Jünglingstorheiten durch den Krieg zur Erkenntnis ihrer selbst und damit zur Beseitigung gebracht" werden (?), während „bei den Romanen das Kindhafte durch den Krieg nicht nur zur höchsten Entschleierung, sondern auch zur höchsten Entfaltung gebracht wird". Dieser jünglinghafte Idealismus ist aber „weiter nichts als die unvermeidliche (also doch nicht zu beseitigende, Ref.) Kehrseite jenes wundervollen realpolitischen Idealismus, der in wenigen Wochen anderthalb Millionen Freiwillige zu den Fahnen trieb. Kraft dieses Idealismus und mit Hilfe aller ihm innewohnenden Kräfte sehen wir das deutsche Volk in diesem größten Kriege der menschlichen Geschichte . . . in jeder Richtung so fabelhafte Leistungen quantitativer und qualitativer Natur vollbringen, daß es das Staunen und

die Bewunderung aller Neutralen erwecken müßte, wenn diese Neutralen wirklich neutral wären". — „Das friedfertigste aller Völker der Erde ist gleichzeitig das kriegsfertigste."

Der vortreffliche Eindruck der ganzen Schrift wird leider beeinträchtigt durch die schon im Titel „Gehirn und Krieg", statt „Volksseele und Krieg", gegebene und durch die ganze Schrift sich hindurchziehende Ersetzung des Wortes „Seele" durch „Gehirn" und damit aufdringlich hervortretende mechanistische Auffassung der Seele, ohne daß der Verf. damit für diese Auffassung werbend wirkte. Wenn die mechanistische oder monistische Lebensauffassung erst so weit ist, die einzelnen Seelenverrichtungen als bestimmte chemische Reaktionsweisen der Hirnsubstanz zu erklären, mag der Ersatz der psychologischen Bezeichnungen durch physiologische und das Wort Gehirn statt Seele zulässig erscheinen. Solange aber der Verfasser selber von Perzeption, Empfindungen und Vorstellungen, von Gefühlen, Affekten und Willensvorgängen redet, lautet der Allgemeinbegriff „Seele" und nicht „Gehirn". H. G. Holle.

Der Kampf um Livland. Von Dr. Paul Rohrbach. Verlag von F. Bruckmann, A.-G. in München. Preis Mk. 2.

In der deutschen Folge der Sammlung „Weltkultur und Weltpolitik", wie in der gesamten Kriegsliteratur nimmt dieses Buch eine besondere Stellung ein. Sein Verfasser, Balte nach Geburt, Abstammung und Erziehung, durchdringt den Stoff mit starker Liebe zu seinem engeren Vaterlande; er besitzt eingehende Kenntnis der Entwicklung der Ostseeprovinzen — die er unter dem Namen der größten und maßgebendsten zusammenfaßt — und wahrt stets den Zusammenhang der Landesgeschichte mit den jeweiligen europäischen Begebenheiten. Inmitten der Geschehnisse zwischen Nordkap und Schwarzem Meer, Ural und Atlantischem Ozean ist Livland sehr oft ein Brennpunkt der widereinander streitenden Bestrebungen der Deutschen, Dänen, Schweden, Polen und Russen gewesen; die Kultur, die Herrenschicht sind aber trotz aller Vergewaltigungen bis heute deutsch geblieben. Siebenhundert Jahre währt das deutsch-russische Ringen um die Ostufer des baltischen Meeres — die anderen Völker erscheinen nur für kurze Zeit an erster Stelle — jetzt setzt endlich Alldeutschland seine Kräfte hier ein zur Befreiung lange vergessener Brüder. Das lebendig geschriebene Werkchen, das u. a. Auszüge aus den lateinischen und mittelhochdeutschen Chroniken bringt, behandelt nebenher die germanischen Anfänge des russischen Staates recht kundig und anschaulich. — Einige störende Fehler hätten vermieden werden können: die Kaschuben wohnen fast ausschließlich in Westpreußen (nur zum geringsten Teil in Hinterpommern, S. 51), die Masuren in Ostpreußen (nicht in Westpreußen). Die unschöne lateinisierende Form „Rigenser" für „Rigaer" gehört in die Rumpelkammer für sprachliche Unarten. W. M.

Kanada und die Deutschen. Von Professor Dr. A. Oppel. Heimat und Welt-Verlag in Dresden-A. Preis Mk. 1.

Das Büchlein gibt eine gute, mit reichen statistischen Angaben jeder Art, mit Natur-, Volks- und Städteschilderungen belegte Übersicht über dieses das deutsche Reichsgebiet achtzehnmal umfassende Riesenland, das allerdings mit seinen kaum acht Millionen betragenden Einwohnern recht menschenleer ist. Da Kanada sich an dem gegenwärtigen Weltkrieg rege beteiligt, dürfte der Inhalt der Schrift für jedermann trefflichen Stoff zur Beurteilung dieses Gegners darbieten; natürlich reichen die Ausführungen nur bis zum Jahre 1914. Acht anschauliche Abbildungen beleben den flottgeschriebenen Text. W. M.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 26. 5. 17.

Druck von Dr. E. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVI. 4 — 1917

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Die innern Feinde.

Vom Herausgeber.

In vorausgegangenen Heften wurde schon oft auf innere Feinde des deutschen Volkes und Staates hingewiesen, und von diesen wurde eine bestimmte Sorte wiederholt als noch gefährlicher denn alle äußern Feinde gekennzeichnet. Da diese Gefährlichkeit in dem Maße, als der Krieg seinem Ende entgegengeht, noch zunimmt und es unmöglich ist, die äußern Feinde zu besiegen, ohne zuvor der innern Herr geworden zu sein, so erscheint es jetzt mehr als jemals an der Zeit, diese innern Feinde einmal ganz besonders aufs Korn zu nehmen.

Suchen wir zunächst den Begriff „innerer Feind" mit jeder nur wünschenswerten Klarheit und Vollständigkeit zu bestimmen. Es ist darunter jeder Einzelne und jede Gemeinschaft zu rechnen, die für uns und unsere Bundesgenossen den Sieg oder den Willen zum Siege auf irgendeine Weise zu gefährden oder aufzuhalten oder abzuschwächen imstande sind. Ganz besonderer Nachdruck ist dabei auf den Willen zum Siege zu legen, denn ohne solchen Willen, ohne starken, zähen, unermüdlichen Willen ist der Sieg über eine so ungeheure Überzahl und bei so langer Dauer des Krieges gar nicht denkbar. Nicht weniger wesentlich gehört zum Siege das Einernten der Früchte des Sieges, denn ohne das könnte nicht nur von keinem Siege die Rede sein, sondern es müßte, wegen der unausbleiblichen Folgen dieser Verzichtleistung, sogar die Niederlage konstatiert werden.

Gegen eine solche Begriffsbestimmung des Sieges und der Möglichkeiten seiner Gefährdung, Verzögerung, Abschwächung wird kein wirklicher Vaterlandsfreund vom militärischen wie vom politischen Standpunkte aus auch nur das Geringste einzuwenden haben. Demnach kann auch über die Merkmale des Begriffs „innerer Feind" kein Zweifel mehr übrig bleiben.

Es ist nun noch zwischen bewußten und unbewußten innern Feinden zu unterscheiden.

Man sollte meinen, als bewußte Feinde könnten im Innern eines kriegführenden Landes nur feindliche Spione und bezahlte Agenten der Feinde in Betracht kommen. Das mag auch bei einem gewöhnlichen Länder- und Völkerkriege alter Art, zu der noch der deutsch-französische Krieg von 1870—71 zu rechnen ist, der Fall gewesen sein. Aber bei dem jetzigen Weltkriege, wo es sozusagen um alles geht, wo nicht nur äußerliche, materielle, sondern auch innerliche, ja die innerlichsten, heiligsten Güter jedenfalls auf der einen Seite auf dem Spiele stehen, wo ganze Weltanschauungen und Lebensauffassungen in dem einen, oder in dem anderen — genau entgegengesetzten — Sinne im Falle des Sieges oder der Niederlage für die Zukunft entschieden werden: da ist es auch in Hinsicht der bewußten oder unbewußten Feindschaft etwas anderes. Da nimmt in jedem Lande jeder Einzelne in viel stärkerem Maße und in ganz anderen Beziehungen Partei, als es bei einem Kriege alter Art der Fall gewesen ist. Da ist nicht nur die rassische und völkische, auch die geistig-sittliche Eigenart des Einzelnen für die eine oder die andere Partei richtung- und maßgebend. Darum sind bewußte innere Feinde bei diesem Kriege sogar unter den eigenen Staatsangehörigen denkbar.

Um das gegen jede unverdächtige Anzweifelung festzustellen, muß noch auf folgendes hingewiesen werden.

Gewiß ist die Ursache und das Ziel dieses größten und furchtbarsten Krieges aller Zeiten bei unseren Feinden rein materiell, und alle Phrasen, die einen anderen, idealen Anlaß, ein anderes, sittliches, kulturelles Ziel vorspiegeln wollen, sind eitel Lug und Trug, sind Kriegslisten, wie alle anderen, und müssen von uns als solche angesehen werden, wenn wir oder ein Teil unseres Volkes ihnen nicht zum Opfer fallen wollen. Auf die einfachste Formel gebracht, laufen Ursache und Ziel dieses Krieges darauf hinaus, daß der die angelsächsische Welt zurzeit noch beherrschende plutokratische Klüngel die Schlüsselgewalt[1]) über die materiellen Güter und (in unausbleiblicher Folge) auch über die geistigen und sittlichen Werte der Kulturwelt nicht aus der Hand geben und auch nicht mit anderen teilen will. Das wollen sie nicht etwa deshalb, weil sie fürchten, andere könnten die Reichtümer der Erde unrechtmäßig erschließen, bewerten und verteilen, sondern im Gegenteil, weil sie fürchten,

[1]) Vergl. Reinhold Planck: „Der Sieg des Deutschen". 163. Flugschrift zur Ausdruckskultur. Herausgegeben vom „Dürer-Bund".

das könnte gerecht, sachlich und ordnungsmäßig, zum Heile aller besseren Menschen, nach Maßgabe rechtschaffener Leistung, nach Begabung, Fleiß, Geschicklichkeit, Redlichkeit usw. geschehen. Geschähe das nämlich, dann käme eine besondere Sorte von „Tüchtigen", deren „Begabung" darin besteht, sich die Ergebnisse der Schöpferkraft anderer listig anzueignen, schlecht weg. Dabei besteht eine ihrer wirksamsten Listen, die bei allen Schwachen und Törichten fast niemals versagt, in dem Mißbrauch, den sie mit dem Begriffe der Freiheit treiben. Die „Freiheit", die sie meinen, gilt nur für sie und bedeutet für alle anderen Knechtschaft, wenn sie auch durch gewisse Oberknechte, die sie gut bezahlen, diese Knechtschaft als „Freiheit" und die wahre Freiheit als Knechtschaft ausgeben lassen.

Diese Art von „Tüchtigen" gibt es aber in jedem Lande und Volke, in dem einen mehr, in dem anderen weniger, je nachdem diese Art dort die Herrschaft oder auch nur die Mitherrschaft an sich gerissen hat. Auch in unserem Volke hat sich diese Sorte von „Tüchtigen" und ihre direkt oder indirekt bezahlte Dienerschaft in den letzten Jahrzehnten recht ansehnlich vermehrt. Auch bei uns weiß diese Art oder fühlt mit sicherem Instinkt, bei welcher Handhabung der Schlüsselgewalt sie am besten auf ihre Rechnung kommt, und darum schlägt sie sich in diesem Weltkriege, wo es um die Schlüsselgewalt in jedem Sinne des Wortes geht, auf die Seite unserer Feinde, selbst wenn sie der Überzeugung ist, daß sie bei einem Siege der Feinde, oder auch nur bei einem unentschiedenen Kriege zunächst einen Teil des unrechtmäßig erworbenen Gutes draufgeben muß. Da aber der wirtschaftliche Weltimperialismus oder Weltkapitalismus ein Ganzes ist oder wenigstens nicht auf die Dauer in Teile zerlegt werden kann, so hoffen sie später doch noch auf ihre Rechnung zu kommen, jedenfalls immer noch besser, als wenn die Gerechtigkeit, Wahrheit und wahre Tüchtigkeit siegten; denn in diesem Falle fürchten sie sogar alles zu verlieren.

Es war vorher von den Kriegslisten die Rede, durch welche unsere äußern Feinde, die ellenbogenstarken und gewissensschwachen Weltimperialisten ihre Raub- und Beutezüge „idealistisch" verbrämen, ja, sie als heilige Kreuzzüge für Wahrheit, Recht, Freiheit, Menschlichkeit, Zivilisation usw. ausposaunen. Sie finden dabei nicht nur bei ihres Gleichen, sondern auch in einem Teile der verbündeten und neutralen Völker Gutgläubige genug. Sogar in unserem Volke scheint es, als ob gute, aber unkluge, törichte Menschen auf diesen Schwindel hineingefallen wären. Das letzte ist um so eher möglich, als jene besondere Art von „Tüchtigen" auch innerhalb unserer Grenzen dieselben Kriegslisten, wie überall, anwenden; erstens, um sich zu verbergen, und zweitens, um ihre auch bei uns ausgeübte Propaganda wirksamer zu machen. Sie können hier natürlich nicht dieselben lügnerischen Phrasen auftischen, wie es unsere äußeren Feinde tun, können nicht von abgehackten Händen, abgeschnittenen Nasen, Ohren, ausgestochenen Augen usw. reden; aber auch sie sprechen von „Völkerbefreiung",

weitgehender „Demokratisierung" und „Parlamentarisierung", von „Beschränkung der Rüstungen", von „Verständigungsfrieden" ohne Sieger und Besiegte, ohne Landangliederung und Kriegsentschädigung, obwohl sie doch ganz genau wissen — Scheidemann hat es ja in Stockholm selbst gesagt —, daß es im wahren oder nicht direkt falschen Sinne des Wortes keine demokratischere Verfassung gibt, als die des Deutschen Reiches, und daß ein „Verständigungsfrieden" auf einen Sieg der Entente und schließliche Niederzwingung Deutschlands zum mindesten in dem Sinne hinauslaufen muß, daß jene Schlüsselgewalt über die Reichtümer der Erde nach wie vor allein in der Hand jenes England und Amerika beherrschenden plutokratischen Klüngels bleibt. Und da sie überdies als gut Unterrichtete — sie wohnen ja in unserer eigenen Mitte — wissen, daß ein anderer Sieg der Entente nach Lage der Sache ausgeschlossen ist, so glauben sie offenbar im Sinne der Entente zu handeln und tun es auch tatsächlich, wenn sie schon jetzt bei unserer Regierung und in der öffentlichen Meinung unseres Volkes für einen solchen „Verständigungsfrieden" Propaganda machen und jeden für einen Narren erklären, der an einen Sieg der Mittelmächte glaubt. Zum mindesten schwächen sie dadurch in unserem Volke den Willen zum Siege und unentwegten Durchhalten bis zum Siege, sind also nach der eingangs festgelegten, logisch einwandfreien Begriffsbestimmung zweifellos als bewußte innere Feinde zu betrachten.

Mit derselben logischen Unausweichlichkeit folgt, daß alle jene guten, aber törichten Menschen, die sich dieser Art von Propaganda zugänglich erweisen und die sie dulden, zu den unbewußten innern Feinden des Vaterlandes zu rechnen sind.

Eine andere, wenn auch nicht so gefährliche Kategorie von unbewußten innern Feinden sind jene sonst vielleicht aufrichtig vaterländisch gesinnten Individuen, die aus bloßer Nervenschwäche einen Frieden, und sei auch ein solcher ohne Landangliederung und Kriegsentschädigung, herbeisehnen. Soweit diese Armen, die vielleicht schwere Verluste von nahen Angehörigen erlitten haben, oder an der Knappheit der Lebenshaltung schwer tragen, sich fein still verhalten, nicht laut klagen und flaumachen, mögen sie nicht besonders schädlich sein, wenn sie auch zur Erhaltung und Stärkung des Willens zum Siege nichts beitragen und darum vom vaterländischen Standpunkte aus unerwünscht sind. Man braucht solche stillen Mutlosen nicht gerade moralisch zu brandmarken, muß aber alles tun, um ihre Nerven zu stärken, indem man ihnen nur das für die Mittelmächte Günstige mitteilt und ihnen alles andere vorenthält.

Soweit die Nervenschwachen aber nicht still sind, sich vielmehr laut bemerkbar machen oder gar die Öffentlichkeit für ihre Klagen in Anspruch nehmen, muß man sie energisch in die Schranken ihres Nichts zurückweisen und ihnen deutlich sagen, was sie sind, nämlich gefährliche innere Feinde. Vielleicht kommen sie dann einigermaßen zur Besinnung.

Noch unsympathischer in diesem furchtbaren Kriege sind jene Sorte von Menschen beiderlei Geschlechts, die weniger aus Nervenschwäche, denn aus Bequemlichkeit, Genußsucht, Selbstsucht das Ende des Krieges um jeden Preis herbeisehnen. Es sind das meist auch Menschen mit schwachem oder unentwickeltem, unerwecktem Nationalgefühl. Sie sind leider in unserem deutschen Vaterlande noch immer häufiger als anderswo. Man hat eben bei uns an berufenster Stelle nicht einmal in diesem Kriege — geschweige denn vorher — sich angelegen sein lassen, das nationale Temperament zu erwecken, hat vielmehr alles getan, was geeignet ist, den „furor teutonicus", wo er sich etwa freiwillig regte, mit Keulen tot zu schlagen. Daß solch ein Verhalten nicht nur vom sozialen und politischen, sondern selbst vom militärischen Standpunkte aus das Gegenteil des Zweckmäßigen ist, dürfte ohne weiteres klar sein.

Damit will ich natürlich nicht sagen, daß man es ebenso machen soll wie unsere äußern Feinde, die in Ermangelung richtiger Tatsachen durch Vorspiegelung falscher oder lügnerische Verdrehung und Übertreibung an sich nicht bestreitbarer Tatsachen den Feindeshaß bis ins Absurde aufzupeitschen für nötig halten. Wir haben das nicht nötig, denn schon die richtige Darstellung genügte bei uns mehr als hinlänglich, um durch Erregung von Feindeshaß die Kriegsstimmung aufzufrischen und das nationale Temperament zu erwecken. Diese Möglichkeit sollte man aber auch gründlich ausnutzen. Daß wir das nicht getan und uns immer nur darauf beschränkt haben, die Lügen der Feinde nachträglich zu widerlegen, hat uns selbst bei den Neutralen vielfach lächerlich gemacht und niemanden von unserem guten Rechte überzeugt, denn der feindlich Gesinnte will sich ja gar nicht überzeugen lassen, und bei den anderen ist die Richtigstellung ohnehin unnötig. Der Hieb ist auch in dieser Beziehung die beste Deckung. Alle, die hinsichtlich dieser Art öffentlicher Aufklärung abwiegeln und den berufenen Organen, besonders den militärischen in den Arm fallen wollen, gehören zweifellos zu den bewußten oder unbewußten innern Feinden und müssen als solche moralisch gebrandmarkt werden.

Zu den innern Feinden mindestens unbewußter, oft aber bewußter Art gehören auch die sogn. „Objektiven". Daß es im Kriege, und noch dazu in einem solchen Kriege, ja, daß es in politischen Dingen überhaupt keine Objektivität gibt und daß jede scheinbare Objektivität auf eine Schwäche oder maskierte Parteinahme hinausläuft, ist in diesen Heften, besonders im Septemberheft[1]) 1916, schon so oft gezeigt worden, daß hier wohl nicht noch einmal darauf eingegangen zu werden braucht. Wenn in diesem Weltkriege schon außerhalb der kriegführenden Länder wirkliche Neutralität ein schwieriges Verhalten ist und meist nur mit Zwang behauptet werden kann, dann gilt das noch viel mehr innerhalb der

[1]) „Über die hinter den politischen Ansichten steckenden Absichten." Septemberheft 1916.

Grenzen für alle Bürger und — Bürgen ein und desselben Staates. Etwas anderes als (unbewußte) „Neutralität" ist aber jene „Objektivität" im günstigsten Falle nicht, und „Neutrale" können wir unter unseren eignen Staatsangehörigen nicht brauchen. Wenn für irgend jemand, dann gilt für diese zweifelsohne das Wort: „Wer nicht für uns ist, nicht ganz, ungeteilt für uns ist, der ist wider uns." Daraus sollte man aber auch die nötigen Folgerungen ziehen und die sogenannten „Objektiven" entsprechend behandeln.

Alle diese zuletzt gekennzeichneten Arten von innern Feinden sind aber hinsichtlich der Gemeinschädlichkeit noch vergleichsweise harmlos gegenüber den zuerst genannten. Mit diesen müssen wir uns darum vor allen anderen beschäftigen. Ihre Gemeingefährlichkeit ist nicht nur eine direkte, sondern auch eine indirekte, nicht nur eine soziale und politische, auch eine wirtschaftliche, ja selbst das militärische Gebiet bleibt davon nicht unberührt, indem ihre Propaganda auch auf militärische Maßnahmen einen üblen Einfluß ausübt, sie unter nichtigen Vorwänden zu verzögern, abzuschwächen oder ganz zu hintertreiben sucht. Auf welche Weise das (aller Wahrscheinlichkeit nach oft auf Veranlassung der äußern Feinde) möglich ist, wurde schon im Juniheft S. 124 ausführlich dargelegt. Die bewußten und unbewußten inneren Feinde der zuerstgenannten Art, die sich bald als „nüchterne Realpolitiker", bald als „objektiv" Urteilende gebärden, dienen nämlich den eigentlichen, bezahlten Agenten der äußern Feinde als Mittelspersonen, um auf die öffentliche Meinung und durch diese auf die Regierung einzuwirken. Einer Bestechung im groben materiellen Sinne bedarf es dabei gewöhnlich gar nicht, denn jene eingangs gekennzeichnete besondere Art von „Tüchtigen", aus denen sich die schlimmste Sorte der innern Feinde zusammensetzen, sind schon durch die gemeinsame Weltanschauung und durch das starke Interesse, das sie am Siege der schlechten Sache haben, hinreichend bestochen.

Auf einige ihrer Kriegslisten, die mit denen der äußern Feinde eine überraschende Ähnlichkeit haben, wurde schon eingangs hingewiesen. Daß diese manchmal ganz sinnfällige Ähnlichkeit sie gar nicht einmal stutzig macht, zeigt ganz offenbar, wie sicher sie sich unter den politisch harmlosen Deutschen fühlen und wie viele gute, aber törichte Menschenkinder sie schon zu unbewußten innern Feinden des Vaterlandes gemacht haben. Die besondere Sorte von „Tüchtigen", welche die Länder und Völker der Entente völlig beherrschen und ihre Herrschaft auch auf unser Land und Volk ausdehnen möchten, verfolgen überall, in allen Kulturländern, dieselben sozialen, politischen und wirtschaftlichen Ziele, die in diesem Kriege, auch schon bei einem Teile unseres Volkes, geradezu Kriegsziele geworden sind. Diese Ziele laufen sämtlich darauf hinaus, den werteschaffenden, bodenständigen Teil der Bevölkerung, gleichviel ob er sich in Landwirtschaft oder Industrie oder Handwerk oder rechtschaffenem Handel

oder sonstwie betätigt, unter der Tarnkappe der „Freiheit" wirtschaftlich zu versklaven, indem man diesen werteschaffenden Teil sozial uneinig und politisch schwach macht, während der andere Teil — die genannte Sorte selbst und ihre unmittelbar oder mittelbar Betörten — um so fester zusammenhält und dadurch zur politischen Macht gelangt.

Die soziale Uneinigkeit nennt man „Klassenkampf" und behauptet, daß derselbe zum „Fortschritt" unentbehrlich sei, obwohl dieser Kampf gar nicht unter Konkurrenten, sondern unter sich gegenseitig Ergänzenden, auf einander Angewiesenen geführt wird. Unter den eigentlichen Konkurrenten aber, wo ein lauterer Wettbewerb wirklich dem Fortschritte dienen könnte, da sucht man gerade den Wettkampf auszuschalten und durch eine bandenhafte „Organisation" zu ersetzen. Auch das geschieht natürlich unter der Tarnkappe der „Freiheit", die für die genannte Menschensorte stets die „Freiheit" ist, die ihren Ausbeutezwecken im gegebenen Augenblicke gerade am besten dient.

Die mit der sozialen Uneinigkeit zusammenhängende innerpolitische Schwäche suchen die Listigen mittels des „parlamentarischen Systems" für sich auszunutzen, und wenn sie dabei ihre eigentlichen Absichten besonders raffiniert verdecken müssen, dann stellen sie dieses System auf möglichst breite „demokratische" Grundlage. Selbst die halberwachsenen Jünglinge und die ledigen Jungfrauen erscheinen ihnen zu diesem Zwecke unter Anrufung der „Freiheit" und „Gleichheit" noch gut genug. Und wie sie den Klassenkampf mit dem Fortschritte in einen ganz falschen Zusammenhang bringen, so behaupten sie von dem parlamentarischen System, daß es von der politischen Freiheit unzertrennlich sei, obwohl doch jeder Geschichtskenner weiß, daß diese Freiheit immer und überall nur in der staatlichen Macht und volklichen Einigkeit — also dem direkten Gegenteil ihrer Ziele — eine sichere Grundlage gefunden hat.

Der gemeine Mann und auch der Gebildete, dessen ganzes Denken von einem abseitigen Berufe in Anspruch genommen ist, merkt von allen diesen Taschenspielereien, besonders wenn die Aufmerksamkeit im entscheidenden Augenblicke auf andere Dinge abgelenkt[1]) wird, nicht das geringste, und wenn ja einmal einer etwas merkt, wird er schnell mit „Wohltaten" beschwichtigt. Läßt er sich aber nicht beschwichtigen, dann wird er als „Reaktionär", als Feind des „Fortschritts", als kulturloser „Barbar" usw. moralisch gebrandmarkt und, soweit es jene Menschensorte irgend vermag, gesellschaftlich geächtet, wirtschaftlich boykottiert und ruiniert. Die Täuschung wird dadurch erleichtert, daß die Gauner und Gaukler äußerlich, in Kleidung und Verkehrsformen oft recht gute Manieren haben und sich von anständigen Menschen in dieser Beziehung kaum unterscheiden. Es gehört schon ein scharfer Blick dazu, um den geborenen und gewerbs-

[1]) Vergleiche dieses Heft S. 193.

mäßigen Gauner unter der glatten Maske des feingebildeten, anständigen Menschen, des „Gentleman" zu erkennen. Auch verwischen die zahlreichen Übergangsstufen die unzweideutigen Kennzeichen der Spezies. Die Biologe freilich wird alle diese Erscheinungen leicht unter dem Begriff „Mimikry" zusammenfassen.

Wie alle diese doch gar nicht so schwer faßbaren Dinge sich der Kenntnis der gebildeten Welt solange entziehen konnten, ja, wäre dieser Krieg nicht gekommen, sich ihr wohl noch viel länger entzogen haben würden, dürfte späteren, unter reinlicheren Verhältnissen lebenden Geschlechtern als ein schwer lösbares Rätsel erscheinen. Wer sich aber mit der modernen Gaunerei und Gaukelei politischer und anderer Art einigermaßen beschäftigt hat, wird finden, daß es sich im Grunde stets um dieselben alten, uralten Tricks handelt und daß nur die „Aufmachung" etwas modernisiert worden ist.

Bisher war die Gemeingefährlichkeit der schlimmsten Sorte von innern Feinden nur vom sozialen und politischen Standpunkte aus sichtbar gemacht worden. Die — nach vielen Milliarden zählenden — wirtschaftlichen Schädigungen, die dem Einzelnen und dem Staate durch dieselbe Art von innern Feinden erwuchsen und die sich sämtlich unter den gemeinsamen Begriff von „Kriegswucher" bringen lassen, sind dabei noch gar nicht berührt. Diese Schädigungen auch nur einigermaßen erschöpfend zu erfassen, würde über den hier zur Verfügung stehenden Rahmen weit hinausgehen. Ich verzichte darauf und möchte nur auf einige besonders hervorstechende Punkte hinweisen.

Beim Kriegswucher kommt es hinsichtlich der moralischen Verwerflichkeit und weithin tragenden Schädlichkeit besonders an auf „das Karnickel, das angefangen hat". Könnte man dieses fassen, — es müßte eine ganz besonders exemplarische Strafe dafür ausgedacht werden; denn der erste zweifellos wucherische, durch nichts als die Habgier verursachte große Aufschlag auf irgendeine während des Krieges knapp gewordene Ware oder Arbeitsleistung wirkt bekanntlich wie der am Bergesgipfel sich lösende Stein, der die Lawine ins Rollen bringt. Und ist die Lawine erst einmal im Rollen, dann kann sich ihr kein Alleinstehender, und sei er auch der opferwilligste Vaterlandsfreund, ohne Gefahr für das eigene wirtschaftliche Leben entgegenstellen. Die Vorkehrungen gegen dieses furchtbare Naturereignis müßten gleich zu Anfang der Not und könnten nur von einer Wirtschaftsorganisation der Gesellschaft getroffen werden, wie sie im letzten Maiheft angeregt worden ist. Da aber diese gesellschaftliche Organisation sowohl in sozialer (klassengemäßer) wie wirtschaftlicher Hinsicht noch nicht bezw. nicht mehr existiert, so haben für den gedachten Zweck die Gemeinden und in letzter Linie der Staat vikarierend eintreten müssen. Daß diese für ganz andere als wirtschaftliche Zwecke geschaffenen Organisationen dem Kriegswucher gegenüber nahezu ohnmächtig sind und ihrer ganzen Natur

nach sein müssen, wurde schon in dem genannten Hefte gezeigt. Die praktische Erfahrung hat denn auch die dort rein theoretisch, aus biologischen Gesichtspunkten hergeleitete Wahrheit durchaus bestätigt. Vielleicht wäre es wenigstens nicht ganz so schlimm gekommen, wenn der Staat seine Macht hinsichtlich der Strafgewalt zuerst rücksichtsloser gebraucht, d. h. die *ersten* zweifellos festgestellten Kriegswucherer größeren Kalibers wie schwere Landesverräter auf den Sandhaufen geführt und die Namen der Erschossenen in allen Zeitungen veröffentlicht hätte. Das hätte vielleicht abgeschreckt, denn so etwas ist das Einzige, was jene besondere Sorte von „Tüchtigen" wirklich fürchtet. Über die Geldstrafen, auch wenn sie in die Tausende gehen, lachen sie nur. Das rechnen sie einfach auf die „Geschäftsspesen". Da man sich aber zu diesem drastisch wirkenden Heilmittel aus Kurzsichtigkeit oder aus falschem Menschlichkeitsgefühl nicht hat entschließen können, so ist die Lawine ins Rollen gekommen, und man muß jetzt die Verheerungen, die sie angerichtet hat, hinnehmen.

Unter den Kriegswucherern schweren Kalibers ist natürlich jene besondere Sorte von „Tüchtigen" nicht *allein* vertreten. Anfangs mag das wohl der Fall gewesen sein, aber nachher haben sich auch andere als Gelegenheitsmacher dazu gesellt. Böse Beispiele verderben eben überall gute Sitten, selbst wenn die Not und die günstige Gelegenheit nicht besonders dazu anreizen.

Man könnte die Frage aufwerfen, ob nur Gewinnsucht oder auch feindliche *Absicht* bei jener besonderen Sorte von „Tüchtigen", die wir als die schlimmsten innern Feinde unseres Vaterlandes ansehen müssen, im Spiele ist. Denkbar ist das letztere durchaus; denn wer ein starkes Interesse am Siege der schlechten Sache hat, von dem ist auch anzunehmen, daß er diese Sache, wenn es in seiner Macht liegt und er es ohne Gefahr tun kann, fördern wird. Und diese Macht dürften einzelne Vertreter jener besonderen Sorte von „Tüchtigen" leicht gehabt haben und haben. Ein Beweis dafür wird sich natürlich schwerlich erbringen lassen, denn gerade, wenn man die Absicht gehabt hat, wird man die Spuren um so sorgfältiger verdeckt haben.

So leicht wie die sozialen und politischen Schädigungen können die *wirtschaftlichen* von innern Feinden nicht mit demagogischen Phrasen vertuscht werden. Man kann sie nicht mit „Freiheit", „Demokratie", „Fortschritt", „parlamentarischem System" usw. verbrämen. Höchstens das Schlagwort „Organisation" ist hierzu vielleicht brauchbar. Dieses Wort hat in wirtschaftlichen Dingen noch immer einen guten Klang, und kaum ein Gebildeter, geschweige denn die große Masse denkt dabei an räuberbandenhafte Organisation oder gar an jenen, dem echten Kinde der Organisation gerade während des Krieges so oft untergeschobenen Wechselbalg, der eigentlich „Mechanisierung" oder „Schablonisierung" genannt werden müßte. Die biologische Auffassung des staatlichen und gesellschaft-

lichen Lebens ist eben noch weit von allgemeiner Anerkennung entfernt. Es überwiegt noch immer allzu sehr die mechanistische Betrachtungsweise, und darum überrascht es nicht, wenn man in der Mechanisierung und Schablonisierung von oben herab gerade während des Krieges das Menschenmögliche geleistet und dadurch den zarten wirtschaftlichen Organismus fast ganz zugrunde gerichtet hat. „Alles wirkliche Leben ist ja hier beinahe schon erstorben. Um weitere Schädigungen des Staates und der übrigen Verbraucher, die bei einer echten, wahren Organisation des Wirtschaftskörpers von vornherein ausgeschlossen gewesen wären, zu vermeiden, wird man wohl zu den Mitteln greifen müssen, die unsere geschätzten Mitarbeiter, August Uhl und Amtsrichter Vehring, in diesem Hefte in Vorschlag gebracht haben.

Mit der Worthülse „Organisation" kann, wie gesagt, ein im Phrasendrehen und Wortverblenden besonders geschickter Gaukler noch immer etwas machen, und wollte er dadurch auch nur die wahre, echte Organisation der Gesellschaft, die irgend einmal kommen wird, möglichst lange hinausschieben. Von diesem Standpunkte aus wäre es freilich noch wirksamer, für jene bei uns noch während des Krieges verlangte sogenannte „Neuorientierung" Propaganda zu machen; denn dann wäre, falls sie tatsächlich in Angriff genommen würde, dafür gesorgt, daß die *richtige* Orientierung auch bei uns nie kommt, daß vielmehr alles beim alten bleibt, oder, wo es noch nötig, die gesamte Innen- und Außenpolitik so orientiert wird, daß die Schlüsselgewalt über die Reichtümer der Erde in den Händen jener besonderen Sorte von „Tüchtigen" bleibt. In diesem Falle wird nicht einmal der bessere Teil der eignen Völker der Entente — geschweige denn die übrigen — ihren rechtmäßigen Anteil daran erhalten. Die Überreichen werden dann überall in der Welt noch überreicher, die Armen noch ärmer werden.

Soll das nun wirklich alles so kommen? Soll die Entente ihr Ziel, auch wenn sie es militärisch nicht zu erreichen vermag, politisch und diplomatisch, mit Hilfe unserer inneren Feinde zuletzt doch erreichen?

Man wird jetzt begreifen, warum, wie schon eingangs bemerkt, es ganz unmöglich ist, unsere äußeren Feinde zu besiegen und zu einem wahrhaft deutschen Frieden zu kommen, ehe wir nicht unserer *innern* Feinde, namentlich der schlimmsten Sorte von ihnen, Herr geworden sind. In der Tat wäre ein Verständigungsfrieden, auch wenn er noch vergleichsweise günstig für uns ausfiele, woran gar nicht zu denken ist, nichts weiter als ein Anschluß an die Weltanschauung der Entente, als eine schimpfliche Kapitulation vor ihren letzten und eigentlichen Zielen. Daß diese auf die Vernichtung der deutschen Militärmonarchie als des letzten Hindernisses ihrer absoluten Weltherrschaft gerichtet sind, ist so unzweifelhaft bekannt, daß es sicher *bewußte* Verkennung ist, wenn jemand innerhalb unserer Grenzen *andere* Ansichten verbreitet. Ebenso kann es für jeden, der es nicht *absichtlich* leugnen will, keinem Zweifel unterliegen, daß jene Ver-

nichtung schon besiegelt wäre, wenn es unseren schlimmsten inneren Feinden gelänge, das Deutsche Reich zu einem „Verständigungsfrieden" ohne Landangliederung und ohne Kriegsentschädigung zu überreden.

Aber selbst zu einem solchen Frieden würde sich die Entente, würden sich jedenfalls die Westmächte nur im Falle ihres militärischen und wirtschaftlichen Zusammenbruches verstehen. Unter anderen Umständen fiele es ihnen gar nicht ein, sich mit Deutschland zu „verständigen". Es nützte also gar nichts, würde nicht um einen Tag eher den Frieden herbeiführen, wenn die Mittelmächte schon vor dem Zusammenbruche der Entente einen solchen Verständigungsfrieden anbieten würden. Nach dem Zusammenbruche aber wäre ein solches Angebot seitens der Mittelmächte eine Lächerlichkeit, um keinen schärferen Ausdruck zu gebrauchen.

Alles das muß unseren bewußten inneren Feinden genau so bekannt sein wie jedem, der die Psyche der Entente, dieser von überführten Verbrechern geleiteten Raubgesellschaft auch nur einigermaßen richtig beurteilt. Nicht im Scherz sagt man in England und Amerika: „No terms with the Hohenzollern". Ebenso ernsthaft meint es der heimliche Agent der Entente, Herr Branting in Stockholm, wenn er sagt: „Der Kaiser steht dem Frieden im Wege." Alles das zielt auf nichts weiter als die starke deutsche Militärmonarchie, die sie, wenn nicht von außen, auf militärischem Wege, so doch von innen, auf sozialem und politischem Wege, durch unsere innern Feinde stürzen lassen wollen. Über andere mit der „Neuorientierung" verfolgte Zwecke und Ziele sollte man sich bei uns doch keinen Wahnvorstellungen hingeben.

Ebenso besteht vorläufig noch keine begründete Hoffnung, daß die betörten und verführten Völker der Entente sich von ihrer verbrecherischen Oberleitung, die sich ja nicht auf die zur Zeit am Ruder Befindlichen beschränkt, so bald trennen werden. Das wäre selbst nach ihrem völligen militärischen und wirtschaftlichen Zusammenbruche fürs erste nicht anzunehmen. Höchstens wäre dann in der Oberleitung wieder einmal ein Personenwechsel, aber noch lange nicht eine Änderung des ganzen Systems, der entsprechenden politischen Weltanschauung zu erwarten. Um die bodenlose Verruchtheit der gesamten Weltanschauung, die zu diesem furchtbarsten und grausamsten aller Kriege geführt hat, in den feindlichen Ländern zu erkennen und anzuerkennen, dazu bedürfte es einer völligen Umkrempelung der öffentlichen Meinung in diesen Ländern, und dazu wieder gehörte neben viel Geld, das dem besseren Teile dieser Völker vorläufig noch gar nicht zur Verfügung steht, auch viel Zeit. Eben darum bleibt für die nächste Zeit selbst zum Besten der betörten und verführten Völker der Entente gar nichts anderes übrig, als daß die Mittelmächte vollständig siegen und ihre Übermacht auch für absehbare Zukunft behaupten. Erst dann kann zunächst bei uns selbst die Weltanschauung des Rechtes und der Wahrheit, die von der Weltanschauung der Entente durch unüberbrückbare Abgründe

getrennt ist, zur unbestrittenen Herrschaft gelangen, und erst dann wäre die Hoffnung berechtigt, daß dieselbe Weltanschauung auch bei unseren jetzigen Feinden Propaganda macht. Darüber könnte aber nach allen während dieses Krieges gemachten Erfahrungen noch mancher Tropfen Wasser ins Meer fließen. Also auch über die darauf gegründete Friedensmöglichkeit darf man sich keinen Wahnvorstellungen hingeben. Auch in dieser Hinsicht würde das Angebot eines Verzichtsfriedens den Krieg nicht um einen Tag verkürzen.

Sollten das unsere Sozialdemokraten, soweit sie die Wahrheit lieben und nicht zu jener besonderen Sorte von „Tüchtigen" gehören, wirklich nicht einsehen können?

Die Stellung unserer Sozialdemokraten und überhaupt der Sozialdemokratie zur Weltanschauung der Entente ist eine merkwürdige, sehr merkwürdige. Ihrem sogenannten „Programme" nach müßten sie doch gerade diese schlimmste Ausgeburt des Kapitalismus auf das entschiedenste bekämpfen. Wie kommen sie nun dazu, ausgerechnet gerade diesem Kapitalismus mit einem „Verständigungsfrieden" goldene Brücken bauen zu wollen? Etwa, damit er der ersten wirklich schweren Gefahr, in die er seit Jahrtausenden geraten ist, glücklich entrinnen und die bessere Menschheit weiter versklaven kann? „Erkläre mir, Graf Oerindur, diesen Zwiespalt der Natur!"

Die Erklärung liegt darin, daß es jener besonderen Sorte von „Tüchtigen" gelungen ist, auch in die Sozialdemokratie, die ausgesprochenermaßen antikapitalistische Organisation einzudringen und sie allmählich in das Gegenteil ihres ursprünglichen Wesens zu verkehren. Wie das — natürlich auch unter der Tarnkappe der „Freiheit", „Gleichheit", „Brüderlichkeit", „Menschlichkeit", des „Fortschritts" usw. — möglich war, dürfte aus folgendem ersichtlich werden.

Bekanntlich ist der wirtschaftliche Weltimperialismus aus dem wirtschaftlichen Klassenimperialismus einer bestimmten Schicht des Bürgertums, der sogenannten „bourgeoisie" hervorgegangen. Bereits im letzten Märzheft, S. 628, wurde das mit den Ursachen und weithin tragenden Folgen im Vorübergehen erkennbar gemacht. Jeder Klassenimperialismus strebt seiner innersten Natur nach über den völkischen, nationalen, staatlichen, ja selbst den großstaatlichen Rahmen hinaus und ruht nicht eher, als bis die ganze Welt zu seinen Füßen liegt. Das gilt namentlich von dem wirtschaftlichen Klassenimperialismus einer bestimmten plutokratischen Klasse. Hätte sich nun der Sozialismus, der seiner reinen, unverfälschten Idee nach alles andere eher als imperialistisch oder gar weltimperialistisch ist, nicht auf eine besondere Klasse, die der Handarbeiter oder Proletarier festlegen lassen, hätte er seine Propaganda auf alle nicht bloß wirtschaftlich, sondern auch staatlich und volklich auf einander angewiesenen Klassen eines organischen Gemeinwesens ausgedehnt, d. h. hätte er sich nicht von

jener besonderen Sorte von „Tüchtigen" den „Klassenkampf" suggerieren lassen, dann hätte er den ausbeuterischen Kapitalismus längst niedergerungen, wäre jedenfalls nicht zum willenlosen Werkzeug eben dieses Kapitalismus herabgesunken. Indem es aber jener besonderen Sorte von „Tüchtigen" gelang, die antikapitalistische Bewegung auf einen denkbar scharf ausgesprochenen Klassenimperialismus, den der Proletarier aller Länder, hinauszuspielen, mußte sie mit Notwendigkeit in das Fahrwasser des „bourgeoisen" Klassenimperialismus geraten, mußte mit ihrem frischen Winde dazu dienen, die bereits matt darniederhängenden Segel des händlerischen Weltimperialismus von neuem anzuschwellen und die ihm entgegengesetzte nationale Bewegung, von der allein ein Niederringen dieses Imperialismus zu erwarten ist, schwer zu hemmen. Wo anders denn als beim Kapitalismus hätte die antikapitalistische Bewegung bei ihrem Klassenidiotismus eine finanzielle Stütze oder sonstige Machtgrundlage finden können? Gegen den nationalen Staat und die völkische Gesamtheit hatte sie sich ja eben durch die Suggestion des „Klassenkampfes" listigerweise in denkbar schroffsten Gegensatz hineintreiben lassen. Gegen eine andere, ihr nahestehende Macht, die christliche Kirche, hatte sie sich mit den Schlagworten von „Freiheit", „Fortschritt", „Aufklärung" usw. in einen mindestens ebenso schroffen Gegensatz hineinhetzen lassen. Was blieb ihr also übrig, wenn sie nicht elend verkümmern und schließlich ganz im Sande verlaufen wollte? Sie mußte sich dem plutokratischen Klassenimperialismus wenn nicht unterwerfen, so doch in die — natürlich weitgeöffneten — Arme werfen und mit ihm bis zu einem gewissen, den harmlosen Massen gerade noch erträglichen Maße gemeinsame Sache machen.

Eine solche „Politik" ist aber gerade so, als wenn die Antisemiten bei den — Juden eine Zuflucht und Stütze für die Verwirklichung ihrer Absichten suchen wollten. Daß die Führer der sozialistischen Bewegung auf diese Weise ihre Sache niemals zum Siege führen und höchstens, wenn die sich betrogen fühlenden Massen ihre Hürden durchbrechen, die ganze Welt in hoffnungslose Anarchie stürzen können, liegt auf der Hand. Das einzusehen, dazu reicht der gesunde Menschenverstand auch des einfachsten deutschen Arbeiters schon aus.

Wir brauchen also noch nicht alle Hoffnung aufzugeben, unsere bisher sozialdemokratisch beeinflußten Volksgenossen aus dem Handarbeiterstande für die Sache des gemeinsamen Vaterlandes schließlich doch noch endgültig zu gewinnen. Niemals war die Gelegenheit dazu günstiger als zu Beginn dieses vom Weltkapitalismus zur Vollendung seiner Weltherrschaft angestifteten Weltkriegs. Hätte die Reichsregierung sich an die national wieder erwachten Arbeiter selbst gewandt, anstatt deren bereits entthronte Führer wieder auf den Thron zu setzen, dann wäre das im Interesse der Arbeiter wie des gesamten Vaterlandes so außerordentlich wünschenswerte Ziel wohl schon erreicht. Aber jene besondere Sorte von „Tüchtigen" wollte das

offenbar nicht, und darum handelten sie nach dem Worte: „Der kluge Mann baut vor."

Indessen wäre es vielleicht auch jetzt noch nicht zu spät, die bereits verloren geglaubten Söhne dem Vaterlande endgültig zurückzugewinnen, wenn nur die Reichsregierung sich endlich von der Wahnvorstellung befreite, jene besondere Sorte von „Tüchtigen" wäre für diese Zurückgewinnung vor allen anderen am besten geeignet. Mit dem Geiste dieser Menschensorte, die den Kapitalismus in des Wortes übelster Bedeutung vertritt, ist eine Verständigung auf vaterländischer Grundlage für unser eigenes Volk so wenig wie für alle anderen Völker erreichbar oder auch nur denkbar. Schärfere Gegensätze in der Weltanschauung und Lebensauffassung gibt es gar nicht. Es ist wahrlich nicht zuviel gesagt, wenn ich im vorigen Hefte den Geist dieser durchaus ungermanischen, unarischen Weltanschauung und Lebensauffassung, die jetzt besonders England und Amerika zum Fußgestell ihrer Welt-Herrschaft erkoren hat, einen wahrhaft teuflischen nannte.

In bezug auf den Verständigungswillen mit diesem Geiste hatte ich im vorigen Hefte einen besonders scharfen Ausdruck gebraucht. Die Leser werden ihn und ein paar ähnliche Ausdrücke vielleicht für Entgleisungen gehalten haben, wie sie einem mit Volldampf Fahrenden ja leicht zustoßen können. Ich habe aber diese Ausdrücke absichtlich stehen lassen, habe mir absichtlich diese Blößen gegeben, um in Erfahrung zu bringen, wer darauf sofort zuhauen würde. Wenn man mit kräftiger Hand einen Stein in eine Meute Hunde wirft, dann meldet sich ja auch sofort, hoch aufspringend und laut heulend, der — sich getroffen Fühlende.

Es meldeten sich zuerst der „Vorwärts", dann gleich darauf das „Berliner Tageblatt", später die „Berliner Volkszeitung", die „Weserzeitung" die „Vossische Zeitung", die „Königsberger Hartungsche Zeitung". Die letzteren beiden waren wenigstens so loyal, einzugestehen, daß sie den Artikel nicht gelesen und nur nach dem „Vorwärts" zitiert hätten. Andere Stimmen sind mir nicht bekannt geworden. Die vorsichtiger geleitete „Frankfurter Zeitung" hat es vielleicht für klüger gehalten, ganz zu schweigen, um die öffentliche Aufmerksamkeit nicht auf für sie selbst recht unliebsame Dinge zu lenken. Die Aufmachung der Überschriften und die Bemerkungen dazu stuften sich bezüglich der Gehässigkeit genau nach dem Verhältnis ab, in dem die Organe zur Weltanschauung jener besonderen Sorte von „Tüchtigen" stehen. Der Kommentare hierzu will ich mich mit Rücksicht auf den Burgfrieden enthalten.

Nun zum Schlusse und — Entschlusse. Was ergibt sich aus all dem Vorausgegangenen und was muß geschehen, um den Willen zum Siege und zum Durchhalten bis zu einem die Zukunft unseres Volkes sichernden Frieden neu zu beleben und gegen die von gewisser Seite ausgehenden Flaumachereien und noch schlimmeren Machenschaften zu schützen?

Das erste Erfordernis ist, daß die Reichsregierung endlich aus ihrer unbestimmten, neutralen Stellung zwischen der einen und der anderen Strömung heraustritt und sich entschieden auf die Seite derjenigen stellt, die schon vor dem Kriege zu jedem Opfer für des Vaterlandes Macht und Größe bereit waren. Dabei brauchte sie über die Kriegsziele im einzelnen noch gar nichts zu sagen. Es handelt sich für sie lediglich darum, das Vertrauen der Bestgesinnten wieder zu gewinnen und deren nur allzu sehr begründetes Mißtrauen zu verscheuchen. Ein Zweifel, auf welcher Seite der einander aufs schärfste entgegengesetzten Strömungen der Platz für die Reichsleitung allein sein kann, ist angesichts der mit den äußern nur zu sehr übereinstimmenden inneren Machenschaften der Feinde nicht mehr möglich. Hier scheiden sich die Geister und die Herzen. Eine Verständigung mit dem Geiste der innern und äußern Zwietracht, der Lüge, des Verbrechens wäre für uns Deutsche selbst dann nicht möglich, wenn die Mittelmächte besiegt wären und die Bedingungen der Sieger annehmen müßten. Andererseits würden, wie gesagt, die Westmächte erst nach ihrem völligen Zusammenbruche zu einer Verständigung mit uns bereit sein. Darum ist jede laue und flaue Haltung auf unserer Seite nur von Übel und verlängert nur den Krieg. Je fester, entschiedener unsere politische Leitung auftritt und den Willen zum Siege kundgibt, desto eher werden die längst kriegsmüden Völker der Entente ihre schon erstorbenen Siegeshoffnungen begraben. Das Einzige, worauf sie trotz ihrer militärisch hoffnungslosen Lage noch hoffen, ist die von ihren Agenten im Innern unseres Vaterlandes erregte Zwietracht und die von ihnen angenommene Möglichkeit, daß unsere politische Leitung noch vor der letzten Entscheidung die Nerven verlieren könnte. Darum versuchen die Agenten der Entente unter Vermittlung der vorher gekennzeichneten innern Feinde alles, was die Zwietracht verstärken und über das erträgliche Maß hinaus steigern könnte. Wird diese Möglichkeit durch eine feste, unzweideutige Haltung der Regierung ausgeschlossen, dann wird der Friede da sein, ehe sich die um jeden Preis Friedenssüchtigen dessen versehen. Die Flaumacher und die heimlichen Parteigänger der Entente schieben ihn unter dem Vorwande, ihn früher herbeiführen zu wollen, nur immer weiter hinaus.

Lassen wir uns also weder von unseren äußern noch von unseren innern Feinden verblüffen und setzen wir dem in Amerika preisgekrönten Feldgeschrei: „To Hell with the Hohenzollern and Habsburgs“ das unserige entgegen, das gegenüber allen, mögen sie nun außerhalb oder innerhalb unserer Grenzen uns den Sieg noch im letzten Augenblicke streitig machen wollen, klar heraus lauten sollte: **„In den Staub mit allen Feinden Deutschlands“.**

Kapital- und Zinslast im Kriege.

August Uhl.

Durch die Einführung einer allgemeinen Betriebsdienstpflicht als Ergänzung der allgemeinen Wehrpflicht[1]) würden Summen, die nach Milliarden zählen, im Kriege erspart werden können. Die konsequente Fortführung dieser Maßnahme während des Krieges bildet aber dann die Unterbindung der Verzinsung des aufgewandten Kapitals, die Entkapitalisierung der Volkswirtschaft in größerem Umfang. Erst damit wäre der Schlußstein unserer gesamten wirtschaftlichen Kriegsrüstung gegeben.

Auf die Zinslehre kann hier nicht eingegangen werden. Soviel jedoch erscheint allgemein einleuchtend, daß ein Zins (einschließlich Dividende usw.) von einer Volkswirtschaft solange nicht aufgebracht oder nur scheinbar, nämlich unter Zuhülfenahme des Kapitals, bezahlt werden kann, als das Wirtschaftsleben nicht in der Lage ist, die Gesamtproduktion zu steigern. Diese Steigerung ist schließlich die letzte Ursache einer allgemeinen, auf den verschiedensten Kanälen dem einzelnen zufließenden und auf mannigfachen Umwegen verteilten Verzinsung. Alle anderen Zinsquellen, die wir durchaus nicht leugnen wollen, haben nur untergeordnete Bedeutung. Unsere Volkswirtschaft kann indes während des Krieges ein solches natürliches Wachstum nicht aufweisen. Damit sinkt die allgemeine Verzinsung zu einem künstlichen, in der Natur des Wirtschaftens nicht begründeten Zustand herab. Die Ermöglichung der Bezahlung beruht dann entweder auf der Entnahme aus erhöhten Schuldsummen, oder auf einem übermäßigen Gewinn in den Händen weniger, oder auf einer Beschränkung der Lebenshaltung weiter Volkskreise und auf der Aufzehrung ihres Konsumptionsfonds für spätere Jahre. Endlich aber beruht diese scheinbare Verzinsung auf der Aufzehrung der Fonds für die Produktion, auf dem Aufbrauch der Rohstoffe, des Betriebskapitals und sonstiger Produktionsmittel. Es bedeutet dies einen Zustand, der die kaltgestellte Industrie nicht minder trifft wie das Handwerk und die Landwirtschaft, die durch Abgabe von Nutztieren, durch vorzeitige Abschlachtungen, durch Verzicht auf Düngemittel u. dergl. mehrere Milliarden von Kapital für Sparkassen und Kriegsanleihen flüssig machen konnte. Die in gleicher Weise aus Handwerk und Industrie herausgezogenen Beträge dürfen mit Sicherheit noch höher angesetzt werden. Wohl sind also zunächst die Zinsen vorhanden, allein der Zusammenbruch dieses Systems einer auf Schein aufgebauten Hochkonjunktur kann nicht auf sich warten lassen. Nicht die Kriegswirtschaft selbst ist die Probe auf die Gesundheit unserer hochkapitalistischen Volkswirtschaft — wie diese die herrschende Wirtschaftsrichtung und ihre Presse zu verkündigen nicht müde wird — sondern in derjenigen Zeit, in der der natürliche

[1]) Vergl. Maiheft 1916 den Aufsatz von Prof. R. Franke: „Entsprechen Kriegsgewinne dem Geiste der allgemeinen Wehrpflicht?“

Aufbau der Volkswirtschaft und ihrer Millionen von gewerblichen und landwirtschaftlichen Einzelwirtschaften wieder zu erstehen beginnt, wird die allgemeine Abrechnung erfolgen. Dann hilft uns auch das Füllhorn von Mittelchen nicht, wie das der Hansa-Bund in seiner Tagung vom 5. bis 6. Februar 1916 auszuschütten begonnen hat. Dann wird die Frage nach der Berechtigung dieses ganzen kapitalistischen Systems der letzten Jahre mit aller Macht nach einer Lösung drängen und spätestens auch zu diesem Zeitpunkt die Frage entschieden werden müssen, ob die Berechtigung einer allgemeinen Verzinsung aus volkswirtschaftlichen oder allein aus formalen Gründen auf Grund von papiernen Verträgen und Paragraphen abgeleitet werden darf, die nicht auf den Kriegsfall und jedenfalls nicht auf einen Krieg von solcher Dauer und solchem Umfang zugeschnitten waren.

Sehen wir zu, wie man seither dieser Kapital- und Schuldfrage zu begegnen versucht hat. Nach der Bekanntmachung über die Geltendmachung von Hypotheken-, Grund- und Rentenschulden vom 16. Juni 1916 und den entsprechenden Verordnungen über die gerichtliche Bewilligung von Zahlungsfristen kann, wenn es die Umstände rechtfertigen, für Zinsen und sonstige Nebenschulden eine einmalige Frist von drei Monaten, für Kapitalschulden eine mehrmalige von je sechs Monaten zugesprochen werden. Jedoch ist diese Stundung abzulehnen, wenn die wiederkehrenden Leistungen für zwei Jahre nicht gezahlt worden sind. Es ist klar, daß mit solchen Maßnahmen und selbst mit einer etwas weitergehenden Regelung im gleichen Sinne nicht mehr auszurichten ist, wie mit dem Tropfen auf den heißen Stein. Muß sich durch solche Regelung der wirtschaftlichen Grundfrage unserer Tage schon während des Krieges mancherlei Unrecht einstellen und reichlicher Stoff der Erbitterung ansammeln, so ist offenbar, daß wir bei der Rückkehr zum normalen Aufbau der Volkswirtschaft mit diesem System einen vollen Schiffbruch erleiden müssen. Was kommt, ist entweder die volle Alleinherrschaft des Großkapitals, das dank seiner Kriegsgewinne, seiner finanztechnischen Überlegenheit und Solidarität die Mittel- und Kleinbetriebe im Gewerbe aller Art vernichtet, das selbst in der Landwirtschaft mit dem Bauernlegen schon in bedenklichem Umfang begonnen hat. Oder aber es kommt der große wirtschaftliche und politische Krach, womöglich erst als Folge der geschilderten Kapitalsherrschaft.

Was uns nottut, kann schon der babylonische König Hammurabi in jenem berühmten Gesetzbuch uns lehren, das vor 4500 Jahren in einem Lande in Geltung war, das schon Kapitalswirtschaft mit Zinsen, ja selbst den wirtschaftlichen Gegensatz von Stadt und Land in einigem Umfang gekannt hat. Doch war man damals einsichtiger wie heute. Heißt es doch in § 48 jenes in Stein uns erhaltenen Gesetzbuches:

„Wenn jemand eine Darlehensschuld hat und ein Unwetter sein Feld verwüstet oder die Ernte vernichtet, oder wenn wegen Wassermangels Getreide auf dem Felde nicht wächst, so soll er in diesem Jahre dem

Gläubiger kein Getreide geben, seine Schuldtafel (in Wasser!) aufweichen und Zinsen für dieses Jahr nicht zahlen."

Diese Bestimmung bedeutet in Anbetracht des Überwiegens der Landwirtschaft nichts mehr und nichts weniger als den allgemeinen Zinserlaß für Jahre, in denen der Zins nicht auf natürliche Weise aus den Erträgen der Volkswirtschaft aufgebracht werden kann. Sie bedeutet aber in bezug auf die Landwirtschaft im besonderen die Unterstellung des landwirtschaftlichen Grundeigentums unter das ihm entsprechende Rentenprinzip, eine Forderung, die wir auch heute erfüllen müssen, wenn wir der Landwirtschaft wahrhaft und dauernd aufhelfen, wenn wir die Sicherheit der nationalen Nahrungsproduktion in dem Widerstreit gewährleisten wollen, der zwischen den privatwirtschaftlichen Interessen des Landwirts und den Interessen der Volkswirtschaft als Gesamtheit besteht. Es ist jener Widerstreit, der sich mit dem Anruf an die patriotische Pflicht des Landwirts nicht auf die Dauer beheben läßt, sondern allein durch die Zurückdrängung des kapitalistischen Systems; der Zusammenfall beider Interessenrichtungen kann nur erstrebt werden, wenn wieder das Reineinkommen mit dem Roheinkommen in Einklang gebracht wird, d. h. aber vor allem, wenn der Verzinsungsfaktor beschränkt und wie bei Hammurabi nach dem Ertrag der Volkswirtschaft in seine natürlich berechtigten Schranken verwiesen wird.

Das ist derselbe Hammurabi, der für den Fall eines Krieges den Ankauf von Grundbesitz, also das Bauernlegen, für nichtig erklärte, während 4500 Jahre später unsere Regierung „des Fortschritts" in der gleichen Lage sich zu einem gleichen Vorgehen noch nicht hat entschließen können. Es heißt nämlich in § 37 seiner berühmten Gesetze:

„Wenn jemand Feld, Garten und Haus eines Hauptmanns, Soldaten oder Zinspflichtigen kauft, so wird seine Kaufvertragstafel als ungültig zerbrochen, und er verliert sein Feld. Feld, Garten und Haus kommt an seinen Herrn zurück."

Hammurabi steht nicht vereinzelt da. Sein Gesetzbuch erscheint auch weniger als die freie Tat eines genial vorausschauenden Mannes, sondern vielmehr als der Abschluß einer langen und stürmischen Entwicklung, gleich jener, die durch Solon in Athen ihr Ende fand. Die Geschichte hat noch immer die gleichen Wirkungen auf die gleichen Ursachen bestätigt, auch die Geschichte der übertriebenen Geldwirtschaft und der schrankenlosen Kapitalsherrschaft. Zu Zeiten der volkswirtschaftlichen Erschütterung ist noch immer die reale Tatsache mächtiger gewesen als die papierne Bestimmung auf Grund gänzlich gewandelter Verhältnisse. Und wie der Ruf nach Schuldnachlaß und Zinsnachlaß so oft in der Geschichte an unser Ohr klingt, wie er bald friedlich, wie in Athen und Babylon, bald revolutionär, wie im Rom der Gracchen, Erhörung findet, so wird auch in dieser gewaltigsten aller Erschütterungen die Stimme der natürlichen

Verhältnisse in irgend einer Form den Sieg davontragen über die künstliche Fortführung unhaltbarer Verträge. An uns aber ist es, dieser Stimme so rechtzeitig wie möglich Gehör zu geben, um den harmonischen Aufbau unserer inneren Zustände nicht wirtschaftlich und politisch zu gefährden.

Was uns heute also not tut und worin in enger Verbindung mit der geforderten Betriebsdienstpflicht des Unternehmertums die finanzielle und wirtschaftliche Kriegsrüstung erst zur Vollendung kommt, das ist ein in weitem Umfang durchgeführter Zinsnachlaß und Zinserlaß innerhalb eines umgrenzten Zeitraumes. Inwiefern dabei die schwachen Schultern des kleinen Mannes und des Mittelstandes gegen die Härten einer schablonenhaften Durchführung geschützt werden können, inwiefern ein Kapitalverlust mit der Maßnahme nicht vorhanden zu sein braucht, und zur Verhütung volkswirtschaftlicher Stauungen eine prozentuale Tilgung des Kapitals an die Stelle treten müßte unter Stundung für die Schwachen und Ersatz ihrer Zahlungen durch eine Art Rentenbriefe, das alles muß in ausführlicherem Zusammenhang seine Erörterung finden. Nur auf ein grundsätzliches Moment soll hier noch hingewiesen werden.

Was wir hier nämlich fordern und in Anbetracht der Tatsache des isolierten Staates und zunächst nur solange durchführbar ist, bedeutet eine Rückorientierung vom kapitalistischen Wirtschaftssystem zur naturgemäßen Einkommenswirtschaft, die dann auch für die kommende Friedenswirtschaft ihre Spuren hinterlassen und zugleich den Übergang in die Friedenswirtschaft erleichtern muß. Wir haben zwei Möglichkeiten: Die Vollendung der Herrschaft des Kapitalismus und der Plutokratie und damit Zersetzung und Niedergang für Wirtschaft, Kultur und Volk, oder aber die allmähliche Entkapitalisierung unseres Wirtschaftssystems und damit völkische und wirtschaftliche Wiedergesundung. Diese ist mit den üblichen kleinen Mitteln und Gesetzespflästerchen niemals zu erreichen, ihre Grundforderung aber ist für die Zeit nach dem Kriege eine großzügige und allgemeine Entschuldung mit Sicherheiten für Erhaltung dieses Zustandes.

Wohin unser Staats- und Wirtschaftsschiff steuert, das zeigt nichts deutlicher als die Verhandlungen des Hansa-Bundes vom 5. und 6. Februar 1916. Bei voller Verkennung der Bedürfnisse und der Not aller schaffenden Stände wird hier die offen bekannte Verbindung von Großkapital und Politik, d. h. die unverhüllte Plutokratie, mit allem Nachdruck gefordert zur Aufrechterhaltung und zum Wiederausbau des bestehenden falschen Wirtschaftssystems.

Demgemäß muß mit Fug und Recht erwartet werden, daß in Rücksicht auf die schwerwiegendsten Bedenken und, wie nicht verkannt werden darf, auch in Rücksicht auf innerpolitische Bedenken schwerwiegendster Art, die Volksvertretung und nicht minder die Regierung selbst bei der nächsten Kriegsanleihe an den hier angeschnittenen Problemen, einschließlich derjenigen

einer Betriebsdienstpflicht, nicht achtlos vorübergehen, daß im besonderen auch die Führer der Parlamente, die von der Reformbedürftigkeit unserer Anleihepolitik überzeugt sind, diese Fragen zur Erörterung bringen. Es darf auch nicht minder erwartet werden, daß sich alle schaffenden Stände und ihre Organisationen, die in der drohenden Vorherrschaft von Großkapital und Plutokratie trotz aller blutigen Siege die Niederlage unseres Volkstums, den Sieg westeuropäisch-amerikanischer Kultur erblicken müssen, sich zu geschlossenem Vorgehen und der notwendigen Vorarbeit in all diesen Fragen zusammentun.

Dieser Zusammenschluß, diese Erörterungen und Vorarbeiten sind keine Forderung neben anderen, sondern vor allen anderen. Denn wir müssen uns immer und immer wieder ins Bewußtsein hineinhämmern, daß die Entscheidung über die wirtschaftliche und völkische Zukunft unseres Volkes, über seinen Niedergang oder Aufstieg, nicht im Kriege selbst, sondern in den inneren Auseinandersetzungen nach ihm und in der Wirtschaftspolitik zu suchen ist, die nach dem Kriege das Steuer des Staatsschiffs in der Hand behält oder — in die Hand bekommt. Es ist keine Frage, daß hier die Ziele von rechts sich mit denen von links begegnen, daß eine gesunde Lösung auch politisch also durchaus möglich erscheint. Vielleicht hat dies niemand eher durchschaut als einzelne von denen, die als Arrangeure der politischen Agitation dieser Tage zu gelten haben, oder die wenigstens in jeder Weise, einschließlich ihrer Presse, diese Störungen unterstützen, wenn sie in der Entscheidung über die Frage der Neuorientierung die der Wirtschaftsgrundsätze als die Hauptsache — für sich selbst die Gefahr — in der Ablenkung des Volkswillens auf die Verfassungspolitik aber das Zweckmäßigere erblicken.

* * *

Eine notwendige Neuorientierung der Reichsfinanzwirtschaft.

Nach der fünften Kriegsanleihe hatten Einsichtige erwartet, daß sie die letzte ihrer Art sei, daß für die Neubeschaffung der notwendigen Mittel künftighin ein anderer Weg begangen werden müsse. Als dann das Zivildienstpflichtgesetz angekündigt wurde, erblickte man darin den ersten Schritt zu einem neuen Aufbau unseres Kriegswirtschaftssystems. Diese Hoffnung hat sich nicht erfüllt. Das Zivildienstpflichtgesetz erfuhr keine Erweiterung, die sechste Kriegsanleihe wurde bewilligt und in der Art der vorangegangenen aufgelegt. Eine neue der gleichen Art ist zu erwarten.

Eine Neuorientierung tut not. Sie kann nur gefunden werden auf dem Wege einer Vollendung des durch den Krieg bereits gegebenen Arbeitsstaates. Das bedeutet die Ausdehnung der Arbeitspflicht auf alle, also auch auf die Unternehmer, oder besser gesagt, auf die Unternehmung, gegen eine Entlohnung, die lediglich das Einkommen in bezug auf den Lebensunterhalt der Betroffenen unter tunlichster Rücksicht auf die Lebens-

haltung gewährleistet und zwar unter Fortfall sonstiger Vergütungen, insbesondere solcher des Unternehmergewinns und womöglich der Verzinsung des aufgewandten Kapitals[1]).

Die geforderten Maßnahmen bedeuten die Vollendung des bereits vorhandenen Arbeitsstaates, und stellen zugleich die letzte Kriegsanleihe dar, deren Erschöpfung kaum eintreten kann, d. h. mit anderen Worten: weitere Kriegsanleihen werden ganz oder zum größten Teil überflüssig. Es sei jedoch gleich im voraus bemerkt, daß eine solche Organisation nur für die Dauer des Krieges einschließlich einer kurzen Übergangszeit möglich und durchführbar erscheint.

Die prinzipielle Forderung für diese Umgruppierung, die also auch ohne Zinserlaß durchführbar wäre und uns hier zunächst allein beschäftigen soll, bedeutet weiter nichts, als die Ergänzung der Zivildienstpflicht durch eine allgemeine Betriebsdienstpflicht. Für sie heranzuziehen wären in erster Linie alle Kriegslieferanten im weitesten Sinne des Wortes. Die Ausdehnung auf weitere Betriebe und namentlich auf solche, die der Beschaffung des notwendigen Lebensunterhaltes dienen, würde dann nicht auf sich warten lassen, und das gleiche gilt von einer Einschränkung bezw. Einstellung derjenigen Betriebe, die entbehrliche, oder für die Kriegszeit entbehrliche Arbeit verrichten. Für die Landwirtschaft hätte die Einführung kaum eine Bedeutung, da die moralische Verpflichtung der Landwirte zur Aufrechterhaltung und allgemeinnützlichen Verwendung ihrer Wirtschaft und obendrein die Verordnungen des Bundesrats vom 31. März 1915, 9. September 1915 und 4. April 1916 zur Leistung der Ackerbestellung unsere landwirtschaftliche Bereitschaft vollauf gewährleistet haben. Was aber in der Landwirtschaft möglich ist — auch ohne nennenswerte Anreiz-Preispolitik, die bei der Erhöhung aller Produktionskosten für Löhne, Futter- und Düngemittel usw. in der Hauptsache nur eine scheinbare ist — das muß auch in der übrigen Volkswirtschaft möglich und gerechtfertigt sein.

[1]) Die Forderung des Zinserlasses — im weitesten Sinne des Begriffes Zins verstanden — folgt aus den übrigen Forderungen, ohne daß sie jedoch notwendig mit ihr verbunden sein muß. Sie muß als ungeheuerliche Maßnahme angesehen werden, sofern man sich vom Maßstab der Friedenswirtschaft nicht losmachen kann, erscheint aber in Anbetracht der heutigen Lage der tatsächlich abgeschlossenen Volkswirtschaft unter Beseitigung einzelner Härten durchaus als gerecht und durchführbar. Ein allgemeines Moratorium, d. i. die bloße Stundung der Schulden, wie es in allen kriegführenden Staaten außer Deutschland und in einigen neutralen Ländern durchgeführt ist, hat nur einen Sinn, solange die Dauer des Krieges und der Umfang der Einberufungen und der wirtschaftlichen Umwälzungen in den Grenzen bleiben, wie sie etwa die Kriege der letzten hundert Jahre vorgezeichnet haben. Das gleiche gilt von dem deutschen System der bedingten Stundung nach der jetzt vorliegenden Fassung der Verordnungen vom 8. Juni 1916. Wir sind aber der Überzeugung, daß wir in Anbetracht der ins Unermeßliche gesteigerten Störungen um einen völligen oder beträchtlichen Zinserlaß innerhalb bestimmter Zeitgrenzen nicht herumkommen können, wenn wir nicht weite Kreise des Mittelstandes und der Landwirtschaft zugunsten des Kapitals erdrosseln lassen wollen.

Über die Zweckmäßigkeit der seitherigen Methode für die Behandlung von Kriegslieferungen läßt sich streiten. Die Erörterung des Vergangenen ist zwecklos. Jedenfalls steht aber als unumstößliche Tatsache fest, daß *jetzt* die Industrie auf die neue Produktion eingestellt ist. Damit aber hat die Preisanlockpolitik, die so riesige Anleihesummen aufgezehrt hat, ihre Berechtigung verloren.

Die Notwendigkeit einer Revision der seitherigen Anleihepolilik ergibt sich nun schon aus der gewaltigen Schulden- und Zinslast, die dem Reich, den Einzelstaaten und den Gemeinden auferlegt worden ist. Sie durch eine Kriegsentschädigung *in größerem Umfang* herabzumindern, erscheint unmöglich, aber auch kaum wünschenswert, *da es uns in erster Linie darauf ankommen muß, für den ungeheueren Aderlaß dieses Krieges an blutigen und wirtschaftlichen Opfern einen Ausgleich in siedlungsfähigem Land zu erringen.* Die Schuldsumme selbst ist hier nicht das Erschreckende. Sie muß nach einem auf Generationen berechneten Plan getilgt werden können. Die kommende Frage ist die aufzubringende Zinslast, die Jahr um Jahr aus der Volkswirtschaft herausgezogen werden muß, und die wir mit Einschluß der übrigen Schulden auf über vier Milliarden schon anzusetzen haben. Die Bewältigung dieser Zinslast also verlangt weit mehr als die Tilgung der fundierten Schuld eine *durchgreifende Gesundung* unseres volkswirtschaftlichen Aufbaus. Wir haben uns hier mit diesem Problem im einzelnen nicht zu beschäftigen. Maßgebend für die hier gestellte Forderung ist jedenfalls, daß wir mit jeder weiteren Erhöhung der Zinslast immer mehr der Möglichkeit beraubt werden, diesen Gesundungsprozeß zur Durchführung zu bringen. Dazu kommt die Tatsache, daß die Leistungsfähigkeit unser Volkswirtschaft durch die gewaltigen Kriegsverluste an Toten und an Ganzinvaliden ganz erheblich herabgesetzt worden ist. Eine Angabe über diese Verluste ist nicht möglich. Setzt man aber nur das durchschnittliche Einkommen eines erwachsenen Mannes mit 1200—1500 Mark an, so ist leicht einzusehen, daß uns für die nächsten Jahrzehnte in jedem Jahre eine mit Milliarden anzusetzende Summe für die Einzeleinkommen, oder besser ausgedrückt, ein ihr entsprechender Arbeitswert verloren gehen wird. Und dabei ist der Arbeitsverlust noch gar nicht gerechnet, der aus der verminderten Arbeitsfähigkeit der Halbinvaliden und anderer Kriegsteilnehmer, sowie aus ihrem herabgedrückten Sterblichkeitsalter entspringen muß.

Zu diesen schwerwiegenden Bedenken kommt als ein wesentliches noch das folgende hinzu. Mit zunehmender Dauer des Krieges und steigender Höhe der Kriegslasten müssen die mit jeder Kriegswirtschaft vorhandenen Ungerechtigkeiten immer drückender in Erscheinung treten. Was wir heute infolge dieses ganzen Systems unserer Anleihepolitik erreicht haben, ist genau besehen das gerade Gegenteil von den Zielen des Sozialismus und jeder gemäßigteren auf gerechtere Verteilung des Einkommens abzielenden

Bewegung: Es ist Verarmung der großen Masse des Volkes einschließlich des Mittelstandes und Beamtentums zugunsten einer ungeheuren Anhäufung von Einkommen und Vermögen in den Händen weniger Kapitalisten und Unternehmer, zumal von juristischen Personen wie Bankgruppen und Aktiengesellschaften. Werden diese dank unseres finanziellen Anreizsystems geradezu mit dem Segen der Milliarden überschüttet, so wird bei den Volksmassen Einkommen und Vermögen infolge der Kriegssteuerung in unverhältnismäßigem Umfang für das unbedingt Notwendige aufgebraucht und die erforderlichen Reservefonds für spätere Zeiten — sei es nun Konsumptionsfonds oder Bedarf für die Produktion — unverhältnismäßig stark gekürzt, wenn nicht gänzlich verbraucht. Dies gilt auch für den Teil der Industrie und des gewerblichen Mittelstandes, die durch die Art ihres Betriebes oder durch den Heeresdienst nicht in der Lage waren, an der Kriegshochkonjunktur teilzunehmen. Es gilt auch in einigem Umfang von der Landwirtschaft, in der die Preise zuungunsten der Produktion nach verschiedenen Richtungen hin aus dem Gleichgewicht gekommen sind und der Übergang zu extremerem Betrieb sich bemerkbar zu machen beginnt. Gleichzeitig aber hat eine Erhöhung des Zinsfußes nach dem Vorbild der Kriegsanleihen eingesetzt, die große Teile der produktiven Volkswirtschaft in Gewerbe, Industrie und Landwirtschaft in ihrer Rentabilität schon jetzt und mehr noch im kommenden Frieden zu erschüttern droht.

Schon machen sich die Verheerungen dieses „Sozialismus für die Reichen" empfindlich geltend. Das Hinauftreiben der Preise für die Bedürfnisse des täglichen Lebens, das in bedenklichem Umfang um sich greifende Bauernlegen zu landwirtschaftlich nicht berechtigten Preisen, das Hinaufschnellen der Preise für den Luxusbedarf, wie z. B. bei der Anlegung von Weinkellern durch die Kriegslieferanten, reden hier eine eindringliche Sprache. Es ist nicht zuviel gesagt, wenn man in diesen Umwälzungen der volkswirtschaftlichen Wertungs- und Preisskala Störungen erblickt, die einer empfindlichen Valutastörung gleich zu setzen sind. Indem nun die allen Verbrauch und alle Erweiterung der Produktion übersteigenden Einkommenshäufungen der Kriegsindustrie das Hauptabflußgebiet in den neuen Kriegsanleihen finden, wird durch die hohe Verzinsung den im Gelde Schwimmenden geradezu eine Prämie auf den Reichtum gewährt, der schreiendste Widerspruch gegen die Verarmung der weitesten Kreise.

Auch in dem vorliegenden Falle ist die Entwicklung der Börse und der Großfinanz imstande, das volkswirtschaftliche Thermometer abzugeben. Und dieses zeigt denn auch an, daß die Spielwut an der Börse trotz der mannigfachen Störungen und Stauungen des Krieges Dimensionen angenommen hat, wie sie nur mit dem Taumel einer Hochkonjunktur verglichen werden können. Es zeigt fernerhin an, daß die Großbanken und die von ihnen heute geführten und immer mehr bankmäßig orientierten Industriegruppen auf dem besten Wege sind, in unserer Volkswirtschaft

die Alleinherrschaft zu erringen. Wir gehen, falls dieser Entwicklung kein Damm entgegengesetzt wird, erbarmungslos den Unternehmer-Verhältnissen Amerikas und seiner Plutokratie entgegen. Die Bilanzen der großen Bankgruppen, die gegenüber 1915 eine Erstarkung aufweisen, reden hier eine nicht minder deutliche Sprache wie die Auffaugungen der kleineren und mittleren Betriebe. Seit einiger Zeit machen sich diese Tendenzen sogar gegenüber dem landwirtschaftlichen Osten und seiner seither selbständigen Bankorganisationen geltend. Wohin die Reise geht, wirtschaftlich und wirtschaftspolitisch, das zeigt nichts deutlicher, als das jetzt durch die Verwaltung der Diskontogesellschaft bekannt gewordene Versprechen des derzeitigen Vizereichskanzlers Dr. Helfferich, das dahin geht, die nominell selbständigen, in Wahrheit aber mit einer Großfinanzgruppe verschachtelten Bank- und Industrieunternehmungen in Zukunft in steuerlicher Hinsicht mit ihrer Mutterunternehmung zusammen als eine Einheit zu versteuern. Eine solche Maßregel müßte nicht nur in diesen Zeiten wirtschaftlicher Erschütterung einen auf vielleicht 100 Millionen Mark zu schätzenden Steuernachlaß für die Hochfinanz bedeuten, sondern zugleich eine ungemein wirksame Prämie, d. h. einen entscheidenden Anreiz für das Großkapital, seine Herrschaft in gewaltigem Umfang zu erweitern; es sei denn, daß ein energisches „Quousque tandem“ dieser Gefahr und ihren politischen Hintermännern rechtzeitig entgegentritt. Dies aber erscheint durchaus nicht unwahrscheinlich, wiewohl man unter bewußter und unbewußter Mitwirkung des Kapitals, seiner Presse und seiner Parteien, den Schwerpunkt des politischen Lebens auf die Verfassungsfragen zu verschieben im Begriffe ist. Es erscheint aber ausgeschlossen, daß der infolge des Krieges so stark aufgelebte politische Sinn der Bevölkerung eine solche Ablenkung von dem Zentralproblem unserer nationalen Zukunft willenlos hinnehmen wird. Je mehr jedoch der drohenden Vorherrschaft der Plutokratie rechtzeitig entgegengetreten wird, um so sicherer dürfen wir sein, daß die Reaktion gegen die wirtschaftlichen Störungen unserer Tage weder wirtschaftlich noch politisch ins andere Extrem verfällt, sondern auf harmonischen Bahnen in einem wahrhaft gesunden Wirtschaftsaufbau zum Ausklingen kommt. Dazu sind die Parlamente und ihre Parteien nicht minder berufen wie die Regierungen selbst, und der erste Schritt auf diesem Wege zur Gesundung und zu der Verhütung wirtschaftlicher und politischer Katastrophen wäre der Bruch mit unserer schon viel zu lange fortgesetzten Anleihepolitik.

Zugleich nun bedeutet die hier geforderte Neuorientierung erst den finanziellen Endsieg gegen unsere Feinde ringsum. Während sie selbst ihre Finanzen durch Abfluß über die Grenzen, durch Verpfändung an das Ausland immer weiter zu ruinieren gezwungen sind, würde ihnen jetzt mit aller Klarheit zum Bewußtsein gebracht, daß sie uns nicht und niemals zur Erschöpfung bringen können, daß also das, was heute bereits für die Aufbringung des Kapitals der Anleihen Geltung besitzt, nun auch auf

die Zinslast Anwendung findet. Das wäre der völlig oder fast geschlossene Kreislauf der nationalen Zahlungsmittel, die durch Abschließung vom Ausland und die ziemlich durchgeführte Ausschaltung des seitherigen Zahlungsmittels, des Goldes, den Charakter des Zeichengeldes eines geschlossenen Arbeitsstaates, ähnlich dem „Landesgeld" des Fichteschen Handelsstaates, angenommen haben. Eine derartige Vollendung unseres Arbeitsstaates und unsrer finanziellen Kriegsrüstung, die zugleich für die Übergangswirtschaft in den Frieden von Bedeutung werden muß, dürfte dann in Zusammenhang mit der Erkenntnis der Unerschütterlichkeit und des Verlustminimums unserer Defensivstellung und der Erkenntnis von der Höhe unserer landwirtschaftlichen Kriegsbereitschaft unsere Feinde der Stimme der Vernunft und der Bereitschaft zum Frieden erheblich näher bringen.

Der vorgeschlagene Weg einer endgültigen Lösung des Kriegsanleiheproblems würde, wie schon betont, vor allem darauf hinauslaufen, die Zivildienstpflicht durch eine Betriebsdienstpflicht zu ergänzen. Von dieser Maßregel würden in erster Linie zwei Gruppen betroffen: die Kriegslieferanten der verschiedensten Art, soweit sie Einzelpersonen sind, und sodann die juristischen Personen, als da sind Aktiengesellschaften und Verwandtes samt ihren Betriebsleitern, die bekanntlich ebenso wie die Betriebsinhaber wegen Kriegslieferungen vielfach reklamiert sind. Die moralische Begründung für die Forderung ist einfach. Wenn nämlich Millionen deutscher Männer nicht nur Verdienst und Geschäft aufgeben, sondern ihr Leben fürs Vaterland aufs Spiel setzen müssen, wenn sie dafür weder eine besondere Belohnung, noch die Familie in Anbetracht der Teuerung immer die ausreichenden Mittel für den Unterhalt besitzt, dann ist es ein schreiender Widerspruch gegen Moral und Volksbewußtsein, daß diejenigen, die zu Hause geblieben sind und die nur den Federhalter zu rühren brauchen, um mit Kriegslieferungen überhäuft zu werden, aus einer Tätigkeit noch unheimliche Gewinne herausziehen, die weiter nichts darstellt wie ihre verdammte Pflicht und Schuldigkeit für die Gesamtheit. Was aber von den persönlichen Unternehmern gilt, das gilt erst recht von den juristischen Personen und den dahinterstehenden Kapitalisten. Das Gesetz über die Kriegsgewinnsteuer hat nicht zu verhindern vermocht, daß Einkommen, Vermögen und Luxus aller dieser Kreise ins ungeheuerliche stiegen, daß sie nach den verschiedensten Richtungen hin die Störenfriede des volkswirtschaftlichen Gleichgewichts geworden sind. Wenn wir hier gerecht verfahren und das verbitterte Volksempfinden beschwichtigen wollen, dann müssen wir die Zivildienstpflicht durch eine Betriebsdienstpflicht ergänzen, bei der der Unternehmer und der Kapitalist den Betrieb dem Vaterland gegen eine Entlohnung zur Verfügung stellen, die den durch die Kriegsumstände bedingten sittlichen Forderungen entspricht.

Falsche Propheten der Zeit.

Philipp Stauff.

Die Zeit, die wir durchleben, rückt in gar mancher Hinsicht unverkennbar ihrem eigenen Ende zu. Das will sagen: die Triebkräfte, welche ihre Bestimmung ausmachten, können ersichtlich nicht mehr weiter unverändert wirksam sein, wenn die von ihnen geführte Entwicklung nicht auf katastrophalem Wege enden oder irgendwie in ein Gegenteil umschlagen soll.

So viel sehen heute schon sehr viele, die denkend in die Zeit blicken. Und das gebiert eine neue Prophetie, die das Ohr des Tages fordert, die der Gegenwart den Sinn des Lebens neu zu deuten und die Zukunft strebhaft darauf festzulegen sucht. Diese Erscheinung ist eine Selbstverständlichkeit, und es ist ihr gegenüber tatsächlich eine gewichtige Zeitaufgabe, zu prüfen, ob diese Prophetie echt ist, d. h. ob sie aus richtigen Grunderkenntnissen fließt und das Leben gemäß der immanenten Auswirkung dieser Erkenntnisse gestalten will, oder ob sie mündet in eine neue Schalseite der Zeit, weil sie gegründet ist auf nicht urständige Vorstellungen und Denkweisen ähnlich denen, welche die jetzt dem Ende zusteuernde Periode einer schalen Zeit geschaffen haben oder ihr entsprungen sind, einer Periode, deren grundlegende Verfehltheit schon daraus spricht, daß ihre einfache Fortsetzung nicht möglich ist, ohne Katastrophen zu bringen.

Was tritt denn nun eigentlich an Volksführern, an Predigern einer neuen Zukunft auf den Plan? Wenn wir danach Umschau halten auf dem großen Marktgebiete des Meinungstausches heutiger Bildung, dann fällt der Blick zunächst auf solche, die ersichtlich noch ganz in dem der endenden Zeitwelle entsprechenden Denken verfangen sind, und von denen wir bei näherem Zusehen auch entdecken, daß sie sich gar nicht leicht herausfinden können, weil sie es gerade sind, deren Arteinfluß die bestimmende Richtung dieser Zeitwelle geschaffen hat, deren ganze Lebensbeurteilung und Weltauffassung noch auf dem längst als Fehldenken erkannten Erbe Rousseaus beruht und sich in der Gesellschafts- und Staatsvorstellung gestaltet hat, welche die französische Revolution erzeugte, und die seitdem in immer gesteigertem Maße wirksam geworden ist in fast allen Völkern.

Die der Art nach nämlichen Kräfte, die unseres Volkes ureigene Gesellschafts- und Staatsverfassung gebrochen haben, sein ureigenes Recht und seine Sitte ausschalteten und seiner Wirtschaft die Entwicklung des letzten Jahrhunderts gegeben haben, treten auch jetzt wieder am lautesten auf den Plan. Die Ideale, die sie, bezw. ihre gleichgearteten Vorgänger einst aufrichteten, leben noch in ihnen: Allmenschengleichheit, und darum der Staat eine mechanische Zweckeinrichtung ohne völkische Bestimmtheit, volle Freizügigkeit und Gewerbefreiheit und Freiheit der

„Nationalisierung" in ihm, ein formales, dem Volke unverständliches und von ihm selbst somit auch nicht zu handhabendes Recht, der bedingungslose Freihandel mit Werten aller Art, auch mit dem Boden und letzten Endes mit Menschen, die Vorwegnahme der Arbeit künftiger Geschlechter durch Vorausnahme von Gegenwartsleistungen auf öffentliche Schulden, die Demokratisierung aller Gesellschaftseinrichtungen und damit ihre Auslieferung an die Agitation.

Das Glück, das diese Ideale mit vorschreitender Verwirklichung der Welt bringen sollten, hat sich nicht eingestellt. Denn all diese „Freiheiten" haben überall, wo sie platzgriffen, eine entsprechende Versklavung der Völker, namentlich der werteschaffenden Schichten in deren Lebenskreis im Gefolge gehabt, eine Versklavung, die heute einer gesunden Zukunftsentwicklung viel abträglicher im Wege steht als die formalen Abhängigkeitsverhältnisse der alten Kulturen es je vermocht haben. Das lag in der Beschaffenheit dieser Ideale, die naturwidrig sind und deshalb auch als zukunftswidrig sich erweisen mußten. Nur was mit den erkennbaren Gesetzhaftigkeiten übereinstimmt, die in der Natur wirken, kann lebensdienlich sein. Alles andere wirkt Hemmung, Zerstörung, Abbau. Und die seit Rousseau mächtig gewordene Weltauffassung, der die vorstehenden kulturellen Ziele entstammen, ist naturwidrig und somit falsch. Ihre Früchte konnten nur entsprechend schlechte sein. Und nun müssen wir unterscheiden zwischen zwei Arten von Vertretern dieser Ziele: eine Art, die in uneigennütziger seelischer Hingabe diesen Zielen verfiel aus Mangel an Fähigkeit zur Erkenntnis ihrer Verkehrtheit, und mit fast religiöser Inbrunst ihrer Verwirklichung dienstbar ward. Dazu gehörten unsere alten deutschen Liberalen, dazu gehören heute noch zahlreiche deutsche Männer der Sozialdemokratie, und auch weite Kreise unserer hochschulgebildeten Schichten, die mit einer Gelehrsamkeit und einem Idealstreben auf der Grundlage einer nicht biologischen, nicht naturhaften Beurteilungsweise von Leben und Geschichte erfüllt worden sind und es oft in ihrem ganzen Leben nicht vermögen, eine richtige, naturhafte Weltbeurteilung und Willensrichtung zu gewinnen. Das ist, wie erwähnt, die eine Art. Die andere Art von Vertretern dieser Fehlziele zeichnet sich dadurch aus, daß sie einmal nirgends zum biologischen Grundstock der Völker gehört, unter denen sie lebt und wirkt, und daß die Durchsetzung eben jener Ziele — je restloser desto mehr — die Beherrschung der Völker in politischer, wirtschaftlicher, rechtlicher und kultureller Beziehung durch diese Vertreter selbst und ihre eigene, gesondert erhaltene Artgemeinschaft im Gefolge haben muß. Dem bisher beschrittenen Teilwege zur Verwirklichung der aufgezeigten Ziele entspricht der Grad, in welchem die Herrschaft über die Welt und die Völker auf diese Artgemeinschaft übergegangen ist, und der Analogieschluß für den Fall eines weiteren Begehens dieses Weges ist zwingend. Da liegt also der Gedanke überaus

nahe, daß diese Willenskreise die aufgezeigten Ziele nicht aus weltanschauungsmäßigen Gründen, überhaupt nicht aus Idealismus vertreten, sondern aus dem Gesichtspunkte des eigenen Vorteils heraus, und daß somit die Falschlehre, aus diesen Kreisen an die anders gearteten Massen der Völker vertrieben, einen wissend verübten Betrug bedeutet. Dabei soll keineswegs übersehen sein, daß auch in Leuten dieser Art die vertretenen Ziele als ideal empfunden werden können, insofern als ihre Eigennatur keineswegs in allen Dingen gleichgradig von den nämlichen Gesetzhaftigkeiten der Natur beeinflußt wird, wie alle die Völker zum Beispiel, die wir als germanisch bezeichnen, und sie das Vorurteil hegen könnten, daß was ihnen nützt, allen Menschen in gleicher Weise vorteilhaft wäre.

Sehr häufig werden aber solche Scheuklappen in dem Kreise, von dem hier die Rede ist, nicht wirksam sein. Dafür zeugen eine Menge Äußerungen, die eine ganz scharfe Erkenntnis der wirklichen Sachlage voraussetzen, und in der Regel von den geistig führenden Männern des Kreises stammen. Wir wollen die beiden Arten von Vertretern der mechanistischen Staatsauffassung und demokratischen Menschheitsentwicklung nicht verwechseln; die einen mögen, wenn schwere Gemeinschicksale, wie jetzt, die eingeborene Stimme des Blutes zum Klingen bringen und wenn den Falschlehren mit Hinweis auf ihre Wurzellosigkeit und Naturwidrigkeit zu Leibe gegangen wird, eine innere Umkehr zu erleben fähig sein, die eine ganz andere Haltung für die Zukunft bedingt; die Vertreter des fremden Einflußkreises aber, mit deren rassischer Artung, mit deren Gewinnvorteilen und Herrschaftsbestrebungen die Falschlehren eng verbunden sind, werden nie anders über die Fragen menschheitlicher Ordnungen denken als bisher.

Aus diesem Lager stammt denn auch ein belangreicher Teil der neuen Prophetie, und wie der hervortritt und zur Geltung gebracht wird, das zeigt die innere Verbundenheit und das Zusammenarbeiten dieser Kräfte. Schon kurz nach Kriegsbeginn erregte ein in wissenschaftsähnlicher Form auftretendes Werkchen Aufsehen, das die deutsche Welt von neuem auf jene Falschideale verpflichten will und die Meinung zu erwecken sucht, die Unvollkommenheiten des heutigen Zeitdaseins stammten nur aus der noch rückständigen Vollerfüllung jener verkehrten Ideale. Um diese Lehrmeinung glaubhaft zu machen, stellt man Dinge der Geschichte und wirksame Faktoren anders dar, als sie sind, und beeindruckt damit jene Bildungsschichten unseres Volkes, die beim Vorliegen wissenschaftlicher Form in einer Sache ohne eigentliche selbständige Sachprüfung dem vorgetragenen Tatsachenmateriale zu vertrauen geneigt sind; auf alle aber wirkt man mit einer scheinbaren Gemüthaftigkeit, die die Welt mit lauter Liebe und Güte erfüllen möchte, so daß unter diesem vorgegebenen gemüthaften Bestreben das Volk vergißt, in den Tatsachenspiegel der Wirklichkeit zu blicken.

Die erwähnte Schrift, die solcherart die mechanistische Staatsauffassung und das demokratische Ideal von neuem der Öffentlichkeit als die richtige Zukunftsführung aufreden will, stammt aus der Feder des vormals Marburger, jetzt Berliner jüdischen Religionsphilosophen Hermann Cohen, und ich habe sie in den „Norddeutschen Monatsheften" (Hamburg, April 1917) einer immerhin so eingehenden Sachkritik unterzogen, wie es bei der Fülle der schiefen Darstellungen des Buches in einem Zeitschriftenaufsatze eben möglich ist. Darauf sei hier verwiesen; die Arbeit steht unter der Überschrift: Zur Frage „Deutschtum und Judentum". Die dort gebotenen grundsätzlichen Richtigstellungen können hier nicht wiederholt werden, sind aber um so wichtiger, als gerade auf dem Gebiete, das sie betreffen, noch sehr große allgemeine Unwissenheit herrscht, die dem gekennzeichneten Willenslager seine Arbeit stark erleichtert.

Schon aus dieser Schrift und der Verbreitung, die sie fand, war zu ersehen, daß heute unsere berufenen Staatslenker und geistigen Volksführer in ihrem ausschlaggebenden Teile mit den Zielen dieses Willenskreises einverstanden sind und sie fördern. So ist auch nicht mehr zu verkennen, daß sich die von der Reichsregierung ins Auge gefaßte „Neuordnung" unserer verfassungsrechtlichen Zustände nach dem Kriege durchaus in der Richtung der mechanistischen Staatsauffassung und der Demokratisierung bewegen will, und daß man also die auf diesen widernatürlichen Falschidealen begonnene Entwicklung weiterführen will, bis schließlich das völlige Versinken aller wirklichen Kultur und der Volkskraft im Sumpfe eintritt und jede Rettung der Verhältnisse unmöglich macht.

Nun gesellt sich Herrn Cohen ein anderer seiner Art, dessen nahe Verbindung mit den leitenden Stellen unserer staatlichen Gegenwart allbekannt ist: der Großindustrielle Walter Rathenau, der die Position des von ihm mitvertretenen Willenslagers als schon so stark und sicher empfindet, daß er das Wort von den 300 Finanzgrößen, die in Wahrheit die Geschicke Europas leiten, in der „Neuen Freien Presse" (1912) der Öffentlichkeit glaubte versetzen zu können. Er, der uns in einem bekannten und gewiß gedankenreichen Buche „Zur Kritik der Zeit" und in dem daran anschließenden „Zur Mechanik des Geistes" die weiter fortschreitende Mechanisierung des menschlichen Daseins als unser unabwendbares Zukunftsgeschick vor Augen gestellt hat, hat die deutsche Welt mit einem neuen Buche beschenkt: „Von kommenden Dingen".

All die Schätze, aus denen wir bisher die Kraft zu unserer Arbeit an der Welt schöpften, als da sind: Gottesglaube, Glaube an das Gute in der Welt und an die Möglichkeit ihrer Verbesserung, Nationalität und die darin begründete Art- und Willens-Überlieferung — all das ist erledigt und kann nach Rathenau nicht Grundlage unserer Zukunftsentwicklung sein. Dazu eigne sich einzig eine „transzendente Idee", die die „Orien-

tierung" unseres Seins abgeben müsse, und diese Idee ist natürlich die nämliche willkürlich aufgegriffene, die wir schon kennen gelernt haben, die naturwidrig alles leugnet, was ewige Wirklichkeit in sich trägt, und dafür Ziele als ewig gewollt annimmt, die frei erdichtet sind, wie die Allmenschengleichheit und das Allmenschendurcheinander und die gleiche Einflußmöglichkeit aller Einzelnen auf das Ganze.

Walter Rathenau leistet sich dabei ganz den nämlichen, kaum unbewußt angewendeten Trick, den wir bei Cohen feststellen können in der Zuschreibung von geschichtlichen Leistungen nichtjüdischer Völker auf das jüdische Verdienstkonto; Rathenau verweist auf das wirre, sinnlose Leben derjenigen Großstadtschichten, die gerade den gepriesenen Zeittendenzen verfallen sind, und behauptet, das wäre das deutsche Volk, so sähe es im deutschen Volke aus. Das ist die eine Unterstellung. Eine andere ist die, daß die große Menge des Deutschtums in einer Sklavenrolle wäre gegenüber dem Herrschertum des Feudalismus. Wer heute noch glaubt, daß die preußischen „Feudalkreise" einen bestimmenden Einfluß auf den Gang unserer öffentlichen Dinge hätten und die Gesellschaft beherrschten, der muß in einer ganz erheblichen Weise befangen sein und nicht sehen wollen. Daß Walter Rathenau über die wirklichen Machtverhältnisse klar sieht, würde allein schon die erwähnte Äußerung in dem großen Wiener Freisinnsblatte beweisen, ganz abgesehen von seinen vorliegenden Büchern. Trotzdem hält er es für angezeigt, erneut — wie es seine Art- und Gesinnungsgenossen schon früher taten — das Volk gegen den Landadel aufzubringen, weil der erstens den bequemsten Sündenbock bildet und in dieser Rolle weiten Volksschichten schon fast gewohnheitsmäßig erscheint dank der jahrhundertlangen Hetze gegen ihn, und auch weil er der Hauptträger einer natürlichen, gesunden, auf Überlieferung und Erbe, auf geschichtliches Wachstum gegründeten Lebensanschauung ist. Daß Rathenau, der gern mit der gleichen aufdringlichen Betonung, wie Prof. Cohen, „Wir Deutsche" sagt, das ganze Niederdeutschtum als verslawt hinstellt, um dann den bodenständigen, konservativen Sinn dieser Bevölkerung als „tief eingewurzelten Hang der Slawogermanen zu bequemer Beibehaltung" verächtlich zu machen, zeigt wohl mit am deutlichsten, wie ganz verständnislos diese Art Gesellschaftskritiker aller Natürlichkeit des Denkens und Empfindens, des Lebens und Wollens gegenüberstehen. Sie wollen Bewegung um jeden Preis; sie treiben Schacher mit gesellschaftlichen Zuständen, mit staatlichen Ordnungen, mit allem. Und was ihnen dabei im Wege ist, das ist die Überlieferung im arischen Menschen, die sie selbst für sich nicht zu gewinnen vermögen, weil die rassische und geschichtliche Grundlage dafür nicht vorhanden ist in ihnen. Sie selber tragen freilich auch eine Überlieferung in sich, eine ganz andere, unmittelbar entgegengesetzte, und zwar ganz unabschüttelbar; sie stammt aus dem Geiste des Talmuds, und sie ist nomadisch, räuberisch. Gegen diese

ihre eigene Überlieferung, ihr eigenes Arterbe gehen sie nicht an; davon darf in der Öffentlichkeit mit ihrem Willen überhaupt nicht geredet werden, obgleich sie dieses Erbe in zahlreichen Gesellschaften, Vereinigungen und Orden, von den Synagogen ganz abgesehen, angelegentlich pflegen. Nur unsere völkische Überlieferung wird verächtlich gemacht und geschmäht, weil sie einen Willen zur Beständigkeit und zur Erhaltung geschichtlich gewordener Werte gebiert, und ein Zukunftsideal aus sich schafft, das bodenständig und volksorganisch ist — alles Dinge, die der jüdischen Geister- und Kulturbeherrschung einstweilen noch unangenehme Hemmungen bedeuten.

Das sind also falsche Propheten einer falschen Zukunft, die Herren Cohen und Rathenau, und wir wollen hoffen, daß es ihnen und ihrem sehr mächtigen Anhange, der fast über die gesamten finanziellen Mittel der Völker verfügt, nicht gelingen wird, das deutsche Volk für ihr Ideal zu begeistern. Wir brauchen ein Ideal, das gleichläuft mit dem ewigen Schöpferwillen, der aus dem Naturlaufe ersichtlich ist, nicht eines, das diesem widerstreitet.

Vor Jahren trat einer auf, von dem viele hofften, daß er ein wirklicher Prophet unserer Zukunft werden würde. Er hat starke Gedanken in die Welt geworfen, und es zuckte durch seine Zuhörer, wenn er sie sprach. Dr. Ernst Horneffer hieß der Mann, und wie ein klassischer Deutschhellene stand er vor uns. Mittlerweile hat er geglaubt, seine Ideen auf dem Wege der Zeitmittel verwirklichen zu können, und dabei sind sie ihm wohl abhanden gekommen durch Zugeständnisse an das Bestehende, das er bekämpfte. Und seine Kernerkenntnis war ein tiefer Blick in die Natur; hatte Schopenhauer die Welt als Wille erkannt, so lehrte sie Horneffer als den „Willen zur Form"! Alles Seiende will seine Form aus seinem Gesetz, der Stein, die Pflanze, das Tier, der Mensch. Und dann auch: die natürlichen, dem gleichen Gesetz entwachsenen Gemeinschaften. Sie wollen die Entwicklung und Vollendung ihrer Form aus ihrem eignen, ihnen innewohnenden Gesetz, ob sie sich dessen bewußt sind oder nicht, und das ist ihr menschlich Suchen ganz und gar, soweit es irgend über die Schaffung des Nahrungsbedarfs hinausreicht.

Dieser Wille zur Form ist jedem Wesen einerschaffen und jeder Gemeinschaft von Wesen. Wo er sich betätigt, entsteht eine „Kultur", nämlich ein Zusammenleben unter den gemeinsamen einerschaffenen Gesetzmäßigkeiten der Art. Diese Kultur, die also für jedes Wesen und jede Wesensgemeinschaft eine Eigenkultur ist, stellt das nächste erkennbare Ziel des Schöpferwillens dar, und daraus ergibt sich in unausweichlicher Weise das natürliche Entwicklungsziel und damit die notwendige geistige, rechtliche, sittliche, politische Zukunftsleitung unseres Volkes. Sie soll und muß, wenn wir unsere Aufgabe als Volk finden sollen, die Entwicklung der uns einerschaffenen, angeborenen, uns kennzeichnenden

Eigenschaften und Kräfte und Gesinnungen sein. Das bedingt vor allem, daß die Wesensgemeinschaft gewahrt, und wo sie nicht mehr vorhanden ist, hergestellt (bezw. ihre Wiederherstellung begünstigt und gefördert) wird. Wo unzugehöriges Wesen, das nicht das gleiche Gesetz, nicht den nämlichen Willen zu seiner Formung in sich trägt, zur Geltung gelangen kann, da wird einem Volke seine eigene Artung verschleiert und unklar, und es findet nicht seine Freiheit, seinen „Willen zur Form", der lediglich aus seinen Eingeborenheiten und seinen Erfahrungen (der Geschichte) erwachsen und seine Richtung finden kann.

So ist es vor allem erforderlich, daß wir Fremdeinflüsse grundsätzlich ausschalten und das Deutsche in uns selbst, in unserer Gegenwart, und in der Vergangenheit, unserer Geschichte suchen, und daraus die Richtung unseres Willens zur Form neu erkennen. Unsere Gemeinschaftsverhältnisse in jedem Belange so einzustellen, daß dieser Wille sich voll und richtig und ungehindert auswirken kann: das ist die Aufgabe der Neuordnung, die uns nach diesem um die Behauptung unseres Wertes und unseres Wesens geführten Kriege erwartet. Wer uns ein anderes sagen will, ist ein Verführer, und Wahrheit ist nicht in ihm!

Seit etwa einem Jahrhundert sind wir Deutschen — die Engländer weit früher — solchen Verführern erlegen. Zum Teil haben sie uns freilich auch schon früher das angeborene Recht sowie die angeborene Sitte genommen und fremdes Recht, fremde Sitte bei uns durchgesetzt; sie haben unseren Boden zur Handelsware gemacht und mehr oder weniger auch die Menschen selbst; sie haben das Gesetz der Blutswahrung mit unserer alten angestammten Berufsverfassung zerstört und haben angekämpft gegen unseren Gottesglauben, gegen unsere Treue, gegen den Segen unseres Familienschoßes; sie kämpfen nun an gegen alles, was noch hieb- und stichfest ist in unserem Charakter und in unseren Landen, gegen alles, was noch unkäuflich ist und sich in eingeborener Freiheit die Treue hält, die dem Willen zur eigenen Form entwächst und die Persönlichkeit schafft. —

Das alles sehen wir vor Augen und doch fanden wir bisher nicht die Kraft, uns dagegen zu wehren, und uns die entwendeten und durch falsche Führung abgerungenen Schätze wieder zu erobern, weil man künstlich durch die Fremdeinflüsse die Blicke unseres Volkes, ja sogar unserer Regierung verschleiert und geblendet hat, daß es seine eigene Richtung nicht mehr sieht. Jetzt ist eine Ahnung dieser gottgewollten, uns eingeborenen Richtung unserer Zukunftsführung aufgeflammt aus der schweren Not und den Riesenopfern dieses Krieges; gebe Gott, daß da der Schleier vor den Augen weiche, und daß wir klar sehen lernen über das, was uns zum Heile dient, weil es uns unserem Wesen gemäß entfaltet, weil es uns die uns angemessene und notwendige und allein ersprießliche Kultur schafft durch den neu gefühlten und neu begriffenen „Willen zur Form".

Hinweg, zur Hölle mit den falschen Propheten, die uns das Heil unseres Blutes künden wollen, obwohl sie nicht aus unserem Blute sind und ein anderes Gesetz in sich tragen als das unserer Wesenheit! Und die sich gebärden, als wären sie wie wir, um uns zu täuschen. Unsere ganze Zukunft hängt davon ab, daß wir diesen Propheten wehren, daß wir ihre Unberufenheit erkennen lernen und sie dahin weisen, wo der in ihnen lebende Wille zur Form erbständig und somit am Platze ist.

Und unsere Regierung, die seit Jahrzehnten immer hingebungsvoller auf diese falschen Propheten hört? Wird sie erkennen, worin die Neuordnung unserer völkischen Verhältnisse bestehen muß? Oder wird sie denen Raum geben, denen Folge leisten, die unseren Willen zur Form noch mehr als bisher irreleiten und zerstören wollen, um aus ihrer anderen Wesenheit heraus unter Aneignung aller Güter der Welt die Völker zu beherrschen? Denen, die uns zu diesem Kriege zwangen, weil es ihre Absicht war, deutsche Kraft und deutsches Wesen zu brechen für immer? Es scheint, daß die Regierung selbst verschleierte Augen hat. Da müssen die deutschen Männer auf den Plan, die sehend gewordenen, und die deutschen Frauen, die Priesterinnen unseres Herdes. Die müssen von den berufenen Leitern unserer Geschicke die klare, wesensreine deutsche Zukunft fordern und müssen sich verbitten, daß sie verhöhnt werden mit der Niedertracht und dem Lastertreiben der Fremdlinge und der durch sie Angesteckten, als lebte das in ihrer eigenen Seele, wie es Walter Rathenau in seinem neuesten Buche — wir haben es ja gesehen — bewußt betrügerischerweise unterstellt hat. Anders, lauter und frisch ist der Quell unserer Art, ist unser völkischer Bronnen, und wir wollen ihn so stark zum Fließen bringen, daß er hinwegschäumt die trüben, stinkenden Zisternengewässer des Wüstengeistes, aus denen unser Volk so lange getränkt worden ist.

Dann werden wir die Propheten erkennen, die unserer Zukunft die Wege zu weisen berufen sind, und wir werden ihnen folgen zu unserem Heil; wir leben dann in der Freiheit, die wir meinen, leben unserem einerschaffenen Willen zur Form, der unverlierbar in den Besten unseres Volkstums schafft und waltet, und der alle Volksangehörigen durchglühen wird zu neuen gesegneten Zielen, wenn ihnen erst die Blende von den Augen fällt, die ihnen durch die falschen Propheten davorgebunden worden ist.

Zur Lösung des deutschen Wirtschaftsproblems.

Amtsrichter Vehring.

I.

Es kann keinem Zweifel unterliegen, daß unsere kriegswirtschaftlichen Maßnahmen zu einem großen Teil in der Hauptsache versagt haben, nicht in dem Sinne, daß sie unser „Durchhalten" unmöglich gemacht hätten,

wohl aber vom Standpunkt der staatlichen Autorität und Ordnung aus. Gewiß haben uns die getroffenen Maßnahmen vor dem Schlimmsten bewahrt — das muß trotz alledem rückhaltlos anerkannt werden —, aber sie haben auch eine riesige Kraftverschwendung, eine unnötige Verteuerung und eine sehr schädliche Erregung und Verstimmung zur Folge gehabt. Angesichts dieser Sachlage hat Herr Ökonomierat Dr. Hoesch-Neukirchen kürzlich im „Tag" mit Recht in richtunggebender Weise hervorgehoben: „Es geht nicht länger an, daß wir in der ernstesten Zeit, die nur ein Land erleben kann, uns argwöhnend und mißtrauisch hier im Inlande gegenüber stehen. Wir müssen einander verstehen wollen . . . Hier liegt eine Irrung vor, die wir in offener Aussprache und im gegenseitigen Vertrauen zu überwinden haben. . . . Nur so wird eine aussichtsvolle Arbeitsgemeinschaft unserer schwer bedrängten Nation wieder zu Nutz und Frommen aller hergestellt werden können, eine Gemeinschaft, die uns auch über den Krieg hinaus zur Überwindung unserer sehr ernsten wirtschaftlichen und handelspolitischen Aufgaben besser geeint finden wird, als dies zurzeit auf diesem Gebiete der Fall ist." Dies alles bezeichnet aber nur das Ziel. Welches ist nun das wirklich wirksame Mittel zur Erreichung dieses Zieles? Dieses Mittel zu finden, ist nicht nur das Gebot der Stunde, sondern auch die Forderung der Zukunft.

An dem guten Willen und dem gewissenhaften Streben der zur praktischen und theoretischen Lösung des Problems berufenen Männer hat es nicht gefehlt, auch ist im Lande tüchtig mitgeholfen worden, und die Befugnisse, das Gewollte zu erzwingen, und der hierzu in Gang gesetzte Verwaltungsapparat sind niemals größer gewesen, als jetzt unter dem Kriegsrecht. Wenn trotzdem das Gewollte zum größten Teil nicht erreicht ist, dann muß der Grund tiefer liegen. Wenn jetzt ein führender Mann von der Bühne abtritt oder eine Organisation versagt, dann heißt es: „Das Gebiet ihrer Tätigkeit war ihnen zu neu und zu fremd, sie hatten mit zu großen Schwierigkeiten und Widerständen zu kämpfen usw." Das gibt allerdings die Erklärung, wenn auch nicht die Entschuldigung des Mißerfolges. Die Schwierigkeiten sind in der Tat auf die bisherige Weise nicht zu überwinden. Die zur Mitwirkung berufenen Stellen sind zweifellos vor eine in den meisten Fällen so gut wie unmögliche Aufgabe gestellt. Mit eigenen Augen können sie nur wenig sehen und dabei läuft bei der Undurchsichtigkeit des Ganzen wie bei allem Menschlichen noch viel Irrtum unter. Sie sind in der Hauptsache angewiesen auf Berichte, gutachtliche Äußerungen, Schätzungen, Erklärungen und vor allem auf recht viel guten Willen, wobei auch wieder Irrtum, Einbildung, ja Täuschung eine große Rolle spielen. Es fehlt allen diesen Stellen der klare Überblick über die vielen verschlungenen und geheimen Zusammenhänge unseres modernen Wirtschaftslebens, die Möglichkeit, sich selbst auf sicherer, objektiver Grundlage ein eigenes Urteil zu bilden. Was insbesondere die sachverständigen

Berater in Nichtproduktionsfragen anlangt, so sind sie, wie die Dinge einmal liegen, nicht in der Lage, alle Verhältnisse in maßgebender Weise zu überblicken, zumal als Privatleute; sie sind eben, sozusagen, nur Menschen. Es mag sein, daß die jetzt geplante Zusammenfassung und Vereinheitlichung aller Kräfte und Mittel sehr nützlich sein wird; eine durchgreifende Besserung wird aber auch davon nicht zu erwarten sein, wenigstens nicht über den Krieg hinaus. Diese kann vielmehr nur durch eine vollkommene und systematische Offenlegung und Klarstellung aller zur Beurteilung notwendigen tatsächlichen Verhältnisse erreicht werden. Der Nachdruck liegt dabei auf „vollkommen" und „systematisch". Ansätze zu einer Offenlegung sind auch jetzt schon vorhanden, aber sie genügen nicht. Da das richtige Verhältnis zwischen Angebot und Nachfrage der bestimmende Faktor ist, muß die Offenlegung und Klarstellung sich gerade hierauf beziehen. Ohne Klarstellung keine Klarheit! Wenn man im Dunkeln tappt, nützt weder staatsmännische Begabung noch Organisationstalent, noch Energie und Initiative etwas. Alle für den Massenverbrauch in Frage kommenden Lebensmittel, Futtermittel und Bedarfsartikel müssen von ihrer Entstehung bezw. Einführung an bis zu ihrem endgültigen Verbrauch in möglichst einfacher und übersichtlicher Weise in bezug auf Menge, Preis usw. statistisch festgehalten werden und jederzeit in bezug auf ihre sonstige Bedeutung für den Wirtschaftsmarkt zu übersehen sein.

Diesem Zweck würden im einzelnen etwa folgende Maßnahmen dienen:

1. Es haben regelmäßige und systematische Bestandsaufnahmen stattzufinden, die sich auch darauf zu erstrecken haben, wieviel Ware demnächst marktfähig werden wird. Der Nachdruck liegt dabei auf „regelmäßig" und „systematisch".
2. Der Produzent hat im Rahmen des Möglichen und Notwendigen (z. B. hinsichtlich des Viehs) jeden gewerbsmäßigen Verkauf unter Angabe von Preis, Menge bezw. Gewicht, Beschaffenheit, Alter und ähnlichem unverzüglich dem Gemeindevorstand anzuzeigen. Der Gemeindevorstand hat alle bei ihm eingegangenen Anzeigen in bestimmten Zeiträumen dem Landrat bezw. in größeren Städten dem Regierungspräsidenten vorzulegen. Letztere sichten und vereinfachen das Material, worauf es ebenso wie das zu 1 entstandene Material schließlich dem zu bildenden Reichswirtschaftsamt zugeht. Die Landräte pp. geben in Verbindung hiermit regelmäßige Marktberichte heraus.
3. Bei gewissen Artikeln (z. B. Vieh) ist, um dem Verkäufer den Absatz und dem Käufer die Aufsuchung zu erleichtern, jeder Besitzer verpflichtet, die bei ihm zum Verkauf stehende Ware dem Gemeindevorstand nachzuweisen, welcher darüber Auskunft gibt. Dieser Warennachweis ist dem Bedürfnis entsprechend und in großzügiger Weise auszubauen.

4. Jeder gewerbsmäßige Weiterverkäufer hat Herkunft, sowie Ein- und Verkaufspreis der Ware zu buchen und ihren Verbleib fortlaufend nachzuweisen. Das hierdurch gewonnene Material ist gleichfalls dem Reichswirtschaftsamt zuzuführen.
5. Entsprechendes gilt hinsichtlich Ein- und Ausfuhr in diesen Artikeln.
6. Außerdem hat jeder Produzent und jeder Weiterverkäufer über alle seine Aufwendungen usw. Buch zu führen und auf Verlangen jederzeit über alle seine Preisforderung usw. bedingenden Verhältnisse Auskunft zu geben. Von der Buchführung kann jedoch der Produzent, dessen Betrieb einen gewissen Umfang nicht überschreitet, befreit werden.
7. Das Reichswirtschaftsamt als Zentralinstanz bearbeitet das ganze Material endgültig, stellt, soweit erforderlich, zwecks völliger Aufklärung, weitere Erhebungen an und veröffentlicht das Ergebnis regelmäßig und außerdem in jedem Bedarfsfalle in umfassender allgemein verständlicher Weise.
8. Die den Gemeinden pp. erwachsenden Kosten sind zu erstatten und eventuell durch geringe Beiträge der Interessenten aufzubringen.

Zweck des ganzen Verfahrens ist — und danach richtet sich auch die Ausgestaltung im einzelnen — jederzeit zu wissen:

1. welche Bestände im Lande sind,
2. wieviel Ware bis zu einem gewissen Zeitpunkt voraussichtlich auf den Markt kommen wird,
3. welche Warenmenge in einem bestimmten Bezirk und innerhalb eines bestimmten Zeitraumes tatsächlich verbraucht worden ist,
4. in welchem Umfange ein Überangebot vorliegt oder die Nachfrage nicht zu befriedigen ist,
5. welchen Weg die Ware vom Produzenten bezw. Importeur bis zum Verbraucher genommen hat,
6. wie sich der vom Verbraucher bezahlte Preis auf den Produzenten und die einzelnen Zwischenstellen verteilt.

Alle diese Punkte sollen auf unbedingt zuverlässige und unparteiische Weise derart geklärt werden, daß sowohl Produktion und Handel ihre Maßnahmen danach treffen können, als auch das konsumierende Publikum sich jederzeit ein eigenes Urteil über die die Allgemeinheit interessierenden Verhältnisse des Wirtschaftslebens bilden kann. Die Behörden sollen grundsätzlich nur insoweit mitwirken, als es zur Erreichung des angegebenen Zweckes nötig ist. Jeglicher Eingriff des Staates in die freie Entwicklung des Wirtschaftslebens durch Anordnung von Beschlagnahmen und Verkaufsbeschränkungen, Festsetzung von Höchstpreisen usw. soll grundsätzlich ausgeschlossen sein. Die Allgemeinheit und Öffentlichkeit soll eigener Richter sein, aber auch — und das ist der springende Punkt — zum richtigen Urteilen fähig sein, und durch die ständige Kontrolle soll allen beteiligten

Faktoren des Wirtschaftslebens das Gewissen geschärft werden. Interessen, die die Öffentlichkeit zu scheuen haben, können bei der wichtigen Angelegenheit, um die es sich hier handelt, auf Rücksichtnahme keinen Anspruch erheben. Es muß erwartet werden, daß sich unter diesem heilsamen Druck das Wirtschaftsleben in vernünftiger Weise von selbst regulieren wird, vor allem auch in der Richtung, daß der Weg vom Produzenten zum Konsumenten möglichst vereinfacht und verbilligt wird. Der bloße Hinweis auf das greifbare, hohe Ziel dürfte die betroffenen Kreise anspornen, alle Mühen und Unbequemlichkeiten willig auf sich zu nehmen. Nur soweit Produktion und Handel versagen, muß die Zentralinstanz anregend, fördernd und ausgleichend eingreifen bezw. mit Hülfe der verfassungsmäßig zuständigen Stellen das Weitere veranlassen. Zwang soll aber nur das letzte Hülfsmittel sein und nur unter bestimmten, gesetzlich vorgeschriebenen Voraussetzungen und unter sorgsamer Beachtung der gesunden Grundlagen unserer Volkswirtschaft und unseres Handelswesens anwendbar sein. Durch die Existenz des Reichswirtschaftsamtes soll die Stellung der Regierung in keiner Weise beeinträchtigt, vielmehr nur gesichert und gestützt werden, und es wird nicht daran gedacht, die verfassungsmäßigen Zusammenhänge und Verantwortlichkeiten irgendwie auszuschalten.

Planmäßige Förderung der Produktion, weise Schonung der Bestände, gerechte Verteilung der Marktwaren, Verhinderung jeder künstlichen Beeinflussung der Marktlage (durch Verschleierung, Zurückhaltung, Abstoßung ins Ausland usw.) muß bei allem das Hauptziel sein. Vor allem muß die große Lehre der Kriegszeit, daß ohne genügenden Anreiz und ohne die nötige Sicherheit für die Produktion alles Reglementieren nichts nützt, in die Tat umgesetzt werden.

II.

Das Reichswirtschaftsamt soll keine bürokratische Verwaltungsbehörde mit diktatorischen Machtbefugnissen sein, sondern mehr eine unabhängige, höchstrichterliche Aufklärungsinstanz mit möglichst großer Bewegungsfreiheit, die nicht nur die Verhältnisse des Warenmarktes mechanisch erfassen, sondern alle bei der Preisbildung usw. mitwirkenden Faktoren, z. B. die Bewegung des Geldwertes, die Weltlage usw., autoritativ mit in Rechnung ziehen soll. Für jeden Artikel oder eine zusammenhängende Mehrheit derselben wird beim Reichswirtschaftsamt ein Referent bestellt, die Referenten einer bestimmten Wirtschaftskategorie bilden unter der Leitung eines Direktors eine Abteilung, und an der Spitze des Ganzen steht ein Präsident. Diese Personen haben Beamtencharakter, jedoch mit gesetzlich garantierter, möglichst weitgehender Unabhängigkeit. Sie bearbeiten die laufenden Geschäfte, überwachen die Befolgung der für das Feststellungsverfahren im Lande gegebenen Vorschriften und führen die Beschlüsse der Zentralinstanz aus. Diese Beschlüsse werden gefaßt von besonderen, ständigen Ausschüssen, die

für jeden Artikel bezw. eine Mehrheit derselben beim Reichswirtschaftsamt gebildet werden. Diese Ausschüsse setzen sich zusammen aus dem zugehörigen Abteilungsdirektor als Vorsitzenden, dem Referenten und fünf von wirtschaftlichen Verbänden, Selbstverwaltungskörpern und ähnlichen gewählten, branchekundigen Vertrauensleuten, von denen je zwei (ein „Großer" und ein „Kleiner") den betreffenden Produzenten- und Handelskreisen anzugehören und einer die Konsumenteninteressen zu vertreten hat. Die Zuziehung bloß eines Konsumentenvertreters rechtfertigt sich damit, daß der Vorsitzende und der Referent, indem sie die allgemeinen Gesichtspunkte wahren, auch dem Konsumentenstand sehr nahe stehen. Diese Ausschüsse sind zur Entscheidung in allen schwierigen, strittigen und grundlegenden Fragen berufen. Ihrer Zustimmung bedarf es auch, wenn ausnahmsweise von Staats wegen in die Freiheit des Wirtschaftslebens eingegriffen werden soll. Die Gesamtheit der Ausschüsse bezw. der nicht beamteten Mitglieder der Ausschüsse würde außerdem eine vorzügliche Körperschaft zur Begutachtung aller wirtschafts- und handelspolitischen Gesetzesvorlagen usw. abgeben. Aus dieser kann auch eine gute, sachverständige Beratung für die Börsenorgane herauswachsen und in Zollfragen ist man auf ein solches sicher wirkendes Instrument geradezu angewiesen.

Aufgabe des Reichswirtschaftsamtes wird es vor allem sein, an der Hand der Tatsachen und auf Grund der gemachten Erfahrungen den Faktoren des Wirtschaftslebens die nötigen Direktiven zu geben, um Beunruhigungen, wie sie bei der jetzigen Unklarheit zum Schaden der Produktion und damit auch der Konsumenten so häufig Platz greifen, nach Möglichkeit fernzuhalten. Das so gewonnene wichtige Material wird die nötigen Fingerzeige zur möglichsten Vermeidung sowohl der Über- wie auch der Unterproduktion geben. Auf diesem Wege wird auch die Grundlage der so unumgänglich notwendigen wirtschaftlichen Rüstung für den Kriegsfall gewonnen werden können. Es sollen nur Tatsachen zu Volk und Regierung reden, nicht Menschen, deren Ansichten, selbst wenn sie noch so überzeugend vorgetragen werden, nun einmal von einem jeden nur soweit geglaubt werden, als es in seinen Kram paßt. Gewerbefreiheit und Wirtschaftsfreiheit bleiben unangetastet, das Höherstreben wird nicht unterbunden. Eine reglementierte Friedenswirtschaft wäre vom Übel. Oberster Grundsatz sei vielmehr: so wenig wie möglich in das freie Walten der Tatsachen eingreifen. Nur so wird eine aussichtsvolle Arbeitsgemeinschaft zu Nutz und Frommen aller Volkskreise hergestellt werden können. Auf diesem Wege wird sich auch vieles erreichen lassen, was manche nur von der „Gemeinwirtschaft", einem vorläufig noch recht nebelhaften Gebilde, erwarten. Nur wenn alle klar sehen und auf dem, was ist, ihr Handeln und Denken aufbauen können, wird Argwohn und Mißtrauen, die wie eine heimliche Krankheit an dem inneren Frieden unseres Volkes furchtbar fressen, nach und nach schwinden und für das gegenseitige Vertrauen und

das Einander-Verstehen wird endlich die Bahn frei sein. Da die soziale Frage zum größten Teil auch eine Magenfrage ist, wird auf diesem Wege viel zu ihrer Lösung getan werden können. Denn die geplante Offenlegung und Klarstellung muß das gegenseitige Vertrauen mächtig fördern. Die Herrschaft des grünen Tisches wird, was sicher kein Fehler ist, einen tüchtigen Stoß erleiden, dafür wird die Fühlung mit dem praktischen Leben, deren Fehlen wohl der Hauptgrund der bisherigen Mißerfolge gewesen ist, überall in harmonischer Weise hergestellt sein.

Die im Vorstehenden nur in großen Zügen angedeutete Regelung würde sich sehr gut in den neuen Kriegswirtschaftsplan der Regierung, den zu überdauern bezw. fortzusetzen sie bestimmt ist, einfügen lassen und zu dessen Gelingen wesentlich beitragen, sie würde auch nach dem Kriege ein gutes Rüstzeug auf dem Wege des Fortschritts und zur Sicherung unserer Zukunft sein.

Grundbesitz und Zukunft unseres Volkes.

Ein zeitgemäßer Vorschlag von Eberhard von Brockhusen.

Unsere altgermanischen Vorfahren kannten kein Privateigentum an Grund und Boden. Derselbe war Familien- bezw. Sippeneigentum und unveräußerlich. Der älteste Sohn des ältesten Familienzweiges, das Haupt der ganzen Sippe, war der Herr und der für alle Sippenglieder verantwortliche Nutznießer des Sippenerbes. Sämtliche Sippenzugehörigen lebten mit auf dem Gute und erhielten dort ihren Unterhalt oder siedelten sich auf dem Sippengrund an. Wurde die Familie bezw. die Sippe, der Stamm, das Volk zu groß, dann wurde eine Auswanderung beschlossen und unter dem Oberbefehl eines angesehenen und bewährten Mannes, des „Herzogs", wanderte alles aus, was jung und kräftig und wanderlustig war.

Kam der Zug in ein Land, das gefiel und das mit oder ohne Gewalt zu besetzen war, so wurde das ganze in Besitz genommene Land in so viel Teile geteilt, als Familien waren — und ein Teil darüber. Jede Familie, d. h. jeder freie oder freigelassene Mann, der beweibt war, erhielt ein möglichst gleich großes Stück Land, der überschießende Teil — „Heilslos" genannt — war für die öffentlichen Bedürfnisse, Opferstätte, Gerichtsstätte usw. War das Land bewohnt, so konnten die nicht geflüchteten Bewohner bleiben, nur mußten sie ein Drittel ihres Grundbesitzes abgeben, eine Gewohnheit, die wir noch in den baltischen Provinzen finden, wo die Rittergüter ein Drittel ihres Bodens zur Kolonisation offen halten.

So wurden weite Länder bis Klein-Asien, Süd-Rußland, Spanien, Nord-Afrika von den Germanen besiedelt, teils ganz völkisch, teils als Oberschicht. Gelang die Eroberung nicht, so ging der ausziehende Stamm

meist verloren. Das geschah nach und nach übrigens auch, wenn er nicht stark genug war, durch zu weitgehende Blutmischung.

Unsere Vorfahren waren sich bewußt, daß nur der feste Familienbesitz dem Volke Halt gäbe und die auf die Dauer, nicht vorübergehend, bestmögliche Bewirtschaftung gewährleiste.

Bei unserer heutigen Arbeitsteilung wäre es ja nun nicht mehr ganz so durchführbar, aber es entsteht doch die Frage, wie kann man unserem Volk das neu erwachte Interesse für die Landwirtschaft erhalten und wie kann man dem verderblichen Handel mit Grund und Boden, dem spekulativen Verkauf und dem leidigen Hypothekenwesen ein Ende machen? Wie kann man dem Papiervermögen und Ausnutzung des Volkes durch Phantasiewerte eine heilsame Grenze setzen?

Aller Grund und Boden, ländlicher wie städtischer, wird wieder „Sonnenlehen", d. h. letzten Endes Volkseigentum. Das Volk überläßt bezw. überträgt sein Grundrecht dem Besitzer in der Weise, daß die besitzende bezw. zu belehnende Familie Eigentümerin wird und der zeitweilige Inhaber nur der Nutznießer ist. Der Kreis der Familien-Anwärter ist so groß und weit wie möglich zu ziehen. Es wird dann kaum ein Glied unseres Volkes geben, das unter Umständen nicht ein Anrecht auf irgendein Stück vaterländischen Bodens hat. Der Inhaber darf das Gut nicht verkaufen, sondern nur vererben. Hat er keine direkten Leibeserben, so fällt das Gut nach seinem und seiner Frau Tode an den nächsten Anwärter. Will keiner seiner Leibeserben das Gut übernehmen, so tritt ein anderer Anwärter der Familie ein, falls er will und kann, d. h. der neue Anwärter hat dem abziehenden Inhaber Inventar, Gebäude und etwaige Meliorationskosten angemessen zu vergüten oder ihm eine Rente zu zahlen.

Der Grund und Boden ist unveräußerlich. Findet sich in der Familie kein Anwärter und will der Inhaber verkaufen, so nimmt der Staat das Lehen zurück und, falls Leibeserben vorhanden sind, die nicht übernehmen wollen oder können, so zahlt der Staat Inventar und Gebäude und Meliorationswert aus, sonst nur eine Rente. Dann belehnt der Staat gegen angemessene Zahlung oder Verpflichtung eine neue Familie damit, die Inventar und Gebäude übernimmt, oder belehnt kostenfrei verdiente Männer damit.

Die Güter dürfen nicht beliehen werden und müssen zwangsweise entschuldet werden, nötigenfalls mit Hülfe des Staates oder der Gemeinde. Die General-Kommission führt die Aufsicht. Ist das Land entschuldet, dann können vom Staate Meliorations-Darlehne gegeben werden, die abzuzahlen sind.

Die General-Kommission kann Meliorationen zwangsweise anordnen. Ist das Land entschuldet, dann wird dem Grund und Boden eine Grundsteuer auferlegt in Art des Zehnts, d. h. die Abgabe steht und fällt mit den Preisen und der Erntemenge. Ich habe z. B. an die Pfarre, ehe Ablösung statt-

gefunden, je nach den Marktpreisen zwischen 800 und 1500 Mark bezahlt. Diese Grundsteuer ist jedenfalls so niedrig zu bemessen, daß der Inhaber bei normaler Bewirtschaftung in der Lage ist, viele Kinder zu haben und gut, d. h. dem Stande und den Anlagen gemäß — aber nicht darüber hinaus — zu erziehen. Wirtschaftet er so schlecht, daß er seinen Verpflichtungen nicht nachkommen kann, so wird das Lehen einem anderen Anerben übertragen.

Söhne haben nur auf Ausbildung, Töchter nur auf Ausstattung und etwa erspartes Geldvermögen Anspruch. Alles andere verbleibt dem Erben, um die Wirtschaft gesund führen zu können. Die geeignete Wahl unter den Kindern steht dem Inhaber bei kleineren, nur durch gute Wirtschaft vorwärts zu bringenden Lehen frei. Bei großen und größeren darf nur ausnahmsweise ein anderer als der älteste Sohn in Betracht kommen.

Hand in Hand damit hat eine Neuordnung der Wahl- und Steuerverhältnisse zu gehen, ebenso eine Besitzsperre gegen Fremdblüter.

Nur nach Blut und Abstammung rein deutsche Menschen dürfen deutschen Grund und Boden irgendwelcher Art als vererbbares Lehen besitzen.

Große Fideikommisse sind unter die Söhne soweit zu teilen, daß ein jeder nur so viel besitzt, als er selbständig übersehen und bewirtschaften kann. Das Fideikommiß als solches hört auf. An seine Stelle tritt das Lehen.

Bei Nichtblutsdeutschen übernimmt der Staat den vor Einführung dieser Gesetze erworbenen Besitz nach dem Tode des Inhabers.

Das Wahlrecht beginnt mit 25 Jahren, aber nur wer verheiratet ist, darf wählen.

Männer ohne Frau sind nicht wahlberechtigt und wahlfähig. Den Junggesellen ist von ihrem Gehalt bezw. von ihrem Einkommen nur soviel zu belassen, als sie ihrem Stande nach bedürfen. Diese Abgabe wird zu Steuernachlässen kinderreicher Familien benutzt, bezw. zu Zuschüssen an solche, ebenso zu Gehaltszahlungen an unverheiratete Mädchen, die vom Staat als Schwester, Haushaltungslehrerin usw., d. h. in echt weiblichen Berufen beschäftigt werden müssen. Es muß aber dafür gesorgt werden, daß jedes gesunde, gebärtüchtige Mädchen die Möglichkeit hat, sich zu verheiraten.

Der Krieg gibt uns die Gelegenheit, die leider so lange vergessene Landnahme wieder auszuüben und wieder ein starkes, kinderreiches Geschlecht zu gründen.

Die bevorstehenden Wahlrechtsveränderungen geben uns die Möglichkeit, dem verheirateten Manne und seiner Ehefrau wieder die Stellung und die Stimme zu geben, die der Grundlage des Staates, der Familie, entspricht.

Möge unser Volk die Gelegenheit nutzen und freien, d. h. von allem Schacher und Wucher freien Boden schaffen, der in der treuen Hut der Familie frei von schweren Lasten reichliche Nahrung hervorbringt — und freien Familien, d. h. Familien zum Unterhalte dient, die mit Liebe und

Sorgfalt ihren unveräußerlichen Boden bebauen und ein starkes Geschlecht anspruchsloser und gesunder Kinder aufziehen wollen.

In diesen Kindern wird dann unser Volk neu erstehen und seine noch ungebrochene Kraft in herrlicher Blüte entfalten. Dieser Nachwuchs wird jene (noch zu lösende) gewaltige Aufgabe erfüllen, alles, was unsere Stammes- und Rasseneigenart hervorbrachte, festzuhalten und zu immer höherer Entwicklung zu bringen. Denn jeder Stamm, jedes Volk hat die Pflicht, seine Rassenveranlagung, seine Eigenart in jeder Gestalt und Form festzuhalten und seiner Naturveranlagung entsprechend weiter zu entwickeln. Erfüllt es diese Pflicht nicht, so verurteilt es sich selbst zum Tode. Zu dieser Pflicht gehört ganz besonders auch Fernhaltung fremden, d. h. rassenfremden Blutes jeder Art oder gar Unart, da das niemals zum wirklichen Fortschritt, niemals zur Verbesserung, sondern zum Verfalle führt.

Dem deutschen Blute der deutsche Acker und auch die mit deutschem Blute eroberten fremden Gebiete, soweit wir sie brauchen und behaupten können. Auch unser Volk muß endlich einmal etwas Ellenbogenraum erhalten, wenn es sich neben großen Reichen, wie Rußland und England, auch nur behaupten will.

Berichte und Notizen.

Der Ruf der Heimkehrenden. Glaubt Ihr, wir deutschen Männer sind so hoffnungslos dumm und so verhetzt, daß wir nicht unterscheiden könnten den Wert der Schollenfreiheit draußen und dies Stück papierne Freiheit, welches in einem geheimen roten Wahlzettel liegt? Ist jemand unter Euch Menschen, der, wenn ihn sein Sohn um ein Stück Brot bittet, ihm einen Stein gäbe, und so er ihn um einen Fisch bittet oder Fleisch, der ihm eine Schlange gäbe? Was ist denn hier Brot und was ist Fleisch auf der einen Seite? Das ist jene nährende und gesunde Arbeit draußen. Und was ist Schlange? Gift und Galle und Klassenhaß auf der andern Seite. Brot bedeutet Land und Schlange bedeutet Wahlzettel. Wir wollen das eine und das andere nicht hergeben. Hört es, Ihr, die Ihr Euch unberufen als Geschäftsträger des deutschen Volkes an Friedensverhandlungen macht. Hört es, wir wissen beides zu unterscheiden und rufen nochmals: Wir wollen Land, Land und nochmals Land! Welcher deutsche Staatsmann hätte das Recht und hätte den Mut, das Land wieder herzugeben, auf das wir unsere Hoffnung setzen? Das Land, wo hunderttausend deutsche Gräber liegen und soviel deutsches Blut geflossen ist? Wir glauben, die Toten aus den Gräbern würden sich dagegen erheben; aber nicht um die Toten handelt es sich, sondern um die Lebendigen, um das deutsche Volk, welches kommt; um die deutsche Jugend, die nach Freiheit lechzt, nach der wirklichen Freiheit. Wehe den Geschäftsträgern, die aus ihrer eignen Schwachheit heraus und um augenblickliche Not willen dieses kostbare Bluterbe zu verschachern imstande wären, weil die Verblendeten meinen, solche papierne Freiheit wäre uns mehr wert. Wir setzen unsere Hoffnung auf unseren Kaiser. Er als Träger der deutschen Krone sieht über die Jahrhunderte hinüber zu den alten großen Ottonen, zu den großen Heinrichen und den vom Siegfriedslicht umstrahlten Hohenstaufen. Deren Geister werden ihm sagen, was er tun kann, was er

wagen darf mit solchem Volke. — (Aus einem Aufsatz von Dr. G. W. Schiele in „Heimatklänge" Nr. 50 vom 29. April 1917.)

Alldeutsch oder alljüdisch? Die Frankfurter Zeitung kann's nicht lassen, und sie will's auch offenbar nicht lassen. Jetzt hat sie einen neuen fürchterlichen Ansturm gegen den Reichskanzler entdeckt, und es sind natürlich wieder die ††† Alldeutschen, Konservativen und Schwerindustriellen, die das Frankfurter Handels- und Börsenblatt an den Pranger stellt. Was die Konservativen angeht, so werden sie sich ja selber wehren. Wenn die Frankfurter Zeitung aber sagt: „Namentlich in der Hauptstadt, wo die Zahl der dem Reichtum der Schwerindustrie entsprossenen oder von ihm befruchteten Blätter stark anwächst, oder wo einzelne, die früher auf anderer Seite standen, nach dieser Befruchtung zu schielen anfangen, erscheint der Reichskanzler an manchem Tage, wenn sich das Trommelfeuer entladen hat, wie ein toter Mann", so möchte man aussprechen, daß das perfide System, jede gegnerische Meinungsäußerung auf das Geld der Schwerindustrie zurückzuführen, nachgerade ein öffentlicher Skandal wird. Allerdings ist es den Herren in Frankfurt und anderswo, die eine wohlüberlegte Politik der allsemitischen Interessen treiben und es geschickt verstehen, ihr Alljudentum als die Sache des „Volkes", der „Menschheit", der „Sittlichkeit" auszugeben, sehr unangenehm, daß vom wahren deutschen Volks- und Staatsinteresse aus eine starke Gegenwirkung einsetzt. Sollten die nichtswürdigen Unterstellungen von der Wirkung des schwerindustriellen Geldes nicht endlich aufhören, so wird man es sich selbst zuzuschreiben haben, wenn die öffentliche Aufmerksamkeit schärfer auf die allsemitische Politik gelenkt werden wird, was bisher aus burgfriedlichen Rücksichten unterblieben ist. (Deutsche Zeitung.)

Prinz Alexander zu Hohenlohe-Schillingsfürst hat sich in letzter Zeit in der „Neuen Züricher Zeitung" von seinem pazifistischen Standpunkte aus mit der Friedensfrage und der Stellung des Reichskanzlers hierzu beschäftigt, dessen letzte Rede ihm noch längst nicht genug entgegenkommt. Vielleicht um der Revolutionsdrohung Scheidemanns den nötigen Nachdruck zu verleihen, äußert er sich in einem Artikel dahin, es treffe nach diesen drei Kriegsjahren nicht mehr zu, daß „das Vertrauen des deutschen Volkes in das Oberhaupt des Reiches noch ganz unerschüttert dastehe"; es sei im Schwinden begriffen, und das deutsche Volk beginne sich zu fragen, wer denn eigentlich schuld daran sei, daß die ganze Welt gegen uns in Waffen stehe. Zwar sei Herr Scheidemann zur Ordnung gerufen worden, als er im Reichstag das Wort Revolution ausgesprochen habe, aber es wäre kindisch, wenn man sich der Einsicht verschließen wollte, daß es einmal so weit kommen könnte, wenn die Männer, die die Geschicke des Deutschen Reiches in Händen halten, sich der Verantwortlichkeit nicht gewachsen zeigten, die auf ihren Schultern laste und wenn sie die Notwendigkeiten der neuen Zeit nicht früh genug erkennten. Wenn einmal der Tag der Abrechnung komme, dann würden keine Ordnungsrufe mehr genügen, und gründlich, wie der Deutsche sei, werde er auch gründlich die Abrechnung besorgen. — Hierzu bemerkt die „Deutsche Tageszeitung" mit Recht: „Ohne Zweifel gibt Prinz Hohenlohe sich alle erdenkliche Mühe, Herrn Scheidemann bei seiner Revolutionsdrohung zu sekundieren; daß er ein „brillanter" Sekundant sei, wird aber niemand sagen können. Gegenüber der Plumpheit, mit der er seine Revolutionsdrohung direkt gegen „das Oberhaupt des Reichs", also den Kaiser, zuspitzt, erscheint selbst Scheidemann eigentlich noch diplomatisch. Bei dem Prinzen Hohenlohe nimmt sich aber diese Rolle des drohenden Warners überhaupt recht grotesk aus; denn ganz abgesehen noch von seinen pazifistischen Utopien ist ja in Deutschland bekannt genug, daß seine politische Bedeutung ebenso gering ist wie seine Kenntnis der wirklichen Volksstimmung und seine politische Urteilsfähigkeit, daß diese Eigenschaften sich bei ihm mindestens in sehr bedenklichem Maße der mathematischen Formel ± 0 nähern. Trotzdem sind die Schreibereien des Prinzen schon deshalb überaus bedauerlich, weil in dem mit deutschen Verhältnissen ja sehr wenig vertrauten

feindlichen und auch neutralen Auslande die einfache Tatsache, daß „ein deutscher Prinz" solchen Unfug fertig bringt, einen peinlichen und für Deutschland höchst schädlichen Eindruck hervorrufen muß. Darum ist es leider nicht möglich, über diese Ergüsse des Prinzen Hohenlohe mit dem Humor hinwegzugehen, den sie an sich im Hinblick auf seine Persönlichkeit verdienen könnten." Man erinnere sich hierbei an das, was im vorigen Hefte auf Seite 123—125 gesagt worden ist. Man wird nicht umhin können, zu finden, daß die dort ausgesprochenen Vermutungen sich leider in einem noch größeren Umfange bestätigt haben, als der Verfasser damals annehmen konnte.

Der Meuchelmörder Dr. Fritz Adler in Wien im Lichte der Frankfurter Zeitung. Das demokratische Blatt bringt es gelegentlich des Prozesses, den man dem Verbrecher machte, fertig, am 23. 5. 1917 u. a. von einer „Spannung" zu reden, wie sie nur die Entwicklung großer Tragödien zu begleiten pflegt: Ein „Held von hervorragenden seelischen und geistigen Eigenschaften, ein Charakter, wie nur je ein Brutus der Weltgeschichte, von einer Selbstlosigkeit, die ans Unpersönliche grenzt, erfüllt von einem Fanatismus für das öffentliche Wohl, der die Selbstaufopferung im gegebenen Fall als geradezu selbstverständliche Pflicht ansieht, kommt in eine Lage, in der ihm der Schmerz über die Leiden der Welt und die Erbitterung über die vermeintliche Versumpfung seiner eignen Partei nach seinem Gefühl keinen andern Ausweg offen läßt, als durch eine selbstaufopfernde Tat das Gewissen der Zeitgenossen wachzurütteln. Mit klarerem Märtyrerwillen ist nie ein Verbrechen begangen worden." Laut Frankf. Ztg. hängt „ein unabwendbares Schicksal über einem Menschen von ungewöhnlicher Charakterreinheit; was Wunder, daß die Volksseele vibrierte? Dazu kam die Verteidigungsrede, die der Angeklagte, kaum jemals vom Vorsitzenden unterbrochen, halten durfte, das Werk sechsmonatigen angespannten Nachdenkens, ein letzter Wille und ein Aufruf an das Volk. ... Ein Hörer kennzeichnete den Eindruck der Rede folgendermaßen: man hatte das Gefühl, *man müsse sich rechtfertigen, daß man's nicht selber getan habe*". Schließlich findet die Frankfurter Ztg. den Mörder als „Menschen unendlich sympathischer und wertvoller, als so manchen der Streber und Spekulanten, die unangefochten von jeder Versuchung, sich für das allgemeine Wohl zu opfern, sich im Glanze der Würden spendenden Staatsgunst sonnen". △

Zur Mittgartfrage. Vermutlich interessiert manchen Leser, wie ich mich zu der Kritik Haisers im Juniheft stelle. Ich bemerke deshalb: 1. Es war wohl nicht Haisers Absicht, mich zu den „theoretischen Gegnern" zu zählen, die „Furcht vor den Menschenrechten" haben; seine Sätze sind aber nach dieser Richtung hin mißverständlich. 2. Daß der Mittgartgedanke in einem gewissen Sinne ein Ideal ist, leugne ich nicht. Was wir treiben wollen, ist aber Politik, d. h. die Kunst des Möglichen. Hat man nun die derzeitige Undurchführbarkeit eines Planes erkannt, so kann einen deshalb kein Idealismus dafür entschädigen; es kann dann nur ein Ziel geben: die Kräfte nicht an das Undurchführbare zu verschwenden, sondern für das Mögliche einzusetzen. Der Idealismus für einen undurchführbaren Plan *verhindert* ja gerade die Erreichung des von ihm selbst erstrebten Zieles (hier: die Erhaltung unserer Rasse), indem er uns *die* Maßnahmen übersehen und verachten lehrt, die auch zur Erreichung dieses Zieles genügen würden, und die dabei *möglich sind* (z. B. die bäuerlichen Lehen usw. Vergl. meine Broschüre). Darin, in der *Ablenkung der Kräfte von der Durchführung des Möglichen*, also gerade in seiner unpolitischen Idealität, sehe ich die Gefahr des Mittgartplanes. — *Siemens*.

Das Mendelsche Gesetz. Im Januarheft dieser Zeitschrift teilt Prof. Dr. *Fr. Sigismund* einige interessante Tatsachen über Vererbung von Haar- und Augenfarbe aus der Geschichte seiner Familie mit und zieht daraus einen Schluß, der in dem Satz gipfelt: „Zum mindesten beweisen solche Beispiele, daß das Mendelsche Gesetz auf Menschen

nicht ohne Einschränkungen angewandt werden darf." Nun stehen aber Sigismunds Beispiele nicht im geringsten Gegensatz zum Mendelschen Gesetz! Der Grund für den irrigen Schluß wird uns klar, wenn wir einen andern Satz Sigismunds betrachten: „Das Mendelsche Gesetz besagt, roh ausgedrückt, daß, wenn verschiedenfarbige Organismen gekreuzt werden, die dunkle Farbe über die helle den Sieg davonträgt." Dieser Satz nämlich ist durchaus nicht richtig. Die Erscheinung, daß — übrigens nur in einem Teil der Fälle! — eine Anlage über die andere ihr entsprechende den Sieg davontragen kann, oder, wie Mendel sagte, eine Anlage über die andere „dominieren" kann, wurde zwar auch von Mendel entdeckt, stellt aber keineswegs ein Gesetz dar und hat mit dem Mendelschen Gesetz als solchem überhaupt nichts zu tun. Wozu noch bemerkt werden muß, daß es ganz irrtümlich ist zu glauben, es müsse gerade die dunkle Farbe immer über die helle dominieren; Fälle, in denen das Gegenteil eintritt, sind in großer Zahl bekannt. Das Mendelsche Gesetz besagt ganz etwas anderes, und zwar lautet es etwa folgendermaßen: Alle Vererbung beruht auf dem Weitertragen von Erbeinheits-Paaren, von deren jedem stets nur ein Paarling in je eine Geschlechtszelle geht; so daß bei jeder Zeugung jede Erbanlage die Wahrscheinlichkeit $^1/_2$ hat, auf das Kind überzugehen. Allerdings wird der, welcher mit der modernen Vererbungslehre nicht vertraut ist, sich unter diesem Satz nicht viel vorstellen können. Soviel aber wird jeder daraus ersehen, daß dieses wirkliche Mendelsche Gesetz ohne jede direkte Beziehung zu dem Satz ist, den Sigismund irrtümlich als „Mendelsches Gesetz" angeführt hat. — Eine Erklärung des Mendelschen Gesetzes zu geben, muß ich mir an dieser Stelle versagen. Eine solche Erklärung würde nicht nur viel mehr Raum einnehmen, als mir hier zur Verfügung steht, sie würde auch nur mit Hilfe einiger Abbildungen möglich sein. Ich verweise aber jeden, der sich für die moderne (Mendelsche) Vererbungslehre interessiert, auf Erwin Baurs vortreffliche „Einführung in die experimentelle Vererbungslehre"[1]). Wem dieses vorzügliche Lehrbuch zu dickleibig oder zu teuer ist, darf ich wohl eine Broschüre von mir empfehlen, die soeben bei J. F. Lehmann in München erschienen ist[2]). Ich habe mich darin bemüht, in möglichst kurzer Darstellung einen möglichst tiefgehenden Einblick in die moderne Erblichkeitslehre zu geben. Daß ich dann aus den Ergebnissen der Mendelforschung auch gleich praktische politische Folgerungen ziehe, wird niemand verurteilen, der wie ich der Hoffnung und der Überzeugung ist, daß die allgemeine Biologie, die durch die Mendelsche Erblichkeitslehre im letzten Jahrzehnt einen ganz ungeahnten Aufschwung genommen hat, noch einmal dazu berufen sein wird, die deutsche Politik in rassenerhaltendem Sinne maßgebend zu beeinflussen. — Siemens.

Bauernart und -wert. Der Amerikaner Lafkadio Hearn sagt in seinem Buche „Kokoro": „Das japanische Volk bedarf nicht großer Manifestationen; seine Kraft ruht dort, wo die Kraft eines jeden großen Volkes ruht: Im Geiste der Rasse." Dieses Wort fällt mir immer ein, wenn die Deutschen, zumal die unserer Zeit, andauernd bemüht erscheinen, den andern Völkern unseren Wert, den wir nicht nur für uns, sondern auch für sie haben, vor Augen zu führen. Wir sparen weder „Manifestationen noch Demonstrationen" aller Art auf Gebieten, wo sie nicht hingehören.

Da dürfte wohl eine Untersuchung der Frage, wo denn die Wurzeln unserer Kraft ruhen — so oft sie auch gestellt und beantwortet ist —, erneut berechtigt sein. Und so behaupte ich vorweg, daß die Kraft nicht nur des deutschen, sondern aller arischen Völker dort am sichersten ruht, wo Bauernart sich am reinsten erhält, wo Bauernwert nicht nur von ihm selbst, sondern vom ganzen Volke empfunden und gewertet wird.

---

[1]) Besprochen in dieser Zeitschrift Bd. XV, Seite 392.

[2]) Herm. Wr. Siemens, Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik. München 1917. 82 S.

Der Wert des Bauern wird dadurch bedingt, daß er dauernd unter der strengen und wohltätigen Macht der Natur steht. „Und wenn Natur dich unterweist, so geht die Götterkraft dir auf", sagt Faust. Dadurch, daß er sich mit ihren Kräften täglich auseinanderzusetzen hat, entwickelt er die seinen. So bleibt er der Mikrokosmos, der vielseitige, unteilbare, im Boden wurzelnde Mensch, ein natürlicher, notwendiger und wohltätiger Gegenpol für den zum Makrokosmos strebenden mechanisierten Stadtmenschen. In der Frage nach dem Werte von Stadt und Land, die von außen in unsere Reihen getragen wird, kann niemand recht behalten, der einen sogenannten „objektiven", beiden gemeinsamen, Maßstab anlegen will. Ein solcher muß vielmehr für jeden Stand und jede Lebensbetätigung gesondert aus engster Gemeinschaft geboren und liebevoll gesucht werden. Daß diese Frage zum Streite hat entarten können, beweist mir nur, daß hier Rassefremde, die unserem Boden nicht entsprossen sind, das Wort führen. Wenn sich diesen ferner „intellektualisierte" und entwurzelte Elemente anschließen, so sollten alle Wurzelfesten ihre heiligste Pflicht darin erblicken, stärkste Gegengewichte zu schaffen. Bauernart wird sich nun am reinsten und richtigsten am Besitz (Besetz, possessio), nicht an Pacht oder einem anderen Abhängigkeitsverhältnis, wie es wiederum dem Bauerntum Fremde als einzig „moralisch" anerkennen wollen, entwickeln. Die Tätigkeit des Bauern ist kein Amt, wie es vor einiger Zeit ein Abgeordneter kennzeichnete, auch ist der Bauer nicht nur Verwalter der Scholle nach germanischem Recht. Nein, er ist ganz und gar unbedingt und unabhängig. Nur so kann der mikrokosmische Grundzug des bäuerlichen Lebens die Früchte tragen, die wir für den Bestand des Ganzen brauchen: Charaktere bilden! Das wissen auch die Wurzellosen und Kosmopoliten ganz genau, weshalb sie auf alle Weise eine Abhängigkeit des Bauern von anderen Mächten als der Natur betreiben. Wehe, wenn die städtische Intelligenz unseres Blutes hier weiter gedankenlose Gefolgschaft leistet. Wenn im Anfange des Krieges Einsichtige hofften, daß die Abhängigkeit des Volkes von unseren eigenen Bodenerzeugnissen den Sinn für Sachwerte und den Unwert des Geldes wachrufen und begründen würde, so wird sie der Verlauf des Krieges lehren, daß die Geldmächte diesen möglichen großen Erfolg für uns zu verhindern wußten. Durch ungeheure geldliche Wertsteigerungen erregen sie nicht nur die Begehrlichkeit des Städters, nein, auch die des Bauern. Sie hätten es nicht vermocht, wenn nicht die Leiter unserer Politik diese Entwickelung auf jede Weise begünstigt hätten. Es muß die Aufgabe unserer Volkswirte nicht nur, sondern auch der kommenden Männer überhaupt sein, die gesunden Grundlagen wieder herzustellen, auf denen die rechte Bauernart gedeihen kann.

Ich habe auf einer Reise in England vor dem Kriege den Eindruck empfangen, daß dort, trotzdem wegen der Insellage des Landes die große Politik auf den Handel gerichtet sein muß, der Volkscharakter sich ländlicher erhalten hat als bei uns. Aus dem Kriege scheint nach zuverlässigen Nachrichten das englische Volk den Schluß zu ziehen, daß die Entwickelung in der Stärkung dieser Richtung liegen muß. Uns weist eine allmächtige Bureaukratie im Bunde mit den Kapitalsmächten die entgegengesetzte Richtung, und eine mit Blindheit geschlagene Volksvertretung unterstützt dies Bestreben durch Verschleppung des Bodenbefestigungsgesetzes u. a. Bodenentfestigung muß ja auch das letzte Ziel der Mächte sein, die auf den Niedergang eines Volkes und einer Rasse hinarbeiten.

Mag der von uns zu schließende Friede aussehen wie er will: Innerlich berechtigte und natürliche — wenn auch nicht ewige Dauer verbürgend, wird er nur dann haben, wenn er auf der angedeuteten Grundlage ruht, und nur der Staatsmann wird sich „im Banne des Volkes" befinden, der nach Art und Wesen dieses Volk verkörpernd den Frieden zu schließen vermag. — Richard Pretzell auf Dübzow. (Aus der „Deutschen Zeitung".)

Die Verteilung der Schultüchtigkeit auf die einzelnen sozialen Schichten. Die sogenannte Einheitsschule hat zur notwendigen Voraussetzung, daß die niederen sozialen Schichten annähernd gleich viel Schultüchtige enthalten als die höheren Stände. Ist das

nicht der Fall, nimmt vielmehr die durchschnittliche Schulleistungsfähigkeit nach den sozial niederen Schichten zu bedeutend ab, so wäre auch die Einführung einer Einheitsschule grundlos und sinnlos; Unterstützungen und Freistellen für einzelne gute Schüler würden dann vollauf genügen. Nun hat Wilhelm Hartnacke in einem sehr beachtenswerten, kurzen Aufsatz („Zur Verteilung der Schultüchtigen auf die sozialen Schichten" in: Zeitschrift für Pädagogische Psychologie und experimentelle Pädagogik) die Verteilung der Schultüchtigkeit auf die einzelnen sozialen Schichten untersucht. Hartnacke zeigt zuerst, daß in den unentgeltlichen Schulen Bremens alljährlich fast dreimal soviel Schüler sitzen bleiben als in den entgeltlichen (ca. 8 v. H. gegen ca. 3 v. H.). Sodann entwirft er eine Statistik, die aus einer Umfrage an die Bremer Lehrer über die Denkfähigkeit ihrer Schüler gewonnen ist. Daraus ergibt sich, daß nach Ansicht der Lehrer in den entgeltlichen Schulen 11,52 v. H. der Schüler gute bezw. sehr gute Denkfähigkeit besitzen, in den unentgeltlichen Schulen dagegen nur 2,9 v. H. In elf unentgeltlichen Schulen mit vorzugsweise Handarbeiterbevölkerung ist nicht ein einziges Kind als für höhere Schule in Frage kommend bezeichnet, während unter den entgeltlichen Schulen keine ist, die nicht wenigstens ein paar Kinder hätte aufgeben können. Durch diese Statistik für Bremen ist dargetan, daß die Jugend der Handarbeiterschaft im Sinne der Schultüchtigkeit erheblich im Rückstande gegenüber der Jugend der andern Schichten ist. „Sie (die Statistik) bedeutet ferner, daß die Tatsache, daß Arbeiterkinder in höheren Schulen so spärlich sind, nicht sowohl darauf zurückgeht, daß diese Kreise die Lasten, die der Besuch der höheren Schule für Schulgeld, Lernmittel, Kleidung, Ausfall des Arbeitsverdienstes des betreffenden Jugendlichen mit sich bringt, nicht tragen können, als vielmehr darauf, daß die Kinder aus den unteren Schichten im großen Durchschnitt weniger die für die höhere Schulbildung erforderlichen geistigen Voraussetzungen mitbringen." Dabei darf nicht übersehen werden, daß es sich bei der vorliegenden Statistik um dasselbe Urteil der Lehrenden handelt, das auch für die Zuweisung im Sinne der Einheitsschule maßgebend sein müßte. Auf Grund dieser Tatsachen spricht sich Hartnacke folgerichtig scharf gegen die Einheitsschule aus. „Das im ganzen wahrhaftig nicht schlecht bewährte Gebäude unseres Schulwesens wollen wir nicht ruinieren ohne die Überzeugung, daß es ohne Abbruch und Neubau wirklich nicht geht. Der beklagenswerte Zug des Deutschen, etwas gut und ideal zu finden, weil es in Amerika, in Skandinavien, in der Schweiz oder sonstwo besteht, hat sich auch nicht wenig in der Werbung für den Einheitsschulgedanken gezeigt." „Man muß sich durchaus frei machen von der Vorstellung, als ob die Genies und Talente im Volke in Massen vorkämen. So erklecklich die Zahl absolut genommen ist, so gering ist sie relativ." „Es ist mir danach keinen Augenblick zweifelhaft, daß man zur Förderung der Tüchtigen in die höheren Schulen durchaus nicht der weitgreifenden, revolutionierenden Vorschläge bedarf, wie Hinausschiebung des Beginns der höheren Schule womöglich auf den Beginn des 7. Schuljahres, allgemeine Unentgeltlichkeit usw. Individuelle Hilfe durch frühzeitige Freistellengewährung für gehobene Schulen (in erster Linie Mittelschulen), im besonderen Falle auch darüber hinausgehende Beihilfen genügen vollkommen, die positive Auslese der Tüchtigen zu sichern." — Siemens.

Irland. Bekanntlich halten sich die Engländer für das auserwählte Volk und für Nachkommen eines der jüdischen Stämme. So sagte der von deutschen Juden stammende Finanzminister Lord Goschen am 6. 6. 1889 in einer Rede in Exeter-Hall vor der A. J. M. S. (Anglo-Israelitic-Metropolitan Society): „Die Irländer vergessen, oder vielmehr läßt man sie ruhig und vergnügt in der Unkenntnis der Tatsache, daß der allmächtige Gott nicht allein den Kindern Israels (also den Engländern) ihr Land zum Erbteil gegeben hat, sondern daß er die Irländer selbst den Engländern überliefert hat, um sie zu vernichten, und daß diese tatsächlich schon dafür gestraft sind, daß sie die Irländer nicht auf der Stelle und sofort ausgerottet haben. ... Das ist der Schlüssel der ganzen Frage und die einzig

mögliche Lösung. Deshalb sind die Katholiken Irlands so unversöhnlich, denn römische Kultur ist nichts anderes, als kananäisches Heidentum, das in Rom und Griechenland durchgeseiht, sich auf das Christentum aufgepfropft hat; deshalb sind alle irländischen Phönizier so fromme Katholiken. Es ist widersinnig von ihnen, Home rule zu fordern, da sie gar nicht bei sich zu Hause sind, sondern inmitten der Besitzung Israels und nur eine Tagereise vom Sitze der Regierung Israels (London) entfernt wohnen. Wenn sich die Irländer daher erheben, geschieht dies in Erfüllung des unvermeidlichen Befehles Gottes, der will, daß sie untergehen. Ihr Untergang ist ihr eigener Fehler."

Die Entstehung des Germanentums erörtert der Freiburger Germanist Kluge (Westermanns Monatshefte, Nov. 1916) in einer Weise, die mir einige Bemerkungen zu erfordern scheint. Vor allem sei hervorgehoben, daß die Sprachwissenschaft, insbesondere ihr germanischer Zweig, im Lauf der Jahre genötigt war, meinen anfangs kaum beachteten oder mit Geringschätzung behandelten Ansichten näher und näher zu kommen. „Hauptkennzeichen für ein Volkstum war und ist die Sprache", ähnlich habe auch ich mich ausgedrückt, ohne jedoch zu verkennen und zu verschweigen, daß die Sprache sich wechseln läßt wie ein Kleid, die Macht und Bedeutung eines Volkes aber auf seinen ererbten, in der Abstammung begründeten Eigenschaften beruht! In dieser Hinsicht, was das Verhältnis der Sprachverwandtschaft zur Blutsverwandtschaft anlangt, ist der Verfasser noch nicht zu genügender Klarheit durchgedrungen. Er meint zwar, niemand zweifle mehr daran, „daß sich das Germanentum aus einer Gruppe blutsverwandter Völker losgelöst hat", läßt aber im Dunkeln, wie dieses Stammvolk beschaffen und wo es heimisch war. Immerhin hat er einige der hergebrachten, durch den Glauben an eine asiatische Herkunft verschuldeten Irrlehren überwunden. „Heutzutage vermögen wir nicht mehr an die gräko-italische Spracheinheit zu glauben, nicht einmal an eine balto-slavische . . . Für unsere heutige Betrachtung sollen Kelten und Italiker als unsere nächsten Verwandten gelten." Daran ist so viel richtig, daß in der Tat die nördlichen Kelten unseren germanischen Vorfahren zum Verwechseln ähnlich waren und in jeder Hinsicht, nach Sprache wie Blut, am nächsten standen; die Italiker aber, die freilich wieder enge Beziehungen zu den ältesten keltischen Verbreitungswellen erkennen lassen, waren von den Germanen zeitlich und räumlich sehr weit entfernt. Man muß wohl unterscheiden zwischen den einzelnen Wellen, die im Lauf der Jahrtausende durch das Bett eines Völkerstromes geflossen sind. Litauer, Slaven und Skythen waren untereinander nicht näher verwandt als mit ihren germanischen Nachbarn, insbesondere deren östlichem, gotischem Stamm. „Vielleicht ist auch die Vermutung begründet, daß der Name Kelten selbst bei den Germanen in der Lautgestalt Helidos ein reiches Nachleben gehabt hat", auch dieser Satz drückt, wenn er auch der richtigen Deutung nahekommt, den wirklichen Zusammenhang nur sehr undeutlich aus. Das Wurzelwort hal, in keltischer Lautgebung cal, mit der Bedeutung „Mann" ist beiden Sprachen gemeinsam und liegt den Ableitungen helithos, haeledhas, helede, Caletes, Caledonii, Celtae zugrunde. Auf die Lautverschiebung als „Hauptkennzeichen des Germanentums" legt Kluge ein großes, m. E. zu großes Gewicht, da die Auffassung dieser Erscheinung durch die Sprachforscher leider immer noch nicht den wahren Kern getroffen hat. Es kommt dabei selbstverständlich alles darauf an, welchen Laut man für den ursprünglichen und welchen für den „verschobenen" hält, und dies hängt wieder aufs engste mit der Abstammungsfrage zusammen. Ich selbst halte die Lautverschiebung im wesentlichen für eine mundartliche Erscheinung, die um so weniger zur Unterscheidung des Germanentums dienen kann, als der Lautstand des Kimbrischen (Westgermanischen) mit dem des Keltischen völlig übereinstimmt (Tentates und Teutobodus, Caturix und Catualda). Sind, wie die neuere Forschung annimmt, unsere Vorfahren als letzter Kern des indogermanischen Urvolkes in die Geschichte getreten, so werden sie wohl auch den ältesten Lautstand am besten bewahrt haben; das zeigt in der Tat die Gestalt der einzelnen Wörter, z. B. althochdeutsch suehur und suep im Vergleich mit lateinisch socer und somnus, griechisch hekyros und hypnos. Ich

muß darum meine frühere Behauptung aufrecht erhalten, daß mißverstandene „Sprachgesetze" wie ein „Hemmschuh" oder eine „Fessel am Bein" wirken; als Beispiel diene die Tatsache, daß es bis jetzt der vergleichenden Sprachwissenschaft nicht gelungen ist, einen allen sprachlichen und geschichtlichen Verhältnissen gerecht werdenden Stammbaum der indogermanischen Völker aufzustellen. Die Bemerkung, daß „der Volksname Teutoni noch ohne die Zeichen der Lautverschiebung auftritt", ist dahin richtig zu stellen, daß er dem kimbrischen Stamm angehört und darum keltischen Lautstand zeigt; schwäbisch oder gotisch würde er Thiuthans lauten. Ein anderes „untrügliches Kennzeichen des Germanentums" soll der Stabreim sein, der aber auch von den Finnen gebraucht wurde. Daß die Runenschrift noch als Lehngut aufgefaßt wird, darf bei der allgemeinen Überschätzung des römischen Einflusses nicht wundernehmen; ein befriedigender Nachweis, wie diese Entlehnung im einzelnen vor sich gegangen sei, ist aber bisher niemals geglückt. Unter den „zahllosen Lehnworten" der deutschen Sprache finden sich nicht wenige, die, wie „Reich", urverwandt sind. Die Römer waren bei der Berührung mit den nordischen Völkern keineswegs immer die Gebenden, sondern haben nachweislich auch manches von diesen gelernt und angenommen, so hölzerne Fässer, eiserne Panzerhemden, Anker und Ankerketten, die Kunst des Verzinnens, die Seifenbereitung u. a. Mit dem Schlußsatz, der den Germanen die Fähigkeit zugesteht, „ererbte Anlagen zu steigern und eigentümlich auszugestalten", werden auch Andersdenkende sich einverstanden erklären können. — Ludwig Wilser.

Die Neandertal-Rasse am Oberrhein nachgewiesen. Bei Ludwigshafen a. Rh. sind bei Baggerarbeiten vorzeitliche Menschenknochen zutage gefördert worden, von denen einer bereits der Neanderklasse zugewiesen werden konnte. Damit ist der Nachweis erbracht, daß die Neandertal-Rasse, die nach ihrer Schädelform stark an die Menschenaffen erinnert, auch am Oberrhein existiert hat. Auch Werkzeuge, wie primitiv gearbeitete Hirschgeweihstangen, die zu den ältesten bekannten menschlichen Werkzeugen gehören, sind in Pfälzer Tongruben bei Jockgrimm gefunden worden.

Bücherbesprechungen.

„Deutsche Vorzeit, Einführung in die germanische Altertumskunde" von Dr. Ludwig Wilser, Verlag von Peter Hobbing in Steglitz, 1917. Preis 4 Mk.

Als wir vor wenigen Jahren an dieser Stelle wiederholt die Vorzeit- und Germanenforschungen Ludwig Wilsers beleuchteten, insbesondere aber auf sein 1914 in neuer Auflage vollständig vorliegendes zweibändiges Germanenwerk hinwiesen, schwebte uns schon damals der Gedanke vor, es möchte der Verfasser sich bewogen fühlen, einen für noch weitere Kreise berechneten, etwas kürzer gefaßten Grundriß der deutschen Altertumskunde zu entwerfen.

Zu einer Art zwingender Notwendigkeit gestaltete sich dieser Gedanke, seit die Wogen des Weltkriegs unser schwertgewordenes, reiches und blühendes Land mit gierigem Lecken zu zermürben suchen. Äußern sich schon rein spontan in der Begeisterung der ersten Kriegsmonate sowie in der von hohem sittlichen Pflichtgefühl getragenen Selbstüberwindung des Einzelnen bis zur Stunde die ungeheueren Kräfte, die als ein Erbe edler Ahnen in unserm Blute kreisen, so dürfte gerade aus diesem Grunde heute um so mehr bei deutschgesinnten Männern und Frauen die Forderung sich geltend machen, die Eigenart unseres Volkes aus seiner Vergangenheit im Gewande neuzeitlichster Forschung allgemein verständlich dargestellt zu sehen.

Angesichts der gegenwärtigen Ereignisse kann sich auch der Laie nicht mehr der Schulweisheit anfreunden, die die alten Deutschen als rohe, notdürftig mit ungegerbten

Fellen bekleidete und in ärmlichen Hütten hausende Wilde behandelt, die all ihre spätere Gesittung den bildenden Einflüssen der alten Kulturwelt um das Mittelmeer und der Berührung mit Rom verdankten. Nur ein gesunder, schon vorzeitlich im Kampfe ums Dasein mit reichen Gütern gesegneter Volksstamm konnte der Entwicklung zum jetzigen Deutschen fähig sein. Darüber darf kein Zweifel herrschen. Woher stammt aber die Eigenart unseres Volkes, unserer Vorfahren, von denen wir leibliche und geistige Eigenschaften, Sprache und Sitte ererbt haben, dürfen sie als Ureinwohner des heutigen Deutschland gelten, ist uns ihr Werdeland, ihre Urheimat bekannt. Auch dem der Altertums- und Vorzeitforschung Fernerstehenden gibt Wilser in seinem neuen Werke „Deutsche Vorzeit", Einführung in die germanische Altertumskunde, darüber Aufschluß. Unsern oben ausgesprochenen Wunsch sahen wir erfüllt, als uns „als Ostergruß vom Verfasser" das Buch in der Front erreichte.

Gibt uns das Buch, wie gesagt, im wesentlichen nichts Neues, nichts Außergewöhnliches, das den hier schon besprochenen Forschungen Wilsers ergänzend oder berichtigend zur Seite zu stellen wäre, so liegt sein Wert eben in der mehr allgemein verständlichen Darstellung, sowie in einem dem Texte beigegebenen Bilderschmuck begründet. Textlich gliedert sich das Werk in zwei Hauptteile, die „Land und Volk" und „Kunst und Sitte" zum Gegenstand der Betrachtung haben. In glücklich gewählten Abschnitten über Germanen, Heimat, Himmel und Boden, Fruchtbarkeit, Tierwelt, Menschenart, Sprachverwandtschaft, Stämme und Mundarten, Nachbarvölker, Wanderungen und neue Reiche zerfällt der Teil über Land und Volk. Umfassender als es Wilser vielleicht noch in seinem großen Germanenwerk getan, hat er alles herangezogen, was wir über Tierverbreitung und Tiernamen wissen, um es ebenfalls in Beziehung zur Urheimat zu setzen und um gleicherweise damit einem gerne vernachlässigten Kapitel der Altertumskunde zu seinem Rechte zu verhelfen. Die mehr sprachwissenschaftliche Seite des Werkes entbehrt keineswegs der lebendigen Darstellung und wird durch oft recht interessante Einschiebsel bewundernswert belebt. Auch hierbei kann nur die rein naturwissenschaftliche Rassenlehre als sicherste Grundlage dienen, sie gibt uns gleichzeitig befriedigende Antwort über den rätselhaft-unhemmbaren Trieb, der nach Ansicht der alten Sprachforscher die Völker zu ausgedehnten Wanderungen in Bewegung setzte. Starke Vermehrung und Nahrungsmangel haben von jeher die Rassen zur Auswanderung gedrängt. Im Kampf ums Dasein blieben die Stärkeren Sieger, während die Schwächeren unterdrückt und vertrieben wurden. Im nordischen Ursprungsland, für Wilser die Ausgangsstätte alles Lebens auf der Erde überhaupt, ist unser Urvolk seßhaft geblieben, aber stetig in der begonnenen Entwicklung fortgeschritten und lebt heute in den Bewohnern Südskandinaviens fort. Alle Wanderungen hochentwickelter fossiler Menschen, der Indogermanen und schließlich der Germanen sind ein Zeichen eines jeweiligen Überschusses des Urvolks, das seine angestammte Art und Sitte in fernste Lande trägt. Die Völkerflut wird zum Kulturstrom und die Annahme erscheint begreiflich, daß ähnliche, aber in weit entfernten Ländern gefundene Waffen und Schmuckgeräte dort ihren Ursprung haben, wo der Ausgangsort früherer Wanderungen zu suchen ist. Waffen, Werkzeuge, Schmuck und Geräte des nordwestlichen Europa der jüngeren Steinzeit und der Bronze stehen den ägyptischen Leistungen der verwandten Art an Zahl, Mannigfaltigkeit und Präzision und teilweise selbst an Formenschönheit nicht nach. Ihr erdgeschichtlich höheres Alter, sowie die Verteilung der menschlichen Knochenfunde auf Ausstrahlungen aus einem nördlichen Ursprungsgebiet lassen den Schluß zu, daß die Verbreitung in der Entwicklung fortgeschrittener Menschenrassen und höherer Gesittung Hand in Hand gegangen sind.

Der Abschnitt über „Kunst und Sitte" berichtet uns über Ackerbau und Viehzucht, Haus und Hof, Waffen und Gewand, Schiffahrt und Handel, Zeit und Zahl, Schrift, Heilkunst und Recht, Sang und Sage, Götterglaube und Bekehrung. Dem Umsichtigen drängt sich die Erkenntnis auf, daß unsere Vorfahren keine schrift- und kulturlosen „Barbaren" waren, daß sie als vornehmes Kulturgut schon mindestens anderthalb Jahr-

tausende vor unserer Zeitrechnung eine aus Bildern hervorgegangene Schrift besaßen, die seitdem bei allen Kulturvölkern in Gebrauch geblieben ist.

Es erübrigt sich, noch auf das ausgezeichnete und geschickt ausgewählte Bilder-Verzeichnis hinzuweisen, das auf 16 doppelseitigen Tafeln und zahlreichen Abbildungen im Text ein wertvolles Anschauungsmaterial verbürgt. Ein bildlich dargestellter Stammbaum des Menschengeschlechts erläutert den verwandtschaftlichen Zusammenhang der einzelnen Arten und Spielarten. Die Karte über Germanien zur Zeit des Tacitus erleichtert das Verständnis der textlichen Ausführungen.

Die Geschichte aller Wissenschaften lehrt, daß Theorien weitzügigen Umfangs in kleinen Dingen irren können, das Wesentliche an ihnen aber Grundmauern zu weiterem Ausbau sind, soweit gewisse beweisende Kräfte in diesen Theorien schlummern. Als Humboldt der Welt den „Kosmos" schenkte oder Darwin seine „Entstehung der Arten", — wer wollte leugnen, daß sich bis heute ihr Fundamentalcharakter bewahrheitet hat und für kommende Generationen bewahrheiten wird? Dem Lehrgebäude Wilsers wollen wir diesen Charakter gerne anerkennen.

Ostfront im Juni 1917. Hans Wolfgang Behm.

Die Germanen in Europa. Von Otto Hauser. Heimat und Welt-Verlag in Dresden-A. Preis Mk. 1.

Der bekannte Wiener Forscher, Übersetzer und Dichter hat im vorliegenden handlichen Bändchen eine Fülle hochbedeutsamen und wohlgeordneten Stoffes aus langjährigen Untersuchungen über Rassen, Sprachen, Kultur und Politik zusammengetragen, wie wir bisher dergleichen — zumal bei solch gedrängter Kürze — kaum in ähnlicher Reichhaltigkeit und Übersichtlichkeit besessen haben. Die Abschnitte: die Germanen im römischen Reich, Goten und Normannen, die Entstehung der romanischen Sprachen, Kirche und Papsttum, Rußland, Italien, Spanien und Frankreich bringen viel Bekanntes, eignen sich aber sehr gut zur Einführung weiterer Kreise in die rassenwissenschaftliche Betrachtung der europäischen Menschheitsentwicklung, um so mehr, als sie bis in die jüngste kriegerische Gegenwart führen. Neuland erschließt Hauser in seinen Abhandlungen über die südslawischen Gotenstaaten, über Böhmen, Polen und Ungarn, da der Südosten unseres Erdteiles, der gewissermaßen schon auf den Grenzkämmen des Böhmerwaldes und der Sudeten beginnt — zu den am wenigsten erforschten Gebieten gehört. Beachtung verdient der feine, aber begründete Unterschied zwischen Nord- und Westgermanen einerseits und Goten andererseits. Hingegen wird die Darlegung, daß das alte Judentum — Zeit der Richter und Könige — als wesenhaft germanisch anzusehen wäre, und daß das neuzeitliche sich durch seine einzigartige Rassenzucht die Möglichkeit erhalten habe, reine (!) Norden an Leib und Seele aus sich zu erzeugen, trotz aller Versuche Hausers berechtigten Widerspruch wecken. Die Arbeit, eine Ergänzung des Buches „Rasse und Rassefragen in Deutschland", klingt in folgende berechtigte Mahnung aus: „Es wird gelten, alle Strömungen, die auf Erhaltung und Verbreitung der blonden Rasse als der eigentlich germanischen hinzielen, zusammenzufassen, wenn das, was das Deutschtum groß gemacht hat, was ihm die Kraft gegeben hat, gegen eine Welt von Feinden noch in so später Zeit stand zu halten, nicht untergehen soll; wenn die deutsche Kultur nicht für die Deutschen selbst so unfruchtbar und tot werden soll, wie es die griechische der Perserkriege für die Griechen von heute ist." W. M.

Adolf Harpf, Die wirtschaftlichen Grundlehren des Krieges und der Geburtenrückgang. Verlag von Theodor Gerstenberg, Leipzig. IX und 136 Seiten gr. 8°, geh. M. 2,50.

War schon Harpfs tiefschürfendes Kriegsbuch: „Der Erzfeind" seinem eigentlichen Sinne nach ein Buch der Vorbereitung für den Frieden, so unternimmt es sein neues Buch die nächstliegende Aufgabe zu ergründen, die sich aus dem Kriege ergibt: Die

notwendige Wiedergestaltung unseres auf ganz neue Grundlagen zu stellenden Wirtschaftslebens.

„Vom klugen Landmanne lasset uns lernen", — heißt es im Vorworte über die Ziele des Buches, — „der sein Saatgut für die kommende Feldbestellung schon im Herbste von der Ernte sondert. So gilt es nun auch aus der Ernte der Kriegserfahrungen das Saatgut unserer völkischen Zukunft auszusondern und auszusieben. Ein Zeitalter der Wirtschaftskriege werden künftige Friedenszeiten sein. Wirtschaftsfragen werden zunehmend die Welt bewegen, werden auch die politischen Beziehungen der Völker und Staaten, deren Lebensgestaltung, Aufstieg oder Niedergang weit mehr noch als bisher bestimmen und beherrschen. In dieser Voraussicht schmieden Freund und Feind schon mitten im Kriege an ihrer Rüstung für die kommenden Wirtschaftskämpfe. Alle politischen Bündnisse werden zugleich Wirtschaftsbündnisse und umgekehrt sein."

In ebenso tiefgründigen wie überzeugenden Darlegungen geht der Verfasser auf letzte Ursachen der Erscheinungen des Wirtschaftslebens unserer Zeit zurück, die er in den sittlichen Grundlehren findet, welche uns der Krieg erteilt. Auf dem Boden völkischer Sittlichkeit muß auch die in ihren wirtschaftlichen Ursachen und Begleiterscheinungen nur am deutlichsten zutage tretende Hauptaufgabe der Zukunft unseres Volkstums gelöst werden, die uns der Geburtenrückgang stellt, der nach den großen Kriegsverlusten auf Jahre hinaus das brennendste Bevölkerungsproblem überhaupt bilden wird. So ist Harpfs neuestes Werk die Frucht der tiefsten Einsichten, welche der Krieg dem denkenden Volksfreunde erschließt.

Es ist selbstverständlich, daß ein Geist, dessen Kampf um die Behauptung deutschen Volkstumes, dessen theoretische und praktische Studien der Rasseverhältnisse der ganzen Welt, insbesondere der Deutschen und Engländer mehr als ein Menschenalter ausfüllen, ein anderes Werk zustande bringt, wie Naumanns, die ethischen und rassigen Verhältnisse leichthin übersehendes „Mitteleuropa". Harpf zeichnet einen auf tatsächlichen Verhältnissen aufgebauten Plan der wirtschaftlichen Zukunftsverhältnisse der Mittelmächte unter Berücksichtigung der sittlichen und sozialen Forderungen der verbundenen Völker. Er warnt davor, daß der heldisch-germanische Aufschwung des Krieges nicht von dem Welt-Krämertume verschlungen werde. Seit Jahrhunderten geht der deutsche Besiedelungsboden fortdauernd zurück, trotz aller Siege würden wir ein jämmerlicher Kleinstaat gegenüber den Riesenreichen England, Amerika und Rußland bleiben, wenn nicht unser Geburten-Überschuß, der seinerseits mit der Erweiterung des Besiedelungsbodens und anderen Verhältnissen, die der Verfasser mit größter wissenschaftlicher Gründlichkeit behandelt, wieder nach aufwärts geht. Wir können das bedeutsame Buch unseren Lesern auf das wärmste empfehlen.

Johannes Hering.

Deutsche Kultur in der Welt. (Deutsche Kulturpolitische Gesellschaft, Leipzig-Gohlis.)

Diese vortreffliche unabhängige Zeitschrift für geistige, politische und wirtschaftliche Ziele deutscher Arbeit im In- und Auslande ist kürzlich in ihren dritten Jahrgang eingetreten, gewiß ein Zeichen der Bedeutung ihrer Bestrebungen mitten in den, kulturpolitische Fragen zumeist in den Hintergrund drängenden Kriegsnöten. Das vorliegende Doppelheft „Österreich-Ungarn" ist von besonderem Werte; haben wir doch in den Deutschen der Donaumonarchie die treuesten Bundesgenossen und, leider halb vergessene, Blutbrüder erkannt, deren Schicksal von nun an unauflöslich mit dem unserigen verknüpft sein muß. Wir heben aus der Fülle des Stoffes, den fast durchweg deutsch-österreichische und deutsch-ungarische Politiker, Gelehrte und Schriftsteller beigesteuert haben — es sind klangvolle Namen darunter — folgende Beiträge hervor: „Die innere Gliederung der Deutsch-Österreicher" vom Grazer Universitätsprofessor Robert Sieger, „Das österreichische Deutschtum in seiner kulturellen, nationalen und geschichtlichen Bedeutung" von Alfred

Ritter von Terzi (er schreibt auch für die Polit.-Anthropolog. Monatsschrift), „Österreich-Ungarn und sein Verhältnis zum Deutschen Reich" von Universitätsprofessor Richard von Kralik, „Die Stellung des Deutschtumes südlich der Donau und der Verein Südmark" vom Abgeordneten Dr. P. Hofmann von Wellenhof, „Unsere Sprachinseln in Südtirol und ihr Schicksal im Weltkrieg" von Oberlehrer Hans Nicolussi, „Die Bedeutung Wiens für das österreichische und das gesamte Deutschtum" von Landesgerichtsrat Otto Lutz, „Die Karpathendeutschen und ihre Bedeutung" von Professor Raimund Friedrich Kaindl, „Die Deutschen in Ungarn" vom Abgeordneten Emil Neugeboren, „Die Bedeutung der deutschen Sprache in Ungarn" vom Abgeordneten Rudolf Brandsch, „Zur Geschichte des südungarländisch-deutschen Schrifttumes" von J. Stein, „Das Deutschtum in Kroatien und Slawonien" von Fr. W. Brepohl u. a. Außer diesen teilweise mit hochwichtigem Zahlenmaterial belegten Aufsätzen finden wir noch eine nationale Bücherschau, mundartliche und völkische Dichtungen und Erzählungen (Rosegger, Lienhard, Orendi-Hommenau), eine Zusammenstellung kleiner wissenswerter Nachrichten über deutsche Vereine, Zeitungen, geschichtliche Urkunden usw.

Die Zeitschrift erscheint jährlich in vier stattlichen Heften, Bezugspreis Mk. 9,00 (Vertriebsstelle K. F. Koehler, Leipzig). Mitglieder der „Deutschen Kulturpolitischen Gesellschaft", an deren Spitze Dr. Hugo Grothe, der bekannte Gelehrte und Südosteuropa- und Vorderasien-Forscher, steht, erhalten die Schriften unentgeltlich (Mitgliedsbeitrag Mk. 6,50 jährlich). W. M.

„Die volkserzieherische Bedeutung der germanischen Weltkultur" ist Gegenstand der vierten Kriegsveröffentlichung der „Deutschnordischen Richard Wagner-Gesellschaft", erschienen im Verlage von Otto Hendel in Halle a. d. S. Herausgegeben wurde der Band unter der Mitwirkung eines Stabes hervorragender Mitarbeiter von dem tatkräftigen und kenntnisreichen Vorsitzenden der genannten Gesellschaft Kurt L. Walter van der Bleek. Nach einem Geleitworte von Prof. Dr. R. Freiherrn v. Lichtenberg eröffnet der Herausgeber das Werk mit einem vier Druckbogen umfassenden einleitenden Aufsatze, der dem ganzen Buche das Gepräge eines Hohenliedes des allvölkischen und Rassegedankens gibt. Der Verfasser dieses Einleitungshauptstückes geht von den neuesten Ergebnissen der germanischen Vorgeschichtsforschung und hier zunächst von Kossinnas Zweiblondrassenlehre aus, wie sie in dessen richtunggebendem Vortrage über „den Ursprung der Urfinnen und der Ur-Indogermanen" (Mannus I und II) dargelegt, bis in die ältere Steinzeit und hier zwar auf die Cromagnonrasse als Ausgangsquelle der nordländischen weißen Langkopfrasse zurückgreift. Zu bemerken ist hierzu nur, daß Kossinna als der Gewährsmann des Verfassers nachmals (s. Mannus II, 169 ff.) sich für den noch älteren reinen Langkopf, den homo Aurignacensis Hauseri auf Grund von Georg Wilkes Darlegungen über diesen letzteren (Mannus I, 252 ff.) als den eigentlichen Stammvater des nordischen Langkopfes entschied und mit Klaatsch annahm, „daß der Neandertaler-Mensch etwas im Cro-Magnon-Menschen und noch mehr in Teilen nordischer Bevölkerung sein Blut vererbt hat" (Mannus II, 1910, S. 173 ob.): daß der Cro-Magnon-Mensch also schon das Ergebnis einer Mischung mit dem uralt europäischen Träger der Mousterien-Kultur aus dem Neandertale war. W. v. d. Bleeks Hauptstück gipfelt in Vorschläge für eine allniederdeutsche Stammesvereinigung und für einen allgermanischen Zusammenschluß aus als Gegengewichte gegen „die erdrückende Wucht der russischen, englischen und allamerikanischen Weltreiche". Wenn er aber hierzu u. a. auch die Forderung nach einer eigenen allniederdeutschen Schriftsprache erhebt, so bleibt denn doch zu bedenken, ob eine solche sprachliche Sonderbildung nicht geradezu geeignet wäre, im Laufe wechselvoller Zeitentwicklungen zu einer Auseinanderfaltung von Hoch- und Nieder-Deutschland und somit nur zu bedeutend vergrößerten und vermehrten „Niederlanden" zu führen, statt — wie dem Verfasser allerdings vorschwebt — das gegenwärtige Holland dem Deutschen Reiche politisch und sprachlich wieder näher zu bringen. Eine solche Besorgnis erscheint aber um so begründeter, als

sich der Verfasser selbst das Hochdeutsche, dieses zurzeit wichtigste Bindemittel Alldeutschlands, schließlich nur mehr als eine Art allgermanisches „Sanskrit" (S. 38, 39) für den wissenschaftlichen Schriftgebrauch denkt! Und das sollte, praktisch durchgeführt, nicht den Anfang einer Rückbildung des sprachlichen und politischen Enderfolges von Karls d. Gr. sächsischer Gewaltpolitik, von Luthers hochdeutscher Bibelübersetzung und Bismarcks Einigungswerk von Ober- und Nieder-Deutschland bedeuten? Andererseits verfällt der Verfasser in den in der Zeit vor dem Kriege allerdings allgemein reichsdeutschen Fehler zurück, die Bedeutung der zehn Millionen österreichisch-deutscher Stammesgenossen für das Alldeutschtum einer nächsten Zukunft kaum zu erfassen, geschweige denn richtig zu würdigen, wie er denn von der ganzen seit über dreißig Jahren mächtig gewachsenen deutsch-völkischen Bewegung in Österreich und ihrer schrifttümlichen Auswirkung nichts als — Alfred Meißner und Rudolf Watzls „Letzten Agilolfing" zu kennen scheint — letztere Dichtung allerdings erst durch unseren Aufsatz über „den germanischen Gedanken in Österreich" im Märzheft 1916 der Hamburger „Germanen-Gilde" weiteren reichsdeutschen Kreisen überhaupt zugänglich geworden! — Und doch ist bezeichnenderweise sogar der jetzt auch den Reichsdeutschen geläufig gewordene deutsche Ausdruck für national, nämlich „völkisch" aus dem Schoße dieser deutsch-österreichischen Bewegung geboren worden und fand im Deutschen Reiche noch bis vor einem Jahrzehnte keinen Anklang, weshalb sich zu ihm selbst ein Ernst Hasse in seiner für die jetzige völkische Bewegung Alldeutschlands Richtung gebenden „Deutschen Politik" (Bd. 1, 1905—07) noch nicht entschließen konnte! Wenn aber nicht alle Zeichen unmittelbarer Gegenwart trügen, wird gerade der engere kulturelle, politische, heeresgestaltende und wirtschaftliche Wiederanschluß Deutsch-Österreichs an das Mutterland der Haupt- — und wer weiß — vielleicht sogar einzige wirkliche Machtzuwachs sein, den das deutsche Volk in seiner Gesamtheit aus dem jetzigen großen Kriege *sicher* und *dauernd* heimbringt, ja zum Teile schon heimgebracht hat. Schließlich hätten wir zu v. d. Bleeks Hauptstücke nur noch ein kleines sprachliches Bedenken. Der Verfasser folgt durchaus der namentlich in der ersten Zeit des Krieges in den deutschen Heeresberichten geübten Verkürzung der leidenden Vergangenheitsform durch Weglassung des Mittelwortes „geworden". Mag diese Weglassung der notwendigen Gedrungenheit des Drahtberichtausdruckes zugute gehalten werden, aber im schrifttümlichen Ausdrucke bedeutet sie eine unzweifelhafte Verstümmelung. Ist es doch schon dem Sinne nach durchaus nicht einerlei, ob das Mittelwort „geworden" gesetzt wird oder wegbleibt. So sagt v. d. Bleek S. 29: „Der ganze geistige Entwicklungsgang unserer Geschichte ist einmal unterbrochen." Er hat hierbei den dreißigjährigen Krieg im Auge, durch den die kulturelle Entwicklung unseres Volkes unterbrochen *worden* ist. Oder S. 38: Öhlenschlägers „Correggio ist erst nachträglich von ihm ins Dänische übertragen" u. dergl. m. Das alles ist so, wie es dasteht, entschieden zweisinnig, denn es ist durchaus nicht dasselbe, ob ich einen *Zustand* als vollendetes Geschehnis ins Auge fasse oder, wie hier eigentlich gemeint ist, das *Geschehen* selbst in leidender Redeform ausdrücken will. Es ist auch *dem Sinne nach* nicht einerlei, ob ich sage: der Feind ist geschlagen, oder er ist geschlagen *worden*. Im Hochdeutschen kann eben zum Ausdrucke der Leideform das Hilfswort „werden" nicht entbehrt werden. Wir sind doch keine Engländer, die für Werden und Sein nur ein Hilfswort mehr haben — und wir sollen und dürfen unsere so viel reichere und feinere Sprache auch nicht bis zu diesem Tiefstande der Ausdrucksmöglichkeit verstümmeln und verarmen lassen! Im übrigen wollen wir Schopenhauer nicht abschreiben, der sich deutlich genug schon über die mißbräuchlichen Sprachverstümmelungen und Ausdrucksverarmungen *seiner* Zeit ausgelassen hat und das Übel ist doch seitdem unter den Übergriffen der Zeitungssprache auf das Schrifttum nur noch wesentlich verschärft worden. — Im selben vierten Bande der Schriften des „kriegspolitischen Kultur-Ausschusses" obengenannter Gesellschaft beleuchtet der rühmlich bekannte Berliner Rassen- und Gesellschaftsbiologe *Heinrich Driesmans* mit treffenden Schlaglichtern das heute so viel gebrauchte Dichterwort vom deutschen Wesen, an dem noch einst die Welt genesen solle. Driesmans' Hauptstück:

„Wehrkraft und Kulturerziehung. Innere Ertüchtigung des deutschen Volkes zur Wehrhaftigkeit" (S. 115 ff.) geht zunächst von Fichtes großzügigen Gedanken über den Wesensunterschied von „Deutsch und Undeutsch" aus und folgert, daß vor allem unser eigen Volk aus dem Kulturverfalle der Vorkriegszeit zum eigenen Wesen wieder genesen muß. Ganz richtig führt Driesmans die Wehr- und Reichsverdrossenheit der letzten zwei Jahrzehnte vor dem Kriege auf den inneren Krebsgang deutscher Volkstumskultur zurück. „Als die Väter der gegenwärtigen Generation in den Siegeszug des siebziger Krieges gingen, da trugen sie das unerfüllte aber der Verwirklichung entgegenreifende Ideal von Deutschlands politischer Einigung im Herzen. Diese Idealstellung verlieh ihnen die tragende sieghafte Kraft zum Antriebe im Sturmgange, der sie von Erfolg zu Erfolg führte bis zum Krönungstage von Versailles, da Wilhelm I. die Kaiserwürde aus der Hand der deutschen Fürsten entgegennahm. — — Dieses Ideal hat also seine Erfüllung gefunden. Da aber heute das deutsche Volk wiederum herausgefordert in den Kampf zieht, welches „Ideal" trägt es nun im Herzen und welche Idealstellung verleiht dem deutschen Heere den gewaltigen Antrieb und die sieghafte Kraft, der die Siebziger zur Krönung ihres Werkes führte? Die Gefahr der Vernichtung durch eine Welt in Waffen, die sich von West und Ost zugleich gegen seine Grenzen erhob, die Gefahr der Abschließung vom Weltverkehre und der Aushungerung durch England, endlich die Gefahr der dauernden Unterjochung durch das Moskowitertum! Darum mußte es zu diesem Weltkriege kommen, in dem wir als „Barbaren" verschrien wurden, weil es versäumt worden war, nach der politischen Einigung eine Kultureinheit im deutschen Volke anzubahnen, welche die Volksglieder in den verschiedensten Klassen und Ständen innerlich so miteinander verbindet, wie die Form des Deutschen Reiches die Bundesstaaten und Stämme äußerlich zu einer Einheit zusammengeschweißt hat: weil wir keine Volksgemeinschaft geschaffen haben, welche das deutsche Volk von innen heraus durchdringt und an ein eigenes Kulturideal bindet, das ihm eine neue Idealstellung gegenüber der weiteren europäischen Umwelt gibt, eine Idealität und so hohe Auffassung von seiner Kultursmission unter den Völkern, für die es auch ohne die eiserne Einkreisung und den Verzweiflungskampf um seine nackte Existenz durch Not und Tod zu gehen und sein Herzblut zu lassen sich bereit fände!" (S. 123). Möge der Ruf des völkischen Kulturdenkers nach innerer Ertüchtigung und Aufartung der deutschen Volkheit durch stete Steigerung der „Wehrlust" und Wehrkraft den verdienten Widerhall, namentlich in den Herzen unserer berufenen Jugenderzieher finden und dabei nicht vergessen werden, was Driesmans, S. 120 f., geschichtlich darlegt und erhärtet, daß nämlich: „wahre Wehrfreudigkeit nur aus echter Kulturfreudigkeit als Ausdruck erhöhten und einmütig geschlossenen Volkstums erwachsen kann".

Dr. Adolf Harpf.

Neuland der Kunst und Kultur. Von Paul Schulze-Berghof (Verlegt bei Erich Matthes, Leipzig). Preis Mk. 3.50.

Dem gut deutschen Verlage Erich Matthes verdanken wir die Veröffentlichung schon manch echt nationalen Werkes. Hierzu gehört ganz besonders das vorliegende Buch, in dem ein tief schürfender und von heiliger Begeisterung durchglühter Gesinnungsfreund Anregungen und Winke gibt zur Befreiung des von einer undeutschen Minderheit mit besonderer Arroganz monopolisierten Gebietes der Kunst und Kultur. Die gesamten geistigen Aufgaben und Forderungen unseres Volkes, die ja jahrzehntelang vor dem Kriege in unheilvollster Weise von fremder Seite her beeinflußt worden sind, werden hier entrollt, eingehend besprochen und positive Maßnahmen zur Gesundung unseres verlotterten Bühnenwesens und anderer wichtiger Kunstzweige einleuchtend angeführt. Das Buch ist für reife, von der kulturellen Not des deutschen Volkes durchdrungene Leser bestimmt, die

erkannt haben, daß dieses sich wohl gegen eine Welt von äußeren Feinden todeskühn und siegesbewußt zu wehren vermag, aber dem schleichenden Gift schmarotzender fremdblütiger Hausgenossen und ihrer oft noch viel gefährlicheren Helfershelfer deutscher oder halbdeutscher Abstammung keinen Widerstand leistet. Schulze-Berghof ist eine teils lehrhafte, teils dichterische Natur, somit in glücklichster Weise geeignet für den hohen und wichtigen Beruf eines nationalen Kunst-Ästhetikers. W. M.

Alfred Hettner, Rußland, eine geographische Betrachtung von Volk, Staat und Kultur. Dritte erweiterte Auflage des Werkes „Das europäische Rußland". Verlag von B. G. Teubner, Leipzig und Berlin 1916. 356 Seiten, Preis geb. 5,20 M.

Diese auf das gesamte Rußland ausgedehnte Neubearbeitung des während des japanischen Krieges geschriebenen Werkes über das „europäische" Rußland steht in demselben Range, wie des Verfassers bekanntes Werk über England. Man hat es vor allem mit einem von Grund aus geographischen Werke zu tun. Alle charakteristischen Eigenschaften der unter dem Zepter des Zaren vereinigt gewesenen Völkerschaften werden als durch geographische Umstände bedingt dargestellt. Dabei ist das Werk in jeder Weise erschöpfend: es behandelt zunächst die Natur des osteuropäischen Tieflandes, seine geschichtliche Entwicklung, seine Völker, deren Religion und staatlichen Zusammenschluß, Besiedelung, Verkehr, Volkswirtschaft und Kultur. Der besonders für das Verständnis des gegenwärtigen Krieges wichtige zweite Teil behandelt Geschichte und Bestand des russischen Reiches, seine Macht, Kultur und Eroberungspolitik. Hettners Werk ist für den Geographen und Historiker bei der Beurteilung des Weltkrieges unentbehrlich.

Albert Rohrberg.

Die **„Vorposten"** des Verbandes gegen Überhebung des Judentums, E. V. in Charlottenburg 4, schließen mit dem **Doppelhefte** für Mai/Juni ihren 4. Jahrgang ab. In der reichhaltigen Zeitschrift werden Rasse und Volkstum, Gottesverehrung, Staatskunst, öffentliche Meinung, Weltbünde, Rechtspflege und Verwaltung, Erziehung und Heerwesen, Kunst und Wissenschaft, sowie alle Gebiete des Wirtschaftslebens scharf beleuchtet; das Verständnis für die brennenden Fragen der Gegenwart wird an Hand reicher Quellen geweckt und gefördert.

Das neue Heft zeigt im Aufsatze: „Die Freimaurer im Weltkrieg", daß die internationale Freimaurerei schon bei ihrer Begründung den Kampf gegen Thron und Altar als ihr Hauptziel bezeichnet und alle Umsturzbewegungen von der französischen Revolution bis zu dem Zusammenbruche in Rußland vorbereitet und durchgeführt hat. — Unter „Valuta" wird vor einer Überschätzung des Goldes gewarnt, die nur England als Beherrscherin des Goldmarktes und als Besitzerin der Goldminen zugute kommt. — Eine neue Forderung des Zentralvereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens, wonach die Mosaisten noch mehr auch zahlreich in die mittlere Beamtenschaft eindringen möchten, wird abgelehnt, weil sie weder dem Deutschtume noch dem Judentume Vorteile bringen würde. — Bei einer Besprechung der letzten Rede des Herrn v. Bethmann Hollweg im Reichstage, in welcher dieser seine Zustimmung zu den Kriegszielen der Obersten Heeresleitung erklären mußte, wird durch die herzerfrischende Antwort des Feldmarschalls v. Hindenburg auf eine Anfrage aus Naumburg in das richtige Licht gerückt: Der Kaiser habe den festen Willen, die deutschen Kriegsziele den schweren Opfern anzupassen, welche das deutsche Volk in diesem Kriege gebracht hätte.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 30. 6. 17.

Druck von Dr. E. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVI. 5 — 1917

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Der Kampf zwischen dem sozialen und dem völkischen Geist[1].

Vortrag
gehalten in der Ortsgruppe der Gesellschaft für soziale Reform in Leipzig.

Dr. G. W. Schiele.

Dieser Krieg wird vermutlich eine gewaltige Umwälzung in unserem politischen Denken herbeiführen. Vor diesem Kriege war es der soziale Gedanke und Geist, der unser politisches Denken und Handeln ausfüllte. Nach diesem Kriege wird in gleicher Weise der völkische Geist der Lenker und Regierer unserer inneren Politik sein. Beide haben ja manches miteinander gemeinsam. Der soziale Geist wendet seine Liebe und seine Arbeit den untersten Ständen des Volkes zu, um sie zur Höhe der Kultur der übrigen Stände zu erheben. Der völkische Geist darf gleicherweise die untersten Stände nicht vernachlässigen, da sie ja den Hauptteil des gesamten Volkes ausmachen, dem seine Liebe gilt. Aber größer sind die Unterschiede zwischen den beiden. Der soziale Geist tut sich genug in der Pflege der untersten Stände, der völkische Geist hat daran nicht genug. Seine Aufgabe richtet sich auf das ganze Volk. Für den sozialen Geist handelt es sich allzusehr nur um materielle Wohlfahrt gewisser Volksteile, für den völkischen Geist ist nicht das materielle Wohlergehen, sondern die lebendige

[1]) Schlußkapitel aus G. W. Schiele: Politik der Vermehrung des kleinen Grundeigentums. J. F. Lehmann, München 1916. Preis 3 M.

Kraft des Volkes die Hauptsache. Für den sozialen Geist ist das Glück des gegenwärtig lebenden Volkes Selbstzweck. Für den völkischen Geist ist die äußere Wohlfahrt des gegenwärtigen Volkes an sich gleichgültig, sie ist höchstens Mittel zum Zweck für das ernste völkische Ziel, die Kraft und Tüchtigkeit des zukünftigen Volkes.

Ich glaube, es wird nach dem Krieg ein gewaltiger Kampf der Geister anheben, ein Ringkampf zwischen dem sozialen Geist und dem völkischen Geist. Und ich will versuchen, Ihnen an einem Beispiel zu zeigen, wie sich die Geister scheiden werden. Dies Beispiel ist die städtische Wohnungsfrage.

Im vorigen Winter wurde in Berlin vom Reichsamt des Innern eine große Wohnungskommission einberufen unter dem etwas schweren Namen Immobiliarkreditkommission. Da wurde von den aktiven, drängenden Parteien auf diesem Gebiet, den Boden- und Wohnungsreformern, immer wieder folgender Gedankengang hervorgebracht: Nach dem Kriege von 1870 haben wir es erleben müssen, daß es im Winter 1872/73 in Berlin eine große Wohnungsnot gegeben hat, daß zahlreiche Menschen obdachlos waren, daß es Wohnungskrawalle gegeben hat, und daß sogar Blut geflossen ist. Was kann aufreizender wirken auf das Volk, als wenn nach einem siegreichen Kriege, wo das Volk für die Verteidigung der Heimat sein Leben eingesetzt hat, die heimkehrenden Krieger für Weib und Kind keine Hausung finden in dieser Heimat, noch dazu in der Hauptstadt des neuen Reiches. Das darf nicht wieder vorkommen. Es besteht aber die Gefahr, daß es nach diesem Kriege in riesenhafter Vergrößerung wiederkehrt. Es besteht die Gefahr einer gewaltigen Wohnungsnot. Und da die Städte nach diesem Kriege am Ende ihrer finanziellen Kraft angelangt sein werden, so werden sie nicht imstande sein, aus eigener Kraft durch kommunales Bauen der Gefahr zu begegnen. Desgleichen werden die gemeinnützigen Gesellschaften, die vor dem Kriege gewöhnlich in die Lücke sprangen, nicht imstande sein zu helfen, sondern nur das Reich wird imstande sein, der kommunalen Wohnungsnot zu begegnen. Und Reichssache ist es auch, Reichsehrensache, daß die heimkehrenden Krieger, deren Blutsopfern wir den Fortgang der deutschen Volkswirtschaft und die Erhaltung aller Werte verdanken, in der Heimat nicht obdachlos werden. Diesen Gedankengang werden Sie auch in der sozial gesinnten Presse immer und überall wiederholt finden. Ohne jeden Widerspruch. Auf jener großen Sitzung fand sich nur ein mutiger Mann, der einwandte: in Wahrheit seien es doch nicht heimkehrende Krieger gewesen, die da in Berlin im Winter 1872/73 obdachlos geworden, sondern zugereiste Arbeiter. Es war das stürmische Erwachen der Industrie im jungen deutschen Reich, es war der Beginn der Gründerzeit, die Zeit der hohen Arbeitslöhne, welche massenhaft Arbeitskräfte vom Lande heranzog und dadurch Wohnungsnot schuf. Genau so wird es wieder werden. Die wirtschaftliche Arbeit wird

zuerst in den Großstädten und in Berlin am schnellsten wieder in Gang kommen. Das müssen wir geradezu hoffen und wünschen. Man kann sagen, wir dürfen solche großstädtische Wohnungsnot begrüßen als das erste Zeichen der wiedererwachenden Kraft des deutschen Wirtschaftslebens. Wie sollen wir denn sonst die Last des Krieges zu tragen imstande sein, wenn es nicht möglichst schnell wieder dazu kommt, daß die gewaltigen Räder der Industrie wieder sich drehen. Also wirtschaftlich hochwillkommen, sozial und völkisch aber bedenklich, denn es entsteht Zusammendrängung der Massen in den Städten. Nun ist es selbstverständlich, daß die Städte aus eigener Kraft versuchen sollen, dieser Wohnungsnot zu begegnen und Wohnung zu schaffen für die neu herandrängenden Massen, obwohl es schwer ist, fast unmöglich, in solchen Zeiten zu bauen. Kapital und Arbeitskraft sind eben für andere Zwecke nötiger.

Aber das Deutsche Reich? Sollte das dieser Erscheinung gegenüber nichts anderes zu bedenken haben, als mit 500 Millionen Reichskredit aus der Steuerkraft des gesamten Volkes dieser völkisch bedenklichen Entwicklung noch nachzuhelfen, den letzten Tropfen Blut und Kraft dem Lande zu nehmen und den Großstädten zu geben. Da sehen Sie den Unterschied von sozialem Denken und völkischem Denken. Der soziale Geist, weil er nur auf die äußerliche Erscheinung Wohnungsnot sieht, ist sofort bereit einzuspringen, der völkische Geist erkennt hier für die Zukunft des Volkes eine schwere Gefahr. Das großstädtische Wachstum, die Vergroßstädterung, ist zwar als ein unentrinnbares Schicksal über dem deutschen Volke aufgehängt, wenn wir auf dem Wege weitergehen wie vor dem Kriege. Dagegen sich zu wehren, wäre falsch. Aber noch nachhelfen? Das Wachstum der Großstädte noch künstlich vermehren? Die Menschenkraft noch mit besonderer Unterstützung des Reiches hineinlocken helfen? Das wäre so ziemlich das verkehrteste und schlimmste, was das Deutsche Reich dem deutschen Volke antun könnte.

Erst einmal heran an die viel wichtigere Aufgabe des ländlichen Siedelns, an die schwierige Aufgabe der Verstärkung der Volkskraft auf dem Lande. Wie sieht es denn auf dem Lande aus? Der Krieg ist ein großer Verwüster an Bauernkraft, ein Bauernfeind, ein Bauernleger. Mancher Hof wird verwaist stehen, weil der Wirt gefallen ist oder der Erbe. Da besteht die Gefahr, daß ein Hof zum andern kommt und die Bauernkraft des Volkes geringer bleibt als sie vordem war. Denken Sie an das Wort Friedrichs des Großen, da er heim kam aus dem siebenjährigen Kriege: „Ein unübersehbares Meer von Arbeit erwartet mich.“ Damit meinte er die Arbeit des Wiederaufbaues der vom Krieg verwüsteten Provinzen, die 20jährige Arbeit, die er mit unermüdlichem Fleiß für sein Volk bis zu seinem Lebensende getan hat. Die gleiche staatsmännische Arbeit wird auch bei uns nötig sein nach diesem allerfurchtbarsten Kriege, wenn nicht ein Dauerschaden bleiben soll.

Außerdem aber bedenke man, daß wir vor dem Kriege schon eine Million fremdrassiger Arbeiter nötig hatten. Das beweist eine Lücke in unserer Volkskraft von etwa zwei Millionen Menschen, deutscher Menschen, die da sein sollten und doch nicht da sind. Diese Million fremder Arbeiter haben wir bei Kriegsbeginn im Lande behalten und haben noch eine Million Kriegsgefangener hinzubekommen. Mit diesen Menschenkräften wird gegenwärtig die deutsche Volkswirtschaft in Gang erhalten und man spricht schon davon, was werden soll, wenn die Gefangenen und die freien fremden Arbeiter in ihre Heimat zurückgehen. Aus wirtschaftlichen und noch mehr aus völkischen Gründen müssen wir alles daran setzen, um in einigen Jahrzehnten die deutschen Menschen zu schaffen, die hier fehlen. Wenn etwa das furchtbare Ereignis würde, daß ein neuer Krieg käme, ehe wir es vermochten, diese Lücke in unserem Volkstum auszufüllen, so würden wir vermutlich nie dahin kommen. Das ist der Schicksalsweg gewesen, den Rom gegangen ist, es hat in immer wiederholten Kriegen seine Volkskraft, seine Bauernkraft, aufgezehrt. Der Bauernsohn tat viele Jahrzehnte Kriegsdienst in Gallien, Spanien, Afrika, und wenn er nach langer Zeit wiederkam, so fand er, daß der heimische Acker von den kriegsgefangenen Sklaven bestellt wurde, die er heimgesandt hatte. So galt schon zur Zeit der Gracchen das Wort, daß der Sohn des römischen Landes, der die Erde erobert hat, zu Hause keine Scholle hat, die er sein eigen nennen kann. Wir lernen in der Schule den Satz: latifundia perdidere Romam. Die Latifundien haben Rom zugrunde gerichtet. Aber die richtige volkswirtschaftliche Übersetzung lautet: das Zugrundegehen des Kleingrundbesitzes in immer wiederholten Kriegsjahren ist es gewesen, was Rom zugrunde gerichtet hat. Die Latifundien mit den Sklaven darauf waren nur die nötige Folge davon; sie entstanden aus horror vacui, weil Rom seine völkische Kraft erschöpft hatte.

Aber neben der fremden Arbeiterschaft als einem Anzeichen sinkender Volkskraft möchte ich Sie noch auf ein drittes bedenkliches Zeichen hinweisen, das ist das Sinken der Geburtenziffer, von dem schon vor dem Kriege viel die Rede war. Ich stelle die Frage: in welchen Ständen wohnt denn die Vermehrungskraft, die Wachstums- und Zukunftskraft eines Volkes? Wohnt sie in den höheren Ständen? Ach nein. Daß diese Familien sich auf der Höhe halten, ist immer nur die Ausnahme; sehr achtenswert im einzelnen, aber der Stand im ganzen hält sich nur durch Zuwachs von unten, geschweige denn, daß er das Volk erhielte. Bei den unteren Ständen im Volk wohnt die Volksvermehrungskraft. Oder ist es die städtische Bevölkerung, bei der diese Vermehrungskraft wohnt? Im Gegenteil: solange es Menschheitskultur gibt, sind die Städte wie Hochöfen, die Menschenkraft verzehren, denen von außen her ihr Brennmaterial immer wieder zugeführt werden muß. Zwar hat die moderne Hygiene die Sterblichkeit in den Städten gegen frühere Jahrhunderte ganz wunderbar

gehemmt. Aber dafür fehlt es an der Geburtziffer. Von Berlin und allen östlichen Großstädten ist es nachgewiesen, daß sie ohne Zuzug sich nicht erhalten können, geschweige denn, daß sie wüchsen. Sondern nur auf dem Lande wohnt im großen angesehen die Vermehrungskraft des Volkes, die Zukunfts- und Wachstumskraft des Volkes und zwar dort auch wiederum nicht bei den Besitzenden, sondern bei den besitzlosen und besitzarmen Ständen. Das ist eine sehr wichtige Tatsache: bei denen, die weniger Land haben, als ihrer Arme Kraft bestellen kann, wohnt allein Vermehrungskraft, nicht bei dem Bauer allein, wenigstens nicht in Kulturvölkern. Nur bei jugendlichen Kolonialvölkern, die unbegrenzte Landvorräte haben, ist der Bauernstand der Träger der ganzen Volkskraft.

Für alle diese Fragen ist Frankreich das klassische Beispiel. Es gibt ein Buch über die Bevölkerungsfrage in Frankreich von dem Senior der französischen Volkswirtschaft Le Roy-Beaulieu. Er hat es mit seinem Herzblut geschrieben. Er klagt, daß es nach 150 Jahren keine reinen Franzosen mehr geben wird, keine reinfranzösische Sprache, keinen reinfranzösischen Geist, keine reinfranzösische Kunst. Er weist darauf hin, daß bis zur französischen Revolution Frankreich ein Land mit Bevölkerungsüberschuß war. Welcher Schade für den französischen Geist, daß es die nachgeborenen Söhne des französischen Adels, die Cadets, nicht mehr gibt, die arm an Besitz aber kräftig an geistigen und körperlichen Gaben, wie es die Nachgeborenen meistens sind, die eigentliche Unternehmungskraft waren. So auch in den unteren Ständen. Er datiert den Rückgang seit der Aufteilung des Landbesitzes. Er sagt: la petite proprieté porte à la stérilité. Der kleine Besitz steriliſiert das Volk. Halten Sie diesen Satz fest, meine Herren, wir brauchen ihn nachher noch einmal. Eine völkische Tatsache, dem sozialen Geiste unbequem, aber wahr und wichtig. Sie bedeutet dasselbe wie der Satz, daß die Volksvermehrungskraft fast ausschließlich wohnt bei dem Stande der Besitzlosen auf dem Lande.

Nun gegenüber diesen drei schweren Schäden an unserem Volksleibe, dem Kriegsschaden, der fremden Arbeitskraft, und dem Sinken der Geburtenziffer, die ich Ihnen aufzeigte, wird Ihnen wohl schon ein Wort immer auf der Zunge gelegen haben: innere Kolonisation. Innere Kolonisation ist viel wichtiger als städtische Wohnungsreform, besonders großstädtische Wohnungsreform. Und darin unterscheidet sich der soziale von dem völkischen Geist, daß es dem sozialen Geist gleichgültig ist, welche Arbeit er zuerst angreift, er greift da zu, wo sein Mitleid am ehesten erregt wird, wenn er nicht überhaupt aus anderen Gründen eine Vorliebe für städtische Probleme hat. Dagegen der völkische Geist hat das Gewissen dafür, daß hier das wichtigere das weniger wichtige zu verdrängen hat, und daß das Reich dasjenige, was es an Reichsgeldern der städtischen Wohnungsreform zuwendet, der ländlichen Siedelung nimmt.

Also innere Kolonisation. Man wird nicht erwarten, daß ich dies große Thema hier erschöpfe. Aber ich kann nicht umhin, auf die Unzulänglichkeiten hinzuweisen, die dieser großen Arbeit noch anhaften, so wie wir sie bisher betrieben haben. Wenn wir das Werk leisten wollen, das notwendig ist, so müßte ja das Vielfache geschehen dessen, was bisher geleistet ist. Es bestehen nun einige Gründe dafür, daß die innere Kolonisation in der Form, wie sie bisher betrieben ist, nicht imstande sein wird, das große Werk zu schaffen. Unsere neupreußische Form der inneren Kolonisation steckt zu sehr in bürokratischen Engigkeiten. Die großen Kolonisationen aller Zeiten und Länder sind anders vor sich gegangen. Man hat das Wort geprägt, wenn die Besiedelung Nordamerikas nach preußischer Art mit gemeinnützigen Siedelungsgesellschaften angefaßt worden wäre, so wäre sie vermutlich heute noch nicht fertig, und es jagten dort noch die Indianer. Die Arbeit unserer gemeinnützigen Gesellschaften geht in erster Linie nicht auf den Menschen, sondern auf das Objekt, insofern sind auch sie noch befangen in dem falschen materielldenkenden sozialen Geiste. Sie stellen das kleine Besitzobjekt hin, schlüsselfertig, bis auf den Pfennig ausgerechnet, und dann laden sie den Siedler ein: nun zieh ein, sei dankbar und sei glücklich, und zahle pünktlich deine Renten. Ja, meine Herren, das ist ja aber gerade das Schönste am Siedeln und Bauen, die eigene Schaffenslust. Der Abenteurergeist derer, die nichts haben und alles aus eigener Kraft schaffen wollen, ist die stärkste treibende Kraft aller großen Kolonisationen gewesen. Die pommerschen und mecklenburgischen Tagelöhner, die mit nichts über den großen Teich gingen, haben dort die gewaltige Kolonisation Nordamerikas fertig gebracht. Und sehen wir auf das Werk der baltischen Barone, die in wenigen Jahren 20000 Wolgadeutsche angesetzt haben ohne Hülfe der Regierung, wider die Regierung: sie gaben nur Land und die ersten Lebensmittel, der Siedler wohnte den ersten Winter in Erdhöhlen, und nach vier Jahren war er imstande, den reichen lettischen Bauern auszukaufen, der als besitzender Bauer das Einkindersystem hat. Eine Überschätzung des Materiellen und Unterschätzung der lebendigen Kraft, der Fähigkeit des Siedelns, steckt in unserer Form der inneren Kolonisation. Darum ist sie so teuer und so unergiebig. Ich will aber von all den hiermit zusammenhängenden Fragen nur die wichtigste anrühren, nämlich Ihnen das schlimmste Hindernis der inneren Kolonisation, wie sie sein soll, der freien Selbstbesiedelung des Landes durch das Volk, aufzeigen, d. i. die ungleiche, ungerechte und unzweckmäßige Verteilung der Volksschullasten, der Kulturlasten überhaupt. Die Kulturlasten sind es ja, die in einem alten Kulturvolke langsam aber sicher das Leben ersticken, — das finden Sie auch meisterhaft dargestellt bei Le Roy-Beaulieu: — die Verlängerung der Karrieren und die Häufung der Examina in den höheren Ständen, die Verlängerung der Volksschule, die Gesetze gegen die Kinderarbeit in den niederen Ständen. So kommt es, wie Le Roy-Beaulieu sagt,

que les enfants ne paient plus, daß das Kinderaufziehen zu teuer und unlohnend wird. Darum muß es das Ziel eines weisen Staatsmannes sein, dem Volke immer wieder einen Teil der Kulturlast, der toten Last, abzunehmen, damit die lebendige Kraft nicht ersticke.

Wie steht es denn um die Volksschullast? Die Aufzucht des jungen Volkes kostet Geld und zwar recht schönes Geld, nicht bloß den Eltern, sondern dem Landvolk im ganzen, den Gemeinden, den Steuerzahlern, den großen und den kleinen, den Grundeigentümern besonders, auf die ja die Hauptlast fällt, und nicht etwa nur den großen, sondern auch den kleinen bis zum kleinsten Schollenbesitzer herunter. Es geht ein Strom von Menschenkraft, man rechnet 400 000 jährlich, vom deutschen Land in die deutsche Stadt. Damit geht aber zugleich ein Strom von wirtschaftlicher Kraft vom Lande nach der Stadt. Man kann ihn auf 100 Millionen jährlich beziffern. Der junge Mensch, wenn er erwerbsfähig geworden ist, trägt seine wertvolle Arbeitskraft in die Städte. Solange er etwas kostete, fiel er dem Land und den Eltern zur Last. Nun er etwas bringt und imstande ist, viel mehr Wert zu schaffen, als auf ihn gewendet ist, — denn die lebendige Arbeitskraft ist ja der Urquell alles Wertes überhaupt, — geht er in die Städte und hilft dort den stolzen Reichtum der Stadt, der deutschen Industrie, aufbauen. Aber das Land erhält nichts zurück. So geht vom Lande ein Strom von Blut und Geld zugleich, welcher schließlich das Land erschöpfen muß. Zwar ist es die Aufgabe des Landes, den Städten Menschenkraft zu senden. Aber es muß den Wert wieder erhalten. Es darf nicht Raubbau an der wirtschaftlichen Kraft des Landes getrieben werden. Bei der gegenwärtigen Verteilung der Volksschullasten ist es so, daß das Land die Kosten hat, die Stadt den Gewinn. So kommt es, daß alle Stände auf dem Lande, die mit dem Lande auf Gedeih und Verderb verbunden sind, die Gutsbesitzer, aber auch die Bauern und auch die allerkleinsten Grundbesitzer, sowie alle Steuerzahler, — wenn sie auch noch so sehr aus Idealismus für innere Kolonisation sind, doch im Einzelfalle und wenn es darauf ankommt gegen innere Kolonisation sind, sein müssen, denn die Vermehrung des besitzarmen Lebens auf dem Lande vermehrt die Lasten des Landes und wirkt also im Sinne der Verödung des Landes dem eigenen Werk entgegen.

Würde man dagegen einen Lastenausgleich schaffen, der es vorteilhaft für das Land macht, Menschen großzuziehen und abzugeben, derart, daß die ländlichen Gemeinden sich freuen dürfen, wenn sie wachsen, so wie gegenwärtig die großen Städte sich freuen dürfen, wenn sie wachsen, so würde der Gang der Dinge sich umdrehen, dann würde das deutsche Land imstande sein, statt 400 000 Menschen jährlich 800 000 jährlich zu liefern, und wir würden die Menschenkräfte haben, um die größten Ansprüche des deutschen Städtetumes und der deutschen Industrie zu befriedigen und darüber hinaus eine Expansionspolitik zu treiben, welche unsere Nachbarn in Ost und West zurückwirft.

Aber solcher aktiven Bevölkerungspolitik durch eine andere Verteilung der Volksschullast steht der politische Haß entgegen, der bei uns dem Agrariertum entgegengebracht wird. Es handelt sich hier zwar nicht nur um die Junker, sondern um den Vorteil des Landvolkes überhaupt, aber es könnte doch dabei den Junkern ein Vorteil in den Schoß fallen, ein recht ansehnlicher sogar. Das genügt, um das Werk aufzuhalten. So bleibt das völkisch so notwendige Werk ungetan, wenn es nicht gelingt, einen Ausweg zu finden.

Da möchte ich aber Ihre Aufmerksamkeit noch einmal auf das ebenso wichtige Problem der fremden Arbeitskraft lenken. Auch hierzu müssen neue Wege beschritten werden. Die innere Kolonisation war bisher in der Hauptsache Bauernansiedelung. Erst in den letzten Jahren vor dem Kriege hat man erkannt, daß die innere Kolonisation noch eine zweite große Aufgabe umschließt, die Pflege, den Wiederaufbau des Landarbeiterstandes. Diese Aufgabe ist aus völkischem Geist angesehen vielleicht noch wichtiger und dringender. Und diese kann nicht mit Besitzausteilung allein gelöst werden. Ich erinnere Sie an das Wort von Le Roy-Beaulieu: la petite proprieté porte à la stérilité. Wollte man alle Landarbeiter zu Kleinbesitzern machen, so würde hiermit dem Volke die Vermehrungskraft genommen und schließlich würde die innere Kolonisation sich selbst stillstellen. Es würden dann die Anwärter fehlen. Verstehen Sie mich recht, Besitzausteilung ist höchst notwendig auch für den Stand der Besitzlosen als Aussicht, als Hoffnung auf ein Emporsteigen nach oben, als eine breite Treppe, welche die rüstigen Steiger sicher nach oben führt; — aber es ist nicht alles. Der größere Teil der Besitzlosen auf dem Lande ist immer zu jung noch und zu schwach zur Besitzübernahme. Etwas anderes ist viel wichtiger für den Fortbestand des deutschen Arbeiterstandes auf dem Lande, das ist die Sicherung der Arbeitsgelegenheit. Hier liegt die Grundlage, von der aus ihm die Besitzübernahme überhaupt erst möglich ist. Diese Grundlage wird nun aufs schwerste bedroht durch die Konkurrenz der fremden Arbeiterschaft. Die Möglichkeit, daß alle Tage ihn der Fremde aus seiner Arbeitsstelle verdrängen kann, macht ihm das Seßhaftwerden, den Landbesitz unmöglich. Mit der lebendigen fremden Arbeitskraft ist es wie mit der fremden Ware, dem ausländischen Korn zum Beispiel. Das Korn, das im Ausland billiger hergestellt wird, verdrängt, wenn Freizügigkeit herrscht, das deutsche Korn. Die lebendige Arbeitskraft wird jenseits der deutschen Grenze sehr viel billiger hergestellt, darum verdrängt sie die deutsche Arbeitskraft, muß sie verdrängen, und das Ende vom Liede wird sein, daß wir eine deutsche Landwirtschaft haben, die keine deutschen Menschen beschäftigt, und darum auch keine deutschen Rekruten mehr liefern kann. Eine völkische Gefahr allerschwerster Art. Dagegen hilft nur, daß wir mit der fremden Arbeitskraft verfahren wie mit dem fremden Korn: zum Ausgleich einen Zoll drauflegen. Nicht aussperren wollen wir

sie, denn das geht nicht, das deutsche Wirtschaftsleben verlangt diese fremde Hilfe, aber langsam ersetzen und verdrängen wollen wir sie. Ja, umkehren wollen wir das Verhältnis. Wir wollen und können den Druck der lebendigen Kraft nach außen richten, damit wir unsrerseits in den Stand kommen, nach außen zu kolonisieren. Dazu müssen wir aber erst mal grundsätzlich anerkennen: die deutsche Arbeitsgelegenheit gehört dem deutschen Arbeiter, ist sein täglich Brot, sein kostbares Erbteil.

Um aber dieses Programm zu erfüllen, müssen wir den deutschen Landwirten als Arbeitgebern eine schwere Ausgabe und Last auflegen. Werden Sie es tragen können? Und da sehen Sie der Schwierigkeiten Lösung. Vorhin sprachen wir von einem Vorteil, der den deutschen Landwirten in den Schoß geworfen wird, — jetzt von einer großen Last. Man kann ausrechnen, daß beides richtig abgewogen ungefähr auf + — 0 kommt. So kommt der Haß zum Schweigen und auf der anderen Seite die berechtigte Sorge. Ein großer Staatsmann könnte diese beiden Aufgaben zusammenkoppeln und so ein großes völkisches Ziel erreichen: Lebenskraft, Eroberungskraft zu geben. Denn ich wiederhole es noch einmal, die Wachstumskraft eines Volkes liegt in den untersten Ständen auf dem Lande, in dem Stande der Besitzlosen und der Besitzarmen auf dem Lande. Von dem Fortbestehen des deutschen Arbeiterstandes hängt das Fortbestehen der Nation ab. Alle Kinderzucht, alle Menschenzucht hat ihre Heimat wie die Viehzucht nur auf dem Lande.

Aber man muß dem deutschen Volk die wirtschaftlichen Räume freihalten, in die es hineinwachsen kann. Soviel wirtschaftliche Räume frei sind, soviel Vermehrungskraft wird es geben. Das also ist der richtige Weg, dem Sinken der Geburtenziffer zu begegnen.

Der arme Mann auf dem Lande muß zu seinen sechs halbwüchsigen Söhnen sprechen können: Ihr habt gesunde kräftige Glieder und einen geschwinden, gescheiten Kopf, auch habt Ihr genug gelernt, mehr braucht ihr nicht, um Euch durch die Welt zu schlagen. Euer Deutschtum ist Euer Adelsbrief. Euer Erbe, das Euch ernähren wird, ist die deutsche Arbeitsgelegenheit. Die Politik des Deutschen Reiches hat keinen andern Sinn und keine andre Absicht, als diese Arbeitsgelegenheit nur immer zu erweitern und zu sichern, damit Ihr sie ergreifen könnt, — also hier im Reich oder vor seinen Toren Wirtschaftsräume zu schaffen, damit Ihr sie mit Eurem Blut und dem Eurer Kinder füllen könnt. Greift zu und zeigt, was Ihr draus machen könnt. Zwar Wohltaten hat das Reich nicht für Euch, aber das ist mehr als alle Renten und Versicherungen, denn aus Wenig könnt Ihr Viel machen.

Wir haben Kurland erobert, wir glauben es erobert zu haben. In Wahrheit haben wir es noch nicht erobert. Nur mit den Waffen haben wir es erobert, das genügt noch nicht. Wir müssen es erst hinterher im

Wirtschaftskrieg erobern. Auch mit dem Ansiedeln allein ist es nicht getan. Es gilt, es zu halten. Welche Aussicht aber haben wir, dies Land vollkommen einzudeutschen, wo es doch bisher innerhalb der alten Reichsgrenze mit Posen und Westpreußen mißlungen, ja, wo vor unsern sehenden Augen die Städte Westfalens sich slavisieren? Entscheiden tut zwischen den Rassen der Geburtenkrieg. Wenn wir nicht verstehen, dem deutschen Volk eine ganz andere völkische Kraft zu geben, als es vor dem Kriege hatte, so werden wir, wenn es zu spät ist, zu der furchtbaren Erkenntnis kommen, daß die schweren Opfer dieses Krieges umsonst gewesen sind. In dreißig Jahren reicht unsere Volkskraft nicht mehr aus, den Feind im Osten zu bestehen.

Bei den Abhandlungen über das Sinken der Geburtenziffer wurde einer wichtigen Beobachtung Erwähnung getan, nämlich der, daß einer der sterilsten Volksstände der Stand der kleinen Beamten, Bahnbeamten, Postbeamten ist. Wie kommt das? Ich bin Arzt in Naumburg, einer Gartenstadt, wo die gehobenen Arbeiter und die kleinen Beamten so schön wohnen, mit Gartenland und Pachtland, wenn sie wollen, wie unzählige vornehme Familien in Magdeburg und Leipzig es nicht haben können, und wie es auch die großartigste städtische Wohnungsreform ihnen nicht besser schaffen kann. Und doch muß ich bestätigen, daß diese Familien der gehobenen Arbeiter und der kleinen Beamten auch unter diesen Verhältnissen noch in hohem Grade steril, kinderlos sind. Daraus ist zu lernen, daß es ein Irrtum ist, anzunehmen, eine großstädtische Wohnungsreform könne, auch wenn sie alle deutschen Großstädte in Gartenstädte umwandelten, die Geburtenziffer wesentlich verändern. Solche großstädtische Gartenstädte mit einigen Vorgärten und kleinen Häusern sind zwar besser als Mietskasernen, aber noch lange kein Land, und die Bevölkerung, die darin wohnt, wird auf diesem Wege niemals das, was die reine Landbevölkerung ist. Das ist eben nur ein soziales Werk. Um das völkische Ziel zu erreichen, braucht es Maßnahmen, die aus einer viel größeren staatsmännischen Auffassung herausgeboren sind, eben solche, wie die oben dargelegten.

Ich habe hier ein Dokument, eine Eingabe des Berliner Vereins für Kleinwohnungswesen an die preußischen Minister, Vorsitzender Exzellenz Dernburg. In dem kommt der Satz vor: „Es muß erste Staatsaufgabe sein, das Zentrum des Staates, die Reichshauptstadt gesund zu erhalten." Dieser Satz kommt mir geradezu grotesk vor. Der Staat und das Deutsche Reich, sie haben alle beide sehr viel wichtigeres zu tun, als das Wohnen in Preußisch-Berlin auf Reichskosten oder Staatskosten, kurz auf Kosten des ganzen Volkes zu verbilligen.

Ich bitte Sie, aus meinem Vortrag als Resultat folgende Thesen herauszuziehen:

1. Ländliche Siedlungsreform ist für die Vermehrung der Volkskraft unendlich viel wichtiger als städtische Wohnungsreform.

2. Mit Besitzausteilung ist bei der inneren Kolonisation nichts getan, sondern das wichtigste ist die Sicherung der Arbeitsgelegenheit.

3. Durch die Verkuppelung einer besseren Verteilung der Volksschullast mit der anderen völkischen Tat eines Schutzzolles auf die fremde Arbeitskraft könnte ein großes Programm innerer Kolonisation erfüllt werden.

Wenn zuweilen ein Kritiker über meine Schriften kommt, der so recht von Herzen sozialistisch und demokratisch ist, so unterdrückt er gewöhnlich den einen wichtigen Teil in diesem Programm, den Gedanken des Schutzzolles auf die Arbeitskraft. Warum eigentlich? Vielleicht darum, weil ich behaupte, daß der deutsche Arbeitslohn durch Streiks und dergleichen um keinen Groschen gehoben worden ist, daß aber die Konkurrenz der fremden Arbeitskraft gewaltig preisdrückend auf den deutschen Arbeitslohn wirkt. Möglich, daß diese Erkenntnis der Parteipolitik der Gewerkschaftsführer unbequem ist. Dagegen aber stellt solcher Kritiker es gewöhnlich so dar, als wenn ich der deutschen Landarbeiterschaft den Weg zum Kleinbesitz versperren wolle, damit die Junker billige Arbeiter hätten. Nichts kann mißverständlicher sein, als wenn die Herren Kritiker tun, als wolle ich die deutschen Landarbeiter im Stande der Armut erhalten, weil ich von Besitzlosen und Besitzarmen rede. Das ist ein Irrtum. Unter Besitz verstehe ich hier immobilen Besitz. Was sie aber nicht verstehen wollen, ist, daß der Schutzzoll gegen die fremde Arbeitskraft die Lebenshaltung jedes deutschen Arbeiters und seine Existenzsicherheit ganz gewaltig steigern würde. Wunderliche Freunde der Arbeiter, die das nicht sehen wollen. Man wirft mir ferner vor, ich rede und denke wie ein Agrarier; ich bin nicht verwandt oder verschwägert mit der deutschen Landwirtschaft, wenigstens nicht näher als es das ganze Volk ist, als Sie alle es sind, meine Herren. Was ich sage, sage ich auch nicht aus irgendwelchem ökonomischen oder parteipolitischen Interesse, sondern aus völkischem Interesse.

Der Krieg gibt uns ein Probemittel an die Hand, zu prüfen, was in der inneren Politik recht ist und wichtig ist und was nicht. Er ermahnt uns immer zu fragen: Wie wirkt diese oder jene innerpolitische Maßnahme auf die Wehrkraft? Die Wehrkraft des Volkes, die äußerliche und die innerliche, die leibliche und die geistige, ist so recht eigentlich Zweck und Ziel aller inneren Politik. Mit dem Scheidemittel dieser Frage finden wir heraus, was nützlich und notwendig ist, ganz gleich, ob es diesem oder jenem Stande Vorteil bringt oder nicht. Hiermit bringen wir Haß und Leidenschaft auf allen Seiten zum Schweigen. Der Kampf der Geister um das, was recht und nicht recht ist, wird heiß werden, der alte, sozialistische, materialistische Geist ist noch mächtig, der junge völkische Geist und Gedanke noch schwach. Wir setzen unsere Hoffnung auf die Jugend und auf alles,

was durch diesen Krieg, wenn auch schon im grauen Haar, wieder jung geworden ist. Auf das Jungwerden des ganzen deutschen Volkes hoffen wir, und darum erwarten wir für unsere Ideen den Sieg.

* * *

Schlechte Politiker wären wir, wenn wir über der Vermehrung des kleinen Grundeigentums die Verhütung der Verminderung vergäßen. Diese ist für den verantwortlichen Staatsmann die weitaus dringendere und wichtigere Aufgabe.

Wieviel Bauernhöfe in ganz Deutschland werden vereinsamt stehen, weil kein Erbe da ist! Von diesem ist der Wirt gefallen und die Kinder sind noch zu klein, so daß die Mutter mit ihnen in die Stadt zieht; auf jenem sind dem Bauern die Söhne gefallen, so daß er nicht mehr weiß, für wen er arbeitet. Auch unter den Daheimgebliebenen wird mancher durch die angestrengtere Arbeit schneller hinweggerafft als für seine Familie gut ist. Alle Kriege schwächen die männliche Kraft und haben darum zur Folge, daß Grundbesitz verwaist; das gilt vom städtischen und noch mehr vom ländlichen. Darum ist nach jedem Kriege eine heilende Arbeit nötig, wie Friedrich der Große sie nach dem siebenjährigen Kriege an seinem weidwunden Staat und Volk ausübte, Jahre hindurch, die länger währten als einst der Krieg.

Der Krieg ist ein großer Bauernleger, der Frieden muß wieder aufbauen. Geschieht hier nichts, so wird eine große Zahl von Höfen einfach aus Mangel an Anwärtern an die stärkere Hand der großen Grundeigentümer oder der Banken kommen und vielleicht als Sonderhöfe eingehen. Darum müssen wir uns nach Einrichtungen umsehen, welche das vorhandene Grundeigentum schützen und erhalten: ich verweise auf die dänische und auf die baltische Gesetzgebung gegen die Einziehung von Bauernland. Es ist das ein besonderes Thema für sich, und ich habe nicht die Absicht, es hier zu erschöpfen. —

Im Kampfe um unsere Weltanschauung.

(Erörterungen über Grundsätze der Rassenlehre.)

Karl Felix Wolff (derzeit im Felde, Weihnachten 1916.)

Nunquam devius!

Kritik und Abwehr. In der großen Stille einer winterlichen Berglandschaft überraschte mich die Aufgabe, ein Werk zu besprechen, das darauf angelegt ist, die Grundlagen der Rassenlehre und somit unserer ganzen artbewußten Weltanschauung zu erschüttern, ja womöglich zu zerstören. Denn dies und nicht weniger bezweckt Herr Dr. Friedrich Hertz mit seinem 427 Seiten starken Buche „Rasse und Kultur" (Verlag von

Alfred Kröner in Leipzig; Philosophisch-soziologische Bücherei, XXXIV; zweite, neubearbeitete und vermehrte Auflage von „Moderne Rassentheorien"). Was Hertz unternimmt, ist die reine Verneinung; weil er jedoch mit dem ganzen Rüstzeug unserer Gegner auf den Plan tritt, so gestaltet sich die Abwehr nur um so lohnender. Man hat wirklich das Gefühl, daß sich da zwei Welten gegenüberstehen, und für mich war der Gesamteindruck besonders wertvoll, weil ich ohne alle Nachschlagewerke und ohne die Möglichkeit einer Aussprache mit Gesinnungsgenossen die Ausführungen des Verfassers als einen unmittelbar gegen meine Überzeugung gerichteten Angriff empfand. Meine Abwehr kann daher in nichts anderem bestehen, als in einer Entwicklung der wichtigsten Grundsätze, die gleich den Steinen eines Gewölbes sich gegenseitig stützen und in ihrer Gesamtheit der Belastungsprobe standhalten müssen. Ich brauche es also wohl nicht zu beachten, wenn Hertz beinahe das ganze Schrifttum der Rassenlehre nach Widersprüchen durchsucht und diese einander gegenüberstellt. Ich brauche auch nicht unsern Gobineau gegen den Vorwurf zu schützen, daß die von ihm angewandte Beweisführung dem jetzigen Stande der Wissenschaft nicht mehr entspreche, denn wir bewundern heute an Gobineau vor allem die seherische Kraft erfühlungsmäßigen Vorausschauens und einzelne leitende Gedanken, die uns Epigonen erst nach und nach in ihrer sieghaften Herrlichkeit verständlich werden. Was Gobineau anbelangt, so hätte Hertz wahrlich besser getan, sich mit Ludwig Schemanns kritischer Arbeit „Gobineaus Rassenwerk" zu beschäftigen, weil hier Gobineaus Bedeutung für die ganze Entwicklung der Rassenlehre klargelegt wird und weil Ludwig Schemann den heutigen Stand der einschlägigen Forschung fallweise zur Geltung kommen läßt. Es kann ferner nicht meine Aufgabe sein, Chamberlain zu verteidigen, der das schon nach seinem Ermessen besorgen wird. Aber wenn Hertz durch seinen Verleger in die Welt hinausposaunen läßt, die „Propheten des Rassenglaubens" blieben ihm gegenüber „stumm", so finde ich es in Übereinstimmung mit der verehrlichen Schriftleitung für angezeigt, die Grundsätze der Rassenlehre, wie ich sie vertrete, in Kürze zu entwickeln und darzutun, daß der Hertzsche Angriff sie nicht ins Wanken zu bringen vermag.

Rasse und Umwelt. Wir sehen in der Rasse, Hertz und seine Anhänger hingegen in der Umwelt das ausschlaggebende Moment. Hertz behauptet nun, man könne „mit der größtmöglichen Exaktheit den Satz beweisen, daß die zwischen den entferntesten Gliedern derselben Sprachfamilie oder Rasse bestehenden Unterschiede größer sind, als die zwischen zwei beliebigen ‚unverwandten' Rassen als Ganzes. Es kann also nicht die Rassennatur sein, die die Zurückgebliebenen am Aufstieg hinderte, sondern nur das Milieu kann als Ursache betrachtet werden. Die tiefsten Steppenbewohner Innerasiens sprechen iranische, also arische, Dialekte. Die Ainos Japans, deren Verwandtschaft mit der weißen europäischen Rasse

nach Baelz höchst glaubhaft ist, werden selbst von den Japanern als barbarische Wilde verachtet. Die große Masse der russischen Bauern, die Albanesen, Kurden und andere Mitglieder der weißen Rasse stehen gewiß niedriger als viele Mongolen und Neger" (S. 367, 368). — Und so etwas nennt Hertz einen exakten Beweis! Man beachte das kritiklose Herumreden von „der" weißen Rasse, die es in dieser Auffassung gar nicht gibt. Was geht uns die Unkultur irgendeiner innerasiatischen Steppenhorde an, die vor $2^1/_2$ Jahrtausenden sprachlich iranisiert worden ist und kaum noch einen Tropfen arischen Blutes in den Adern hat? Wenn man die Ainos betrachtet, die nach v. Baelz mit der weißen (anarischen) Urbevölkerung Rußlands eng verwandt sind, so darf man nicht bloß von den Bewohnern Yessos und Sachalins sprechen; das sind Abgedrängte, die, dem Aussterben nahe, ein kümmerliches Dasein führen. Man muß bedenken, daß die ganze Bevölkerung Japans einen starken ainoischen Einschlag hat. v. Baelz verweist sogar auf eine japanische Provinz, der die meisten japanischen Feldherren entstammen, und betont, daß gerade in dieser Provinz das Ainoelement hervorragend vertreten sei. Die europäische, wenn auch anarische Beimischung scheint also den Herren Mongolen keineswegs geschadet zu haben. Für die Albanesen gilt dasselbe, was bezüglich der obenerwähnten Iranier gesagt wurde: sie sind vor sehr langer Zeit sprachlich indogermanisiert worden. Wir hätten uns also nur noch mit jenen blonden Kurden zu beschäftigen, die als Räubervolk in den ostarmenischen Bergen wohnen. Sie beweisen nur, daß eine rauhe Umwelt die Kulturentwicklung hemmen, aber nicht, daß eine ärmliche Lebensführung edle Rassenanlagen zerstören kann. Die betreffenden Bergländer haben schon in frühgeschichtlicher Zeit Eroberer und Könige hervorgebracht, die über Babylonien herrschten, und die ganzen Meder, Perser usw. scheinen aus jenen Bergen ihre besten Kräfte bezogen zu haben. Denn die ältesten Indo-Iranier sind allem Anscheine nach zwischen dem Kaukasus und dem kaspischen Meere etwa um 2000 v. Chr. gegen Südosten abgewandert und ein Teil von ihnen ist in den dortigen Grenzbergen bis zum heutigen Tage sitzen geblieben. — Um seine Lehre von der ausschlaggebenden Bedeutung der Umwelt glaubhaft zu machen, müßte Hertz nachweisen können, daß Mongolen oder Semiten — ohne europäische Einwirkung — eine Kulturstufe erreicht hätten, welche der eines europäischen Volkes in ähnlichen Umweltverhältnissen ebenbürtig wäre. Der ägypto-babylonische Kulturkreis kommt hierfür nicht in Betracht, weil die Nubasprachen und das Sumerische die Annahme einer älteren, nicht hamito-semitischen Bevölkerung unerläßlich machen. Von Japan haben wir schon gesprochen; und daß der Einfluß der ägäischen Kultur sich bis nach China erstreckt hat, wird von Hertz (S. 116, Anm.) selbst zugegeben. Wie gewaltig Indien, also ein arisch beeinflußtes Volksgebiet, auf die Mongolen einwirkt, beweist der Buddhismus.

Rasse und Volk. Mit der Bezeichnung „Rasse", die doch nur einer Gruppe körperlich gleichbeschaffener Menschen bezw. Lebewesen zukommt, wirft Hertz ganz merkwürdig herum. Die Kelten schlechthin sind ihm eine „mächtige Rasse" (S. 118); während doch nur die Urkelten einigermaßen rassenhaft einheitlich gewesen sein können. Später schreibt er: „Außer den Rätern haben noch viele andere Rassen zur Bildung des heutigen alpinen Typus beigetragen" (S. 121). Die „Räter" sind aber bisher nur als ein ethnographischer Begriff bekannt. Auf S. 112 bis 115 wird die veraltete Hypothese von der vorderasiatischen Herkunft der alpinen Kurzköpfe mit dem Bemerken aufgetischt, daß ihre Richtigkeit „nicht dem geringsten Zweifel" unterliege. In Wirklichkeit hat diese Hypothese nur den geographischen Schein für sich und den Umstand, daß Herr v. Luschan mit seiner Autorität den Nimbus eines Dogmas um sie verbreitet[1]). Hertz scheint auch eine „romanische Rasse" zu kennen (S. 103, Anm.). Auf S. 249 nennt er die Inder und Iranier „verwandte Rassen" mit „entgegengesetzter religiöser Entwicklung"; dazu muß bemerkt werden, daß die verschiedenartige Entwicklung der Inder und Iranier mit Bezug auf Sprache und Geistesleben nur durch Aufspaltung ihrer einstigen Einheit und durch Vermischung beider Teile mit andersgearteten Unterschichten erklärt werden kann. Wir müssen uns eben immer vor Augen halten, daß die Arier — von Nordeuropa abgesehen — nur das führende Element, die Oberschichte, gebildet haben und daß sie nur allzu häufig sogar ihre Sprache vertauschten, besonders wenn die Unterschichte schon indogermanisiert war. Der Sprachwechsel und die den Ariern eigentümliche Übergerechtigkeit führen dann zu der Erscheinung, daß Arier gegen Arier kämpfen. Denn wo immer Menschengruppen als organisierte Einheiten auftreten, sind die Führer zumeist Arier gewesen — erst in zweiter Linie Semiten und in dritter Linie Mongolen (genauer Mandschu-Koreaner). Hertz spottet also unberechtigterweise über gewisse Erscheinungen des Völkerkampfes, die er für unvereinbar mit der Rassenlehre hält. Das zuweilen recht bunte Rassengemisch eines Volkes ist allemal durch eine rassenhaft einheitliche Kriegerschar organisiert worden und der Herrschaftsgedanke jener Kriegerschar lebt mehr oder weniger bewußt in der betreffenden Sprachgenossenschaft fort. So bildet jedes Volk eine Kampfeinheit, die nur einiger begeisterter arischer Führer bedarf, um alte Überlieferungen neu aufleben zu lassen und in ihrem Namen Großartiges zu leisten. Auf diese Weise ist z. B. der Panslawismus zu erklären, der im gegenwärtigen Kriege seine Gefährlichkeit erwiesen hat und der auch weiterhin als eine gewaltige Macht in das weltpolitische

[1]) Vergleiche meine gegen die asiatische Kurzkopf-Hypothese gerichteten Aufsätze: „Kann die sog. alpine Rasse asiatischer Herkunft sein?" (Archiv für Rassen- und Gesellschafts-Biologie, X, 6.) — „Der europäische Ursprung des sog. Homo Alpinus" (Polit.-Anthrop. Monatsschrift, XIII, 9 u. 10). — „Der Rassenausgleich, das Deutschtum und die Arierfrage" (Polit.-Anthrop. Monatsschrift, XIV, 5 u. 6).

Zukunftsbild eingestellt werden muß; der Herrschaftsgedanke der Altslawen lebt in ihm als geistige Bewegung fort[1]).

„Arier" und „Indogermanen". Es scheint mir die einfachste Lösung der Bezeichnungsfrage, „arisch" nur in rassenhaftem, „indogermanisch" nur in sprachwissenschaftlichem Sinne zu gebrauchen. Daß jeder Stamm der Menschheit sowohl Lang- als Kurzköpfe hervorbringt, d. h. in zwei Rassen zerfällt, habe ich in diesen Blättern (XIV., 5 u. 6) bereits erörtert. „Arier" sind also für mich alle jene blonden, hochgewachsenen Menschen, die seit dem Ausgange der Eiszeit weite Gebiete Nord- und Mitteleuropas bewohnen und — weil die Langköpfe wanderlustiger sind als die Kurzköpfe — langköpfige Eroberscharen schon häufig nach Südeuropa und nach Asien entsendet haben. Als Arier betrachte ich daher nicht nur die Indogermanisch redenden blonden Kurzköpfe der Bretagne, Frieslands, Pommerns und der Alpen, sondern auch die echten Finnen. Alle diese Kurzköpfe sind der langköpfigen, sogenannten nordeuropäischen Rasse vollkommen ebenbürtig, nur weniger wander- und neuerungslustig als diese. Die Kulturtüchtigkeit der Finnen, welche Hertz mit so großem Nachdruck betont (S. 73, 123, 281, 369, 370), hat für mich nichts Rätselhaftes an sich. Die Finnen sind nur insofern zurückgeblieben, als ihre Sprache den Übergang von der Agglutination zur Flexion seinerzeit nicht mitgemacht hat. Die „Urindogermanen" aber waren ein kleines Häuflein langköpfiger Arier, das — wahrscheinlich auf dänischem Boden, im Gebiete der jüngeren Muschelhaufen — jene sprachliche Neubildung vollzog und sich dadurch über die noch agglutinierenden Arier (im Osten die Urfinnen, im Westen die Uriberer) in seinem Geistesleben sichtlich empor schwang. Diese Urindogermanen hatten eine Kulturstufe erreicht, welche jener der frühgeschichtlichen, Indogermanisch redenden Völker weit überlegen war. Sie hatten sich bereits zu der hohen religiösen Auffassung des Monotheismus erhoben; das bezeugt uns der strahlende Licht- und Himmelsgott *Deiwos, der noch in geschichtlicher Zeit — ungeachtet aller Entstellungen — bei den meisten indogermanischen Völkern als der ursprüngliche Hauptgott erkennbar bleibt. Dieser Umstand bildet aber eine hochwichtige Stütze unserer artbewußten Weltanschauung, denn er läßt ersehen, daß die Vermischung mit den Rassen des Ostens und Südens für die Urindogermanen, trotz aller äußerlichen Erfolge, einen geistigen und sittlichen Sturz bedeutet hat. Die siegreichen Eroberer gingen von ihrem einstigen Monotheismus zu einem zwar poetischen, aber philosophisch viel niedriger stehenden Polytheismus über und von der Monogamie zur Polygamie; hatte doch das indogermanische Urvolk, wie die Sprach-

[1]) Über das Rassentum der Altslawen und über die einschlägige Theorie von Schliz, auf die sich Hertz beruft (S. 279, Anm.), vergleiche meine Arbeit „Wer waren die Altslawen?" (Mannus, Zeitschrift für Vorgeschichte, VII).

vergleichung ergibt, für den Begriff „Nebenfrau" keinerlei Bezeichnung; es kannte nur die Gattin, die als „Hausherrin" bezeichnet wurde.

Ackerbauer und Nomaden. Hertz bekennt sich zu folgendem ethnologischen Grundsatze: „Alle Völker standen einst auf einer Stufe des Umherwanderns, wo Viehzucht und Raub die Lebensquelle bilden. Ihre Psychologie gleicht sich unter diesen Bedingungen wie ein Ei dem andern" (S. 400). Dieser Grundsatz ist falsch. Als allgemeiner Urzustand kommt nur die Jäger- und Fischerstufe in Betracht. Nomaden hingegen sind entweder selbst Ackerbauer gewesen, die sich auf die Wanderschaft begaben und infolgedessen nur noch die Viehzucht pflegen konnten, — oder sie haben diese von einem seßhaften Volke übernommen. Wie wenig jene Nomadentheorie insbesondere für Europa paßt, beweisen uns die uralten nordeuropäischen Kulturen des Campignyien und der Muschelhaufen, bezw. der ihnen entsprechenden Landsiedelungen, deren archäologisches Gesamtbild auf Seßhaftigkeit, Viehzucht und Ackerbau schließen läßt. Das war aber 8000—10000 Jahre v. Chr. Dadurch kennzeichnet sich auch der von Hertz beliebte Versuch, die Semiten zu alten Ackerbauern, die Arier aber zu Nomaden zu stempeln. Auf S. 88 Anm. heißt es zwar bloß, „die Nordsemiten waren wahrscheinlich schon Jahrtausende seßhaft bevor die arischen Zweige sich niederließen und die Südsemiten (mit Ausnahme der Wüstenstämme)" seien „mindestens so alte Ackerbauer, wie die ältesten europäischen Arier", — aber auf S. 165 treten uns der Semite und der Arier als Vertreter des Ackerbaues, bezw. Hirtenwesens entgegen und auf S. 166 erscheint der Semite als Städtegründer. Diese Ausführungen gipfeln endlich auf S. 295 Anm. in dem Passus: „Der Urweizen wurde ausschließlich auf dem Boden Palästinas entdeckt, womit auch bestätigt erscheint, daß von hier der Weizenbau ausgegangen ist. Und da gibt es noch immer Ignoranten, die den Juden eine ‚nomadische' Abneigung gegen den Ackerbau andichten!" Demgegenüber muß bemerkt werden, daß die Weizenfrage noch lange nicht geklärt ist. In Palästina aber erscheinen die Hebräer oder Chabiri (wie sie der ägyptische Statthalter nennt) erst um 1400 v. Chr., d. h. zu einer Zeit, in welcher Ackerbau und Städteweſen dort schon in voller Blüte stehen. In Babylonien sind die Semiten allerdings bedeutend früher seßhaft geworden, aber ihre dem Sumerischen entnommenen Bezeichnungen für Siedelungs- und Verwaltungsbegriffe, für Ackerbau, Handwerke und dergleichen lassen deutlich ersehen, daß sie all diese Dinge von den Sumerern kennen gelernt haben. Die Sumerer sind auch die Erfinder der Keilschrift und die Schöpfer der berühmten von Hammurabi zusammengestellten Gesetze. Wenn Hertz glaubt, man könne das Verhältnis der Semiten zu den Sumerern mit jenem der Germanen zu den Römern vergleichen (S. 317 Anm.), so irrt er gewaltig, denn übereinstimmend ist eigentlich nur die Weiterpflege der älteren Schriftsprache als Gelehrtensprache; während aber die Geschichte der Germanen seit der Römerzeit

eine Geschichte des Aufstiegs ist, sehen wir in Babylonien seit dem Erlöschen der Sumerer einen allmählichen Verfall. Nicht den geringsten Kulturfortschritt hat Babylonien in semitischer Zeit mehr zu verzeichnen; es zehrt nur noch gleichsam von den Errungenschaften der Sumerer. Überschauen wir die älteste Geschichte Vorderasiens, so erscheinen uns die Semiten keineswegs als Ackerbauer und Städtegründer, wie sie Hertz hinstellen möchte, sondern als Wüstenräuber — „sandhockendes Gesindel" werden sie von den unhöflichen Verfassern der ägyptischen Inschriften genannt. Seit dem Siege jener Wüstensöhne befindet sich das Kulturland im Zustande langsamen Niederganges bis zum Erscheinen der Iranier und Hellenen!

Die ägäische Kulturwelt und ihre Ausstrahlungen. Alle Arierfeinde berufen sich mit Vorliebe auf jene glanzvolle Kultur, die schon vor dem Erscheinen der hellenischen Indogermanen das östliche Mittelmeer-Becken erfüllte. Wir Anhänger der Rassenlehre bringen diese alte Kultur in Zusammenhang mit jenen seefahrenden „Megalithleuten", die noch vor Beginn der Metallzeit an den Küsten der Nordsee und des Atlantischen Ozeans — besonders in der Bretagne und in Portugal — ihre steinernen Denkmäler aufrichten. Diese seegewaltigen Nordeuropäer müssen von Stützpunkt zu Stützpunkt weit in die Welt hinausgekommen sein und überall brachten sie ihren Hochbau-Gedanken mit. Die Bauwerke des ägäischen Kulturkreises mit ihren „falschen" Gewölben und ihren riesigen Steinpfeilern sind nichts weiter als durch Sklavenarbeit ins Ungeheuere vergrößerte Dolmen. Die kühnen Seefahrer jener vorgeschichtlichen Zeit scheinen auch sehr bald den Älanitischen Meerbusen entdeckt zu haben, den östlichen Nordzipfel des Roten Meeres, von wo der Weg nach Arabien und Indien und in die unbegrenzten Fernen der Südsee hinaus nach allen Richtungen offen stand. Die bekannten Ophir-Fahrten nehmen von dem erwähnten Meerbusen ihren Ausgang, wo die Stadt Eloth schon dazumal als uralte Seestadt erscheint. Vorgeschichtliche Kulturbeziehungen verbinden das Rote Meer mit dem später phönizischen Gestade und dieses wiederum mit Kreta. Am Roten Meer wird zuerst das Eisen in Gebrauch genommen, auf Kreta die Stahlbereitung erfunden und bis in die griechische Zeit hinein spinnt sich die Sage von einer gewaltigen Meeresherrschaft ägäischer Seehelden und Seekönige. Können die Ägypter und Sumerer von einer so großartigen Macht- und Kulturentfaltung unbeeinflußt geblieben sein? Diese Frage stellen, heißt sie verneinen. Wir wissen, daß die Pyramiden nicht über das „alte" Reich zurückreichen; zeitlich kann man sie also ohne weiteres mit den seefahrenden Megalithleuten in Verbindung bringen, mit jener „Hochbau-Rasse", wie sie Driesmans treffend nennt. Und wie erklären sich die auffallenden Übereinstimmungen zwischen den ältesten babylonischen Gesetzen und dem salischen Rechte der Franken? Einen weiteren Bereich dieses Fragenkreises, der die Altertumsforschung noch ein-

gehend beschäftigen wird, hat Hertz flüchtig überschaut, denn auf S. 375 Anm. schreibt er: „An vielen Orten der Erde, in den unzugänglichsten Urwäldern Mittelamerikas, auf Java, den Osterinseln, in Südafrika usw. finden wir Bauwerke und Denkmäler von solcher Ansehnlichkeit und selbst Großartigkeit, daß keine Beziehung zu den ärmlichen Menschenarten möglich zu sein scheint, die jetzt mit abergläubischer Scheu die Ruinen ihrer großen Vergangenheit beschauen. Welcher Rassenhochmut mag einst hier gethront und auf die übrige ‚Welt' herabgeblickt haben?" — In die Rassenlehre, wie wir sie vertreten, fügen sich diese Erscheinungen mit Leichtigkeit ein: Die seefahrenden Europäer erdachten und leiteten jene Bauten, die „ärmlichen Menschenarten" wirkten als Handlanger dabei mit; dann sind die Herren ausgestorben und den „ärmlichen Menschenarten" ist nichts geblieben als eine abergläubische Scheu vor den Ruinen einer großen Vergangenheit, an der jene „ärmlichen Menschenarten" keinen geistigen, sondern nur einen körperlichen Anteil haben!

Das Christentum und der Buddhismus. Auf nahezu 100 Seiten behandelt Hertz das religiöse Leben bei Ariern und Semiten und bemüht sich aufzuzeigen, daß Nächstenliebe, ja Feindesliebe auch im Talmud und im rabbinischen Schrifttum gelehrt werde, sowie daß die religiöse Entwicklung bei allen auf gleicher politisch-sozialer Grundlage stehenden Völkern, ohne Rücksicht auf ihr Rassentum, denselben Verlauf nehmen könne; besonders empört ist Hertz über die Lehre vom arischen Ursprunge Christi und er widmet ihr lange polemische Ausführungen. Dieser Streit scheint mir ganz überflüssig und aussichtslos, denn gerade in Fragen der religiösen Entwicklung kommt es nicht auf Einzelheiten, sondern auf das Gesamtbild an. Nun sehen wir aber von Indien bis Griechenland ganz übereinstimmende Erscheinungen des höheren Geistes- und Gemütslebens. Wir finden das Gebot der Nächstenliebe, ja Feindesliebe, bei den Indern schon frühzeitig (vergleiche die Äußerungen der Sawitri), wir erkennen bei den indischen Waldsiedlern eine ganz ähnliche Beschaulichkeit, innere Sammlung und Abkehr von den Freuden der Welt, wie in der stoischen Philosophie, wir sehen eine erstaunlich gleichartige innere Wesenheit beim Christentum und beim Buddhismus — überall dieselbe Abgeklärtheit, Güte und Weltmüdigkeit! So drängt sich uns denn ganz unabweislich die Folgerung auf, daß als Träger jener seelischen Regungen, die von Indien bis Griechenland so merkwürdig übereinstimmen, nur ein gleichgeartetes Element in Betracht kommen könne. Und wir finden dieses gemeinsame Element in den letzten Resten schwermütig gewordenen Ariertums, das, seit Jahrtausenden ringend und schaffend und sich selbst in Rassenmischung hinopfernd, unmittelbar vor dem Erlöschen steht. Aus diesem Gefühl des Ersterbens im Herzen der ehedem so hochgemuten, tatenfrohen Edelrasse erwachsen zwei wundersame Zwillingsblüten: die Nächstenliebe und der Menschheitsgedanke!

Griechen und Römer. Die Griechen sind die Erben der ägäischen Kultur. Die Römer ihrerseits zehren teils durch etruskische, teils durch griechische Vermittelung ebenfalls von der ägäischen Hinterlassenschaft. Die echten Griechen und Römer sind indogermanische Herrenschichten, die aus dem Norden stammen. Ihr frisches und edles Blut bewirkt auf den beiden südeuropäischen Halbinseln eine allgemeine Erneuerung und das Aufblühen der zwei großen klassischen Kulturen. Mit dem Aussterben der Indogermanen erfolgt sowohl in Griechenland als auch in Italien der Verfall. Dieser rassenlehrhaften Auffassung gegenüber spricht sich Hertz wie folgt aus: „Die Behauptung, die Antike sei an Rassenverschlechterung zugrunde gegangen, steht im völligen Widerspruch mit der Geschichte. Es ist eine Phrase, die ihrer leichten Gangbarkeit wegen weite Verbreitung gefunden hat, vor der historischen Kritik aber ganz sinnlos erscheint" (S. 274). Sehen wir uns nun die Beweisgründe an, die Hertz für sich ins Treffen führt. Für die Griechen beruft er sich darauf, daß gerade der Blütezeit Athens eine Massenaufnahme von Metoeken und Freigelassenen in die Bürgerschaft vorausgegangen sei (S. 270). Und er meint, wenn die Mischung damals gute Folgen gehabt habe, so könne sie doch später nicht vom Übel gewesen sein; diese Frage bleibe offen (S. 284). Die Römer aber sind ihm „eines der wenigen Völker, die in ihrem Stammsitz keine ältere und niedere Rasse unterjocht hatten. Wenn eine solche da war, so mußte sie entweder ausgerottet oder verjagt oder mit den Eroberern verschmolzen worden sein. . . . Der Römer war Bauer, er arbeitete selbst in Feld und Haus mit Kind und Gesippen, doch wenig oder gar keinen Knechten" (S. 265). Ferner: „So hat Rom der Welt das erste Beispiel der ungeheuren Energie gegeben, die wirtschaftlich und politisch in der freien Arbeit schlummert" (S. 266). An diesen Ausführungen ist nichts richtig, als daß die alten Römer Bauern waren. Wer aber glaubt, daß diese Freibauern keine ältere Bevölkerung unterjocht und keine nennenswerte Anzahl von Sklaven gehabt hätten, der befindet sich im Widerspruch mit der ganzen neuzeitlichen Forschung. Unter der latinischen liegt nicht nur eine umbro-sabellische, eine illyrische und ligurische Schichte, sondern auch noch eine breite, viel ältere Bevölkerung, die der sogenannten Mittelmeer-Rasse angehört. Hertz widerspricht sich übrigens selbst, denn auf S. 287 kann man lesen: „das Wort familia — von famulus (Diener, Knecht) — bedeutet die ‚Knechteschar', die Kinder werden nur als ‚freie' (liberi) von den unfreien Knechten unterschieden." Bemerkenswert ist, daß Hertz den rassenhaft bedingten Unterschied zwischen den „ernsten, schwerfälligen und nüchternen Römern" und den „lebhaften und phantastischen heutigen Italienern" (S. 279) selbst empfindet, ohne sich ihn erklären zu können. Tatsächlich sind die heutigen Italiener die Nachkommen der bodenständigen Urbevölkerung, die altrömischen Freibauern aber waren ein indogermanisches, mit den Dorern verwandtes

Element. Auch daß die edlen römischen und griechischen Geschlechter ausgestorben sind, erzählt uns Hertz, den Angaben Mommsens folgend, selbst: „Schon 234 v. Chr. wird (in Rom) über die Ehelosigkeit geklagt" (S. 257 Anm.) und „Mit der steigenden Zivilisation fanden freilich die Griechen früher als die Römer es unbequem, sich mit Weib und Kind zu plagen" (S. 290). Wir können es daher wirklich nicht ernst nehmen, wenn Hertz trotz alledem auf S. 264 schreibt: „Die Rassentheorie vermag in keiner Weise den römischen Verfall irgendwie aufzuhellen oder gar zu erklären." — Im übrigen verkennt Hertz die eigentümlichen Anlagen der Mischlinge. Diese sind immer beweglicher, phantastischer und erfinderischer, anderseits aber auch weniger gründlich und weniger ausdauernd, als reinrassige Menschen[1]). Darum folgte auf die Vermischung der griechischen und römischen Indogermanen mit der südeuropäischen Urbevölkerung zunächst eine stürmische Entwicklung der Kultur, bald aber Stillstand und Verfall. Die allmähliche Verdünnung des arischen Blutes und das Aussterben der vornehmen Geschlechter konnten zu keinem anderen Ergebnisse führen. Umgekehrt zeigt sich in Nordeuropa seit den ältesten vorgeschichtlichen Zeiten eine sehr langsame Entwicklung der Kultur, aber auch ein zähes Festhalten an jeglichem einmal errungenen Fortschritt.

Das Wesen der Germanen. Wie alle Gegner der Rassenlehre zeigt auch Hertz einen heftigen Widerwillen gegen die alten Germanen. Von S. 320—328 schmäht er die germanische Treue, von S. 328—342 zählt er eine Reihe von Schandtaten auf, welche die Germanen der Völkerwanderungszeit begangen haben; auch die folgenden Abschnitte strotzen von Bitterkeit und Vorwürfen. Wiederholt werden die Germanen mit Indianern, Kaffern und Japanern verglichen; die alten Geschichten von der Bärenhaut, von Raub- und Trunksucht werden mit Behagen aufgetischt (S. 350). Nachdem Hertz die Germanen in jeder Hinsicht herabgesetzt hat, sattelt er auf S. 357 plötzlich um und erklärt: „es fällt uns nicht ein zu leugnen, daß den germanischen Völkern die vortrefflichsten Eigenschaften zukommen, die sie unbestritten an die Spitze der großen Kulturrassen stellen, wobei freilich das reiche Erbe der Antike und des alten Orients, die fremden Einwirkungen von außen und die unschätzbare Mitarbeit zahlloser, der Abkunft nach ‚ungermanischer' Elemente im Innern nicht vergessen werden dürfen." Also die Germanen sind brave Kinder, wenn sie die „unschätzbare Mitarbeit" von allerhand Fremdlingen dankbar hinnehmen. Doch Scherz beiseite — wer die Germanen richtig beurteilen will, muß sich nicht nur mit ihrer Geschichte, sondern auch mit ihrer Vorgeschichte beschäftigen[2]). Da wird er bald erkennen, daß Hertz vollkommen

[1]) Es erscheint mir daher auch vollkommen glaubwürdig, wenn dunkle Langköpfe die beste Lernfähigkeit besitzen sollten (siehe Hertz S. 84). Dagegen glaube ich nicht, daß ein Volk von dunklen Langköpfen dauernd den Vorrang behaupten könne.

[2]) Vergleiche das epochemachende Buch „Die deutsche Vorgeschichte" von Dr. Gustaf Kossinna, Univ.-Professor in Berlin. Würzburg 1914, Kabitzsch.

auf dem Holzwege ist, wenn er meint, die Germanen der Urzeit ließen sich mit dem nächstbesten Naturvolk irgendeines beliebigen Weltteiles vergleichen (S. 318, 319 usw.). Schon eineinhalb Jahrtausende vor ihrem Eintritt in die Geschichte hatten die Germanen in ihrer nordeuropäischen Heimat eine großartige, glanzvolle Kultur geschaffen, die jeglichen Altertumsforscher mit Staunen und Bewunderung erfüllt. Wenn sich Hertz darüber ereifert, daß Chamberlain die Germanen die musikalischeste Rasse der Erde nennt (S. 353), so braucht man bloß auf die unvergleichlichen Luren hinzuweisen, die großen Blashörner der germanischen Bronzezeit, die nur von einem musikalisch und technisch sehr hochstehenden Volke erfunden und angefertigt worden sein können. Auch die Edda reicht weit in die Urzeit zurück und gibt uns einen Begriff von der erhabenen Freiheit und Großzügigkeit des altgermanischen Lebens auf den deutschen Ebenen und auf den skandinavischen Bergen, in Wald und Moor, umbraut von gewaltigen Feinden, ringend mit machtvollen Strömen und mit dem fürchtbar erbrausenden nordischen Meere!

Wo ist das Naturvolk, das eine ähnliche Vorgeschichte aufweisen kann? Wo ist aber irgendein Volk, das bei seinem Eintritt in die Geschichte von den Feinden ähnlich bewertet wird, wie das germanische von Cäsar und Tacitus? Man behauptet vielfach, Tacitus habe übertrieben, um der römischen Gesellschaft einen Sittenspiegel vorzuhalten; aber viele Stellen seiner Schilderung sind zu eigenartig, als daß sie erfunden sein könnten. Wo gibt es ein „Naturvolk", von dem man sagen könnte, es erblicke im Weibe sanctum aliquid et providum? Prophetinnen, Zauberinnen u. dergl. kommen überall vor, aber diese Mitteilung des Tacitus, die so wunderbar mit der Etymologie des Wortes „Weib" übereinstimmt, gewährt uns einen Einblick in das Seelenleben der Germanen — ein Seelenleben, das rauhe Kriegertugenden mit ästhetischem Zartgefühl und tiefer Sinnigkeit vereinigt. Hertz ergeht sich denn auch über diesen Gegenstand in sehr gewundenen Erklärungen. Das Hauptgewicht verlegt er auf die vielen während der Völkerwanderungszeit von Germanen begangenen Greueltaten und sein Gedankengang ist im großen und ganzen folgender: ein Volk wie das germanische, bei dem zwar viel Licht, aber auch sehr viel Schatten vorkommt, ist nicht besser und nicht schlechter, als irgendein anderes; es gibt keine Rassenwerte, denn auch die Germanen haben sich bei ihrem Eintritt in die Geschichte als roh, falsch, grausam und sittenlos erwiesen! — Dieser Gedankengang wäre richtig, wenn wir annehmen dürften, daß die von Hertz aufgezählten geschichtlichen Greueltaten zu einem allgemeinen Rückschluß auf die im damaligen germanischen Gesamtvolke herrschenden Zustände berechtigen. Gerade diese Voraussetzung aber ist falsch. Vor allem haben wir es bei den in die Geschichte eintretenden germanischen Eroberern mit einer Auslese zu tun, der zum Teil die edelsten Elemente, zum Teil aber auch allerhand Abenteurer und in der Heimat unmöglich

gewordene Leute angehörten; jede Freiwilligentruppe oder Auswandererschar zeigt eine ähnliche Zusammensetzung: es fehlen weder Idealisten, noch ausgesprochene Verbrecher; allen gemeinsam aber ist Wanderlust und Tatendrang[1]). Um nun die Ausschreitungen der Völkerwanderungs-Germanen zu verstehen, müssen wir den Eintritt dieser siegreichen Krieger in eine gänzlich veränderte Umwelt beachten, die der Auswirkung aller Leidenschaften Gelegenheit und Spielraum bot, gleichzeitig aber den sich entwickelnden Ereignissen geschichtliche Tragweite verlieh. So sehen wir das germanische Gesamtvolk auf der Bühne der Weltgeschichte in der Völkerwanderungszeit durch eine Auslese vertreten, die zu den herrlichsten, wie zu den ruchlosesten Taten in gleichem Maße befähigt war. Das Wesen des germanischen Gesamtvolkes nach den Völkerwanderungs-Germanen beurteilen zu wollen, ist aber um so verfehlter, als man schon frühzeitig mit Mischungen rechnen muß — wahrscheinlich schon vor dem eigentlichen Einbruch in das römische Gebiet; dies dürfte besonders für die Franken gelten. Infolgedessen weitet sich der Abstand zwischen den germanischen Erobererscharen und dem germanischen Heimvolke derartig, daß diesem die Greueltaten der Völkerwanderungszeit nicht zur Last gelegt werden können; die Völkerwanderungs-Ereignisse beweisen nur, daß aus dem germanischen Gesamtvolke zahlreiche Männer von ungeheurer Tatkraft und kriegerischer Tüchtigkeit hervorgegangen sind. Das Wesen des germanischen Gesamtvolkes jedoch erkennen wir besser aus den Berichten des Cäsar und des Tacitus und — vielleicht am allerklarsten — aus der Kultur der Bronzezeit!

Die Renaissance. Woltmann hat in seinem Werke „Die Germanen und die Renaissance in Italien" diesen Gegenstand so gründlich behandelt, daß er als wissenschaftliches Problem in der Hauptsache erledigt ist. Die vielen Einzelheiten, an denen sich noch deuteln läßt, sind nicht von Belang und alle Bemühungen der Gegner, Woltmanns Forschungsergebnis aus der Welt zu schaffen, erweisen sich als vergeblich. Der Kern der Sache ist nämlich folgender. Woltmann hat gezeigt, daß die überwiegende Mehrzahl der Renaissance-Größen nordische Rassenmerkmale (also vor allem helle Augen und Haare) aufweist und weil anderseits unter den bodenständigen Italienern dunkle Augen und Haare vorherrschen, so ist die Angelegenheit zugunsten der Rassenlehre geklärt, selbst wenn sich Woltmann in einigen Fällen getäuscht haben sollte. Die beliebte Einwendung, daß man dann auch die vielen Greuel der Renaissance dem Germanentum zur Last legen müßte, ist noch weit hinfälliger, als das gleichlaufende Streben bezüglich der Völkerwanderungszeit; denn für das Italien der Renaissance kommen keine reinen Germanen, sondern nur noch Mischlinge mit mehr oder weniger starkem germanischen Einschlag in Betracht. Und diesen

[1]) So erkläre ich auch die hervorragende Langköpfigkeit der in der Völkerwanderungszeit auftretenden Germanen.

Mischlingen war nicht nur Begabung, sondern auch außerordentliche Erregbarkeit und Leidenschaftlichkeit eigen.

Polemische Einzelheiten. Was die Beständigkeit der Rassenmerkmale und die sogenannte Vererbung erworbener Eigenschaften anbelangt, so bekenne ich mich keineswegs zu einer Auffassung, welche starre Unveränderlichkeit annimmt, doch will mir scheinen, daß zur merklichen Umgestaltung einer Rasse geologische Zeiträume notwendig seien. Unverständlich bleibt es mir, wie Hertz auf S. 18 die „Vererbbarkeit erworbener Instinkte" zugeben und auf S. 19 die Vererbbarkeit von Rassenanlagen, wie religiösem Sinn, leugnen kann. Gerade die nordische Landschaft, die Landschaft der Wälder und Nebel, der weiten Schneeflächen und der milden Mitternachts-Sonne, die der Einbildungskraft wenig, der Beschaulichkeit und sinnigen Veranlagung um so mehr Anregung bietet, diese jedem sprunghaften Wechsel abholde Landschaft mit ihrer Stetigkeit und ihrem Ernste hat im Verlaufe mächtiger Zeiträume Geist und Gemüt des Ariers und daher auch seinen religiösen Sinn geschaffen. — Wenn Hertz es besonders hervorhebt, daß „Plattnasigkeit und Prognathie, die wirklich tierähnliche Kennzeichen sind", den weißen Europäern nicht fehlen (S. 41), so übersieht er eben vollständig, wie sehr auch die weiße europäische Bevölkerung gemischt ist; jene niederen Kennzeichen kommen nicht den Ariern, sondern anderen „weißen" Rassen zu, hauptsächlich solchen, die aus dem Osten Europas stammen. — Auf sprachwissenschaftlichem Gebiete dürfte Hertz bei den Fachleuten Kopfschütteln erregen, wenn er an ernsthafte Übereinstimmungen zwischen dem Indogermanischen und dem Semitischen glaubt (S. 106), wenn er den Ausführungen von der Veldens, die ja recht fesselnd und anziehend sein mögen, ohne weiteres eine „überwältigende Beweiskraft" (S. 108) zuschreibt und wenn er endlich auf S. 120 onomatologische Erörterungen über Rätien zum besten gibt, worin der typisch illyrische Name des Vintschgaus dem Etruskischen zugewiesen wird. Auch „daß die Ligurer keine Indogermanen waren", steht durchaus nicht „fest" (S. 118), mag Hertz dabei sich immerhin auf Müllenhoff berufen. — Zur Frage des Ursprungs unserer Haustiere schreibt Hertz mit erstaunlicher Sicherheit: „Die Untersuchung des großen vorgeschichtlichen Materials hat ergeben, daß in der jüngeren Steinzeit nichtindogermanische Stämme aus Asien einwandernd sich über einen großen Teil Europas verbreiteten und die charakteristischen Haustiere ihrer früheren Heimat mitbrachten" (S. 123). Ich habe gerade ein Heft der Zeitschrift „Aus der Heimat", Organ des deutschen Lehrervereins für Naturkunde (Stuttgart 1915, 3), bei mir, worin der Leipziger Zoologe Universitätsprofessor Dr. Heinrich Simroth schreibt: „In den letzten Jahren mehren sich die Beweise, daß unsere Haustiere nicht von asiatischen Wildformen abstammen, sondern von europäischen, der Haushund vom Schakal und Wolf, das Rind vom deutschen Ur, das Schwein vom deutschen Wildschwein, das Pferd vom

deutschen Wildpferd." — Durch was für eine Brille Hertz die großen Fragen des Rassenlebens und der geistigen Entwicklung betrachtet, mögen einige Beispiele erläutern. In dem Abschnitt „Religion" schreibt er: „Der Sieg des Protestantismus war überall durch soziale und politische Momente bedingt. Die Reformationsgedanken waren in den romanischen Ländern viel älter und weitgehender als in den germanischen, doch fehlte der soziale Boden. In Deutschland, England, Schottland, Schweden usw. waren die weltlichen Machthaber viel schneller dabei, die reichen Kirchengüter einzustecken, als sich mit theologischen Argumenten zu beschweren. Besonders in Deutschland besorgten die übermächtig entwickelten Landesfürsten dieses Geschäft aufs gründlichste; der Kaiser hatte gar nicht die Macht, ihnen zu wehren" (S. 355, 356). Die Deutschen, die es mit solchen Dingen ernst nehmen, haben um der Reformation willen einen dreißigjährigen Bruderkrieg geführt — für Hertz war es eine bloße Raubangelegenheit! — Hertz schimpft mit sichtlichem Widerwillen über den „mystischen Sumpf der Rassenseele" und seine „ungesunden Ausdünstungen" (S. 410), ja er versteigt sich zu der Behauptung: „Ein starkes Hervortreten des Rassenglaubens bei einem Individuum zeigt nicht selten eine gewisse geistige oder moralische Minderwertigkeit an" (S. 418)[1]. Die unglaublichste Verirrung aber leistet sich Hertz dort, wo er von dem Aussterben der höheren Schichten und dem Anschwellen der niederen spricht; er gibt nämlich dafür aus der Tiefe seines intuitiven Empfindens folgende Erklärung: „Weil eben der Geschlechtsgenuß den niederen Schichten viele andere physischen und geistigen Genüsse ersetzen muß und sie auch durch keine Rücksichten auf die Erhaltung eines Vermögens und standesgemäßen Unterhalt der Kinderzahl interessiert sind" (S. 387 Anm.). An einem der wunderbarsten und gerechtesten rassenbiologischen Vorgänge sieht also Hertz nichts anderes als die libido! In Wirklichkeit ist die libido bei den aussterbenden höheren Schichten viel stärker ausgeprägt, jedoch auf Irrwege geraten, während sich die kinderreichen Unterschichten eben durch ihre gesunde Ursprünglichkeit würdig erweisen, auf dem großen Schlachtfelde der Entwicklung die neuen Heerscharen des Herrn zu bilden.

Die Biologie des arischen Gedankens. Hertz kennt keine Biologie, sondern nur eine Psychologie des Rassengedankens; und diese Psychologie malt er so schwarz als möglich. Wir lesen da: „Die Grundlage eines bestimmten Wollens, eines meist ökonomischen oder politischen Interesses, ist es, auf dem die luftigen Hypothesen erbaut werden, die allen Angriffen

[1]) Vielleicht sagt uns Hertz ein andermal, ob es auch so eine „Ausdünstung" aus dem „Sumpfe der Rassenseele" war, als die Berliner „Montags-Ztg." 1912 in einem vielbemerkten Leitaufsatze der deutschen Regierung riet, die Rechner und Prognostiker, d. h. die Staatsmänner, „aus den Reihen der jüdischen Rasse" zu holen? Es hieß dort noch, nur ein guter Rechner, „wie es Sems Nachkommen immer gewesen" seien, könne Deutschland gut regieren und der Krieg zwischen den Staaten werde heute „auf einem Streifen Rechenpapier geführt".

der Vernunft trotzen. Das klassische Beispiel hierfür sind die Rassentheorien, die es besonders gut verstehen, ihr Wesen zu verstecken, indem sie ihrem Grundinteresse, das häufig beschränkt materieller Art ist, das Weltanschauungs-Mäntelchen umhängen" (S. 378). Und später heißt es mit voller Bestimmtheit: „Die Rassentheorien sind nichts anderes als die ideologische Verkleidung des Beherrschungs- und Ausbeutungsinteresses" (S. 387). Also nichts als nackter Eigennutz und hinterlistige Berechnung! Merkwürdig nur, daß gerade in England, wo diese Eigenschaften doch stark ausgebildet sind, die Rassenlehre nicht recht Boden gewinnen kann. Mit Befriedigung stellt Hertz fest, daß „die politische Nüchternheit des (englischen) Volkes und die glänzende Abfertigung, die hervorragende (englische) Gelehrte dem Rassenunsinn angedeihen ließen, ihr (der Rassentheorie) jede Einflußmöglichkeit" genommen hätten (S. 386). Für uns auf dem Boden der Rassenlehre Stehenden ist diese Tatsache ebenso verständlich wie die weltpolitische Haltung Englands. Das englische Mischvolk, das arische Tatkraft und mittelländisch-afrikanische Rücksichtslosigkeit — Wikinger- und Puniergeist — in sich vereinigt, war wie geschaffen zum Rädelsführer der buntgemischten Bande, die sich auf uns stürzen wollte. Die Rassen sind in Europa vor das Weltgericht getreten: Unter der fadenscheinigen Decke des Romanen- oder Lateinertums erhebt in Italien und Frankreich die „razza mediterranea" ihr afrikanisches Haupt, hyperboreïsch-mongolische Regungen durchzittern die schwerfälligen Massen des Ostens und inmitten dieser Brandung von Feinden steht hochaufgerichtet und unbesiegbar der Zwei-Kaiser-Bund, der alle Zukunftsbelange des Ariertums weltpolitisch vertritt. Das ist das Ragnarök, das ist die Wigrid-Schlacht: die erdumgürtende Yörmungandr, die Feuer- und die Reifriesen, im Bunde mit allen Ausgeburten der Hölle, stürmen gegen Asgard an; aber Widar und Wali bestehen den Kampf und erstreiten die neue, die bessere Welt. Wie ein belebender Blitz zuckt es durch die Seelen: Siegfried wider den Wurm, das Lichtvolk wider die Schwarzalben, der Arier wider die Neidingshorden! Und darin liegt die Biologie des arischen Gedankens, daß er dem aufs alleräußerste bedrängten deutschen Volke ganz neue geistige Waffen gibt, nicht nur das Gefühl der Zusammengehörigkeit, das Gefühl der Einheitlichkeit von Urbeginn und der daraus erwachsenden unwiderstehlichen Stoßkraft, sondern auch den felsenfesten Glauben an die eigene Weltsendung. Spricht doch die Rassenlehre zu uns: Schon vor vielen Jahrtausenden sind arische Krieger aus Nord- und Mitteleuropa hinausgezogen und haben die Welt erneuert und erhöht; immer mußten sie die schwersten Kämpfe gegen abtrünnige Brüder führen, aber immer und überall blieb ihnen schließlich der Sieg; mit ihnen ist das Heil und das Licht, das sie hinauszutragen haben bis zu den Letzten und Armseligsten an den äußersten Enden der Länder! Denn nichts ist wahrer, als daß der Arier für die Zukunft Aller kämpft, so Menschenantlitz tragen.

Und die fremdstämmigen Bundesgenossen, die an unserer Seite gestritten und geblutet haben in dem großen Ringen? — Das sind die Schon-Erlösten, die sieghaft miteintreten werden in das neugestaltete Europa und in den neuen Menschheits-Tag. Treue um Treue!

Thor, oder Wodan der deutsche Gott?

Dr. Franz Haiser.

Die Vertreter echten Deutschtums erkennen wohl, daß nur ein wahrhaft germanischer Gott mit den Rasseninstinkten unseres Volkes zur Deckung zu bringen ist; aber sie teilen sich unbewußt in Wodan- und in Thor-Gläubige. Kernige Asen sind wohl beide Götter, reines deutsches Blut fließt in beider Adern, aber dennoch gehen sie getrennte Wege, denn Thor bleibt für die Lockungen der bösen Dämonen des linken Geistes unzugänglich. Wohl vermag das finstere Reich Lokis dem Speere Wodans nichts anzuhaben, aber der Gaumen des Gottes ist nachgiebiger als seine Faust; vor dem Speere muß Lokis Reich versinken, aber die List macht es zum Sieger über die Kraft. Thor hingegen ist auch durch Sinneskitzel nicht zu gewinnen, an seinem Felsenherzen scheitern alle Diplomatenkunststücke, die Loki ins Feld führt, seine Geschosse — Gold und Weib — prallen wirkungslos an diesem Panzer ab. Odin hingegen wird Weltmann, Gesellschaftsmensch, und deutliche Spuren beginnender Entartung trüben das Bild des Gottes. Odin repräsentiert den „Gebildeten" der heutigen Gesellschaft, mit seinem oberflächlichen Geiste und seiner lockeren Moral und stellt sich in Gegensatz zu Thor, der den strengen, konservativen und moralischen Sinn des Volkes verkörpert. — Es ist gänzlich verfehlt, Thor mit der dummen rohen Kraft, die nur den Hammer, aber keine Überlegung kennt, zu vergleichen, bei Wodan hingegen die Überlegenheit des Geistes über die Faust zu suchen. Eine solche Analyse ist oberflächliches Machwerk. Unsere gelehrten Herren Mythologen sind in der Regel weder Psychoanalytiker noch Philosophen, ihre Analysen erstrecken sich zumeist nur darauf, hunderttausend Meinungen geliebter Autoren zu zitieren und diesen Mischkessel von Meinungen breitspurig zu registrieren. „Wer mich genannt hat, den muß ich als Revanche auch wieder nennen, wer mich aber verschwiegen hat, den verschweige ich auch wieder, und mit Hochgenuß!" Und so erfährt das Publikum zumeist nichts anderes als die Namen derer, die dieser gelehrten Reklamversicherung beigetreten sind und die Versicherungsprämie bezahlt haben. Der „Gebildete" im Sinne der modernen Anschauung vermag nichts weniger als eine geistige Überlegenheit über den natürlichen Rasseninstinkt darzustellen, der in Thor verkörpert ist. Natürlich kann sich der philiströse Sinn des Volksgeistes gegenüber den kosmopolitisierenden Tendenzen der „Bildung" nicht

rechtfertigen, weil ihm die Waffen fehlen, er wirkt nur, ohne zu sprechen, im Worte muß er unterliegen. Aber auch dieser stumme Sinn ist einer Vergeistigung fähig, ja einer ganz gewaltigen philosophischen Vertiefung, die ihn befähigt, den Kampf mit der gewöhnlichen oberflächlichen „Bildung" mit Erfolg aufzunehmen. Thor repräsentiert den natürlichen Rasseninstinkt, aber er hat keine Schulen besucht, die ihn zu einer Selbstanalyse angeregt hätten. Ein Geistesaristokrat — im wahren Sinne des Wortes, der die Vergeistigung des natürlichen Rasseninstinktes seines Volkes verkörpert — konnte aus Thor nie werden, wie können wir dies auch von unseren Vorfahren verlangen, welche geistige Hilfsmittel und Anregungen standen ihnen zu Gebote, um ihren Thor zu solchen Höhen zu erheben? Thors Hammer hätte gewiß über Odins Geist gesiegt, wenn er selbst ein geistiger Hammer geworden wäre! Auch im Reiche des Geistes kämpft man mit Speer und Hammer. Der Speer wird von der Ferne geschleudert und hat einen Schaft, in den man Runen einschneidet, Schuldverträge, Kompromisse, Versprechungen, die man schließlich nicht halten kann. Der Hammer hingegen vernichtet den Kontrakt und die Advokatenkunststücke, er schleudert das reinigende Element des zuckenden Flammenblitzes auf die Erde, er will das Böse nicht erst besänftigen, überzeugen oder gar in sich aufnehmen, sondern gleich radikal zerschmettern. Im Kompromisse liegt immer Lüge und Feigheit, der Hammer kennt keine Jesuitismen. —

Frigg wird Buhlerin und Wodan ein gebildeter Höfling, Gestalten, die dem germanischen Geiste fremd sind, die erst weichliche Dichternaturen gezeichnet haben, Höflinge, Speichellecker. — Nun werden mir gleich die Demokratisch-Volklichen mit schwarz-rot-goldenen Schleifen zuwinken, denn ich habe ihnen ins Herz gesprochen: Tod der Hofkamarilla, es lebe die freie Volksvertretung! Aber da irren sie sich, ich habe nie meine Leibwäsche mit der Jahreszahl 1848 merken lassen! Thor ist für mich ein selbstherrlicher König, aber ein Rechtskönig, ein rauher, ernster, wetterfester, stahlharter Repräsentant seines Volkes, die Vergeistigung des natürlichen Rassenverstandes, der bewaffnete, bewußte, sprechende und befehlende Instinkt des reinen Germanentums. Gehorsam und Schweigen umgibt ihn, denn er ist die Resultierende des Volkswillens, und das Volk will und handelt nur durch ihn.

Aber Thor kämpft nicht allein gegen Odin, dieser Kampf gehört vielmehr erst einer späteren Zeit an, wir sehen ihn bereits im Kampfe am Anfange der Welt, er hat das Schöpfungswerk zu erhalten und zu schützen. Er kämpft gegen die Gewalten des Urchaos, gegen die Riesen, die den ursprünglichen Kampf aller gegen alle, die rohen Gesetze des „freien Spieles der Kräfte" wieder einführen wollen, Thor ist Schutzherr der staatlichen Ordnung, deren Anfänge wir bereits damals schon erblicken. Thor steht im Kampfe mit Loki, dem Meister der Lüge und der Verführung. Loki fällt schließlich Odin, Thor hingegen bleibt fest. Loki

befestigt nur das Reich der Bejahung, das Thor verkörpert, denn er ist der Meister der Verneinung, und die Meister der Zerstörung sind merkwürdigerweise die wichtigsten Baumeister der Schöpfung. Nur wer meisterhaft zu negieren und zu zersetzen versteht, der errichtet unbewußt wieder den Stil des Glaubens über den Trümmern des Wissens, der Erkenntnis und der Gesetze. Loki ist ein Teil jener Macht, „die stets das Böse will, doch nur das Gute schafft". Die eigentlich Bösen sind nur die Unfähigen, die Halbnaturen, die „Gebildeten" des freiheitlich-fortschrittlichen Zeitalters.

Thor kämpft gegen die Wanen, die die modernen Anschauungen in das Reich der Asen hineintragen wollen, die Goldlust, die Materialisierung des Lebens. Der angestammte Besitz der Geschlechter soll nicht mehr genügen, der Diener hat seinem Herrn das „Erwerben" beigebracht, die Herren sollen auch Ansammler werden, damit sie mit ihren Dienern auf gleiche Stufe gestellt erscheinen und sie fürchten lernen! Der hungerige, hastige Hamster hat stets ein schlechtes Gewissen und getraut sich nicht mehr mit freiem, offenem Mute über seinen Diener zu herrschen, weil er selbst sklavischen Charakter angenommen hat. Die Herrscherkraft soll also durch das Gold gelähmt werden, Loki ersann neue List!

Thor kämpft schließlich gegen den Geist des Christentums der versinkenden alten Welt, das seine Asen auf gleiche Stufe mit den Knechten stellen will. Die Germanen waren noch ein gesundes, lebensfrisches Volk und unterschieden streng nach Ständen. Eine allweltliche Liebe, die nur auf das Bekenntnis, nicht aber auf das Blut und den eingeborenen Gruppenstil Rücksicht nimmt, kennt Thor nicht, er kennt nur das Prinzip des Erbens, jenes des Erwerbens ist ihm fremd. Die Vergöttlichung der habgierigen „Arbeit", sei sie nun auf Gold oder auf Ehrgeiz gerichtet, kennt Thor nicht, dies ist nicht germanisch, dies ist ein Wanengeschenk.

So ist der deutsche Thor, den Loki mit aller Gewalt unbeliebt machen und herabsetzen wollte. Wodan sollte in seinem Saale nur die Herren, Thor hingegen nur die Knechte empfangen. Das eigentliche Bild Thors, das uns die Vergeistigung des gemeinen Rassenverstandes enthüllt, erscheint hier auf den Kopf gestellt. Die höfische Dichtung hatte sich in die Religion eingeschlichen und Odin auf den Thron erhoben. Im Volke jedoch, im stummen Rasseninstinkte, lebt Thors unerbittlicher Hammer weiter im Gegensatze zu Wodans Speerschaft, der sich auf Verträge und Kompromisse einläßt. Die „Gebildeten" wie die Christen haben aus dem deutschen Gotte einen Toren gemacht. Aber nur das Forum der Weltgeschichte wird darüber einst entscheiden, wer vernünftiger ist: der Hammer oder der Speerschaft, Nietzsches unerbittlicher Blitzstrahl, der zwar alles zu Boden wirft, aber auch die Luft reinigt, oder die alles verstehende und alles verzeihende Diplomatie eines —? Ich nenne lieber keine Namen, denn hier müßte ich die geliebtesten deutschen Wodane treffen. Thor war ein Befehlender, die Duldsamkeit ist Sache der Ästheten.

Die „demokratische Welle" und die demokratisch-staatssozialistische Kriegswirtschaft.

Viktor Lischka.

Kein aufmerksamer Beobachter der innerpolitischen Vorgänge im Deutschen Reiche und in Österreich wird sich dem Eindrucke entziehen können, daß in beiden Staaten die mit dem meist jüdischen Großkapitale so innig verknüpfte Demokratie im Begriffe steht, recht bemerkenswerte Erfolge zu erreichen. Die Demokratie. Denn die Unterscheidung zwischen bügerlicher und proletarischer Demokratie kommt wenigstens in den Blättern der beiden demokratischen Richtungen nicht mehr zum Ausdrucke. Ich beziehe mich auf Österreich. Hier ist die „Neue Freie Presse" das anerkannte Führerblatt der jüdischen Hochfinanz. Ihr „Gegner" sollte die nicht minder jüdisch geleitete „Arbeiter-Zeitung" sein, das Hauptblatt der deutschen Sozialdemokratie Österreichs, in der Dr. Viktor Adler, wie sein Partei- und Rassengenosse Dr. Danneberg jüngst ausführte, eine nahezu unbeschränkte diktatorisch-autoritäre Macht ausübt. Aber in der Beurteilung der Hauptfragen der Kriegs- und Friedenspolitik vom Standpunkte der Demokratie stimmt das Blatt der jüdischen Plutokratie mit dem der Sozialdemokratie durchaus überein: beide behaupten, vor allem sei Demokratie nötig. Behaupten etwa Scheidemann und Genossen anderes? Durchaus nicht. Auch sie arbeiten zielbewußt für die Demokratisierung Deutschlands und damit für seine Abhängigkeit von den Eingebungen und Geboten eines kleinen Führerkreises, in dem entweder überlieferungslose Elemente unseres Volkstumes, zumeist jedoch fremdvölkische die Hauptrolle spielen. In dem Satze, vor allem sei hüben und drüben die fortschreitende Demokratisierung der öffentlichen Einrichtungen ein Gebot der Stunde, stimmt Dr. Adler mit Scheidemann — und Karl Kautsky überein. In einer Beurteilung der Aussichten der russischen Revolution („Neue Zeit" vom 6. April 1917) behauptete Kautsky, die Demokratie sei für den Moment noch wichtiger als die ökonomische Hebung des Proletariats. Diese Behauptung Kautskys stimmt durchaus überein mit den Grundlagen der sozialdemokratischen Gesellschafts- und Wirtschaftpolitik, deren Betrachtung gerade jetzt zeitgemäß erscheint, weil die von oben geförderte Entwickelung der Volkswirtschaft während des Krieges ganz im Sinne der sozialdemokratischen Theorien sich vollzieht. Der Bürokratismus der staatlichen Verwaltung wirkt vielfach für den Sozialismus, für den er, wenigstens in Österreich, durch den Einfluß sozialistischer Hochschullehrer empfänglich gemacht wurde. Demokratie und Sozialismus sind es, die die Grundlage, die Voraussetzung bilden für die Verwirklichung der internationalen Umsturzpläne gegen den germanischen Kern Europas. Wenn die private Gütererzeugung in staatliche, kommu-

nistische oder genossenschaftliche Erzeugung verwandelt wird, wie es Kautsky verlangt, und wenn die Einrichtungen der Staats- und Gemeindeverwaltung „in bloße Werkzeuge der Volksmassen" verwandelt werden, deren Führung fremdvölkisch ist — in den Organisationen, in der Presse, im Schrifttume — dann kann man vom Siege derer reden, die dem Proletariate ihren Willen in der Form wissenschaftlich-sozialistischer Theorien vermittelten.

Im Jahre 1848 erschien das von Karl Marx und Friedrich Engels ausgearbeitete „Kommunistische Manifest". Es bildet die wissenschaftlichen Grundlagen der Sozialdemokratie. Auch heute noch — nach beinahe sieben Jahrzehnten! Es ist ein revolutionäres Programm, das durch Revolution (Umsturz) zu verwirklichen ist. Das Proletariat, die Masse der Besitzlosen, soll zur herrschenden Klasse erhoben werden: das Erkämpfen der Demokratie ist der erste Schritt der „proletarischen Revolution". Ist die Demokratie erkämpft, herrscht das Proletariat, dann wird es, nach dem Kommunistischen Manifeste, seine Herrschaft dazu benützen, der Bourgeoisie (dem städtischen, die Industrie beherrschenden Bürgertume) alles Kapital zu entreißen, alle Produktionsinstrumente in den Händen des Staates zu vereinigen (zentralisieren). Der Staat aber soll nichts anderes sein als das als herrschende Klasse organisierte Proletariat. Dieser Staat soll die Masse der Produktionskräfte vermehren „vermittelst despotischer Eingriffe in das Eigentumsrecht und in die bürgerlichen Produktionsverhältnisse". Zwar räumt das Kommunistische Manifest ein, daß diese Maßregeln „ökonomisch (d. h. wirtschaftlich) unzureichend und unhaltbar erscheinen". Aber sie sollen im Laufe der Bewegung über sich selbst hinaustreiben und als Mittel zur Umwälzung der ganzen Produktionsweise unvermeidlich sein. In den fortgeschritteneren Ländern gehören zu diesen Maßregeln: die Expropriation (Enteignung) des Grundeigentumes, die Abschaffung des Erbrechtes usw. In dem Manifeste wird aber auch gegen den „bürgerlichen Sozialismus" losgezogen, der auf die Erhaltung des Kleinbürgertumes, der Mittelstände bedacht war. Dieser bürgerliche Sozialismus hat sich im Laufe der letzten Jahrzehnte in eine mehr oder minder zielbewußte Mittelstandsbewegung gewandelt, die dem „wissenschaftlichen" Sozialismus nicht minder „reaktionär" erscheint als der bürgerliche Sozialismus von ehedem. Die von Marx und Engels geforderten despotischen Eingriffe in das Eigentumsrecht und in die bürgerlichen Produktionsverhältnisse aber sind ein Kennzeichen der bürokratisch geleiteten Kriegswirtschaft geworden. Man denke an die Zentralgesellschaften, an die Ausschaltung des mittleren und kleinbürgerlichen Handels durch den Gemeindesozialismus, der in den Großstädten plutokratisch-sozialdemokratisch geleitet ist und den Konsumenten-Sozialismus planmäßig gegen den mittelständischen Handel und gegen die kleinbürgerlichen Kaufleute begünstigt.

Die im Kommunistischen Manifeste entwickelten Lehren sind in die Programme der sozialdemokratischen Parteien übergegangen und sie bestimmen das politische Verhalten der Sozialdemokratie aller Länder. So finden wir in dem Programm der Sozialdemokratie Deutschlands, in dem sogenannten „Erfurter Programm" (im Jahre 1891 zu Erfurt beschlossen) einen allgemeinen, theoretischen Teil als Einleitung, in dem die Grundsätze und die Endziele der Sozialdemokratie mitgeteilt werden, ganz den Grundanschauungen des Kommunistischen Manifestes von 1848 angepaßt. Hier wird in den ersten vier Absätzen ein Bild der heutigen Wirtschafts- und Gesellschaftsordnung und ihrer Entwickelung entworfen. Es beginnt mit dem Satze: „Die ökonomische Entwickelung der bürgerlichen Gesellschaft führt mit Naturnotwendigkeit zum Untergang des Kleinbetriebs, dessen Grundlage das Privateigentum des Arbeiters an seinen Produktionsmitteln ist." In diesem Satze ist die Hauptlehre der Sozialdemokratie enthalten, daß die wirtschaftliche Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft den Untergang des Kleinbetriebes — in der Industrie und in der Landwirtschaft — herbeiführen müsse, „mit Naturnotwendigkeit". Das ist das sogenannte „Gesetz der ökonomischen Entwicklung", das Karl Marx in seinem Hauptwerke „Das Kapital" aufgestellt hat. Alle Kleinbetriebe sollen danach im Verlaufe der wirtschaftlichen Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft untergehen müssen. Diese Entwicklung, heißt es im Erfurter Programm weiter, „trennt den Arbeiter von seinen Produktionsmitteln und verwandelt ihn in einen besitzlosen Proletarier, indes die Produktionsmittel das Monopol einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern werden". Unter den Produktionsmitteln (Erzeugungsmitteln) sind hier die Werkzeuge, die Rohstoffe und im allgemeinen alle Mittel zu verstehen, die von den Menschen für das Gewinnen ihres Lebensunterhaltes, für das Gütererzeugen (die Produktion) benötigt werden. Das wichtigste Erzeugungsmittel des Landwirtes ist der Grund und Boden, die „Scholle".

Betrachten wir die beiden Sätze des Erfurter Programms, so fällt uns vor allem in dem ersten die Feststellung auf, die Grundlage des Kleinbetriebs sei das Privateigentum des Arbeiters an seinen Produktionsmitteln. Unter Arbeiter ist hier der Bauer und der Handwerker zu verstehen. Die sozialdemokratische Theorie sagt nun unzweideutig: das Privateigentum an den Erzeugungsmitteln ist die Grundlage des Kleinbetriebes. Karl Kautsky, heute der Hauptvertreter des marxistischen (die Theorien von Karl Marx verfechtenden) Sozialismus, sagt hierüber in seiner Schrift „Das Erfurter Programm" (Stuttgart, 1910), in der er den grundsätzlichen Teil dieses Programms erläutert: „Was vom Kleinbauern, gilt ebenfalls vom Handwerker. Das Handwerk bedarf keines genossenschaftlichen Zusammenarbeitens einer größeren Anzahl von Arbeitern. Jeder Arbeiter des Handwerks produziert für sich entweder

ganz allein oder mit ein bis zwei Helfern, Gesellen, die zu seiner Familie, seinem Haushalt, gehören. Wie in der bäuerlichen Landwirtschaft hält auch im Handwerk der einzelne Arbeiter oder die einzelne Arbeiterfamilie einen besonderen Wirtschaftsbetrieb im Gang. Und daher bedarf das Handwerk ebenso wie der Kleinbetrieb in der Landwirtschaft des Privateigentums an den Produktionsmitteln, die es verwendet, und an den Produkten, die es erzeugt, um seine Leistungsfähigkeit, seine Produktivkraft voll zu entfalten. Im Kleinbetrieb hängt das Produkt des Arbeiters ab von seiner Persönlichkeit, von seiner Geschicklichkeit, seinem Fleiß, seiner Ausdauer. Er nimmt es daher für sich in Anspruch als sein persönliches Eigentum. Er kann aber seine Persönlichkeit nicht voll entfalten, wenn er nicht persönlich frei ist und frei über seine Produktionsmittel verfügt, das heißt, wenn diese nicht sein Privateigentum sind." Wir finden hier die klare Erkenntnis ausgesprochen, daß Kleinbauern und Handwerker ohne das Privateigentum an den Erzeugungsmitteln nicht bestehen können. In dem zweiten Satze aber wird von der ökonomischen Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft gesagt, sie trenne den Arbeiter von seinen Produktionsmitteln, die das Monopol einer verhältnismäßig kleinen Zahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern werden. Diese Meinung ist nur bis zu einem bestimmten Punkte zutreffend. Die ungehemmte „kapitalistische Wirtschaft" könnte in der Tat zum Untergange des Kleinbetriebes in Industrie und Landwirtschaft führen, könnte die Erzeugungsmittel zum Monopole (zum Alleinbesitze) einer kleinen Zahl von Kapitalisten (Geldbesitzern) und Großgrundbesitzern machen. Aber die Sozialdemokratie selbst will nicht, daß das, was ihre Theoretiker und ihre politischen Führer die ökonomische Entwicklung der bürgerlichen Gesellschaft nennen, gehemmt werde. Der Untergang des Kleinbetriebes erscheint ihr als naturnotwendig, als in einem wirtschaftlichen Gesetze begründet, als unaufhaltsam. Und sie selbst will im Sinne des Kommunistischen Manifestes das Privateigentum an den Produktionsmitteln, das sie als die Grundlage des Kleinbetriebes erkennen muß, aufheben. Gelänge es der Sozialdemokratie, die politische Herrschaft im Staate zu erringen, so würde sie sich nicht etwa darauf beschränken, die „verhältnismäßig kleine Zahl von Kapitalisten und Großgrundbesitzern" zu enteignen (zu „expropriieren"), sondern sie schritte zur Aufhebung des Privateigentums an den Produktionsmitteln im allgemeinen. Darüber kann ein Zweifel nicht bestehen. Das Erfurter Programm läßt in dieser Hinsicht einen Zweifel gar nicht aufkommen. Wir geben daher auch die weiteren fünf ersten grundsätzlichen Punkte dieses Programmes wieder, auch aus dem Grunde, weil sich gegen diese Punkte auch sozialdemokratische Einwände richten, ihre Kenntnis aber für die Beurteilung der neuesten demokratisch-staatssozialistischen Kriegswirtschaft von Belang ist:

„Hand in Hand mit dieser Monopolisierung der Produktionsmittel geht die Verdrängung der zersplitterten Kleinbetriebe durch kolossale Großbetriebe, geht die Entwicklung des Werkzeugs zur Maschine, geht ein riesenhaftes Wachstum der Produktivität der menschlichen Arbeit. Aber alle Vorteile dieser Umwandlung werden von den Kapitalisten und Großgrundbesitzern monopolisiert. Für das Proletariat und die versinkenden Mittelschichten — Kleinbürger, Bauern — bedeutet sie wachsende Zunahme der Unsicherheit ihrer Existenz, des Elends, des Drucks, der Knechtung, der Erniedrigung, der Ausbeutung."

„Immer größer wird die Zahl der Proletarier, immer massenhafter die Armee der überschüssigen Arbeiter, immer schroffer der Gegensatz zwischen Ausbeutern und Ausgebeuteten, immer erbitterter der Klassenkampf zwischen Bourgeoisie und Proletariat, der die moderne Gesellschaft in zwei feindliche Heerlager trennt und das gemeinsame Merkmal aller Industrieländer ist."

„Der Abgrund zwischen Besitzenden und Besitzlosen wird noch erweitert durch die im Wesen der kapitalistischen Produktionsweise begründeten Krisen, die immer umfangreicher und verheerender werden, die allgemeine Unsicherheit zum Normalzustand der Gesellschaft erheben und den Beweis liefern, daß die Produktivkräfte der heutigen Gesellschaft über den Kopf gewachsen sind, daß das Privateigentum an Produktionsmitteln unvereinbar geworden ist mit deren zweckentsprechender Anwendung und voller Entwicklung."

„Das Privateigentum an Produktionsmitteln, welches ehedem das Mittel war, dem Produzenten das Eigentum an seinem Produkt zu sichern, ist heute zum Mittel geworden, Bauern, Handwerker und Kleinhändler zu expropriieren und die Nichtarbeiter — Kapitalisten, Großgrundbesitzer — in den Besitz des Produkts der Arbeiter zu setzen. Nur die Verwandlung des kapitalistischen Privateigentums an Produktionsmitteln — Grund und Boden, Gruben und Bergwerke, Rohstoffe, Werkzeuge, Maschinen, Verkehrsmittel — in gesellschaftliches Eigentum, und die Umwandlung der Warenproduktion in sozialistische, für und durch die Gesellschaft kann bewirken, daß der Großbetrieb und die stets wachsende Ertragfähigkeit der gesellschaftlichen Arbeit für die bisher ausgebeuteten Klassen aus einer Quelle des Elends und der Unterdrückung zu einer Quelle der höchsten Wohlfahrt und allseitiger harmonischer Vervollkommnung werde."

In diesen grundsätzlichen Punkten des Programmes der Sozialdemokratie Deutschlands ist das von Marx aufgestellte angebliche „Gesetz der ökonomischen Entwicklung" angewendet, aber auch die sogenannte Verelendungs-Theorie ausgesprochen. Jenes angebliche Gesetz und diese Theorie werden heute auch von führenden Sozialdemokraten angefochten,

aber während des Krieges wurde zielbewußt im Sinne der Marx-Engelschen Theorie an dem Zurückdrängen der mittelständischen, kleinbürgerlichen Betriebe gearbeitet. In dieser Hinsicht ist der demokratische Sozialismus dem „Kriegs-Absolutismus" zu größtem Danke verpflichtet: die Abhängigkeit der Bürokratie von den täglich durch die Presse verbreiteten sozialistischen Schlagwörtern hat in ungeahntem Umfange jene „Expropriierung" mittelständischer Existenzen beschleunigt, deren Widerstandskraft selbst den Jahrzehnte hindurch währenden Einwirkungen großkapitalistischer Ausdehnungswirtschaft zu widerstehen vermochte.

In denselben marxistischen Theorien, wie sie in dem „Kommunistischen Manifeste" und in dem Erfurter Programme der Sozialdemokratie Deutschlands niedergelegt wurden, wurzelt auch das Parteiprogramm der Sozialdemokratie Österreichs. Auch in diesem Programme sind den politisch-werberischen (agitatorischen) Forderungen in der Form einer Einleitung theoretische Grundsätze vorangestellt. Nur ist es in einigen Sätzen unvorsichtiger abgefaßt. So enthalten die Grundsätze die ebenso bestimmte wie unrichtige Behauptung, die Arbeitsmittel (Produktionsmittel) seien in den Händen einzelner Besitzer monopolisiert. Dies trifft doch heute weder für die Industrie mit den Gewerben noch für die Landwirtschaft zu. Dann heißt es in dem grundsätzlichen Teile dieses sozialdemokratischen Programmes: „Der technische Fortschritt, die wachsende Konzentration der Produktion und des Besitzes, die Vereinigung aller ökonomischen Macht in den Händen der Kapitalisten und Kapitalistengruppen hat die Wirkung, immer größere Kreise früher selbständiger kleiner gewerblicher Unternehmer und Kleinbauern ihrer Produktionsmittel zu enteignen, und sie als Lohnarbeiter, Angestellte oder als Schuldknechte direkt oder indirekt in die Abhängigkeit von den Kapitalisten zu bringen." Aber die theoretischen Grundsätze des Parteiprogrammes der Sozialdemokratie Österreichs, im wesentlichen mit dem Erfurter Programme übereinstimmend, enthalten auch den Satz, immer mehr mache die Verdrängung der Einzelproduktion (d. h. also des Kleinbetriebes) den Einzelbesitz überflüssig und schädlich, „während zugleich für neue Formen genossenschaftlicher Produktion auf Grund gesellschaftlichen Eigentums an den Produktionsmitteln die notwendigen geistigen und materiellen Vorbedingungen geschaffen werden". Und ganz offen wird in dem Programme der Sozialdemokratie Österreichs der Grundsatz ausgesprochen, das Proletariat (d. h. das sozialdemokratisch organisierte) komme zum Bewußtsein, daß es diese Entwicklung, d. h. die Verdrängung der Einzelproduktion = des Kleinbetriebes, und das Schaffen der Vorbedingungen für neue Formen genossenschaftlicher Produktion auf Grund gesellschaftlichen Eigentums an den Produktionsmitteln, fördern und beschleunigen müsse. Hier haben wir die offene Erklärung, daß die Sozialdemokratie Österreichs den Kleinbetrieb im allgemeinen ausgemerzt sehen will, daß sie fördern und beschleunigen

will, was geeignet wäre, die Einzelproduktion, die Grundlage des Kleinbetriebes, zu beseitigen.

Die Grundlagen der sozialdemokratischen Lehren über den Kleinbetrieb wurden von Karl Marx und Friedrich Engels geschaffen. Aus dem Kommunistischen Manifeste gingen diese Lehren, die Marx in seinem Hauptwerke „Das Kapital" weiter entwickelte, in die sozialdemokratischen Parteiprogramme über. Der leitende Gedanke in diesen Lehren lautet: Der Kleinbetrieb in Gewerbe (Industrie) und Landwirtschaft ist zum wirtschaftlichen Untergange, zum Tode, verurteilt. In seiner Erläuterung des Erfurter Programms (1910) spricht Karl Kautsky, der noch lebende Haupttheoretiker der reichsdeutschen Sozialdemokratie und Wächter über die Lehren von Marx, ausdrücklich über den „Todeskampf des Kleinbetriebs". Nach diesen Lehren muß der Großbetrieb, auch in der Landwirtschaft, infolge seiner technischen Überlegenheit über den Kleinbetrieb siegen, ihn „auffaugen". Technisch und kaufmännisch sei der Großbetrieb dem Kleinbetriebe überlegen, die Fabrik herrsche und die Tage des Handwerkes seien gezählt, der Kleinbetrieb werde völlig verschwinden, es gebe keine jämmerliche, elendere Existenz, als die eines Kleingewerbetreibenden oder Kleinbauern, der den Kampf gegen das übermächtige Kapital führt. Das Schlußergebnis des qualvollen Ringens des Kleinbetriebes gegen den übermächtigen Wettbewerb (Konkurrenz) des Großbetriebes ist nach der marxistisch-sozialdemokratischen Lehre der Bankerott, die völlige Enteignung (Expropriation), die Trennung von den Produktionsmitteln, der Sturz ins Proletariat. Das alles sei „das unvermeidliche Schlußergebnis der ökonomischen Entwicklung in der heutigen Gesellschaft, ebenso unvermeidlich wie der Tod" (Kautsky). Dieser sozialdemokratische Schriftsteller, der das Denken und die Politik der sozialdemokratischen Parteien und ihrer Führer in Deutschland und in Österreich stark beeinflußte und noch beeinflußt — er wurde während des Krieges als Lehrer der Sozialdemokratie, als „Meister", gefeiert — faßt seine Meinung über den Kleinbetrieb in die folgenden Sätze zusammen: „Die Weiterführung der Existenz des Kleinbetriebes führt zu solcher Verkommenheit, zu solchem Elend, daß man sich fragen könnte, ob man überhaupt das Recht hätte, den Untergang des Kleinbetriebes aufzuhalten, wenn er wirklich aufzuhalten wäre. Wäre es wünschenswerter, daß die Kleingewerbetreibenden und Bauern alle auf die Stufe der Handwerker des Erzgebirges herabsinken, als daß sie Lohnarbeiter in Großbetrieben werden? Darum allein aber kann es sich handeln bei den Versuchen zur Erhaltung des Kleinbetriebes, denn das Handwerk und die kleinbäuerliche Wirtschaft wieder auf einen grünen Zweig zu bringen, so daß sie dem kleinen Unternehmer einen ausreichenden Anteil an der modernen Kultur gewähren, ist in dem Zeitalter des Dampfes und der Elektrizität unmöglich. Der selbständige, vom Kapital unabhängige Kleinbetrieb, der völlig Herr ist über seine

Produktionsmittel und seine Produkte — dieser Betrieb, auf dem im Mittelalter, ja bis ins 17. Jahrhundert hinein, das ganze wirtschaftliche Leben beruhte, schwindet unaufhaltsam dahin vor dem fortschreitenden Kapitalismus, der einen Produktionszweig nach dem andern erfaßt. Was sich heute dort, wo das Kapital herrscht, an Kleinbetrieb noch behauptet, unter Umständen sogar neu entwickelt, ist nichts als eine versteckte Form von Proletariat und keineswegs eine seiner höchsten Formen. Es wird die letzte Zuflucht jener unglücklichen Besitzlosen, die in der Großindustrie kein Unterkommen finden und die zu stolz sind, zu betteln, zu ehrenhaft, zu stehlen."

Im wesentlichen drückte Kautsky in diesen Sätzen die von Marx und Engels im Kommunistischen Manifeste ausgesprochenen Lehren aus, die auch im „Kapital" von Marx wiederkehren. Danach fallen die bisherigen kleinen Mittelstände, die kleinen Industriellen, Kaufleute und Rentner, die Handwerker und Bauern, ins Proletariat hinab. Die hervorragendsten politischen Führer der Sozialdemokratie in Deutschland und Österreich standen bei Beurteilung der Daseinsberechtigung und Daseinsmöglichkeit des bäuerlichen und des gewerblichen Kleinbetriebes, sowie des Mittelstandes im allgemeinen, auf den hier in Kürze mitgeteilten theoretischen Grundlagen. Dies gilt für Deutschland von Wilhelm Liebknecht und Bebel, in Österreich von Dr. Viktor Adler. Erst während der letzten Jahre erhob sich gegen die grundlegenden marxistisch-sozialdemokratischen Lehrmeinungen in der Sozialdemokratie selbst ein Widerspruch, der sich jedoch bisher keineswegs durchzusetzen vermochte. Programmatische Geltung haben vielmehr noch immer die Lehren von Marx, die in die sozialdemokratischen Parteiprogramme übernommen wurden. Nach diesen ist der Sozialismus in erster Linie eine Frage der gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Entwicklung. Er setzt das Überwiegen der Großbetriebe in Industrie und Landwirtschaft voraus, das Vorherrschen der Besitzlosen (des Proletariates) und das Verschwinden der wirtschaftlichen Mittelschichten. Vor dem Kriege jedoch trieb die zunehmende Erkenntnis, daß sich der Untergang der Kleinbetriebe nicht nach dem von Marx aufgestellten „Gesetze der ökonomischen Entwicklung" mit „Naturnotwendigkeit" vollziehe, zum „Revisionismus" in der Sozialdemokratie, zur marxistischen Kritik des Marxismus, deren Hauptträger Eduard Bernstein war. „Naturnotwendig" nun ist auch die kriegswirtschaftliche Entwicklung gegen den Mittelstand nicht. Sie ist vielmehr die Wirkung von folgenden Tatsachen:

1. Des Fehlens einer kraftvollen, autoritär wirkenden staatsmännischen Persönlichkeit, die die Grundlagen deutscher Macht und Größe gegen den Anprall der „demokratischen Welle" zu schützen bereit ist.

2. Der schwächlichen Nachgiebigkeit gegen die Macht der Plutokraten und gegen den Druck der „demokratischen Welle", deren Ausgangspunkt das Lager der Weltfeinde unseres Volkstumes ist.

3. Der Übermacht der von fremdvölkischen Elementen geleiteten oder von ihnen beeinflußten Presse gegen die wirklich deutsche Presse.

4. Der unter dem Einflusse der Plutokratie und der Demokratie durchgeführten Zentralisierung der Güterverteilung, durch die die Verfügungsgewalt der Plutokratie von der Gütererzeugung auf den mittelständischen Handel ausgedehnt wurde.

5. Der durch die plutokratische und staats-sozialistische Zentralisierung von Güter-Erzeugung und -Verteilung gesteigerten Abhängigkeit der Produzenten- und Konsumentenmassen von den bei der Lebensmittel- und Verbrauchsartikel-Zuweisung bevorzugten gemeinde-sozialistischen Einrichtungen.

Noch eine Reihe anderer Tatsachen der Kriegswirtschaft ließen sich hier verzeichnen. Alle aber sind letzten Endes nur möglich geworden, weil schon vor dem Kriege das auf schrankenloser Raffgier beruhende plutokratische Volkswirtschaftssystem aufrecht erhalten wurde. Für die praktische Politik unserer Staatsmänner kam die Erkenntnis nicht in Betracht, daß Welt-Kapitalismus und Welt-Demokratie in steigendem Maße Erscheinungsformen der Weltherrschaft einer Rasse sind, deren Führer mit der Plutokratie aller Staaten und mit dem demokratischen Sozialismus aller Völker innig verknüpft sind. Germanische Idealisten, die da meinen, durch Förderung der Demokratie und Arbeit in ihr dem eigenen Volkstume und der Welt dienen zu können, haben das „Problem der Demokratie" zu lösen versucht, das darin besteht, daß in den demokratischen Parteien und in demokratischen Staaten die Leitung beider immer wieder einem begrenzten Personenkreise und in diesem einzelnen Führern anheimfällt, die im Grunde genommen nur eine in demokratische Formen gehüllte autoritäre Macht ausüben. Das Judentum hat jenes „Problem der Demokratie" längst gelöst: es bildet die treibende Kraft ebenso in der demokratisch-sozialistischen Bewegung wie es mittelbar und unmittelbar die internationale Plutokratie mit den unübertrefflichen Größen des Mammonismus versorgt, die dann irgendwo „hoffähig" werden können. Woher die „demokratische Welle" kommt, das kann heute kein Geheimnis mehr sein, nicht einmal für verantwortliche Staatsmänner. Sie müßten also auch wissen, was der demokratischen Welle zunächst zum Opfer fallen muß. Verschlingt der demokratisch bestimmte Staatssozialismus die in festen Überlieferungen wurzelnden mittelständischen Schichten, so zernagt die „demokratische Welle" in der Politik die Überlieferungen der deutschen Volksgemeinschaft. Wohin sie treibt, darüber kann ein Zweifel nicht mehr bestehen, wenn man die Wirkungen der Demokratie in den demokratisch-parlamentarisch regierten Staaten erkennt.

Für den Parlamentarismus!!

Dr. Frhr. von Mackay.

Deutschland ficht selbstverständlich den Heldenkampf gegen eine ungezählte Menge von Feinden nicht durch, um sich seine Eigenart auf geschichtlichen Grundfesten zu erhalten und weiter zu entwickeln. Hic abdera! Sondern um auf andermans Füße sich zu stellen, das Fremdländische nachzuäffen und sich ins Gewand seiner Gegner zu werfen, denen in einer schwachen, vergeßlichen Stunde die internationale Menschlichkeit und Menschenverbrüderung abhanden gekommen ist, die aber sofort bereit sein werden, sich in rührseligem Tränenstrom an unsere Brust zu werfen, sobald wir mit solcher unser Ich in das demokratische Allerweltsgewand verkleidenden Maskerade erscheinen. Daher vor allem her mit dem Parlamentarismus!

Wirtschaft, Horatio, Wirtschaft! Das Gebackene
Vom Leichenschmaus gibt kalte Hochzeitsschüsseln.

Im Sonnenlicht der modernen, wunderbarer als ein Nordlicht erstrahlenden Weltanschauung muß vorab mit dem altväterlichen Gerümpel von Lehren sogenannter Genien des deutschen Volks wie Fichte, Goethe, Stein, Bismarck aufgeräumt werden; es gilt, besseren Rat und höhere Belehrung bei den Führern eben jener derzeitig gegen uns etwas mißgestimmten Völker zu holen, die uns von ihrer überlegenen Kultur und politischen und sittlichen Lebensart so vorzügliche Kostproben gegeben haben.

Um nicht viel Umschweife zu machen, sei sogleich hiermit und zwar an nächstliegender Quelle, beim Präsidenten der als Gesittungsleuchte an erster Stelle marschierenden „Grande Nation" angefangen. Poincarés literarische wie rednerische Tätigkeit ist bekanntlich stets gleich umfangreich gewesen. Seine juristischen Arbeiten wurden in Fachkreisen so sehr geschätzt, seine politisierenden Streitschriften sind so hoch bewertet worden, daß er um ihretwillen an den olympischen Tisch der vierzig Unsterblichen in der Akademie sich setzen durfte. Als er also noch ein schlichter Senator war, setzte er sich eines Tages hin und bewies kritisch scharf, welche Segensflüsse aus dem Füllhorn des parlamentarischen Regiments auf die französische Erde, fruchtbringend und unsagbare Wohltaten stiftend, strömten. Offensichtlich eigene Erfahrungen beichtend, legte er in Form der Lebensgeschichte eines Abgeordneten dar, wie der Kandidat gleich bei Anstellung von dem Wahlkomitee in die Zwangsjacke eines Programms hineingesteckt wird, das zur Hälfte die örtlichen Parteihäuptlinge, zur Hälfte die Pariser Caucusbosse diktieren und das mit seinen weitschweifenden Forderungen durchaus schimärischer Natur ist. Wie der Gewählte sogleich von unzähligen Bittstellern mit Gesuchen um Unterstützung und Auszeichnung bestürmt wird, deren Erfüllung er wohl oder übel versprechen muß. Wie er, in Paris angekommen, von seiner „Gruppe" in Beschlag genommen

wird, die ihm befiehlt, was er zu tun und zu lassen hat. Wie er zugleich der Geschäftsführer seiner Wähler ist, um derentwillen er fleißig bei den Ministern antichambieren muß, und das Werkzeug seiner Gruppe, deren Tätigkeit sich in rein formellen Dingen erschöpft: welche Anfragen gestellt, welche verhindert werden sollen, welche Vertrauenskundgebungen zu unterstützen sind, oder wie man Minister zu Fall bringen will. Wie diese Günstlingswirtschaft und diese verdeckten Wühlereien der Kliquen und Klubs wiederum jede positive Arbeit im Palais Bourbon selbst lähmten. Wie Verhandlungen über ministerielle Vorlagen angefangen, aber niemals vollendet würden, wie nebensächliche Dinge ungeheuere Zeitvergeudung beanspruchten, an den großen Tagen der Verhandlungen über allgemeine Politik das Haus dicht besetzt, an den Tagen, wo wichtige, aber ihrer sachlichen Natur nach der üblichen parlamentarischen Theatralik widerstrebende Vorlagen zu erledigen sind, es verödet sei. Wie in alledem sich aber die Vorteile dieser glänzenden Einrichtung keineswegs erschöpften. Wie die ganze neuere Geschichte Frankreichs seit 1870/71 eine einzige Anklage wider die Zerfahrenheit und Unfähigkeit seiner Volksvertretung zu fruchtbaren Leistungen sei. Wie die wichtigsten Punkte des republikanischen Programms aus der Kaiserzeit, so die Einkommensteuer, die Wahlreform und die Verbesserung des Justizwesens, noch heute unerledigt seien. Wie die Abgeordneten, während sie auf der einen Seite, ihre Kirchturmzwecke und Eigenbröteleien den nationalen Zielen überordnend, als Gesetzgeber vollständig versagten, auf der anderen Seite über die Grenzen ihrer Pflichten und verfassungsmäßigen Macht ständig hinausdrängten und um ihrer Selbstsucht und ihres Machtehrgeizes willen unaufhörlich in die ausführende Regierungsgewalt eingriffen. „Man wirft mir vor, daß ich zu bitter von den parlamentarischen Gepflogenheiten rede. Ich weise diesen Vorwurf zurück. Ich darf mir schmeicheln, daß ich den freiheitlichen Einrichtungen dieses Landes treu geblieben bin. Aber ich habe seit langer Zeit eine festgewurzelte Ansicht. Ich bin überzeugt, daß wir immer mehr dem Abgrund zutreiben, wenn wir nicht . . ."

Doch genug hiervon. Et citharoedus ridetur corda qui semper oberrat eadem. Das Land, dessen Freiheitsgesetze und dessen Verfassung vorbildlich für alle nicht mehr unter der Knechtschaft preußischen Junkergeistes seufzenden europäischen Länder war, ist England, und einer seiner ersten Führer, der mit wahrhaft übermenschlichem staatsmännischem Blick den Einkesselungsring geschlossen, um mit Hülfe der russischen Dampfwalze und der welschen Ritterlichkeit demokratischen Pfingstgeist bei uns einzubürgern, ist Sir Edward Grey. Eine böse Zunge hat zwar behauptet, sein oberer Körperteil bilde eine „glatte hohle Kugel", während Rosebery, sein ehemaliger Freund, der ihn ins Auswärtige Amt als Adepten einführte, nach den Erfahrungen mit dem Lehrling versichert, er mache einen so konzentrierten Eindruck lediglich deshalb, „weil er nie einen eigenen

Gedanken hat, der ihn von der Arbeit ablenken kann, die man ihm mit genauen Richtlinien in die Hand gegeben". Aber eben durch seine tiefe Erkenntnis von der Ehrwürdigkeit, Hoheit, Nützlichkeit des parlamentarischen Ideals und seine dementsprechend ehrfurchtsvolle Behandlung der Gemeinen hat Lord Falloden derartige mißgünstige Urteile glänzend widerlegt. Von unten bis oben zugeknöpft, ironischen, eisig-abweisenden Tones, mit allen Eigenschaften eines englischen Feuerhakens, nur nicht derjenigen, warm zu werden, pflegte er die „kleinen Anfragen" durch nichtssagende Redensarten zu beantworten, die klirrend wie Fensterscheibensplitter zu Boden fielen und den Neugierigen mit Hamlet denken ließen: „Ich esse Luft, ich werde mit Versprechungen gestopft; man kann einen Kapaunen nicht besser mästen!" Und die Abgesandten des Volkes murrten und räusperten sich nicht; denn sie sind keine bessere Behandlung gewöhnt und wissen im übrigen, daß das ganze parlamentarische Spiel nur Komödie für die Masse ist, daß die maßgeblichen Entschlüsse in der Verschwiegenheit der Caucus- und Kabinettsberatungen fallen. Daß es tatsächlich nicht anders sein könne und daß keiner der Herren Volksvertreter zum Murren über diese Zustände berechtigt sei, hat Grey ihnen oft mit dürren, überzeugenden Worten dargelegt. Ein alter Grieche lebte bekanntlich der verblendeten Überzeugung, daß Volksherrschaften wenig geeignet seien, große Reiche zu erhalten und zu entwickeln. Sir Edward aber war von jeher, schon von den Überlieferungen seines Vaterhauses und vorab des dritten und vierten Grafen Grey aus begeisterter Imperialist, und so hat er beispielsweise in einer Rede zu Troubridge vom 25. November 1909 folgendes erklärt. Die größte Tat der liberalen Regierung sei die Begründung des südafrikanischen Bundesstaates; aber dieses Werk sei nur möglich gewesen, weil das Parlament nichts hineinzureden gehabt habe; jede Beratung in Westminster wäre sein Tod gewesen. Und noch wenige Monate vor dem Kriegsausbruch, am 31. März 1914, also mitten in der Sturmzeit der irischen Nöte und der Militärkrise, betonte er: „Bekommen wir nicht bald eine Lösung des Reichsproblems, so wird nicht nur das Parlament, sondern auch, das ist mein Glaube, das Land untergehen angesichts der Unfähigkeit der Volksvertretung, ihre Geschäfte zu versehen." Kurz, Grey nahm zwei ihm nahestehenden Strengliberalen, den Herrn J. M. Macdonald und Lord Charnwood, das Urteil in ihrer Schrift The Federal Solution aus dem Mund: „Niemand bestreitet mehr, daß das Unterhaus zusammengebrochen ist. Niemand leugnet, daß es seine Freiheit und seine Wirksamkeit als großes Organ unseres nationalen Lebens verloren hat." Und was ist der Sinn der Greyschen Auseinandersetzungen und Beweisführungen, denen Männer wie Haldane, Lord Dunraven, Lord Curzon, kurz hervorragende Führer aller Parteirichtungen grundsätzlich sich vollinhaltlich angeschlossen haben? Der Zusammenbruch des Parlamentarismus, seine die Lebensfähigkeit des Staats bedrohende Unfähigkeit zur Lösung großer Schicksalsfragen des Reichs und die Einführung der —

deutschen Bundesverfassung unter Beschränkung der Einzelparlamente auf den örtlichen Wirkungskreis, aber auch strenger Wahrung und Sicherung dieser Verfügungsrechte, und unter Errichtung eines Reichsparlaments und Bundesrats mit Betonung der reichsbehördlichen Hoheit. —

Es bleibt also dabei: nur durch die Pflege nicht der eigenen, sondern der ausländischen Kulturgüter kann Deutschland mitten in seinem schwersten Daseinskampf groß und mächtig werden! Im Zeichen des Radikalismus, der englischen Krankheit der politisch Unterwüchsigen, wird nicht die Welt an deutschem Wesen, sondern deutsches Wesen an Frankreich, England genesen und an Amerika, der Hochburg der Volksherrschaft, das freilich von Parlamentsregierung nichts weiß, wo vielmehr der Präsident selbstherrlich seine nur ihm verantwortlichen Minister beruft. Aber das sind Nebensächlichkeiten, die der deutsche Bürger auf den Wegen seines neuen Fortschrittsdrangs nicht zu wissen braucht und um die er sich nicht zu kümmern hat. Unklarheit und Verfälschung des Zieles bedeutet nichts, die Bewegung daraufhin alles: La verdad por delante por grande que sea el error!

Der Wurm im Innern[1].

Wilhelm Marks.

Der idealste und zugleich natürlichste Zustand eines Volkes ist die politische, kulturelle und wirtschaftliche Einheit aller seiner Glieder. In den ältesten Zeiten findet sich dieser völlige Zusammenschluß überall ausgeprägt. Die teils früher, teils später einsetzende Zersplitterung und Schwächung ist im großen und ganzen auf zwei Ursachen zurückzuführen: Einmal verbreiteten sich die Völker durch Kolonisation und Auswanderung über derartig große Gebiete, daß die Mutterländer keinen unmittelbaren Einfluß mehr auf die fernen Tochterländer auszuüben imstande waren; dann aber trat das menschlich allzu menschliche Moment der Spaltungssucht, der Eigenbrötelei und Sonderbündelei immer deutlicher in Erscheinung. Es folgte freiwilliges oder erzwungenes Verlassen der Heimat, oft auch gewaltsame Trennung der Teile auf vaterländischem Boden. Ehrgeizige Führer, denen die Würde eines Unterfürsten oder Nebenhauptes nicht genügte, stellten sich an die Spitze der Unzufriedenen, ja, riefen sogar solche Bewegungen hervor und wußten Stammessonderheiten geschickt für ihre Zwecke auszubeuten. Dabei spielten fremde Sendlinge eine große Rolle; die Geschichte des mittelalterlichen und neuzeitlichen Deutschlands ist eine endlose Kette unseliger Entzweiungen, die uns mehr als einmal an den Rand des Unterganges gebracht haben.

---

[1]) Dieser Aufsatz ist wenige Tage vor dem Kanzlerwechsel geschrieben worden.

Nirgends gedeihen die inneren, parteipolitischen Gegensätze üppiger als bei uns; es hat furchtbarer äußerer Gefahren bedurft, um eine zeitweilige Einigung zur Abwehr übermächtiger feindlicher Einwirkungen zu erzielen. Ohne diese staatspolitische Charakterschwäche, die seltsamerweise einer einseitigen Charakterstärke, dem hervorragenden Persönlichkeitsgefühl des Germanen, entspringt, wären wir das erste Volk der Erde, dem Europa vom Nordkap bis zu den Säulen des Herkules, von Irland bis ins russische Steppengebiet gehörte. So aber haben wir nur dazu beigetragen, das Blut der Lateiner, Kelten, Madjaren und Slawen aufzufrischen und zu veredeln und im Kampfe gegen uns zu ertüchtigen: die Führer der uns feindlichen Nationen waren und sind noch heute mehr oder minder germanischen Geblüts, die die Natur des Renegaten- und Bastardtumes mit wütender und auch erfolgreicher Beharrlichkeit gegen das bessere Teil anrennen ließ. Im kleinen, desto übersichtlicheren Maße sehen wir dies bei den nichtdeutschen Stammherden in Österreich-Ungarn, deren Leithammel deutscher Abstammung sind, was sehr häufig ihre nur zuweilen mühsam verballhornte Namen dartun; immer aber haben sich diese Führer an der deutschen Kultur großgesogen, ohne der Alma Mater anders als mit Undank zu lohnen.

Während all der Zerfall- und Verfallperioden ist doch bei den Besten der Nation, wie bei der Masse selbst im unauslöschlichen Bewußtsein der natürlichen Einheit aller Glieder das Sehnen nach diesem Idealzustand ständig genährt worden und hat erschütternden Ausdruck zum Beispiel in der „kaiserlosen, der schrecklichen Zeit", wie während der sieben Jahrzehnte vor 1871 gefunden, ja in den deutschen Gebieten der Donaumonarchie sind derartige Stimmungen und Stimmen noch heute lebendig.

Am wenigsten ist die kulturelle Einheit des deutschen Volkes gestört worden, abgesehen von der unseligen Kirchentrennung mit ihren jetzt langsam abklingenden Folgen und abgesehen von der Loslösung der Holländer und Flamen durch Erhebung ihrer Mundart zur Schriftsprache; auch diese Spaltung ist vielleicht eher zu überbrücken, als wir heute ahnen. Im übrigen hat das gemeinsame geistige Leben fast alle Hindernisse zwischen Nord und Süd, Reichsdeutschen und Auslanddeutschen zu überwinden verstanden und so ein großdeutsches Gemeinsamkeitsgefühl von rührender Innigkeit geschaffen. Bei aller Anerkennung der Vorarbeit unserer Dichter und Denker, ohne die das Deutsche Reich, der Kristallisationskern des gesamten Deutschtumes, unmöglich gewesen wäre, ist immer und immer wieder auf die wirtschaftliche und militärpolitische Zusammenfassung der Hauptgebiete hinzuweisen: wir dürfen ebensowenig eines Friedrich List und seiner Nachfolger, wie eines Bismarck und Moltke vergessen.

Im neunzehnten Jahrhundert hat sich das neue Deutsche Reich über die Etappen: kulturelle, wirtschaftliche und politische Aneinanderschließung gebildet. Ob bei einer Fortführung des Werkes unter Angliederung der

dem deutschen Einflusse unterliegenden Länder Mittel- und Südosteuropas dieselbe Reihenfolge einzuhalten ist, mag unerörtert bleiben; sicher darf das gemeinsame militärpolitische Wirken der Gegenwart, soll es mehr als Augenblicks- und Notwert haben, nicht ohne die Begleitung wirtschaftlicher Maßnahmen bleiben. Der Mensch lebt nicht allein von Gedanken, Reden und Heldentaten, er muß sich auch bekleiden, nähren und mit allerlei nützlichen und angenehmen Dingen umgeben. Wer ihm dies alles gewährleistet, schafft und vermittelt und dafür andere Erzeugnisse in Kauf nimmt, wer mit ihm zusammen arbeitet, darbt und genießt, der steht ihm nahe, ist sein Freund und Bruder. Nichts Gefährlicheres für die Einheit eines Volkes als getrennte Wirtschaftszonen, Zollgrenzen, verschiedene Währungen und dergleichen.

Während diese Binsenwahrheit nun selbst Politiker und Schriftsteller von der international angehauchten Linken in Wort und Schrift predigen, geht unser deutschreichisches Wirtschaftsleben in diesem Kriege einen Gang, der zu den stärksten Befürchtungen Anlaß geben muß. Schulter an Schulter kämpfen Preußen und Bayern, Schwaben und Mecklenburger in Ost, West und Süd, gemeinsam in der Luft, auf und unter See, gegen eine Welt von Feinden. Ihr Blut fließt auf zahllosen Wahlstätten ineinander. Sie alle verteidigen das große ganze Vaterland. Aber dies gibt es sozusagen gar nicht mehr. Nicht die Gegner haben es hinterrücks vernichtet, nicht die Erde hat es verschlungen, sondern eine am grünen Tisch ausgeheckte, mangelhafte und verkehrte Kriegswirtschaft hat das Unglaubliche bewirkt.

Nachdem man lange hin und her gesonnen und an dem lebenden Leibe des Volkes herumexperimentiert, ist man endlich auf ein altes Rezept aus den Tagen der kläglichsten Ohnmacht und des elendesten Partikularismus verfallen: die Vogelscheuche „Absperrungspolitik" wurde aus der kleinstaatlichen Rumpelkammer von Anno dazumal herausgeholt, modern herausstaffiert und frisiert. Das große Vaterland ist in unendlich viele Vaterländchen zerlegt worden. Jetzt ist man z. B. nicht mehr Reichsdeutscher, ja nicht mehr Preuße, auch nicht etwa noch Brandenburger, sondern der Kreis Teltow ist das Vaterland, das teure, an das man sich mit ganzer Kraft anzuschließen hat, denn da man dort wohnt, wird man auch dort verpflegt; an seinen mit unsicht- aber sehr fühlbaren Schlagbäumen umgebenen Grenzen wandelt der Gendarm und wacht, daß nichts aus dem Auslande noch in das Ausland kommt. Mitten im Deutschen Reiche umgibt uns überall Ausland. Wir sind in längst versunkene Zeiten zurückgefallen, wir verzichten leichtfertig auf die Errungenschaft der Besten unserer Nation, die uns den Zollverein und endlich ein deutsches Wirtschaftsgebiet[1]) erkämpften. Arbeitsteilung und Tausch innerhalb eines umfang-

[1]) Nur mit Bitterkeit vermag man heute Art. 33 der Reichsverfassung zu lesen: „Deutschland bildet ein Zoll- und Handelsgebiet . . . alle Gegenstände, welche im freien

reichen Landes, die beiden Schirmer gegen Überfluß wie bittere Not, welche zumeist dicht nebeneinander liegen, sind sozusagen abgeschafft. Das undeutsche: „Jeder für sich, Gott für uns alle", ist an Stelle des deutschen: „Einer für alle, alle für einen", getreten. Weil die Gegner uns vom Weltmarkt abschlossen und dergestalt eine gewisse Not erzeugten, die aber noch immer erträglich gewesen und gewiß gern ertragen worden wäre, ging man unsererseits mit pedantischer Gründlichkeit weiter und sagte: „Deutschland für sich" ist nur halbe Arbeit, also „Schievelbein für sich", „Neutomischel für sich" und so weiter ohne Ende. Unsere verkehrte Absperrungspolitik, die eine gerechte Verteilung im großen verhindert, ohne dabei eine ergiebige Selbstbewirtschaftung zu ermöglichen, hat gerade in diesem Sommer die unerquicklichsten Erscheinungen gezeitigt.

Besäßen wir noch den reichsrechtlich festgesetzten und nun willkürlich aufgehobenen Umlauf der Güter, so würde sich die erforderliche Ausgleichung von Mangel und Überfluß von selbst eingestellt haben, ja bei streng durchgeführtem genossenschaftlichen Zusammenschluß der Verzehrer hätte auch den, jede Notlage begleitenden Wuchergeschäften wirksam vorgebeugt werden können. So aber ist dieser zumeist von undeutschen Elementen ausgeübten Betriebsamkeit, die wie ein Krebs an unserem Volkskörper zehrt, gleichsam ein staatliches Privileg ausgestellt worden. Geradezu aufreizend wirkt ferner z. B. die seelenruhige Feststellung des „Lokal-Anzeigers" vom 2. Juli über Sommerreise und Verpflegung, die auf Grund von Erkundigungen und Erhebungen in den einzelnen Gebieten des Reiches gemacht wurde. Es heißt da: „Je nachdem eine Gegend Eier, Butter, Grieß, Graupen, Hülsenfrüchte, Kartoffeln, Milch usw. in größerer oder geringerer Fülle besitzt, wird sie in der Verpflegung besser oder schlechter gestellt sein. Zur Verstärkung der Gegensätze trägt auch noch ein gutes Teil das Vorhandensein oder Fehlen von frischem Gemüse und Obst bei." Nun folgt eine Aufzählung der Bundesstaaten nach ihren gegenwärtigen leiblichen Genüssen; wer über Zeit und Geld verfügt, mag sich daraus sein Schlaraffenland wählen[1]).

Daß man zwei Haupterfordernisse, nämlich das Durchhalten bis zum Siege, und die zukünftige Reichsfreudigkeit auf das höchste gefährdet hat, scheint gewissen Ortes nicht erfaßt zu werden. Kriegsjahre zählen gewöhnlich doppelt, diesmal aber zehnfach, denn die Not ist überaus groß,

---

Verkehr eines Bundesstaates befindlich sind, können in jeden anderen Bundesstaat eingeführt werden."

[1]) Hier sei auch auf das verhältnismäßig üppige Leben in Ungarn hingewiesen, das der deutsch-siebenbürgische Abgeordnete Neugeboren jüngst brandmarkte. Vermögen wir denn nicht den Bundesgenossen, dem wir die schon bedrohlich werdenden Russen, Serben und Rumänen vom Leibe hielten, zu bewegen, uns von seinem Überfluß, wie mehr als recht und billig, etwas abzugeben? Österreich leidet übrigens an ähnlichem Mangel wie wir, besonders, was bezeichnend ist, in seinen deutschen Gebieten.

die Opfer schwerer als jemals, die Verbitterung nachhaltiger als in den Tagen der Vorfahren. Wir werden also sehr lange Zeit in kleinsten und kleinlichsten Verhältnissen verkümmert sein, während uns das große Vaterland, für das wir kämpfen, wie ein Phantom zerrinnt. Zollvereins-Abmachungen und Reichsverfassung sind belanglose Papierfetzen geworden, Eisenbahn- und Schiffahrt nutzloser als die Karrenwege des Mittelalters; unsere so viel gerühmte Wirtschaftsorganisation mit ihren Verfügungen, Gegenverfügungen (ordre, contre-ordre, désordre), Kriegsgesellschaften, Beschlagnahmungen, Aufspeicherungen usw. hat sich je länger je mehr zu einer Landplage ausgewachsen, gegen die Krieg und Kriegsnot wie Waisenknaben erscheinen.

Aber haben wir denn nicht eine Stelle, die Abhilfe schaffen könnte, sind wir nicht ein konstitutionelles, parlamentarisches Volk, wenn es auch mit unserer Demokratisierung nicht so rasch vorwärts will, wie in dem russischen Dorado? Wer ehrlich ist, hofft da nichts. Einige Kommissionen fahren im Lande umher, Abgeordnete halten Reden zum Fenster hinaus, beschäftigen sich jedoch zumeist mit der „Neuorientierung unserer Politik": Ex oriente lux?! Mich deucht, von dorther ist uns stets Luzifer gekommen! Wir sind auf dem besten Wege, den äußeren Sieg, denn diesen dürfen wir erhoffen, mit einer inneren Niederlage zu bezahlen. Unsere Wirtschaftseinheit, die Grundlage eines geordneten Staatswesens, ist durchbrochen; unser Volk wird mit fremd-demokratischen Phrasen zugunsten eines Führer-Klüngels vergiftet. Wieder einmal soll das deutsche Volk um seine Erfolge geprellt werden; wieder einmal feiern Selbstsucht, Krämergeist und Demagogendünkel Orgien im Vaterlande, das, obzwar noch eingeengt und umdroht, schon heute den Undeutschen von Geblüt und Gemüt zu groß, zu stark, zu mächtig erscheint.

Eins tut not, eins kann nur helfen: Ein Mann aus Millionen! Es ist die alte berühmte Frage, die wir an das Schicksal stellen:

Tritt aus der Führer wildem Zanken
Kein so antiker, ganzer Mann,
Der den unsterblichen Gedanken
Der deutschen Größe fassen kann?
Der ohne Ansehn und Erbarmen
Zu Hauf uns treibt im Schlachtenschweiß
Und dann mit unbeugsamen Armen
Die deutsche Mark zu runden weiß?
Nur Einen aus den Millionen,
Nur Eine eisernharte Faust!

Berichte und Notizen.

Heinrich von Treitschke und der deutsche Frieden. Draußen im Westen tobt die Entscheidungsschlacht des Weltkrieges. Wir werden sie gewinnen ebenso wie wir jetzt dabei sind, Englands Seeherrschaft endgültig zu brechen. Der Sieg ist bei den deutschen Fahnen, das ist unumstößliche Gewißheit für jeden deutschen Soldaten. Doch bang klingt die Frage: Ist das deutsche Volk reif und selbstbewußt genug, den Sieg voll und ganz auszuwerten für die Zukunft? Deutsches Volk, höre, was der liberale deutsche Geschichtsschreiber und Politiker, der Dresdener Heinrich von Treitschke 1870 seinem heißgeliebten deutschen Volke zurief: „Ich weiß es wohl, es leben der klugen Leute viele, die vorsichtig abmahnen: berührt nur jetzt nicht diese heikle Frage, erweckt nur jetzt nicht den kaum eingeschlummerten Groll der Parteien. — Wunderlicher Irrtum! Die Frage, die sich hier erhebt, steht über allen Parteien; es ist die Frage, ob diesem deutschen Kriege auch ein deutscher Friede folgen, ob beide aus einem Guß und Geist sein sollen, ob, wie die Schwerter schlugen allein um des großen Vaterlandes willen, auch die Satzungen des Friedens sich richten sollen allein nach den Geboten deutscher Sicherheit und Ehre. — — Und gerade jetzt soll die Presse offen reden, solange das Eisen des heiligen Völkerzornes noch im Feuer geschmiedet wird, solange der herrliche Einmut dieses Krieges noch nicht überwuchert ist durch das kleine Spiel der Parteien. — — Schreitet der Krieg in dem angehobenen großen Gange weiter, so wird der Feldherr der Deutschen im Namen der Verbündeten den Frieden schließen und was an Land zu fordern ist, an die Verbündeten insgemein abtreten lassen. — Wo liegt die Grenze, die wir zu fordern berechtigt sind? Die Antwort ist einfach. — Unser neuer Staat dankt seine Kraft der nationalen Idee, er soll jedem fremden Volkstum ein redlicher Nachbar, nicht ein herrschsüchtiger Gegner sein und findet darum seine Westgrenzen vorgezeichnet durch die Sprache und Sitte des Landvolkes. — Es ist nicht die Aufgabe einer weisen nationalen Politik, sehr weit über das Gebiet hinauszugreifen, doch darf sie auch nicht mit doktrinärem Eigensinn an der Sprachgrenze als einer unüberschreitbaren Schranke festhalten. In keinem Lande Europas fällt die politische Grenze mit der nationalen vollständig zusammen; keine der großen Mächte, auch Deutschland nicht, kann den unausführbaren Grundsatz „die Sprache allein bestimmt die Gestalt des Staates" jemals anerkennen. Es genügt nicht mehr, daß wir uns heute stark genug fühlen, dem Angriffe Frankreichs und selbst eines europäischen Bundes zu widerstehen. — Unsere Wehrverfassung ist sinnlos ohne gesicherte Grenzen. — Wir werden eine dauerhafte Sicherung des Völkerfriedens nur dann erlangen, wenn von den befestigten Pässen der Vogesen deutsche Feuerschlünde in das welsche Land herniederschauen und unsere Heere in wenigen Märschen in die Ebene der Champagne hinabsteigen können, wenn dem Raubtiere die Zähne ausgebrochen sind und das geschwächte Frankreich nicht mehr wagen darf, uns anzugreifen. Bestände ein lebendiges Gemeingefühl —, so müßte der übermütige Friedensstörer — gezwungen werden, das altberühmte Westflandern mit Dünkirchen, mit Lille — dem alten Ryssel — mit jenem Douai, wo der flandrische Löwe noch auf dem Rathause die Wetterfahne schwingt, — herauszugeben. Der törichte Wahn, als ob Rachsucht und Großmut den deutschen Länderbestand sichern könne, hat sich grausam bestraft. — Jeder Staat soll die Bürgschaft seiner Sicherheit allein in sich selber suchen. Nur der Dilettant mag sich erdreisten, im einzelnen die Satzungen eines Friedensschlusses auszuklügeln, dessen Vorbedingungen selbst dem handelnden Staatsmann noch verborgen sind. — So bleibt unserer Presse nur die Pflicht, die stillen unbestimmten Hoffnungen, die jede Brust bewegen, zu klarem Bewußtsein zu wecken, auf daß beim Friedensschlusse ein fester durchgebildeter Nationalstolz schirmend hinter unsern Staatsmännern stehe." (So Heinrich von Treitschke am 30. August 1870, zu lesen in seinen „Schriften zur Tagespolitik", Berlin 1913, Georg Reimer, S. 50 ff.)

Zum 75. Geburtstag Schönerers. Am 17. Juli beging der ehemalige österreichische Reichsrats- und Landtagsabgeordnete Georg Schönerer, Führer der alldeutschen Partei in Österreich, seinen 75. Geburtstag. Der auch in weiten völkischen Kreisen Deutschlands bekannte Politiker war, so schreibt man uns aus Wien, von 1873 bis 1907 Mitglied des österreichischen Abgeordnetenhauses. Seitdem lebt er, vom politischen Leben zurückgezogen, auf seinem väterlichen Gut Schloß Rosenau in Niederösterreich. Schönerer ist der Bahnbrecher des Antisemitismus, des sozialen Reformgedankens und der Los-von-Rom-Bewegung in Österreich gewesen. Er war auch der Erwecker und Führer der deutsch-völkischen und später der alldeutschen Bewegung in Österreich. Sein Bauernprogramm bildet die Grundlage der agrarischen Programme aller österreichischen Parteien. Sein Eintreten für Bismarck und seine durch zäheste Beharrlichkeit durchgesetzte Überwindung des Bismarckhasses in Österreich war von großer politischer Bedeutung. Auch von den Gegnern als fester Charakter geachtet; ein hinreißender Redner vor dem Volke und schlagfertiger Debatter im Parlamente, konnte er, materiell unabhängig, seine Meinung nach unten und oben rücksichtslos vertreten.

Kaiser Karl hat dem ehemaligen Reichsratsabgeordneten Georg Schönerer zum 75. Geburtstage den Adelsstand wieder verliehen. Dieser war ihm aberkannt worden wegen Verurteilung zu mehrmonatiger Gefängnisstrafe, die er sich wegen eines Überfalles der Redaktion des linksliberalen „Neuen Wiener Tageblattes" zugezogen hatte.

Vom Geiste unserer Zeit. Die nachfolgenden Gedanken sind bei dem Lesen des Buches „Der schlimmste Feind" von Fritz Bley entstanden und möchten zu einem rechten, eingehenden Durcharbeiten dieses Buches anregen, das sein Ziel, das deutsche Gewissen zu schärfen, nur erreichen kann, wenn es immer wieder und von möglichst vielen gelesen und durchdacht wird. Was ich hier niederschreibe ist nur Einzelnes, Weniges, wird aber vielleicht geeignet sein, dem genannten Buche, dessen Wert u. a. so mancher deutsche Heerführer anerkannt hat, neue Aufmerksamkeit zuzuführen.

Freiheit. Unter den „vernunftmörderischen Schlagwörtern" (Seite 121) ist kaum eines so häufig gebraucht wie „Freiheit" — und gemißbraucht. Was ist denn Freiheit? Die Rütlimänner rufen: „Wir wollen frei sein, wie die Väter waren!" Freiheit ist uns vererbt, ist das Wohnen in den gewohnten Formen des Staatslebens. Diese politischen Formen zu mißachten, als vernunftwidrig zu verschreien, ist ebenso unsinnig, alls wollte man etwa das feste Gefüge des Ameisen- oder Bienenstaates naturwidrig und „reformbedürftig" nennen. Je mehr das deutsche Volk und die deutschen Staaten ihre Verfassungen aus sich selbst und ihrer Geschichte geschaffen haben, desto freier sind sie. Je mehr man dagegen nach fremden „Freiheiten" lugt, desto abhängiger macht man sich vom Auslande, desto unfreier wird man. Eben weil solche Abhängigkeit von volksfremden Gedanken leicht in politische Unterwerfung übergehen kann, brauchen wir straffe Unterordnung unter unsere Staatsgewalt. Nur solche Selbstzucht, die willig und verständig etwas „persönliche Freiheit" opfert, führt zur Einheit, und nur Einheit führt zum Siege, und nur der Sieger ist frei.

England. Fritz Bley zeigt (Seite 68 ff.), wie uns England als unser „Verbündeter" im Befreiungskriege weniger als nichts genützt, nachher sehr geschadet hat. Was damals England zum kriegerischen Eingreifen bestimmt hat, war der Wunsch, das übermächtige Frankreich niederzuwerfen. Sobald dies geschehen war, zeigte sich England als Feind Preußens und Deutschlands. Alle seine Arbeit ging dahin, die Mittelstaaten zuungunsten Preußens zu stärken und diesem so möglichst starke Gegner zu erwecken, die Preußens Aufstreben niederhalten sollten. Die Bildung und Vergrößerung der Staaten an der Nordsee dienten diesem Zwecke. Elsaß und Lothringen, Metz und Straßburg wurden immer wieder für Deutschland verlangt. Doch dem Einflusse Wellingtons auf den Kaiser Alexander ist es gelungen, das besiegte Frankreich auch gegen solche gerechteste Wünsche zu sichern. Und E. M. Arndt ruft, verzweifelnd und weissagend zugleich, aus:

„Welche unwürdige Eifersucht und Neid gegen Preußen, weil das schien etwas Großes werden zu können! Welche dreifache Eifersucht würde es sogleich offenbaren, wenn Deutschland je in die würdige Stellung kommen könnte, nur den Anfang einer Seemacht zu bilden?"

Belgien. Die Gründung des belgischen Staates (Seite 73) entsprang ebensosehr einem Fehler der deutschen Politik, wie sie im Vorteile Englands lag — ebenso wie etwa die Absplitterung Ostfrieslands usw. von Preußen an Hannover. Man zwang den flämischen Stamm in unnatürliche Verbindung mit dem wallonischen und gab dem neuentstandenen Staate einen König, der mit einer Bourbonin vermählt war. So diente Belgien dazu, dem geschwächten Frankreich zu einem Rückhalt gegen Osten zu werden. Die natürliche Lage Belgiens und die Lebensbedürfnisse Deutschlands erforderten es, daß Belgien an Deutschland oder an Holland angeschlossen wurde. Den vereinigten Bestrebungen Talleyrands und der Lords Palmerston und Grey aber ist es gelungen, Belgien zu dem zu machen, was es geworden ist — zum „Hehler der Einbrecher" (Bley, S. 97).

Die Urtümlichkeit der Volkssitten und -anschauungen (S. 103) steht in Zusammenhang mit der Bekämpfung des „schlimmsten Feindes", des undeutschen Verlassenseins unseres politischen Denkens (S. 101). Unser Denken muß deutsch sein, nicht allseitig, alldeutelnd und „objektiv". Der gegenwärtige Krieg hat wieder gezeigt, wie stark die Fähigkeit, sich in die Gedanken der Feinde hineinzudenken, bei den Erzeugern eines großen Teiles unserer „öffentlichen Meinung" ist, und wie urteilslos alles nachgesprochen wird, was so vom „reinsachlichen", d. h. undeutschen Gedankenkreise aus gesagt wird. Wer allen Glauben an Gott „überwunden" hat, hält es doch für Mannesmut, solchen Meinungsmachern nachzubeten und nachzutreten. Die wenigsten Deutschen werden sich aber klar, daß sie bei dem Schönfinden alles Fremden nur die Gedanken von Leuten nachklügeln, die ihrer Abstammung nach zu einem Allerweltsvolke gehören, das nie deutsch fühlen kann. — Professor F. Rostalski, Mysłowitz.

Zur Mittgartfrage. Eine Antwort auf die Ausführungen des Herrn Siemens im Juliheft 17. — Gewiß zähle ich Herrn Siemens nicht zu den Verfechtern der „Menschenrechte", aber die Wirklichkeitsphilosophie irrt gewaltig, wenn sie von dem Grundsatze ausgeht, zu hoch geschraubte Ideale verhinderten die Durchführung des Möglichen. Ich, und wahrscheinlich viele Tausende mit mir, interessieren uns sowohl für die Vorschläge der rassenhygienischen Gesellschaft, als für jene des Mittgartbundes. Mein Interesse für die Mittgartidee hat mich beispielsweise keineswegs unserer altbewährten österreichischen „Südmark" untreu oder überdrüssig gemacht, die mit noch einfacheren Grundsätzen bei ihren Besiedelungsbestrebungen zu Werke geht. Unterstütze, was bereits besteht, aber trachte stets nach Höherem! — Selbst wenn die Mittgartidee nicht einmal als Versuch oder als ganz bescheidenes Nebenunternehmen in Frage käme, wäre die Wirklichkeitsphilosophie im Irrtume, unerreichbare Ideen als zeitverschwendende Spielereien hinzustellen. Die extremen Flügel sind notwendig, weil sonst die Mittelparteien nur zu bald im Professorentemperamente und in der Kompromißwirtschaft ersticken. Die Ideen der Sozialdemokratie sind bis heute nicht annähernd verwirklicht worden, und trotzdem haben sie den ganzen Zeitgeist umgeformt und in die Hand bekommen. Wenn wir nun an unseren rechten extremen Flügeln beständig rütteln und zerren, so werden wir dadurch auch bald die rechte Mitte flügellahm machen, denn die Welt ist sehr schwerhörig und hört nur auf die kräftigen Stimmen der Flügelmänner. Will man ganz neue Stilbauten errichten, so müssen erst die alten Grundmauern abgeräumt werden, die alten Staatsgrundgesetze im Reiche des Geistes müssen vorerst zermalmt werden. — Dr. Haiser.

Merkworte zur Rassenhygiene. Von Dr. Fritz Lenz.

1. Vererbung und Auslese sind die beiden beherrschenden Mächte des Lebens. Kein Volk, das eine Zukunft haben will, darf sie in seinen Einrichtungen übersehen.

2. Alle körperliche und geistige Tüchtigkeit, alle Bildung, aller soziale Wert eines Menschen erwachsen auf der Grundlage seiner ererbten Anlagen: seiner Rasse.

3. Wenn das Aussterben der Familien in den führenden Kreisen unseres Volkes so weitergeht wie im letzten Menschenalter, so ist der Niedergang und Untergang unserer Rasse nur noch eine Frage der Zeit.

4. Es ist ein höchst gefährlicher Wahn, daß zwei Kinder zur Erhaltung der Familie genügen. Selbst in ruhigen Zeiten wird die bloße Erhaltung im Durchschnitt noch nicht einmal durch drei Kinder verbürgt.

5. Nicht Lebensnot, sondern Luxusaufwand trägt die Hauptschuld, daß in den tüchtigen und gebildeten Familien zu wenig Kinder geboren werden.

6. Eine Erneuerung der Sittlichkeit tut uns not: nicht nur das Glück des Einzelnen oder der Gesellschaft von Einzelnen, sondern die organische Einheit des Lebens, die Rasse muß unser Ziel sein.

7. Es ist gar nicht so leicht, so zu leben, daß daraus mehr Vorteil als Nachteil für die Rasse erwächst. Wer nicht fähig ist, mehrere gesunde Kinder aufzuziehen, dessen Leben wird in der Regel von überwiegendem Schaden für die Rasse sein.

8. Höchste Lebenserfüllung findet das Weib nur als Mutter, nur in ihren Kindern, — und auch der Mann nicht ohne Kinder.

9. Die Familie ist die unersetzliche Grundlage des Staates, des Volkes, der Rasse.

10. Die Aufzucht gesunder Kinder ist die wichtigste Leistung für Staat und Volk: darauf muß auch die Wirtschaftsordnung des Staates eingestellt werden.

11. Wer nicht mindestens drei gesunde Kinder aufzieht, sollte zu staatlichen Lasten herangezogen werden, die dieser Leistung wirtschaftlich entsprechen.

12. Die führenden Kreise unseres Volkes haben die Pflicht, mit der bewußten Vereinfachung und Verbilligung der Lebensführung voranzugehen.

13. So wichtig die Erziehung für den Einzelnen auch ist, es ist ein Wahn, durch Erziehung und Übung die Rasse verbessern zu können.

14. Die Überwindung des Alkohol- und Tabakkapitals ist eine Aufgabe, die durch das Glück und die Gesundheit von Millionen deutscher Kinder belohnt werden würde.

15. Verderblicher als alle anderen Volksseuchen, verderblicher noch als selbst die Tuberkulose ist die Gonorrhoe und die Syphilis für das Leben des Volkes. Es ist endlich an der Zeit, daß diese in die Seuchengesetzgebung einbezogen werden.

16. Keine noch so sorgfältige Säuglingspflege, keine noch so weitgehende Fürsorge für Uneheliche kann den Mangel an ehelichen Kindern ersetzen.

17. Nicht nur Zahl, sondern auch Tüchtigkeit, nicht nur Tüchtigkeit, sondern auch Zahl der Volksgenossen ist nötig, um im Daseinskampfe der Völker zu bestehen. Daher erstreben wir die größtmögliche Tüchtigkeit der größtmöglichen Zahl.

18. Eine wirklich durchgreifende Rassenhygiene ist weder durch Eheverbote noch durch Aufkreuzung kranker Familien mit gesunden zu erreichen, sondern einzig und allein dadurch, daß man den gesunden und rassetüchtigen Familien durch sozialwirtschaftliche Einrichtungen und Gesetze zur Sammlung und Vermehrung verhilft, so daß sie im Laufe der Geschlechterfolgen an die Stelle der untüchtigen und entarteten treten.

19. Die Ausdehnung der deutschen Bauernsiedelungen im Osten ist eine der dringendsten Lebensfragen unseres Volkes.

20. Auch der Bauer ist nicht gegen das Zweikindersystem gefeit. Es müssen daher bäuerliche Lehen in großer Zahl für tüchtige Bauernsöhne gegründet werden, und die Erblichkeit dieser Lehen muß an die Aufzucht von mindestens vier Kindern gebunden sein. Nur so kann es gelingen, diese Quelle unserer Volks- und Rassenkraft vor dem Versiegen zu bewahren.

(Aus „Deutschlands Erneuerung", Monatsschrift für das deutsche Volk, Juniheft 1917. Verlag von J. F. Lehmann, München.)

Ist das Wort „völkisch" richtig gebildet? Der „Verein zur Abwehr des Antisemitismus" wandte sich vor einiger Zeit in wohlverstandenem Interesse auch gegen das Wort „völkisch" und schrieb in seinen Mitteilungen: „Das Wort klingt einem — während des Krieges noch mehr als vorher — allenthalben, in der Presse, in Versammlungen, im Privatgespräch entgegen. Auch in Grüßen aus dem Feld kehrte das Wort immer wieder, obwohl seine sprachliche Berechtigung im höchsten Grade anfechtbar ist." Der Verein beruft sich dabei auf die Zeitschrift, den „Zwiebelfisch", deren Redaktionsphilologe gesagt hätte: „Die Wortbildung „völkisch" hatte ich im letzten Heft beanstandet. Das hat mir eine ganze Reihe Zuschriften eingetragen, darunter recht ungehaltene. — Ich rette mich daher in die Arme der Wissenschaft und finde im „Grammatischen Nachschlagebuch" goldene Worte, die mich glänzend rechtfertigen. Dort wird auf Seite 153 betont, daß „die Bedeutungsunterschiede der drei Suffixe -ig, -isch und -lich vielfach verwischt seien, daß es aber eine Reihe Ableitungen gibt, bei denen sie noch zu erkennen seien und festgehalten werden können und müssen". Das Werk führt an: weibisch und weiblich, kindlich und kindisch, herrisch und herrlich, launisch und launig, traulich und mißtrauisch, göttlich und abgöttisch usw. Überall ist -isch das die Verzerrung ausdrückende Suffix. Das Werk stellt fest, daß volkisch, völkisch und volklich schauderhafte Verdeutschungen von national seien."

„Das Wort völkisch", fährt der Abwehrverein fort, „wird sich nun freilich, nachdem politische Gruppen es auf ihre Parteifahne geschrieben haben, sobald nicht aus dem Sprachgebrauch verdrängen lassen."

Die wissenschaftlichen Folgerungen des Vereins aus dem „Zwiebelfisch" stimmen leider nicht ganz, ja, bei „völkisch" ist vielmehr alles in bester Ordnung, denn die Silbe -isch bezeichnet oft statt einer Verzerrung geradezu den Charakter, z. B. Jude = jüdisch, Zank = zänkisch; althochdeutsch thiuda, deutsches Volk = thiudisk, zusammengezogen: tiutisch, teutsch, deutsch. „Völkisch" bedeutet: dem Wesen, der Art dessen entsprechend, was das Hauptwort „Volk" meint, insbesondere also „deutsches Volk", da „Volk" ja zu unserm Wortschatz gehört, während „Pöbel" aus dem Romanischen entlehnt ist. Man sagt auch: deutschvölkisch.

Immerhin steht der Verein mit seiner Abwehr nicht allein. Schon vor Jahren schrieb die tüchtige „National-Zeitung" gegen die Königsberger Rede des Kronprinzen törichterweise: „Die internationalisierenden Bestrebungen, soweit sie dem Gedeihen der gesamten Menschheit gelten, verwischen nicht die „völkische" Eigenart, sie helfen ihr im Gegenteil zu einer um so reineren Ausprägung." Das kürzlich offiziös gewordene sozialdemokratische „Berliner Tageblatt" schloß sich damals mit einer hochwissenschaftlichen Erklärung an: „Der Ausdruck „völkische Eigenart" kam zuerst in Österreich in den Reden der Wolf, Schoenerer und anderer Deutsch-Nationalen auf und wurde dann, mit dem ebenso schönen Wort „Volkheit" von unsern Alldeutschen hier eingeschleppt . . . Wo aber sieht man jene internationalisierenden Bestrebungen, von denen eine Zerstörung der „gesunden völkischen Eigenart" droht? Diese rhetorische Wendung kommt bei den Alldeutschen häufig vor, aber noch niemand hat uns ihren Sinn erklärt."

„B. T." schrieb am 13. September 1910 ebenfalls in dem sichtbaren Bestreben, das prächtige, fürstliche Neuwort „völkisch" zu entwerten und in schlechte Gesellschaft zu bringen, gar gegen die Prügelstrafe:

„Aber wenn sich auch sonst unsere Agrarier auf ihre „völkische Eigenart" sehr viel zugute tun, die Dummheiten des Auslandes ahmen sie mit Wonne nach. Es gibt besonders ein Blatt in deutschen Landen, die agrarische „Deutsche Tageszeitung", die keine Sonntagsnachmittagsepistel schließen kann, ohne das ceterum censeo hinzuzufügen, daß die Prügelstrafe wieder eingeführt werden müsse." Es schrieb ferner am 23. September 1910 auch gegen die Todesstrafe: „Auf die ‚völkische' Eigenheit des Henkerbeils zu verzichten, sollte einem Kulturstaat nicht schwer fallen."

Die politische Bedeutung der ukrainischen Frage. In der von Dr. Falk Schupp herausgegebenen „Osteuropäischen Zukunft" (J. F. Lehmanns Verlag, München) behandelt der bekannte Orientpolitiker Paul Dehn, Berlin, die politische Bedeutung der ukrainischen Frage in Ausführungen, denen wir folgende Quintessenzen entnehmen: Noch wird die politische Wichtigkeit der ukrainischen Frage für die künftige Gestaltung der Beziehungen zwischen den Mittelmächten und Rußland bei weitem nicht genügend erkannt. Hier und da erhoben sich in Deutschland Zweifler und sagten, die Ukrainer seien für die staatliche Selbständigkeit noch nicht reif, seien nur eine stumpfe Masse ohne entwickeltes Nationalbewußtsein. In einem Vortrag von der Ortsgruppe Berlin des Deutschen Ostmarkenvereins wandte sich Mitte März Geheimrat Professor Dr. Dietrich Schäfer von der Berliner Universität gegen diesen Einwand und sagte: einmal in Bewegung gekommen, könne das rasch anders werden und das Ukrainertum seinen Willen zeigen. Er erinnert an die Gleichgültigkeit der Deutschen, wie sie noch vor einem Menschenalter beklagt wurde. Die Befreiung der Ukraine von Rußland gehört zu den wichtigsten Ursachen und Zielen des Weltkrieges. Zwei Großmächte gerieten darüber in unüberbrückbaren Gegensatz. Sollte man die ukrainische Frage wider Erhoffen bei den künftigen Friedensverhandlungen beiseite lassen, so wird sie deshalb nicht aus der Welt geschafft werden, sondern immer wieder hervortreten, bis eine befriedigende Form ihrer Lösung gefunden worden ist. Was den Ukrainern zunächst zu erwirken ist, wäre mindestens volle Selbstverwaltung unter Aufsicht und Bürgschaft der Mittelmächte.

Bücherbesprechungen.

Der Staat als Lebensform von Rudolf Kjellén. — Der Verlag S. Hirzel in Leipzig bietet uns Deutschen abermals ein herrliches Buch an. Ich sage abermals, weil er uns erst kürzlich durch das Buch des holländischen Gelehrten Valckenier Kips überrascht hat, das den Beweis erbrachte, daß die biologische Auffassung des Staates bereits in allen germanischen Ländern Wurzel zu fassen beginnt. Der Verfasser, Mitglied des schwedischen Reichstages und Professor in Upsala, enthüllt den Staat als organische Lebensform. Die liberale Manchesterschule in der materialistischen Beleuchtung Lockes und in der puritanischen Kants versinkt, der „soziale Kontrakt" des Jakobinerstaates Rousseaus geht in Flammen auf, denn das Ende des demokratischen Zeitalters dämmert nun auf! Die Nadel des Weltgeschichteregistrators ist am tiefsten Punkte einer Depression angelangt, langsam beginnt sich die Kurve zu heben und furchtbare Stürme und Regengüsse dürften das rasche Ansteigen des Luftdruckes begleiten. Kjellén befürchtet, die Nadel des Registrierinstruments dürfte sich mit keiner Mittellinie begnügen, auf ein Wellental der Kurve müsse unbedingt ein Wellenberg folgen, der Cäsarismus stünde vor der Türe. — Nun, wir haben Beispiele aus der Geschichte zur Genüge kennen gelernt, daß sich gerade aus den extremsten Demokratieen schließlich die absolutesten Tyrannen herauskristallisiert haben. — Kjellén ist vor allem Beobachter im Gebiete der politischen Meteorologie, als Fachgelehrter stellt er sich den neuesten Strömungen des menschlichen Geistes bloß objektiv gegenüber. Aber schon zeigt sich der wieder erwachende philosophische Geist des kommenden Zeitalters in seiner Denkungsart, der die Wissenschaft nicht immer nur auf der Frage herumreiten läßt: „Wie bist du?", sondern weiter dringt: „Wie sollst du sein?" — Daß man trotz aller vermeintlichen Objektivität in politischen Fragen niemals weiter kommt als zu einer unbewußten Subjektivität, dürfte dem Verfasser auf Seite 117 seines Buches entgangen sein. Wer den streitenden Nationen Blindheit, Vorurteile und eine niedrige, selbstsüchtige Ethik vorwirft, vergißt, daß er selbst nur als Mensch urteilt, dem die Subjektivität schon mit der Geburt in Mark und Knochen eingeboren ist, selbst wenn er

als Neutraler spricht. Der Mensch vermag nur im Stile seiner Heimat zu denken und zu richten, ist also dazu prädestiniert, als Voreingenommener Entscheidungen zu treffen. Und voreingenommen ist schließlich selbst der, der es mit seiner Objektivität am ehrlichsten meint, der Beobachter vom hohen Berge, der Neutrale, denn seine Urteile bleiben trotz alledem durch seine persönlichen Anschauungen, durch seinen individuellen Geschmack gefärbt. Das Absolute vermag nur Gott zu fassen, des Menschen Pflicht dagegen ist, zu seiner Gruppe zu halten und bis zum Tode auf seinem Posten zu verharren. Man muß unterscheiden zwischen Vorurteilen, an denen der Mensch als Pflicht, als Lebensaufgabe hängt und solchen, von denen er aus individuellem Eigennutz nicht lassen will. Erstere sind Gebot und — Wahrheit, letztere hingegen Sünde und Lüge. Für den Gruppenmenschen gibt es nun einmal keinen sogenannten neutralen Standpunkt, jeder sieht die Welt durch eine individuelle Farbe und er tut darum gut, die Farbe seines Stammes und seiner Rasse nicht zu verlassen, weil sie für ihn immer noch die sicherste bleibt. Ich kann auch dem Verfasser nicht ganz beipflichten, wenn er auf Seite 225 die Sittlichkeit des Staates geringer achtet, als jene des Individuums. Wohl müssen wir zugeben, daß das Individuum noch weit eher dem Idealismus zugänglich ist, als der Staat, aber das Individuum ist schon alt, entwickelt, während der Staat noch jung, noch Tier ist. Dem Staate steht daher eine Zukunft offen, die ihn einst weit über die Sittlichkeit des Individuums erheben dürfte. Auch gibt es der Staaten nur wenige, der Individuen hingegen Milliarden und aus diesen Milliarden der Gegenwart und der Vergangenheit erhebt sich kaum eine Handvoll aufrichtiger Denker. Ist damit die überlegene Sittlichkeit des Individuums bewiesen? Dem Staate schaut man bis in den Magen, den einzelnen vermag man in der Regel niemals ganz zu durchschauen, sonst würde man zumeist die schlechtesten Erfahrungen machen. „Vertraue auf den Staat, aber nicht auf den Menschen" dürfte das Losungswort der Zukunft sein. — Die Rassenfrage, die die organische Auffassung des Staates wie ein Leitmotiv von Anfang bis zu Ende durchdringt, übergeht der Verfasser leider mit den Worten: „Man kann nicht einmal die Möglichkeit leugnen, daß man sich in der Zukunft bei einer Erweiterung der Reichstypen wieder auf ihn (auf den Rassengedanken) berufen werde, und er dann eine wirkliche politische Rolle zu spielen habe. Wir haben nur zu konstatieren, daß die Zeit dazu jedenfalls noch nicht gekommen ist. Unsere Zeit steht im Zeichen der Nationalität; was darüber auf dem Gebiete der ethnischen Verwandtschaft liegt, das befindet sich noch im Lande der bloßen Träume oder doch höchstens im formlosen, dämmerhaften Stadium des Chaos." Unter Nation versteht der Verfasser ein Individuum, das lebt, sich entwickelt und Persönlichkeit besitzt, also eine Gruppe mit gleicher Zielstrebigkeit. Auch ich teile völlig diese biologische Auffassung, aber wie kann die gleiche Zielstrebigkeit gewahrt bleiben, wenn diese Persönlichkeit keinen einheitlichen Charakter besitzt, sondern ein rassisches Konglomerat aufweist? Freilich gibt es auch hier Aushilfsmittel und die Geschichte führt uns den Effekt eines solchen biogenetischen Ausnahmszustandes im römischen Imperium von Cäsar an vor Augen. Divergierende Kräfte vermag nur der Diktator zusammenzuhalten und zu einer gemeinsamen Leitlinie des Staates zusammenzuzwingen. Aber dies ist ein biogenetischer Ausnahmszustand, die reine Rasse folgt ungeleitet der gemeinsamen Richtlinie, darum gebührt ihr allein die Freiheit, dem Konglomerate hingegen der Tyrann. Wirtschaftssolidarität entscheidet nicht die tote mechanische Formel, sondern der Mensch, in dessen Hände sie gelegt wird. Nur in der Rasse ist das Heil des Staates! Das Rom der Imperatoren versank wegen Entrassung. Nicht die wandernden, fremden, jungen Völker verursachten dieselbe, im Gegenteile, sie wirkten auffrischend, der heimatliche Sklave bewirkte sie, der der Unfruchtbarkeit der Herrenrasse seine fünfzigfache Überlegenheit gegenüberstellen konnte. Der Sklave vermehrte sich als Freigelassener wie die Krähen, die Sperlinge, die Ratten und Mäuse, die ja trotz dieser Lebenszähigkeit dennoch nicht edle Tiere genannt zu werden verdienen, wie etwa die Nachtigall, die im Verschwinden ist. Eine Nation geht zumeist an Autointoxikation zugrunde: Verfall der Herrenrasse, Gleichstellung aller gegen alle.

Aber das ist eben eine Richtung, die noch einem vorgeschritteneren Stadium der antidemokratischen Bewegung vorbehalten ist, da selbst die „objektivsten" Gelehrten nicht mehr davor zurückschrecken werden, die Entrechtung aller Minderrassigen und die strammste Zucht für die Hochrassigen zu fordern. Sind wir einstweilen froh und begnügen wir uns mit den herrlichen Gedanken, die uns der Verfasser in seinem Buche geschenkt hat. Wir lesen beispielsweise auf S. 213: „In einem höheren Leben aufzugehen, — das ist ja für Staaten wie für Einzelmenschen der Gedanke, der dem Tod den Stachel und der Hölle den Sieg nimmt." Gewiß, nur der „Freiheitliche" und der Liberale mit seinem selbstsüchtigen, materialistischen Autonomiebedürfnis ist dem ewigen Tode verfallen! Das Kapitel „Der Staat als Haushalt, Gesellschaft und Regiment" ist geradezu glänzend durchgeführt. Ein neudeutscher Reformer nach dem Schlage der „Politisch-Anthropologischen Monatshefte" dürfte sich hier so zu Hause finden, daß er sich von diesem Kapitel gar nicht trennen können wird. Die Ständegliederung, die ständische Wahlordnung, die Bewertung der Stimmen nicht nach ihrer Menge, sondern nach der Qualität der Gruppe, von der sie stammen, alles herrlich abgefaßt, kurz das Buch bildete eine köstliche Würze zu den „Wissenschaftlichen Abhandlungen" des Astrophysikers Friedrich Zöllner vom Jahre 1878, die ich soeben lese und die sich in ähnlicher Weise — nur von anderen Angriffspunkten aus — gegen unseren eingefleischten und verderblichen Zeitgeist wenden. Die demokratischen Methoden der Liberalen und Sozialisten, alle einander gleichzustellen, haben nach des Verfassers Meinung nur dazu beigetragen, den Boden für einen neuen Vorherrschaftskampf und einen neuen Vorherrschaftszustand zu ebnen. Die alten Herren sind zu schwach geworden, es müssen neue kommen, edle, vornehme, aber trotzdem stahlharte Gestalten, denen die Schwäche der Duldsamkeit fremd ist. Wer aber unduldsam sein will, der muß auch gegen sich selbst hart sein können, muß asketisch leben. Der Geist des kommenden Zeitalters ist am besten vorausgesagt durch die Worte: „Ihr Wesen (der offiziellen Bürgerschaft, die der nivellierende Liberalismus geboren hat) ist in sozialer Hinsicht auflösend, niederreißend und gleichmachend. Sie bedeckt den Platz, wo das Haus der Ständegesellschaft gestanden, mit Schutt, baut aber nichts Neues, nichts Positives auf, und es wird uns auf einmal klar, daß wir in einem Übergangsstadium leben, das beim Wechsel der großen Typen stets eintreten muß. Wir stehen in dem Wellentale einer ausgeglichenen sozialen Hochflut und haben ein neues Anschwellen zu erwarten, dessen Gipfel uns eine neue organische Gesellschaftsform und ein neues Prinzip geben wird." — Wir wollen dem wackeren Schweden für diese Worte dankerfüllt die Hände drücken! Die Herren Engländer und Yankees irren sich, wenn sie glauben, der antidemokratische Geist ströme nur von Preußen-Deutschland aus und bedrohe die „Freiheit" der Welt, den anderen germanischen Stämmen sind auch schon die Augen aufgegangen! Speziell auf den Herrn Verfasser dürften die trüben Erfahrungen, die er durch die feministische Demokratie seines Nachbarstaates gewonnen hat, nicht ohne Einwirkung geblieben sein. Wir Deutschen sind also nicht mehr allein — freilich, wenigstens gegenwärtig spüren wir noch verflucht wenig davon, daß sich unser Gelehrtenstand zur Antidemokratie bekehrt hätte, er schwelgt nach Friedrich Zöllner immer lustiger im Sumpfe des englischen und französischen Gesellschaftsideals, das sowohl im Salon wie auf der Demagogenbühne seine Stützen findet. Dr. Franz Haiser.

O. Hauser, Der Mensch vor 100000 Jahren. Mit 96 Abbildungen und 3 Karten. Leipzig 1917, F. A. Brockhaus.

Der Name des in der Schweiz geborenen und vorgebildeten Verfassers ist bekannt geworden durch einige glückliche Altertumsfunde in Südfrankreich, besonders zwei fast vollständige Skelette des urgeschichtlichen Menschen, die, durch den verstorbenen Klaatsch in kunstgerechter Weise gehoben und zusammengesetzt, jetzt eine Zierde des Berliner Museums für Völkerkunde bilden. Obwohl beide als „diluvial" bezeichnet werden dürfen, gehören sie doch zwei ganz verschiedenen, auf sehr ungleicher Entwicklungsstufe stehenden

Rassen oder besser Arten des Menschengeschlechts, naturwissenschaftlich der Gattung Homo, an. Das eine, vor neun Jahren bei Le Moustier in der Dordogne gefunden, ist das eines etwa 16jährigen Jünglings und gehört zu der an Haupt und Gliedern noch sehr tierähnlichen Art des eigentlichen Urmenschen, während das andere, $1^1/_2$ Jahre später bei Montferrand entdeckt, von einem ausgewachsenen Manne stammt und mit seinem wohlgebauten, geräumigen Langschädel den heute lebenden Kulturmenschen schon recht nahe kommt. Seinem anthropologischen Berater folgend, gibt ihnen Hauser die naturgeschichtlichen Namen Homo mousteriensis und aurignacensis, und wenn es auch im allgemeinen in der Wissenschaft üblich ist, die zuerst vorgeschlagenen Bezeichnungen anzuerkennen, so sind wir doch in dem vorliegenden Falle dieser Anstandspflicht enthoben, da schon vorher fossile Menschenarten bekannt und benannt waren (H. primigenius und mediterraneus fossilis), denen sich auch die neuen Funde ungezwungen eingliedern. Geben wir jedem Einzelfund besondere, von der Örtlichkeit oder der Kulturstufe abgeleitete Namen, so verfehlen diese ihren Zweck, Verwandtes zusammenzufassen, vollständig. Wenn der Verfasser dem jugendlichen Urmenschen von Le Moustier ein Alter von 140 000, dem Manne von Montferrand dagegen ein solches von 40 000 Jahren zuschreibt, so dürfen wir uns nicht verhehlen, daß solche Schätzungen recht unsicher und keineswegs „gleich Jahresringen abzulesen" sind. Es ist sehr wohl möglich, daß das erdgeschichtliche Alter noch nicht einmal hoch genug veranschlagt und der Zeitunterschied zwischen beiden Funden kein so großer ist; denn während der Eiszeit haben in unserem Weltteil mehrere, verschiedenen sich einholenden und überflutenden Verbreitungswellen entstammende Menschenarten nebeneinander gelebt. Die Ansicht, der Urmensch von Le Moustier sei „gorilloid", d. h. dem Gorilla ähnlich und westlicher, der Mensch von Montferrand dagegen „orangoid" und östlicher Herkunft, ist unhaltbar, weil sachlich nicht begründet. Von keinem der großen menschenähnlichen Affen kann man sagen, er stehe dem Menschen am nächsten, sondern der eine hat den, der andere jenen Zug mit uns gemein. Bei dem Fundort La Micoque an der Vezere glaubt Hauser „die Kultur einer neuen diluvialen Rasse", und zwar einer „schimpansoiden", entdeckt zu haben, die sich auch an verschiedenen Stellen Deutschlands nachweisen lasse und einer wärmeren Zwischeneiszeit angehöre, und nennt sie nach dem Beispiel der Franzosen und Belgier „Micoquien". Wir haben jetzt ungefähr ein Dutzend solcher „Kulturen", doch ist eine scharfe Scheidung selbstverständlich sehr schwierig; ein langsamer Fortschritt hat sicherlich stattgefunden, aber man kann ganz gut mit einer Dreiteilung der älteren Steinzeit, des Paläolithikums, auskommen. Über eine andernorts aufgedeckte „Opferstätte vor 25 000 Jahren" mit Altar und Weihgaben aller Art, besonders Tierschädeln und Hörnern, wollen wir nicht streiten; möglich, daß der Verfasser hierin richtig gesehen hat. Als gewissenhafter Berichterstatter habe ich an dem anregend geschriebenen, mit zahlreichen, meist nach eigenen Aufnahmen hergestellten Abbildungen ausgestatteten Buche allerlei auszusetzen gehabt. Das soll aber niemand abhalten, sich in dasselbe zu vertiefen, denn es enthält auch viel Merkwürdiges und Belehrendes. Nach fast 20jähriger Arbeit ist der schweizerische, also neutrale Altertumsforscher beim Ausbruch des Krieges in rücksichtslosester Weise aus dem ihm lieb und vertraut gewordenen Forschungsgebiete vertrieben worden. Ludwig Wilser.

Der die germanische Sache unermüdlich fördernde Verlag „Kraft und Schönheit", Berlin-Steglitz, der neuerdings die Kleine Germanen-Bücherei, 20-Pfg.-Hefte zur Förderung germanischen Geistes herausgibt, läßt die Schrift des Dr. Arthur Lueßen, Verfassers verschiedener rassehygienischer Bücher, erscheinen **„Die Waffen hoch!"**. Eine Widerlegung des Weltfriedensgedankens auf Grund naturwissenschaftlicher Erkenntnis. Preis 1 Mk.

Die Frage, wie der Friede Europas am besten zu sichern sei, hat das Genie Bismarck erschöpfend in einem Satze beantwortet: er verteidigte die Einverleibung Elsaß-Lothringens damit, daß dem friedliebendsten Volke die Sicherheit gegen erneute Überfälle

gewährt werden müsse. Es ist bei den verwickelten rassigen und wirtschaftlichen Verhältnissen des Weltkrieges verdienstvoll, in kurzgefaßter Form die Grundlagen der Rassenlehre als Schlüssel zum Verständnisse des Weltgeschehens darzulegen, daraufhin die Frage zu beantworten, ob die buntscheckigen Völker Europas und des Erdballes wohl je ewigen Frieden miteinander halten können, und ob die Vermeidung aller Kriege je möglich oder wünschenswert sei. Er beantwortet dies unter besonderer Berücksichtigung der germanischen Völker als der höchststehenden in naturwissenschaftlichem und heldischem Sinne mit Nein. Das deutsche Volk, das sich als das tüchtigste und treueste der Welt erwiesen hat, darf nicht durch die von den plutokratischen und proletarischen Niederrassigen verbreiteten Kulturlügen von Humanität und Versöhnung abgehalten werden, sich das notwendige Land zu seiner Gesundung und Höherentwickelung, zu seiner Ernährung und Verteidigung zu gewinnen, darf sich nicht dem Rassetode und Rasseselbstmord aussetzen.

Was die Schrift besonders wertvoll macht, ist auch der klare Blick, mit dem der Verfasser die geheimen Fäden des Weltkrieges erkennt: die Machenschaften der internationalen Plutokratie, welche als größte Gefahr unsere Freiheit und rassigen Aufstieg bedroht. So halte ich die Schrift Dr. Lueßens für die übersichtlichste, leichtestverständliche Zusammenstellung aller der Wahrheiten, von denen unser Dasein, unsere ganze fernere Zukunft abhängt, und wünsche ihr die Verbreitung in vielen Tausenden von Abdrücken besonders auch in unseren neuen führenden Kreisen, dann würde bald die so dringend nötige wahre Erkenntnis der inneren und äußeren Lage Platz greifen. Unsere Gesinnungsgenossen sollten das Büchlein als beste geistige Waffe ihren Freunden vor und hinter der Front zusenden. Johannes Hering.

Die Fäulnis Rumäniens im Licht rumänischer Dichter und Schriftsteller. Dichtungen und Aufsätze übersetzt von Mite Kremnitz. (Verlag von Georg Müller, München.)

Die kurz vor der rumänischen Kriegserklärung verstorbene Dichterin hat als Gattin des Bukarester Leibarztes und als Freundin und Mitarbeiterin der Carmen Sylva Land, Leute und Schrifttum zwischen Karpathen und Unterdonau eingehend kennen gelernt. Aus ihrem reichen literarischen Nachlaß veröffentlicht Hermann Kienzl eine vorzüglich ausgewählte Sammlung von Übersetzungen rumänischer Dichter und Schriftsteller, die die Verlotterung und Verelendung ihres von einem verderbten Bojaren- und Advokatenklüngel beherrschten Vaterlandes mit bitterem Hohne und ehrlichem Zorne brandmarken. Sie sind Prediger in der Wüste geblieben, haben den Untergang des von Rubel, Sterling und Frank gekauften Staates nicht verhindern können. Ein düsteres Gemälde westöstlicher Gemeinheit entrollt sich in ihren Schriften. W. M.

Die **„Vorposten"** des Verbandes gegen Überhebung des Judentums, E. V., zeigen in ihrem Juliheft, daß die Freimaurer in den romanischen Ländern seit ihrem Bestehen jedes Mittel zur Erreichung ihrer Ziele benutzt haben. Die Ermordung Ludwigs XVI. haben sie bereits 1785 beschlossen! Ein zweiter Aufsatz über „Valuta" beleuchtet die Erfolge des internationalen Großkapitals, dem es gelungen ist, die Kaufkraft unserer Zahlungsmittel von Monat zu Monat weiter zu schwächen, weil die Reichsleitung unseren wirtschaftlichen Boden weder planmäßig noch kraftvoll verteidigt.

Zu dem Aufsatz von August Uhl im vorigen Hefte. Leider ist durch ein Mißverständnis die Reihenfolge der beiden Teile umgekehrt worden. Der Teil: „Eine notwendige Neuorientierung der Reichsfinanzwirtschaft" hätte an die erste Stelle treten und dann erst „Kapital und Zinslast im Kriege" folgen müssen. (Die Schriftleitung.)

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 27. 7. 17.
Druck von Dr. E. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVI. 6 — 1917

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Der schöne demokratische Wahn und die häßliche Wirklichkeit.

Vom Herausgeber.

Endlich vermag unsereins sich wieder einmal einer einigermaßen ruhigen, sozusagen wissenschaftlichen Betrachtung der politischen, wenigstens der innerpolitischen Lage unseres Vaterlandes hinzugeben. Bis zum 14. Juli war das auch bei bestem Willen schlechterdings nicht möglich. Wer die Taten und Unterlassungen des Herrn v. Bethmann Hollweg in den letzten Jahren, Monaten und gar in den letzten Wochen seiner Regierung in aller Seelenruhe hat mit ansehen können, der muß entweder kein Herz, kein Gefühl und daher[1]) auch kein rechtes Verständnis für das Wohl und Wehe seines Volkes haben, oder er muß in Sachen der Politik von einer Naivität sein, gegen welche die des eben schulpflichtig gewordenen Kindes schon als greisenhafte Überlebtheit erscheint.

Diese mehr als kindliche Naivität weiter Kreise unseres Volkes zeigte sich besonders in dem Verhalten gegenüber jener demokratischen Welle, die durch den Verzweifelungsstreich des Herrn v. Bethmann Hollweg überraschend schnell zu einer Springflut anwuchs, dann, mit seiner endlichen Abdankung wieder etwas abflaute, aber auch jetzt noch keineswegs zum Stillstand oder gar Rückgang gekommen ist. Obwohl angesichts der militärischen und wirtschaftlichen Lage unserer äußeren Feinde von jedem politisch halbwegs sicher Fühlenden oder gar Klarsehenden von vornherein anzunehmen

[1]) Siehe Juniheft 1917, Seite 125—126.

war, daß diese auf schleunigste Demokratisierung und Parlamentarisierung drängende Bewegung nur vom feindlichen Auslande und auch im Inlande[1]) nur im Interesse des mit dem feindlichen Auslande sympathisierenden internationalen Großkapitals in Gang gebracht worden sein konnte, blieb dennoch sogar die Mehrheit der deutschen Reichstagsabgeordneten — also der größere Teil der Auslese der politischen Intelligenz des deutschen Volkes — dagegen blind. Und daß gar durch dieselbe demokratische Mehrheit jene ebenso schmachvolle wie unkluge Verzichts- und Unterwürfigkeitsresolution gegenüber dem feindlichen Auslande und den Neutralen tatsächlich zustande kommen konnte, — das zeigt doch mit geradezu schmerzhaft in die Augen beizender Klarheit, was die Demokratie, jedenfalls die moderne Demokratie in Wirklichkeit ist: nämlich nichts anderes als eine **besonders raffinierte Methode der Beherrschung vieler durch einzelne wenige,** auch wenn die Interessen dieser wenigen mit denen der großen Massen nicht nur nicht gleichlaufend, sondern meist direkt entgegengesetzt sind. Die vermeintliche Freiheit und Selbstherrschaft der großen Massen ist der schöne Wahn, und die nahezu absolute Herrschaft einiger wenigen, meist der schlimmsten Ausbeuter der Massen, ist die häßliche Wirklichkeit, um die es sich bei der heutigen Frage weitgehender Demokratisierung der innern und äußern Politik handelt. Die moderne Demokratie, die ja, wie in diesen Blättern so oft gezeigt, nur eine listig verheuchelte Plutokratie ist, ist also noch viel schlimmer als die alte Autokratie eines Einzelnen; denn die Interessen eines solchen Autokraten sind, falls es sich nicht etwa ausschließlich um Maitressen- und Günstlingswirtschaft handelt, mit denen seines Volkes, namentlich wenn dieses von völkisch gleichartiger Zusammensetzung ist, völlig gleichlaufend, jedenfalls nicht entgegengesetzt.

Selbst das, was man den alten Autokraten gewöhnlich vorwirft, ihr imperialistischer Ehrgeiz, braucht nicht immer gemeinschädlich zu sein. Im Gegenteil, gerade dieser Ehrgeiz kann, wenn ein Volk Machterweiterung nach außen hin bitter nötig hat, dem Wohle der Gesamtheit recht förderlich sein. Auch an rein persönlichen Bedürfnissen materieller Art kann ein Einzelner bezw. eine einzelne Familie nicht so viel für sich in Anspruch nehmen, wie eine ganze Gesellschaftsschicht von amerikanischen Milliardären und Millionären mit ihrem unabsehbaren Anhang von reichlich bestochenen Advokaten, Volksrednern, Zeitungsschreibern und sonstigen Machern der öffentlichen Meinung, des „Zeitgeistes" usw. Die echte und rechte Monarchie ist also nicht nur die vom staatskünstlerischen Standpunkte aus zweckmäßigste, sondern auch die für das Volk sparsamste, billigste Staatsform. Freilich gehört dazu zwar nicht immer ein großer, aber doch ein wirklicher Monarch, und der ist leider nicht jederzeit vorhanden. Aber selbst mit diesen Mängeln, die übrigens durch eine Verfassung korrigierbar sind, ist

[1]) Wie das — leider erst nach jener Reichstagsabstimmung — auch durch die Tatsachen festgestellt werden konnte, ist unter „Berichten und Notizen" Seite 325 zu ersehen.

die Monarchie der Herrschaft weniger oder gar vieler noch immer vorzuziehen.

Jener schöne demokratische Wahn und die dazu gehörende häßliche Wirklichkeit bestehen in den Ländern der Entente schon lange, und wenn es nach dem Willen der demokratischen Mehrheit des deutschen Reichstages ginge, dann müßte auch bei uns in Deutschland tunlichst schnell, womöglich noch während des Krieges dieser selbige, für die vergleichsweise geringe Zahl der Vorbereiter und Anstifter des Krieges so erwünschte Zustand zur Tatsache werden. Geschähe das nämlich nicht und nicht bald, sehr bald, dann könnte Deutschland nicht mehr besiegt werden, und diese Besiegung ist offenbar der alleinige Zweck der ganzen Übung, an die man außerhalb und — merkwürdigerweise? — auch innerhalb! unserer Grenzen erst gedacht hat, nachdem die militärische und wirtschaftliche Niederwerfung der Mittelmächte immer problematischer geworden war.

Wenn unsereins das alles bedenkt, faßt er sich unwillkürlich an den Kopf und fragt sich erschüttert, wie es möglich war, auch ein geistig und sittlich so hochbegabtes Volk wie das deutsche, politisch dermaßen zu verblenden, daß es seinen eigenen Vorteil und Nachteil nicht mehr zu erkennen vermag.

Für die geistig und sittlich weit wenigerwertigen Völker der Entente ist ja das nicht so sehr verwunderlich; aber selbst diese hätte ein Napoleon oder ein Richard III. für persönliche Ehr- und Machtgier körperlich und wirtschaftlich nicht halb so weit zum Verbluten bringen können, wie es der die angelsächsische Welt beherrschende plutokratische Klüngel und seine bezahlten Helfershelfer von listig schwatzenden Advokaten und lügnerischen Zeitungsschreibern in dem größten und furchtbarsten aller Kriege vermocht haben.

Die vom Feinde im In- und Ausland mit ganz unverkennbarer Absicht aufgeworfene Frage der Demokratisierung mit darauf folgender Revolutionierung ist so furchtbar ernst und gleichzeitig so bedeutungsvoll für den guten Ausgang des Krieges, daß es nunmehr höchste Zeit ist, unser Volk darüber in einer Weise aufzuklären, die keinen Zweifel übrig läßt. Dabei wird wiederum der hier eingenommene biologische Standpunkt für eine klare Perspektive und gründliche Durchleuchtung sich als besonders vorteilhaft und zweckmäßig erweisen.

Die richtige Kennzeichnung und gerechte Beurteilung bezw. Verurteilung des ganzen demokratischen Systems, d. h. aller mit der modernen Demokratie unmittelbar und mittelbar zusammenhängenden Dinge ist ohne Eingehen auf die Kunst der Völkerführung an sich, ohne Hinweis auf deren sehr verschiedenartige Probleme, Ziele, Methoden usw. nicht möglich. Das wird hier nun freilich, um die eigentliche Sache nicht zu lange aufzuhalten, nur andeutungsweise geschehen können. Mein größeres, systematisches Werk darüber ist zwar, wie ich in früheren Heften wiederholt mitteilte, im Manuskript nahezu fertig. Da es aber noch nicht veröffent-

licht ist, kann ich hier nicht darauf verweisen und muß das für den Zweck dieser Abhandlung Erforderliche wenigstens in großen Zügen hinwerfen.

Das Ziel, der Zweck des Herrschens und Führens ist bekanntlich: eine versammelte, oder eine in größeren, kleineren, kleinsten Gruppen mehr oder weniger weit verstreute Menschenmenge von geringer, oder großer, oder größter Zahl mit oder ohne äußern Zwang — bei Entbehrlichkeit des äußern Zwanges muß der innere Zwang vorhanden sein — zu einem einheitlichen Verhalten, zu bestimmten Taten oder Unterlassungen zu bringen, die entweder ihrem eigenen, oder einem fremden Interesse — ein Mittelding gibt es hier nicht — dienen können.

Ganz allgemein und mehr mechanistisch als biologisch verstanden, könnte man das Problem des Herrschens und Führens auch darin suchen, wie der natürliche Trägheitszustand der — in Ruhe oder in Bewegung befindlichen — Masse am besten überwunden werden kann.

Man ersieht schon aus diesen groben und flüchtigen Umrißstrichen, welch' eine unendliche, im Augenblick gar nicht übersehbare Fülle von verschiedenen Möglichkeiten, Bedingungen, Umständen usw. schon die bloße Andeutung des Zieles für die größte, schwerste und verantwortungsvollste aller Künste eröffnet.

Nicht minder mannigfaltig sind die Mittel, Wege, Methoden, durch welche dieses Ziel sich schnell oder langsam, gut oder schlecht erreichen läßt. Sie können nach Art und Grad ihrer Wirksamkeit in zwei Hauptgruppen, die aber noch verschiedene Unterabteilungen haben, geschieden werden, und es wird sich dabei zeigen, daß die beiden Gruppen hinsichtlich ihrer ethischen oder ästhetischen Bewertungsmöglichkeit einander diametral entgegengesetzt sind. Die eine Gruppe von Mitteln, Wegen, Methoden hält es streng mit Wahrheit und Recht sowohl vom göttlichen wie menschlichen Standpunkte aus, und die seelischen Beweggründe, aus denen ihre Anwendung hervorgeht oder von denen sie wenigstens beeinflußt wird, bestehen in aufrichtigem Wohlwollen, ja nicht selten in leidenschaftlicher, opferwilliger Liebe und Begeisterung für die Beherrschten bezw. Geführten. Die andere Gruppe von Mitteln lassen hinsichtlich der Beweggründe des Handelns für die Beherrschten bezw. Geführten höchstens Gleichgültigkeit, nicht selten aber geradezu Gehässigkeit, Verächtlichkeit vermuten. Sie schrecken auch bei der Anwendung vor Bestechung, Illusionierung, ja selbst vor den gemeinsten Lügen und Verbrechen nicht zurück, wenn nur die Wirksamkeit sicher oder wenigstens nicht aussichtslos erscheint. Dem entsprechend ist denn auch der Zweck, den man damit erreichen will, nicht etwa das Wohl der Beherrschten bezw. Geführten, sondern ausschließlich das eigne Interesse der Herrschenden bezw. Führenden, das entweder in unedlem Ehrgeiz oder in gemeiner Habgier und Genußsucht zu suchen ist. Der edle Ehrgeiz verschmäht solche Mittel oder gebraucht sie höchstens gegenüber zweifellosen Todfeinden.

Bezüglich der Mittel der Illusion und Suggestion verdient noch bemerkt zu werden, daß auch sie zum Teil unter die andere Gruppe gerechnet werden können. Es machen sich nämlich auch hier jene beiden Gegensätze bemerkbar: Auf der einen Seite schlechte Mittel zu schlechten Zwecken, auf der andern gute Mittel zu guten Zwecken. Erstere können nur politischen, d. h. Zwecken der Staatskunst, letztere auch moralischen bezw. religiösen, d. h. Zwecken der Lebenskunst dienen. Falls man auch für die schlechten Mittel die Religion mißbraucht und den Satz aufstellt: „Der Zweck heiligt die Mittel", so hat das mit Religion nichts zu tun und ist nichts weiter als Politik, noch dazu schlechte Politik, wenn auch die Wirksamkeit solcher Mittel manchmal nicht bestritten werden kann. Man soll eben Politik und Religion, Staatskunst und Lebenskunst nicht miteinander verwechseln, so viele Berührungspunkte beide auch haben mögen. Die Führung der Menschen als geschlossene Gesamtheiten (Staaten, Völker) ist etwas ganz anderes als die Führung der Menschen als Einzelwesen (Individuen). Dementsprechend sind Mittel und Zweck auf dem Gebiete der Religion und Moral nicht von einander zu trennen. Sie sind auf diesen Gebieten nur verschiedene Stationen auf dem Wege zum Ziele, und wie es „der Fluch der bösen Tat" ist, daß sie „fortzeugend böses muß gebären", so kann ein schlechtes Mittel hier niemals einen guten Zweck erreichen. Wenn man ein solches Verfahren — mit Recht oder Unrecht — den Jesuiten zuschreibt und es darum „Jesuitismus" nennt, so will man damit in der Religion das bezeichnen, was man in der Politik unter „Macchiavellismus" versteht, wenn auch keineswegs alles, was Macchiavelli über Politik lehrt, vom staatsmoralischen oder auch nur allgemein moralischen Standpunkt aus verwerflich ist. Unserem deutschen bezw. germanischen Empfinden und Denken widerstrebt der „Jesuitismus" in der Religion ebensosehr wie der „Macchiavellismus" in der Politik. Dem späten, entarteten „Romanismus", der im „Byzantinismus" einen noch tieferen Stand erreichte, entspricht freilich eine solche Gefühls- und Denkweise ebensosehr, wie dem „Semitismus", von dem ersterer vielleicht nur eine Abart ist. Schon die bloße Zusammenstellung aller dieser „Ismen" läßt einen gewissen geistigen und politischen Zusammenhang zwischen ihnen vermuten. Dieser ist auch geschichtlich nachweisbar und läßt sich unter den gemeinsamen Begriff „Antigermanismus" bringen.

Die Kunst der Völkerführung verzweigt sich gleich von Anfang an in Kriegskunst einerseits und Staatskunst andererseits. Die Mittel für die eine und die andere sind natürlich entsprechend verschieden, ebenso wie die Ziele, wenn sie auch vieles miteinander gemein haben. Das gilt nicht etwa nur vom ethischen und ästhetischen Standpunkte aus. Man ersieht das sofort, wenn man diese Mittel, die ich am liebsten „Mittel zur Macht" oder „Mittel der Macht" nennen möchte, im einzelnen näher betrachtet.

Das erste und zugleich wirksamste, wichtigste Hilfsmittel des Herrschens und Führens ist das, was man gemeinhin, wenn auch oft recht fälschlich, „Organisation" nennt. Es besteht in der Zusammenfassung oder Zusammenhaltung einerseits und in der Gliederung, Differenzierung, innerlichen Beseelung und Formung der Masse andererseits. Dabei wird der Organisator, je nach den Zwecken und Zielen, die er im Auge hat, bald auf das straffe Zusammenfassen bezw. Zusammenhalten, bald auf die feine Gliederung, innere Beseelung und Formung der Masse den größeren Wert legen. So z. B. sind die Organisationsziele des Kriegsheeres ganz anderer Art als die des Staats- und Gesellschaftskörpers, der hier natürlich im Sinne vom Maiheft 1917, Seite 61, zu verstehen ist. Für die besonderen Ausnahmezwecke des Kriegsheeres soll und muß bei der Organisation der vollkommene (d. h. der auf Antrieb sofort prompt und tadellos funktionierende) technische Mechanismus, für Staat und Volk der vollkommene (d. h. der gesunde, starke, schöne, langlebige, sich selbst, durch eigene Tätigkeit erhaltende und entwickelnde) Naturorganismus zum Vorbilde dienen.

Bei der ersteren Art von Organisation kann natürlich von „Freiheit" für die Einzelnen nicht die Rede sein. Hier gilt nur strenges, eisernes Pflichtgefühl und unbedingter, ausschließlich auf Autorität gegründeter Gehorsam. Diese Organisation wird, wie schon angedeutet, nur für den Ausnahmefall aus bestimmten Teilen des Volkes zum Besten des Ganzen geschaffen und erhalten. Sie kann in ihrer besonderen Art für das Ganze nur im Falle der höchsten Not, der nackten Existenzfrage bis zu einem Maße in Betracht kommen. Dagegen ist bei der besonderen, die Natur zum Vorbilde nehmenden Art des Staats- und Volksorganismus Freiheit innerhalb bestimmter (gesetzlich und sittlich festgelegter) Grenzen sehr wohl denkbar. Der Einzelne, falls er zu den ordentlich leben wollenden Menschen gehört, kann, ja soll darin wenigstens die Möglichkeit haben, sich nach dem eingeborenen Gesetze seines Seins und Werdens so frei zu bewegen und zu entwickeln, wie es die Rücksicht auf den Nächsten und das Wohl des Ganzen irgend gestattet. Dieses Organisationsideal ist also von jenem durchaus verschieden und muß es sein. Es gibt gar keinen größern Irrtum, als wenn man, wie der moderne, im Dienste der Plutokratie stehende Sozialismus und — bis zu einem gewissen Grade — der moderne Bürokratismus, auch für die Organisation des Staates und der Gesellschaft, ja sogar für den Weltwirtschaftskörper das mechanistische Ideal aufstellt, also die Mechanisierung, „Amerikanisierung" alles wirtschaftlichen Lebens für erstrebenswert hält. Das würde mit der gerade von den heutigen Sozialisten so hoch gelobten „Freiheit" ganz unverträglich und auf die Dauer unerträglich sein. Wir werden darauf weiter unten noch zurückkommen.

Angenommen nun, die Organisation wäre in der einen oder in der anderen Art fertig, so bleibt immer noch die Frage zu erörtern, in welcher

Weise der Herrschende oder Führende seinen Willen auf die organisierte Masse übertragen kann, soll, will. Auch hier gibt es zwei diametral entgegengesetzte Gruppen von Möglichkeiten, Mitteln, Methoden. Die eine Gruppe wird durch das Wort „Autorität", die andere durch das Wort „Majorität" genügend gekennzeichnet.

Was zunächst die Autorität anbelangt, so wird diese sich am ersten und besten auf die natürliche, angeborene Begabung und das darauf beruhende ethisch wie ästhetisch mehr oder minder stark in die Augen fallende Ansehen der Person des Herrschers oder Führers stützen. Es kann aber auch die Erblichkeit, die Geburt, das Herkommen dafür maßgebend werden. Drittens kann die Kultur, die erwerbbare und erworbene Geistesbildung, die entweder mehr auf den Willen (Voluntarismus), oder mehr auf den Verstand (Intellektualismus) gerichtet sein kann, dafür in Betracht kommen. Selbstverständlich können für die Autorität aber auch zwei oder alle drei Momente gleichzeitig und dann natürlich in um so wirksamerem Grade vorhanden sein.

Die Willensübertragung mittels der Autorität geschieht von oben nach unten, von der höhern nach der niedern Instanz und erfolgt, falls die Autorität halbwegs gut begründet ist, prompt und geräuschlos, mit denkbar geringstem Kraftverlust durch Reibungswiderstand, soweit man dieses nur für das mechanistische Organisationsideal voll zutreffende Bild auch in bezug auf das vitalistische Ideal gebrauchen will.

Fassen wir nun die andere, d. h. diejenige Art der Willensübertragung, die sich auf die „Majorität" stützt, näher ins Auge.

Diese erfolgt — natürlich nur scheinbar — von unten nach oben, von der niedern nach der höhern Instanz und vollzieht sich langsam und mit denkbar größtem Kraftverlust durch Reibungswiderstand, selbst wenn die Masse im gegebenen Falle guten Willens, also aufrichtig bestrebt ist, den richtigen bezw. richtigsten Entschluß zu finden und zur Ausführung zu bringen. Dieser gute Wille wird aber gewöhnlich nur in den höhern oder höchsten Instanzen, unter einer mehr oder minder fein gesiebten Auslese aus der Masse vorhanden sein können. Und selbst hier kann das „Schwatzen" das kraftvolle Raten und Taten dermaßen überwuchern, daß letzteres gar nicht ans Licht kommen kann. In den untern oder gar in den untersten Instanzen, also in der breitesten, zahlreichsten, für die Auslese der übrigen maßgebendsten Schicht der Masse wird von einer selbständigen Willensbildung überhaupt nicht die Rede sein können. Wäre das der Fall, dann wäre sie ja keine Masse, sondern eine Auslese, und bedürfte des Führers gar nicht. Hier wird darum die Verführung, Verlockung mittels der Illusion und Suggestion die wildesten Orgien feiern. Wer also diese Künste am besten versteht, wird die Masse beherrschen. Was aber das Schlimmste, Gemeingefährlichste ist: solche Verführer, Schlagwortkünstler, Demagogen oder wie man sie nennen will, müssen bei einer der-

artigen „demokratischen" Willensübertragung vorhanden sein, wenn überhaupt irgendein bestimmter Entschluß zustande kommen soll. Sind sie *nicht* da, dann bleibt die Masse träge, stumpf, oder empört sich gar gegen diejenigen Einzelnen, die *nicht* ihren niedern Instinkten schmeicheln, ihr die Wahrheit sagen oder schlicht und sachlich das Wohl des *Ganzen* — nicht einer bestimmten Partei — vertreten.

Damit kommen wir noch auf einen anderen Übelstand dieser Art von Willensübertragung. Die bittere Notwendigkeit von Schlagworten und Schlagwortkünstlern, mögen diese auch noch so zweifelhaften Charakters sein, gebiert nämlich noch eine andere bittere Notwendigkeit: die der *Parteibildung* innerhalb der Masse. Was ist das nun aber vom biologischen Standpunkte aus? Ich habe mich darüber bereits im Januarheft 1912 unter der Überschrift: „Das heutige Parteiwesen vom volksorganischen Standpunkte" deutlich genug ausgesprochen. Ich sagte dort: „Das politische Parteiwesen unserer Zeit ... vertritt nicht die natürliche oder geschichtlich gewordene Gliederung (Organisation) des Volkskörpers, auch nicht die gesellschaftliche Differenzierung nach dem organischen Prinzip der sozialen und wirtschaftlichen Arbeitsteilung, sondern ist — man muß das einmal aussprechen — eine mehr oder weniger *geschickt verheuchelte Kampforganisation der Teile gegen das Ganze*."

In der Tat, so ist es. Die politischen Parteien sind, je gründlicher, radikaler sie den Sinn ihres Wesens, den Zweck ihres Daseins erfüllen, um so weniger gemeinnützig und um so schädlicher für das Ganze. Schon Bismarck hat sie mit bandenartigen, auf einen Bandenführer (Condottiere) eingeschworenen und gegen den überlieferten Bestand des Gemeinwesens bewußt oder unbewußt *verschworenen* Organisationen verglichen. Ihr Organisationsprinzip ist ebenfalls das des Mechanismus, aber nicht des prompt und geräuschlos mit geringen Reibungsverlusten funktionierenden, sondern des lauten, knarrenden, kreischenden, viel Triebkraft, Obacht und „Schmiere" verbrauchenden Mechanismus. Und, wie gesagt, das Schlimmste dabei ist: solche fürchterlichen Mechanismen sind für den „demokratischen" Betrieb notwendig, gehören zu den unerläßlichen Bedingungen, unter denen das Majoritätsprinzip überhaupt arbeiten, die träge Masse zu einer Willensbildung und Willensäußerung überhaupt gebracht werden kann.

Der Unbefangene könnte verdutzt fragen: „Ja, wie kommt man denn dazu, ein so dummes, gegen alle gesunde Natur und wahre Kultur verstoßendes Prinzip anzuwenden, ja es als das höchste, edelste, gerechteste, zweckmäßigste anzupreisen? Das kann doch unmöglich mit rechten Dingen zugehen!"

Nun — für eine gewisse Sorte von „Tüchtigen" ist es ja und soll es ja auch nur dazu da sein, um die Unwissenheit, leichte Suggestions- und Illusionsfähigkeit der großen Masse zu mißbrauchen und Beschlüsse durchzudrücken, die sonst entrüstet verworfen werden oder der Lächerlichkeit anheimfallen müßten.

Unter gewissen Umständen kann es aber auch einen Notbehelf, ein Surrogat für ein nicht vorhandenes und nicht zu beschaffendes Echtes vorstellen. Wenn nämlich das Prinzip der Autorität aus irgendwelchen Gründen (z. B. weil keine wirkliche Autorität vorhanden ist) versagt, oder wenn die Masse allzu mißtrauisch gegen ihre natürlichen Führer ist und keinen von ihnen zur Macht kommen lassen will, dann wird die Abstimmung und damit das Prinzip der Majorität eben nicht zu vermeiden sein. Ob dann freilich der im gegebenen Falle beste, richtigste Entschluß und Beschluß gefaßt wird, hängt davon ab, ob es dem Einsichtsvollsten gelingt, seine Meinung den meisten anderen plausibel zu machen. Das ist aber ein Glück, welches der Masse keineswegs immer beschieden ist. Häufig, ja meistens spielt die Beredsamkeit und Skrupellosigkeit der Demagogen bei der Willensbildung der Masse eine größere Rolle als die Einsicht und Urteilsfähigkeit wahrer, echter Führer. Gerade schöpferische Naturen sind, wie in anderen Künsten so auch in der Staatskunst, nicht immer, ja eigentlich nur selten glänzende Redner und geschickte Advokaten. Hat aber einmal die Masse durch Abstimmung ihre Vollmacht an die Parteiführer übertragen, dann treten an die Stelle eines Herrschers und Führers deren viele: die Vertrauensmänner der Parteien und deren mehr oder weniger schlecht begründete Autorität.

Nun sagt zwar schon der alte Homer: „Nichts taugt die Vielherrschaft, nur Einer sei Herr, nur Einer sei König"; aber wann und wo hat denn jemals die Masse aus der Geschichte gelernt? Sie kennt nur die Gegenwart, lebt nur in der Gegenwart, weiß nicht viel von der Vergangenheit und sieht noch weniger in die Zukunft. Allenfalls die äußerste Not treibt sie bisweilen dazu, irgend einem angesehenen und praktisch Bewährten die volle Gewalt über sich dauernd anzuvertrauen.

Wenn die Masse gut beraten ist, folgt sie diesem natürlichen, aus der Not geborenen Instinkte und läßt der Autorität, der Ordnung Zeit und Gelegenheit, sich von neuem zu befestigen. Sie fährt auf diese Weise jedenfalls besser, als wenn sie, in unüberwindlichem Mißtrauen gegen einen obersten Führer, den Verlegenheitszustand verewigt, ihn gesetzlich zur dauernden Einrichtung macht und alle öffentlichen Ämter, die der Regierung sowohl wie der Verwaltung, auf Abstimmung und Majoritätsbeschluß einstellt.

Dieser „Demokratische Republik" genannte Zustand, so unvollkommen und unzweckmäßig er vom höchsten staatskünstlerischen Standpunkte zweifellos auch ist, mag da noch allenfalls erträglich sein, wo die Parteiführer nicht zu jener besonderen Sorte von „Tüchtigen" gehören, die im letzten Juliheft unter der Überschrift: „Die inneren Feinde" genauer gekennzeichnet worden sind. Man kann sich nämlich vorstellen, daß eine aus dem Volke selbst hervorgegangene, mit ihm blutgleiche Aristokratie jene Parteiführer in den meisten Fällen stellt. Wenn diese (städtische oder ländliche) Aristokratie sich dann noch in dem Maße, als sie sich durch gesteigerte Kultur verbraucht, durch frischen Blutzufluß aus dem eigenen Volke beständig ergänzt und so

auf der Höhe der Führungstüchtigkeit erhält, dann wird das Volk nicht allzu schlecht, aber keineswegs am besten damit fahren. Unter solchen Voraussetzungen läuft nämlich das Interesse der Aristokratie mit dem des Volkes in den bei weitem meisten Fällen parallel. Auch werden dann die Aristokraten nicht nur keine Neigung, sondern auch kein Interesse daran haben, das eigne Volk, aus dem sie selbst stammen und in das ihre unwürdigen Glieder von selbst zurückfallen, zu bedrücken oder gar gewissenlos auszubeuten. Des Volkes Ohnmacht, Siechtum und Vernichtung bedeutet ja dann schließlich ihre eigene Vernichtung. Des Baumes höchste, schönste Zweige samt der Krone verkümmern, wenn Stamm und Wurzel angehauen, vergiftet, untergraben oder sonstwie geschädigt werden. Eine solche Aristokratie muß und wird darum alles tun, um ihr Volk geistig, sittlich, körperlich gesund und lebensfähig zu erhalten.

Das ist die eine Möglichkeit. Man kann sich aber auch vorstellen, daß fremdblütige oder verbrecherisch geartete einheimische Klüngel auf listige Weise sich abwechselnd zu Parteiführern aufschwingen, Regierung und Verwaltung allmählich ganz in ihre Hände spielen und Staat wie Volk völlig als Ausbeutungsobjekt für sich und ihre Helfershelfer betrachten und — behandeln. Diese besondere Sorte von „Tüchtigen", für die Amerika das anderswo noch immer unerreichte Dorado, das „gelobte Land" ist, müssen und werden sich stets im Gegensatze zu allen ordentlich, anständig leben wollenden Menschen, gleichviel welcher Schichten, fühlen. Sie müssen und werden darum jede echte, auf rechtschaffene Gesinnung und tüchtige Leistung sich gründende Autorität verkleinern, verleumden, verfolgen und nur die von ihnen ausgehende, auf List, Lüge, Verbrechen aufgebaute gelten lassen. Um die Masse für sich zu gewinnen, müssen und werden sie natürlich nicht deren edle Instinkte, sondern die gemeinen, niederträchtigen Gefühle, Haß, Neid, Genußsucht anzulocken, anzureizen suchen. Alles das geschieht natürlich unter der Tarnkappe der „Freiheit", „Gleichheit", „Brüderlichkeit", der „Menschlichkeit", „Zivilisation" usw. Und so viel sie von „Freiheit" reden, erstreben sie doch sogar für den Wirtschaftskörper das mechanistische Organisationsideal, um auf diese Weise die Wirtschaft besser kontrollieren und die Arbeitskraft für ihre kapitalistischen Zwecke besser, „ökonomischer" ausnutzen zu können. Trotz vorübergehender wirtschaftlicher Blüte und materieller Besserstellung bestimmter Volksschichten, namentlich gewisser (nicht aller) Kategorien von Handarbeitern, zerstören sie dadurch allmählich alle die seelischen und körperlichen Eigenschaften, die ein Volk groß, mächtig und wohlhabend werden lassen. Es ist ein Raubbau mit den besten Natur- und Kulturkräften, also schlimmste Art von Ausbeutung unter Vorspiegelung der Beglückung. Der Rest ist Verfall und zuletzt Zusammenbruch, auch wenn das Gemeinwesen ursprünglich noch so gesund, stark und mächtig war. Der Fortschritt in dieser Richtung, zuerst verhältnismäßig langsam, wird

allmählich, in dem Maße als sich die vorhandenen, unter früheren, besseren Verhältnissen aufgespeicherten Natur- und Kulturkräfte verbrauchen, immer schneller, bis plötzlich das Ende mit Schrecken da ist. Aber selbstverständlich wird jene besondere Sorte von „Tüchtigen", solange es irgend geht, diese Art von „Fortschritt" als den wahren Fortschritt preisen und alles, was diese Art von „Fortschritt" hemmen oder gar einen Aufschwung zum besseren herbeiführen will, als fluchwürdige „Reaktion" moralisch brandmarken.

Man sieht: sowohl hinsichtlich der Ziele als auch der Mittel, sie zu erreichen, gibt es für die politische, staatsmännische Betätigung zwei einander diametral entgegengesetzte, miteinander absolut unvereinbare Systeme, Richtungen, Anschauungen oder wie man es nennen will. Für den ordentlich leben wollenden Menschen, gleichviel welcher sozialen Schicht, kann es keinen Zweifel geben, auf welche der beiden Seiten er sich zu stellen, zu welchem System er sich zu bekennen hat. Nur verbrecherisch geartete Individuen und wurzellose Tschandalen werden ihre Stellungnahme davon abhängig machen, welches System in dem Lande ihres Aufenthalts zurzeit herrscht, und sie werden geneigt sein, dasjenige System zu begünstigen und zur Herrschaft zu bringen, mit dem sie am besten oder doch besser fahren. Was das für ein System ist, braucht wohl nicht erst gesagt zu werden.

Nun vergegenwärtige man sich aber, was am Eingange mit hinreichender Deutlichkeit auseinandergesetzt worden ist. Danach und nach den soeben zum Abschluß gekommenen Ausführungen kann nicht der geringste Zweifel mehr sein, was von der jetzigen noch immer mit so großem Geschrei angepriesenen, weitgehende „Demokratisierung" und „Parlamentarisierung" fordernden Richtung zu halten ist. Ganz offenbar handelt es sich dabei um jene besondere Sorte von „Tüchtigen", welche auch bei uns die Bahn für sich frei haben wollen. Wenn also mit dem Personenwechsel im Reichskanzleramt auch ein Systemwechsel eingetreten sein soll, — anders hätte ja doch die ganze Sache keinen Sinn und Verstand — dann kann ebenfalls nicht der geringste Zweifel sein, welches der beiden einander diametral entgegengesetzten, miteinander absolut unverträglichen Systeme für Deutschland und die Mittelmächte im Gegensatze zur Entente einzig und allein in Frage kommen kann. Der ganze Krieg dreht sich ja doch im tiefsten Grunde darum, welches der beiden politischen Systeme in Deutschland und in weiterer Folge auf dem europäischen Kontinent künftig maß-, richtung- und zielgebend sein soll: die Wahrheit, oder die Lüge, die Rechtschaffenheit, oder der Betrug, der Wiederaufschwung, oder der weitere Verfall, das Heil, oder das Unheil der Völker, vor allen unseres schwer geprüften deutschen Volkes, das zurzeit, wenigstens zum größten Teil, noch der einzige Träger des Systems der Wahrheit, Rechtschaffenheit usw. ist und das eben darum die Entente, deren Daseins- und Herrschaftsmöglichkeit auf entgegengesetzten Voraussetzungen beruht, vernichten will.

Hat man dieses „Entweder — Oder" (ein „Sowohl — Als — Auch", oder ein „Teils — Teils", wie das Bethmannsche System, gibt es hier nicht) einmal begriffen, dann wird man auch begreifen, daß Deutschland und die Mittelmächte nur ein vollständiger, entschiedener Sieg mit allen notwendigen Sicherungen und Entschädigungen überhaupt noch retten kann, und daß ein fauler Kompromiß- oder Verständigungsfrieden für diese Länder und Völker die Niederlage und in weiterer Folge den Untergang bedeuten würde. Die Entente, jedenfalls England und Amerika, hätten dann auch ohne militärischen Sieg, ja trotz ihrer militärischen Niederlage politisch und wirtschaftlich den Zweck, das Ziel des Krieges erreicht und könnten, wenn Deutschland sich dennoch gegen alle Wahrscheinlichkeit wieder zur frühern Macht erheben sollte, ihm mit Leichtigkeit den Rest geben.

So steht die Sache. Es handelt sich dabei für das deutsche Volk um Leben und Tod in jedem Sinne des Wortes. Wenn man nun angesichts dessen bedenkt, wer innerhalb unserer eignen Grenzen einen solchen faulen Kompromiß- und Verständigungsfrieden zugleich mit der „Demokratisierung" und „Parlamentarisierung" erstrebt, dann wird man auch endlich einsehen, was das zu bedeuten hat, und wo das Hindernis für einen wahrhaft deutschen Frieden während der ganzen drei Jahre zu suchen war und leider noch immer zu suchen ist. Nicht allein, ja nicht einmal hauptsächlich bei unseren äußern Feinden. Diese wären schon längst nicht nur militärisch, auch politisch zur Nachgiebigkeit und zum Frieden gezwungen worden, wenn nicht ihre innerhalb unserer eigenen Staatsgrenzen wohnenden Freunde ihnen den Rücken gestärkt, die militärische und politische Kriegführung gehemmt[1]) und dadurch den Frieden immer weiter hinausgeschoben hätten. Nach dem Vorausgegangenen wird man nicht mehr im Zweifel sein können, warum sie das getan haben und zur Wahrung ihrer künftigen Interessen folgerichtigerweise auch tun mußten. Eine Niederlage unserer äußern Feinde würde ja auch eine Niederlage unserer inneren politischen, wirtschaftlichen und allgemein kulturellen Antipoden (Gegenfüßler) bedeuten, würde ihre innen- und außenpolitischen Kriegsziele zum Scheitern verurteilen, und diese stimmen ja mit denen der Entente, abgesehen von deren Annexionsplänen, die sich natürlich unsere innern Feinde, ohne sich zu demaskieren, nicht zu eigen machen können, völlig überein.

Die daraus für uns zu ziehenden Folgerungen ergeben sich von selbst. Die inneren Feinde müssen, koste es, was es wolle, genau so behandelt werden,

[1]) Inzwischen ist ja auch in nicht eingeweihten deutschen Kreisen bekannt geworden, daß die militärische Ruhe, die die Mittelmächte den Russen gegenüber zeigten, auf Veranlassung der politischen Stellen geherrscht hat, daß also militärisch so starke Mächte wie Deutschland und Österreich-Ungarn einen durch politische Wirren entkräfteten, vorher gefährlichen Gegner in dem Wahne, ihn dadurch günstiger stimmen zu können, Zeit ließen, militärisch wieder zu Kräften zu kommen! Eine solche „Realpolitik" steht in der Geschichte doch wohl einzig da. Wer hat da seelenruhig zusehen können?

wie die äußern. Eher ist weder nach außen noch im Innern ein wirklicher und baldiger Friede für uns erreichbar. Der Krieg dauert sonst immer länger und wird zuletzt sogar noch im Innern ernstliche Unruhen hervorrufen. Das ist keineswegs zu schwarz gesehen. Auch unsere innern Antipoden in jedem Sinne des Wortes wissen genau so wie die äußern, daß es auch für sie diesmal ums Ganze, um alles geht. Auch unsere innern Antipoden werden daher vor nichts zurückschrecken, was sie, ohne Kopf und Kragen aufs Spiel zu setzen, riskieren können. Man hat nunmehr nahezu die ganze Welt auf uns gehetzt, und wenn Österreich-Ungarn, Bulgarien und die Türkei nicht als Beute- und Belohnungsobjekte für die Spießgesellen ausersehen gewesen wären, und die Regierungen dieser Länder das nicht gewußt hätten, dann würden wir auch diese gegen uns oder wenigstens nicht für uns haben.

Alles das ist bis jetzt vergeblich gewesen; aber unsere Antipoden in jedem Sinne des Wortes lassen nicht nach. Sie werden alles versuchen, auch noch die paar Neutralen für sich zu gewinnen, und, wenn alle Stränge reißen, werden sie auch noch in unserem Innern, mit Hilfe unserer innern Antipoden, Revolution hervorzurufen suchen. Die Vorbereitungen dazu sind jedenfalls für den, der Augen hat zu sehen, schon lange im Gange. Dieser furchtbare Krieg hat alle, aber auch wirklich alle nur denkbaren Kriegsmittel und Kriegslisten in Bewegung gesetzt. Mit den rein militärischen steht es bei uns gut, nicht so mit den politischen und rein geistigen. Auf diesem Gebiete steht uns der letzte, der größte und folgenschwerste Kampf noch bevor. Darüber müssen wir uns endlich klar werden. Die Machtgier unserer politischen und geistig-kulturellen Antipoden, gleichviel wo diese mehr oder weniger dauernd wohnen, kennt als reiner Klassenimperialismus (vergl. Juliheft 1917, S. 180—81) keine Grenzen. Wo dieser plutokratische Imperialismus nicht, wie in England, Frankreich, Amerika, absoluter Herrscher ist und darum den völkischen „Chauvinismus" für seine Zwecke benutzen kann, muß er ihn auf das schärfste bekämpfen, denn die staatliche und völkische Machtpolitik als Selbstzweck (zum Wohle des ganzen Volkes) ist sein Antipode in jedem, namentlich im politischen und wirtschaftlichen Sinne. Das gilt vornehmlich für uns, deren Volkskraft noch nicht völlig zerrüttet oder in den Frondienst dieses plutokratischen Klassenimperialismus gestellt ist. Wir gelten ihm darum als „der Feind" schlechthin, zu dessen Vernichtung ihm alle Mittel erlaubt erscheinen.

Die Sache ist von einem so **furchtbaren Ernste**, daß kein wahrer Vaterlandsfreund, am allerwenigsten die Regierung, darüber leichtfertig hinweggehen kann.

Dabei sind unsere innern Feinde der Zahl nach gar nicht so stark, wie man nach den Ergebnissen ihrer bisherigen Wirksamkeit, namentlich nach jener schmachvollen Reichstagsabstimmung, annehmen könnte. Wenn man auf

die eigentlichen Urheber des ganzen Jahrmarktrummels zurückgeht, handelt es sich um eine lächerlich geringe Anzahl von Personen; aber diese haben es mit List, Lüge, Verstellung und — nicht zum wenigsten — Geld unter Duldung, ja Begünstigung der früheren, jetzt endlich gestürzten Spitze der Reichsregierung verstanden, einen großen Teil des politisch harmlosen Volkes, namentlich der niederen Schichten, aber selbst davon nicht einmal den größten Teil, für sich zu gewinnen. Würde man endlich, endlich das bisher (anscheinend absichtlich) Versäumte nachholen und die Massen im richtigen — nicht, wie bisher, im falschen — Sinne von oben herab aufklären, dann würde sich bald herausstellen, wie schlecht es um den zuverlässigen Anhang jener besonderen Sorte von „Tüchtigen" steht, wie sehr er zusammenschrumpfen würde gegenüber dem zuverlässigen Anhang unseres siegreichen Heeres und seiner ruhmgekrönten Führer.

Man wird fragen, wie denn eine solche Aufklärung bewerkstelligt werden soll.

Nun — ganz einfach: man brauchte nur den Teil der Presse und sonstigen öffentlichen Meinungsmache, der während des Kriegs in unbegreiflicher, oder — vom Standpunkte der innern Feinde — nur zu begreiflicher Weise in seinem Einflusse auf das Volk zurückgedrängt worden ist, mit all der unserer Regierung noch immer — trotz alles absichtlichen Abbaus — zur Verfügung stehenden Autorität in den Vordergrund zu stellen und die Gegenwirkung, die unter der frühern Reichsregierung nicht nur geduldet, sondern geradezu begünstigt wurde, jetzt endlich auf das gesetzlich zulässige Maß zu beschränken. So etwas hat während des Krieges keine Schwierigkeit und ist unter Herrn von Bethmann Hollweg nur zu oft, leider aber in einem ganz falschen Sinne und an ganz falscher Stelle geschehen. Es müßte endlich einmal im richtigen Sinne und an den richtigen Stellen geschehen.

Ich höre hier schon jene besondere Sorte von „Tüchtigen", wenn sie es lesen, und einige von ihnen werden es sicher lesen, hohnlachend erwidern: „Klärt Ihr nur auf, so viel Ihr wollt! An die Regierung und gar an die Massen kommt Ihr ja doch nicht heran. Die haben wir und damit die Klinke zur politischen Macht ganz in der Hand. Ihr könnt nicht in Wochen und Monaten nachholen, was Ihr in Jahren und Jahrzehnten versäumt oder doch ganz unserem Belieben überlassen habt. Wir haben diese Zeit gut benutzt. Wir haben jene „Mechanismen", mit denen Ihr nur auf militärischem und technischem Gebiete etwas anfangen könnt, für die Politik, für unsere Politik aufgebaut und verwendungsfähig gemacht. Wir haben dafür die nötige Triebkraft und „Schmiere", die erforderlichen „Schmierer" und „Schmierensteher". An jeder Stelle, wo das Räderwerk einzugreifen hat, steht einer der unserigen. Wir brauchen nur auf den Knopf zu drücken, und die Bewegung geht los, geht über Euch hinweg.

Das habt Ihr ja sogar an den dumpfen und stumpfen Russen gesehen. Fordert uns nur heraus. Uns soll es recht sein."

„Gemach, gemach! So leicht geht die Sache bei uns Deutschen denn doch nicht. Unser Heer ist ja nicht, wie das russische, geschlagen, und unser Volk ist, wenn es nur erst weiß, was Ihr seid, nicht so dumm, für Euch die Kastanien aus dem Feuer zu holen. Und wenn Ihr etwa, zur kleinen Aufmunterung, nach altberühmten Mustern auf künstliche Weise, durch absichtliches Verschwindenlassen von Nahrungsmitteln, vorübergehend Hungersnot erzeugen lassen wolltet, so ist das bei uns nicht so leicht möglich, auch für Euch zu gefährlich. Ihr müßtet dann aus Eurer bisherigen Zweideutigkeit heraustreten, und dann hätte Eure letzte Stunde geschlagen. Bis vor dem Kriege war es ja mit dem Aufbau Eurer politischen Mechanismen ungefähr so, wie Ihr dachtet, wenn Ihr auch öffentlich das Gegenteil sagtet und die „Junker" dem harmlosen Volke als Popanz hinstelltet. Und dennoch war es Euch damals nicht gelungen, auch bei uns die Revolution in Gang zu bringen, so gern Ihr das auch gesehen hättet und so viele Vorübungen Ihr auch, z. B. in Moabit, veranstaltet habt. Und gar zu Anfang des Krieges, als ganz Deutschland sich wie ein Mann erhob, waren Eure „Triebkräfte", Eure „Schmierer" und „Schmierensteher" ganz klein und zaghaft, ganz schüchtern und jammerselig geworden. Hättet Ihr sie damals nicht mit Hilfe einer verblendeten Regierung wieder aufrichten, von neuem stärken können, dann wäre es mit Eurer Macht über unser Volk schon ganz aus. Während des Krieges aber hat unser Volk viel gelernt, und auch seine politische Entwicklung ist, wenigstens in gewissen Schichten, mit Siebenmeilenstiefeln vorwärts gegangen. Die anderen werden nachfolgen, wenn man sie nicht mehr künstlich daran hindert. Auf diese Weise und unter der geistigen Hochspannung des Krieges können wir recht gut in Wochen und Monaten nachholen, was wir in Jahren und Jahrzehnten versäumt haben. Auch die Regierung ist jetzt nicht mehr — dank jenen politisch fortgeschrittenen Schichten — so völlig in Eurer Hand. Um das Vertrauen des ganzen Volkes zu gewinnen, brauchte unsere Regierung nur vom hohen Turme herab mit Fanfaren zum Sammeln zu blasen, und Ihr würdet zähneknirschend sehen, wie alle anständig, ordentlich leben wollenden Menschen, alle wahren Vaterlandsfreunde sich um sie versammelten, und wie Euer Anhang wieder, wie zu Anfang des Krieges, in die Mauselöcher kröche."

So könnte es — ich zweifele nicht im mindesten daran — in der Tat auch kommen, wenn man die Aufklärung endlich einmal in der richtigen Weise, von oben herab, in Angriff nähme und sie nicht jener besonderen Sorte von „Tüchtigen" nahezu allein überließe. Freilich: wollen, wirklich wollen und handeln müßte die Regierung. Sie dürfte auch nicht mit halben Männern und halben Maßregeln kommen, sondern müßte, wie unsere alten Meister, die wir jetzt leider nur noch auf militärischem und technischem

Gebiete zu haben scheinen, mit ganzen Männern ganze Arbeit machen. Vor allem dürfte sie sich nicht länger von jener besonderen Sorte von „Tüchtigen" schieben oder gar sich die Zügel aus der Hand winden lassen.

Das ist ja aber auch allem Anscheine nach nicht mehr zu befürchten. Dr. Michaelis ist kein Bethmann Hollweg. So viel hat man aus seinem bisherigen Verhalten denn doch schon entnehmen können. Was könnte ihn also, wenn er eine gründliche Aufklärungsarbeit im Sinne des Gemeinwohls und der endlichen Herbeiführung eines starken Friedens im Innern und nach außen hin unternehmen wollte, daran hindern, z. B. dem Inhalte dieses Aufsatzes oder anderer, von anderen verfaßter Schriften eine solche Publizität zu geben, daß jeder politisch Urteilsfähige davon Kenntnis nehmen müßte? Etwa jene besondere Sorte von „Tüchtigen" und ihre Helfershelfer, die dann endlich einmal vor der ganzen Öffentlichkeit entlarvt würden?

Man wird einwenden, daß nicht alle der für die öffentliche Meinung in Betracht kommenden Teile unseres Volkes, namentlich die engeren, zu ihrem eigenen Stande gehörenden Vertrauensmänner unserer Handarbeiter, imstande wären, den Sinn dieses und ähnlicher, von mir oder von anderen verfaßter Schriftstücke hinreichend zu verstehen.

Das möchte ich denn doch entschieden bestreiten. Es brauchte darin kaum ein Wort und gar kein Bild oder Gleichnis zu sein, das solchen Männern nicht aus ihrem Umgange, aus ihren Zeitungen und Büchern, aus ihrer alltäglichen Arbeit und ihrem eigenen Nachdenken vertraut wäre. Die deutschen Arbeiter sind in ihrem ausschlaggebenden Teile keine unwissenden, oberflächlichen Italiener, Franzosen, Engländer oder gar Russen. Freilich — tiefere Einsicht bei starkem und redlichem Willen ist, wie überall, so auch bei uns nicht jedermann eigen. Sonst wäre ja die Verführung mittels des „demokratischen Apparates" nicht so leicht. Aber in jedem Stande, auch im Arbeiterstande und namentlich in dem gehobenen Teile des unserigen sind solche Eigenschaften bei Einzelnen immer vorhanden. Und das sind gerade die unter ihres Gleichen Angesehensten, die natürlichen Führer ihres Standes. Auf diese allein kommt es aber bei der öffentlichen Meinungsmache im guten Sinne an. Die übrigen richten sich dann ganz von selbst danach, und die Übelwollenden können dagegen, wenn sie nicht von anderer Seite direkt gestützt werden, nicht viel machen. Es ist eine Wahnvorstellung, wenn man meint, die größte Zahl, der Durchschnitt oder gar der Unterdurchschnitt gebe den Ausschlag für das, was alle denken, glauben, tun, lassen sollen. Genau das Umgekehrte ist Wirklichkeit. Es sind stets, in jedem Stande, in jedem Umgangskreise nur die hervorragenden Einzelnen, die dafür richtung-, maß- und zielgebend sind. Das ist geradezu ein Naturgesetz. An diese Einzelnen wende man sich, diese kläre man auf, wenn man etwas Gutes, Kluges und Richtiges — nicht etwas Schlechtes, Dummes und Falsches — in die Masse bringen will. Wie die Hand

wohl arbeiten, aber nicht denken, Magen und Eingeweide wohl verdauen, aber nicht den ganzen Organismus lenken und leiten können, so ist es auch beim sozialen Organismus. Auch hier hat jeder Teil, jedes Glied, jedes Organ seine eigenen Gangliensysteme, in denen die motorischen und sensiblen Nerven zusammenlaufen. Ihre Funktion reicht wohl für die Bedürfnisse ihres engeren Gebietes aus, aber sie können nicht den ganzen Organismus führen. Das kann nur vom Haupte aus geschehen, von all den dort versammelten Ganglienzellen, in denen sich die Erfahrungen von Jahrhunderten, Jahrtausenden als „Erbmasse" oder als „Tradition" niedergeschlagen haben. Wenn ausnahmsweise die niederen Organe rebellisch werden und das Ganze führen wollen, dann ist der Organismus nicht gesund. Aber auch dann kann das Heil nur von den höheren Instanzen, wenn sie gut beraten sind, kommen.

Sollten das die Verständigen und Weisen, die es auch unter unseren einfachen Arbeitern gibt, wirklich nicht einsehen können?

Man mache also den Versuch. Es ist noch nicht zu spät und „Probieren geht über Studieren". Der jetzige Herr Reichskanzler könnte sich unvergänglichen Ruhm und unauslöschliche Dankbarkeit beim deutschen Volke und seinen Fürsten sichern, wenn es ihm gelänge, was nach Lage der Sache noch immer erreichbar erscheint. Es könnte eine Bewegung im deutschen Volke hervorgerufen werden, die der in den Augusttagen von 1914 vielleicht wenig nachstehen würde. Unsere äußeren Feinde könnte das nur mit Schrecken erfüllen, und sie würden dann jedenfalls eher zu einem für uns annehmbaren Frieden geneigt sein, als wenn sie wissen, daß eine starke Partei in unserem Innern ihre Geschäfte bestens besorgt.

Sollte sich aber die Reichsregierung oder eine andere maßgebende Stelle *nicht* entschließen können, den Versuch zu machen, so möchten doch wenigstens die Leser dieser Zeitschrift alles tun, was dem Inhalte dieses Artikels die denkbar weitestgehende Publizität sicherte. Man suche vor allem die national gerichteten *Zeitungen*, die *Reichs-* und *Landtagsabgeordneten*, die nationalen *Vereine* und *Verbände* zu bestimmen, sich der Sache anzunehmen. Es steht ja so ungeheuer viel auf dem Spiele, und unsere Antipoden außerhalb wie innerhalb unserer Grenzen sind sehr rührig. Man glaube auch nicht, daß dadurch die Zwietracht in unserem Innern nur noch verschärft würde. Genau das Gegenteil wird eintreten. Sobald der politisch harmlose Teil des deutschen Volkes erst einmal dahinter gekommen ist, wessen Geschäfte er mit seinem Eintreten für die „Demokratisierung" und „Parlamentarisierung", für den Verzichtfrieden usw. besorgt, dann wird er sich entrüstet von dieser Bewegung abwenden und in das andere, nationale Lager übergehen. Falls die Sache im großen Stile und mit großen Mitteln unternommen wird, werden die eigentlichen Urheber der ganzen, im tiefsten Grund vaterlandsfeindlichen Bewegung, deren Zahl, wie gesagt, lächerlich gering ist, sich bald völlig vereinsamt

fühlen, wird Friede und Einigkeit im Innern hergestellt sein. Diese wenigen waren und sind es ja neben den Agenten des Auslandes, von denen die Unruhe- und Zwietrachtstiftung vor dem Kriege und während desselben einzig und allein ausgegangen ist.

Aber auch die nationalen Parteien des Reichstages und der Landtage haben das größte Interesse daran, die Stimmung von 1914 möglichst geschlossen wieder herzustellen, oder wenigstens alles zu tun, was diesem Zwecke dienen könnte. Die nächsten auf solche Aufklärung folgenden Wahlen dürften dann ganz andere Ergebnisse als die aus der Zeit vor dem Kriege stammenden zeitigen. Es ist doch geradezu lächerlich, daß ein zu ganz anderer Zeit für ganz andere Zwecke gewählter Reichstag das Schicksal des deutschen Volkes im allerwichtigsten Augenblicke seiner Geschichte bestimmen soll. Das ist doch gerade vom „demokratischen" Standpunkte ein Unding. Wenn wirklich die geradezu ungeheuerliche Forderung unserer Demokraten, die Reform des preußischen Wahlrechts im Sinne weitgehender Demokratisierung noch während des Krieges, also ohne Befragung des besten, an den Fronten heldenhaft kämpfenden Teils unseres Volkes vorzunehmen, in Erfüllung gehen sollte, dann müßte doch wenigstens eine gründliche Aufklärung des gesamten Volkes über das Wesen der Demokratie vorausgehen. Solche außerordentlich wichtigen, über die Zukunft Preußens und des Deutschen Reiches vielleicht für immer entscheidende Dinge können doch nicht, dem Drängen unserer Demokraten und dem feindlichen Auslande zu Gefallen, übers Knie gebrochen werden. Und warum soll so Ungeheuerliches geschehen? Damit unsere „Demokraten", die anscheinend Furcht vor der Stimmung der heimkehrenden Krieger haben, über deren Köpfe hinweg noch schnell ihre ihnen bedroht erscheinende Ernte in die Scheune bringen und die äußern Feinde noch während des Krieges davon Nutzen ziehen können!

Das muß unter allen Umständen verhindert werden. Es kann darum kein Zweifel darüber sein, daß die Aufklärung unseres Volkes im Sinne der Wahrheit und Wirklichkeit, nicht der Lüge und des Wahns, endlich im großen Stile und mit großen Mitteln von oben herab in Angriff genommen werden muß. Freilich hätte das schon längst geschehen müssen, und es ist eine der größten Unterlassungssünden des Herrn von Bethmann Hollweg, daß es nicht schon geschehen ist. Keine Zeit war dafür günstiger als die letzten drei Jahre. Der ganze Krieg, seine Entstehungsursachen, die Art seiner Führung seitens der Entente und — nicht zum geringsten — der Sieg der Minderzahl über die ungeheure Mehrzahl sind ja, wenn man der Sache auf den Grund geht, eine einzige furchtbare Anklage und ein geradezu vernichtendes, niederschmetterndes Urteil für das demokratische Prinzip und dessen Mißbrauch seitens der internationalen Plutokratie, wie das ja schon am Eingange gezeigt wurde. Daß diese Dinge nicht schon längst aller Welt

sonnenklar geworden sind, liegt nur an der äußerst rührigen Gegenwirkung außerhalb wie innerhalb unserer Grenzen.

Darum: auf zur Werbearbeit für eine Sache, die von ungeheurer Wichtigkeit ist, die nicht nur im Innern, sondern auch nach außen hin endlich zu einem, die Zukunft und Wohlfahrt unseres Volkes nach jeder Richtung hin sichernden Frieden führen kann.

Auf dem Wege zur — Hekistokratie.

Dr. Adolf Harpf.

Richtig, und das ist biosophisch, rassekundlich unterschieden, steht der vollständig ausgebauten Demokratie, deren Wesen die gleiche Berechtigung der biologisch Ungleichen ist, nicht sowohl die aristokratische Gesellschaftsordnung als ihr aufhebender polarer Gegensatz gegenüber, sondern die Oligarchie. In den staatsphilosophischen Schriften sowohl des Platon wie des Aristoteles ist dieser letztere Gegensatz auch durchaus vorherrschend festgehalten[1]). Beide verstehen unter Oligarchie die Herrschaft des Reichtums im Gegensatze zur Herrschaft des nichts besitzenden Demos: der Demokratie. Aristokratie als die Herrschaft der Tüchtigen und Fähigsten war ihnen gleichbedeutend mit Verteilung der Macht nach dem Grundsatze: „Jedem das Seine" und bestand folglich in der Herrschaft der Tugendhaften, der innerlich Besten. Diese Herrschaftsform bildete ihnen aber ihrerseits einen ebenso genauen Gegensatz zur Herrschaft der Reichen, der Oligarchen, als Vertretern des rein äußerlichen Sachen- oder Geldbesitzes, wie zur Herrschaft der rasse- und daher tugendlosen Menge. Es beruht dabei nur auf

---

[1]) Hierzu vgl. insbesondere Platons „Staat", VIII. Buch, 6. Hptst.: „Was für eine Verfassung . . . nennst Du eine Oligarchie? — Die nach der Schatzung geordnete Verfassung, . . . in welcher die Reichen herrschen." Ebenda 8. Hptst.: „(Das Begehrliche und Besitzliebende) gestattet dem Einen nichts Anderes zu verfolgen und zu erstreben, als wie und woher aus wenigem Gelde vieles wird; dem Andern aber nichts Anderes zu bewundern und zu verehren, als den Reichtum und die Reichen und um nichts Anderes sich zu beeifern, als um Geldbesitz und was etwa damit zusammenhängt. Es gibt wohl keine andere so schnelle und gewaltsame Umwandlung als die eines ehrliebenden Jünglings in einen geldliebenden. — Und dieser, sagte ich, ist doch der oligarchische." Weiters vgl. Aristoteles „Politik", II. Buch, 11. Hptst.: „Wenn bei der Wahl der Reichtum entscheidet und dieses oligarchisch ist und es dagegen aristokratisch ist, wenn die persönliche Fähigkeit dabei entscheidet, so wäre dies eine dritte Art . . ." III. Buch, 7. Hptst.: „Man pflegt nur von den Alleinherrschaften diejenigen, welche das gemeine Beste im Auge haben, Königtümer zu nennen . . . Die Tyrannis ist die Herrschaft eines Einzigen, lediglich zum Besten des Herrschers, die Oligarchie zum Besten der Wohlhabenden und die Demokratie zum Besten der Armen; den Nutzen für das Gemeinsame hat aber keine derselben zum Zwecke." Desgleichen Buch III, 8. Hptst.: „Die Oligarchie ist dann vorhanden, wenn die Vermögenderen Herren des Staates sind, die Demokratie dagegen dann, wenn nicht die Vermögenderen, sondern die arme Menge herrscht."

dem Mangel einer klar bewußten, wenn auch namentlich schon bei Aristoteles in seiner berühmten Unterscheidung von geborenen Freien und geborenen Sklaven deutlich genug anklingenden Rassenwertung der verschiedenen Menschenarten, daß diesen klarblickenden Alten doch noch sowohl Begriff wie Wort für eine Herrschaftsform der innerlich, d. i. biologisch Schlechtesten im genauen polaren Gegensatze zur Herrschaft der biologisch Besten, der Aristoi gefehlt hat. In eine Herrschaft der biologisch und rassig Schlechtesten kann aber ebensowohl die Demokratie, wenn sie zur Ochlokratie, der Pöbelherrschaft ausartet, als die Oligarchie ausmünden, indem sie zur Plutokratie, zur Herrschaft des beweglichen Besitzes — des Geldsackes wird. Beide Entwicklungsgänge hatte schon das klassische Altertum in dem endlichen Niedergange des demokratischen Staatswesens der Athener einerseits, wie des ursprünglich rein aristokratisch-heldisch gestalteten Staatswesens von Sparta andererseits vor Augen, in welch' letzterem schließlich der Bereicherungstrieb herrschend wurde und die Staatsgrundlagen untergrub.

Im späteren Altertume war es die Optimatenherrschaft, welche die römische Republik zugrunde richtete, nachdem sie den letzten Rettungsversuch, die Agrarreform der edlen Gracchischen Brüder zum Scheitern gebracht hatte, und in unseren Tagen sind die europäischen Westmächte und der große nordamerikanische Handels- und Gewerbe-Staat längst auf der abschüssigen Bahn der — Hekistokratie[1]), der Herrschaft der biologisch Schlechtesten, der innerlich minderwertigen rasselosen Menge einerseits — und der moralinfreiesten Geldmänner andererseits angelangt. Demagogie, der suggestive Volksbetrug, der nicht minder die Schlechtesten obenan bringt, ist in alter wie neuer Zeit nur eines der Mittel, durch welche sich die Geldherrscher der betörten Menge bemächtigen und versichern, um sie durch

[1]) Erst Aelianos „der Sophist" um 200 n. Chr. gebraucht ἥκιστος im genauen Sinne unserer obigen Wortbildung. Er spricht in seinem Buche: „De natura animalium", IX, 1. (S. 217/18 ed. Hercher) vom alten Löwen, der am schlechtesten (ἥκιστος) zur Jagd befähigt und ebenda IV, 31 (S. 94, 4) vom Elefanten, der am untauglichsten zur Ertragung kalter Klimate ist. [IX, 1. (S. 217/18): Ὁ λέων ἤδη προήκων τὴν ἡλικίαν καὶ γήρᾳ βαρὺς γεγενημένος θηρᾶν μὲν ἥκιστός ἐστιν, und ebenda IV, 31 (S. 94, 4): κρυμῷ δὲ ὁμιλεῖν ἥκιστός ἐστιν (sc. ὁ ελέφας)]. Wird der Ausdruck ἥκιστος als Superlativ von κακός „schlecht" auch bei den griechischen Schriftstellern der klassischen Zeit nicht gefunden, so mußte er doch im griechischen Sprachbewußtsein längst vorhanden gewesen sein, als ihn Aelian in den Schriftgebrauch übernahm. Bilden doch auch unsere deutschen Klassiker so manche Wortformen noch nicht, welche seitdem aus dem Sprachgebrauche in das Schriftdeutsch übergegangen sind. Die naheliegende Wortbildung: Kakistokratie würde unseren Begriff zu weit fassen. Gerade die biologisch-naturmäßige Wertung, welche Aelian mit seinem Ausdrucke ἥκιστος offenbar verbindet, ist in unserer Anwendung auf den Menschen das Maßgebende, wogegen eben diese Wertung im Superlativ κάκιστος nicht hervortritt. Überhaupt sind ja die verschiedenen Steigerungsformen von gut und schlecht in den alten Sprachen durchaus nicht gleichwertig in ihren Bedeutungen.

bezahlte oder sonstwie mitinteressierte Volksverführer für die stets sorgfältig verhehlten und verheuchelten selbstsüchtigen Ziele ihrer Oberherrschaft zu mißbrauchen. Daß Demokratie und Aristokratie nicht die polaren Gegensätze sind, die einander aufheben, geht vor allem daraus hervor, daß — wie ich schon vor Jahren in einer meiner politischen Flugschriften betonte[1]) — eine jede Aristokratie unter sich, inter pares, pairs, peers immer demokratisch, d. h. auf dem Grundsatze des gleichen Rechtes allerdings der Gleichen aufgebaut ist. Erst daß die Demokratie, wie sie in historischer Zeit am folgerichtigsten gestaltet im alten Athen herrschte und wie sie im heutigen Europa seit der großen französischen Revolution wieder verkündet und als der Inbegriff alles politischen „Fortschrittes" gepriesen wird, auf dem gleichen Rechte der biologisch Ungleichen gegründet ist, erst das macht die Demokratie im anthropologischen und folglich auch politischen Sinne zur Naturwidrigkeit.

Da ist es denn angesichts der „demokratischen Weltwelle", welche sich neuerdings nicht sowohl infolge des Krieges, der ja immer und überall in der Welt zur Aristokratie, d. i. zur Herrschaft der Besten hinstrebt[2]) — als vielmehr infolge der unausgesetzten Wühlarbeiten der westländisch-europäischen und der nordamerikanischen Optimatenherrschaften über ganz Europa ergießt und in Rußland die Monarchie tatsächlich bereits weggeschwemmt hat, — da ist es denn, sagen wir, — angesichts auch der Verwirrung der Geister, die selbst in unserem deutschen Volke, dem allzeit königtreuesten von allen, bereits tiefe Schlagschatten wirft, gewiß nicht ohne Belang, einmal genauer nachzusehen, wie sich denn altgriechischer Geist schon bei seinem ersten Erwachen zu politisch gereiftem Denken in der ganz gleich gearteten Gefahr absteigender demokratischer Entwicklung verhalten hat.

Wer sich vollends in Platons Staatsschriften, diesen Höhengipfeln staatswissenschaftlicher Weisheit des alten Griechentums, oder auch in des Aristoteles, die politischen Erfahrungsschätze des gesamten griechischen Altertums mehr zusammentragend ordnende, als schöpferisch weiterführende „Politik" mit voller Hingabe vertieft, dem kann die Erkenntnis nicht fehlen, wie viel unser gesamtes modern politisches Verständnis und nicht zum letzten auch unser deutsches Staatswissen noch von diesen altgriechischen Denkern zu lernen hätte. Dem politischen Denken dieser altgriechischen Weisen war in der Vielgestalt politischer Staatsformen des alten Griechenland eine zu vergleichenden Forschungen geradezu herausfordernde Tatsachen-

[1]) „Der völkische Gedanke — das aristokratische Prinzip unserer Zeit", 1906, S. 9.

[2]) Schon der tiefblickende Heraklit von Ephesus an der Schwelle des fünften vorchristlichen Jahrhunderts hat dies in seinem berühmten Spruche vom Kriege ausgedrückt:

„Krieg ist aller Dinge Vater, aller Dinge König,
Die Einen macht er zu Göttern, die Andern zu Menschen.
Die Einen zu Sklaven, die Andern zu Freien!" —

fülle gegeben, wie sie uns Modernen bisher gänzlich versagt blieb. Infolgedessen war auch ihr politisches Erfahrungswissen ein unvergleichlich entwickelteres, als es das unserige bisher sein konnte. Unser ganzes politisches Denken und namentlich auch unser deutsches Staatswissen ist ja noch so jung, so dilettantenhaft unreif im Vergleiche zur vollentwickelten politischen Lebensdurchdringung und -einsicht jener alten Denker, daß wir recht eigentlich noch in den Kinderschuhen einer Politik als Wissenschaft stecken. Oder hat unser ganzes politisches Schrifttum etwa ein Werk hervorgebracht, welches sich auch nur entfernt mit Platons „Staat", dieser Verkörperung eines reinsten, aristokratisch-heldischen Staatsideales messen könnte? Trotz unserem Überflusse an politischer Tagesschriftstellerei ist über Ursprung und Wesenheit politischer und sozialer Erscheinungen noch kaum so viel Klarheit in unser Blut gedrungen, als schon die Sophisten besaßen. So gleich der älteste und — anständigste dieser politisierenden Philosophen: Protagoras in seinem wunderbaren Mythos in dem nach ihm benannten platonischen Dialoge, wo er αἰδὼς und δίκη, das Schamgefühl als Ehrfurcht und das Rechtsbewußtsein als die wahren, unveräußerlichen Grundlagen aller menschlichen Vergesellschaftungen darlegt. Vollends durchdrang und prüfte Sokrates alles Menschliche in Herz und Nieren, selbst hierin ein politisierender Philosoph oder philosophierender Politiker gleich den Sophisten, mit denen ihn die öffentliche Meinung Athens, wie des Aristophanes berühmteste gleichzeitige Komödie: „Die Wolken" zeigt, auch einfach zusammenwarf.

Wollen wir sonach zu einer deutschen Politik auf wissenschaftlicher Grundlage gelangen, so müssen wir heute noch genau so bei den alten Griechen in die Schule gehen, wie es unsere Wissenschaft überhaupt bei ihrer neuzeitlichen Wiedergeburt auf den meisten Forschungsgebieten tun mußte. Sind wir doch gleich jenen Alten eben erst dort angelangt, wo auch ihr politisch waches und wissenschaftlich vergleichendes Denken und Forschen überhaupt erst begann: beim übergreifenden Vordringen des demokratischen Verlangens nach der Vorherrschaft der „Ungleichen". —

Da sei denn nun gleich bei der ältest erhaltenen politischen Staatsschrift begonnen, die schon die brennendste politische Tagesfrage unserer eigenen Jetztzeit, nämlich die über Wert und Unwert vorwiegend demokratischer Staatseinrichtungen mit durchdringendem althelleniſchen Klarblicke durchforscht hat. Wir meinen die, aus dem Jahre 424 v. Chr.[1]) stammende Schrift vom „Staate der Athener", welche die längste Zeit dem Xenophon zugeschrieben, aber diesem von der deutschen Forschung mit triftigen Gründen abgesprochen wurde, wenn sie auch bisher keinem anderen bekannten Verfasser mit nur einiger Wahrscheinlichkeit zugeschrieben werden konnte.

[1]) Kirchhoff hat diese Entstehungszeit in seiner Berliner Akademie-Abhandlung: „Die Abfassungszeit der Schrift vom Staate der Athener", 1878 ermittelt.

Ist aber auch der biedere Xenophon nicht der Verfasser der von feinster Ironie erfüllten Schrift gewesen, so ging sie doch zweifellos aus dem Kreise derer um Sokrates hervor. Nicht nur die berühmte „sokratische Ironie" des Verfassers weist nach dieser Richtung, sondern es durchzieht sie auch von Anfang bis zu Ende die unzweifelhaft aristokratische Gesinnung des Sokrates. Der Verfasser stellt sich genau so, wie es Sokrates in seinen elenchischen, durch Frage und Antwort untersuchenden Beweisführungen tat, als stimme er dem Gegner, in diesem Falle den Athenern, in ihrer ausgesprochenen Vorliebe für die Demokratie zu; ja er verteidigt sie sogar aus ihren eigenen Voraussetzungen, freilich nur, um diese dann in allem wesentlichen abzulehnen und von dem Standpunkte seiner höheren politischen Einsicht aus um so gründlicher widerlegen zu können. Gleich der erste Satz der Schrift läßt nicht den geringsten Zweifel über die wahre Meinung des Verfassers übrig, da er beginnt: „Was die Staatsverfassung der Athener betrifft, so kann ich, daß sie diese Art von Verfassung wählten, darum nicht loben, weil sie damit das Wohlergehen der schlechten (gemeinen) Leute vor dem der guten (tüchtigen = vornehmen) bevorzugten[1])."

Es ist nichts als sokratische Ironie, daß er gleich darauffolgend hinzufügt, er wolle nur beweisen, daß die Athener, nachdem sie sich einmal für die Demokratie entschieden haben, diese nur folgerichtig aufrecht erhalten und auch in allem übrigen, worin sie den anderen Griechen zu fehlen scheinen, ihr Ziel gut erreichen.

Die Schrift führt sodann die Bevorrechtung des Volkes vor den Edlen auf die in Athen hervorragende Bedeutung des Handels und der Schiffahrt zurück, „weil das Volk es ist, welches die Schiffahrt treibt und dem Staate Reichtum und Macht verschafft; denn die Steuerleute und die Schiffsbefehlshaber, die Fünfzigruderführer, sowie die Bootsmänner und die Schiffsbauer sind es, welche dem Staate Reichtum und Macht verschaffen, weit mehr als die edlen Bürger und die vornehmen (tüchtigen) Leute[2])."

Dieser Erklärungsversuch ist nun wohl ebenso verfehlt, wie die in unseren Tagen von H. St. Chamberlain unternommene Zurückführung englischer Sonderartung auf die immer ausschließlichere Einstellung des ganzen Volkes von Großbritannien auf den Handel und die Seeherrschaft[3]).

Offenbar wußte der Verfasser der Schrift vom „Staate der Athener" noch nichts Näheres über die doch wohl erst durch des Aristoteles besonders lobende Erörterung[4]) in weiteren griechischen Kreisen bekannt gewordene

---

[1]) „. . . οὐκ ἐπαινῶ . . . ὅτι . . . εἵλοντο τοὺς πονηροὺς ἄμεινον πράττειν ἢ τοὺς χρηστούς." S. Ἀθηναίων πολιτεία. Xenophontis scripta minora ed. Ludwig Dindorf, zweite verbesserte Auflage, Leipzig 1863, bei G. Teubner, S. 188.

[2]) A. a. O. I, 2: „. . . πολὺ μᾶλλον ἢ οἱ ὁπλῖται καὶ οἱ γενναῖοι καὶ οἱ χρηστοί."

[3]) Hierzu Harpf, „Der Erzfeind", Graz 1915, S. 15 f.

[4]) Aristoteles „Politik", II. Buch, 11. Hptst.

aristokratische Verfassung des noch viel ausschließlicher auf Handel und Schiffahrt gegründeten Staatswesens der Karthager.

Aber unser Sokratiker hätte gar nicht über das Griechentum hinauszublicken gebraucht. In der Entwicklung der benachbarten blühenden Handels- und Schifferstadt Korinth wäre ihm in nächster Nähe das Beispiel eines aristokratisch gestalteten Gemeinwesens mit vorherrschenden Handels- und Schiffahrtsbelangen gegeben gewesen. Die Stadt soll in ihrer Blütezeit 70- bis 80000 Einwohner gehabt haben. Ihre herrschende Klasse war dorischen Stammes. Wie überall gab offenbar auch hier die Eigenart des herrschenden Volkstums den Ausschlag in der Gestaltung des Staatswesens. Die Dorer waren eben als die zuletzt gekommene, verhältnismäßig reinstblütige Arierwelle naturgemäß die geborenen Aristokraten unter allen Griechenstämmen. Sie konnten daher ihre Staatsgebilde gar nicht anders als dieser ihrer höherrassigen Eigenart gemäß gestalten. Ebenso naturgemäß neigte andererseits das von Anfang an weicher geartete pelasgisch-phönizisch-achäisch-jonische Mischvolk von Athen frühzeitig der Demokratie zu, die schon in Solons Verfassung wesentlich nur durch einen Einkommenszensus beschränkt und abgestuft war, während in Gerichtssachen ein aus 5000 jährlich durchs Los bestimmten Mitgliedern bestehendes Geschworenengericht, die Heliäa, entschied, — eine Einrichtung, die auch dem Perikles noch demokratisch genug war, als er die Verfassung Athens vollständig demokratisierte, das ganze Schwergewicht des Staates in die Volksversammlung verlegte und auch den ärmsten Bürgern die Teilnahme an Gerichtssitzungen und Volksversammlungen durch die Einführung von Taggeldern ermöglichte. Beides aber, die Auswahl durchs Los und die Besoldung für öffentliche Dienste ist schon im Altertume als ein besonderes Kennzeichen demokratischer Einrichtungen erkannt worden[1]). „Gerade die Armen" — so fährt unsere athenische Staatsschrift fort[2]) — „und die Leute vom Volke und die Geringen heben (*αἴξουσιν*), wenn sie es gut haben und ihrer viele solcher sind, die Volksherrschaft; wenn es aber die Reichen und die Vornehmen gut haben, so machen die vom Volke ihre eigene Gegenpartei mächtig." — I, 5: „Es ist aber in jedem Lande die Partei der Vornehmen der Volksherrschaft entgegen, denn bei den Vornehmen findet sich am wenigsten Zügellosigkeit und am wenigsten Ungerechtigkeit, dagegen am meisten Eifer für das Gute, bei dem Volke aber am meisten Unwissenheit, Ausgelassenheit und Schlechtigkeit[3])."

---

[1]) Siehe Aristoteles' „Politik", II. Buch, 11. Hptst.: „Dagegen ist es aristokratisch, daß die Beamten keine Besoldung bekommen und nicht durch das Los bestimmt werden."

[2]) A. a. O., I, 4.

[3]) I, 5: „... *ἐν χὰρ τοῖς βελτίστοις ἔνι ἀκολασία τε ὀλιγίστη καὶ ἀδικία, ἀκρίβεια δὲ πλείστη εἰς τὰ χρηστά. ἐν δὲ τῷ δήμῳ ἀμαθία τε πλείστη καὶ ataξία καὶ πονηρία.*"

Eine Staatsform, die die Unwissenden, Ausgelassenen und Schlechten begünstigt, die Guten, am wenigsten Zügellosen und Ungerechten dagegen benachteiligt, „mag nun zwar in ihren Einrichtungen nicht gerade die beste sein, aber der Volksherrschaft ist auf diese Weise noch am ehesten gedient. Denn das Volk will nicht bei einer guten Staatsverfassung selbst untertänig sein, sondern es will frei sein und selbst herrschen, an der schlechten Verfassung aber liegt ihm wenig, denn was Du für eine schlechte Verfassung hältst, dadurch gerade wird das Volk mächtig und ist frei[1])."

„Suchst Du aber eine gute Verfassung, so wirst Du zuerst sehen, daß die Tüchtigsten ihnen (dem Volke) die Gesetze geben; dann aber werden die vornehmen Leute die Strafgewalt über die gemeinen Leute üben und sie werden über das Staatswohl beraten und nicht zulassen, daß rasende Menschen mitberaten, mitreden und an der Volksversammlung teilnehmen[2])."

Das gemeine Volk weiß eben gar wohl, daß des gemeinen Mannes „Unwissenheit und Schlechtigkeit bei seiner Volksfreundlichkeit ihm mehr Nutzen bringt als des Vornehmen Tugend und Weisheit und volksfeindliche Gesinnung[3])." In einer Erörterung der Ursachen sowohl wie der Folgeerscheinungen der großen Freiheiten, welche die Sklaven und Hörigen in dem demokratischen Athen genossen, wird deren Zügellosigkeit (ἀκολασία) besonders hervorgehoben und daran die Kennzeichnung des gerade entgegengesetzten Verhaltens der Volksherrschaft zu den Adeligen und Vornehmen geknüpft. Wie jedes Vorrecht war dem Demos auch das der Bildung und feineren Erziehung verhaßt, „nicht weil er sie nicht für schön hielt, sondern weil er wußte, daß sie der Masse des Volkes unerreichbar sind[4])." Doch wurden die vermögenden Leute zu kostspieligen Aufwendungen für die großen Staatsfeste und für die Flotte kräftigst herangezogen und so zugunsten des gemeinen Volkes ausgebeutet, das sich auf Kosten jener erlustigte oder ausbildete. Noch wirksamere Aderlässe wurden an den Reicheren durch gerichtliche Verfolgungen und Vermögenseinziehungen vorgenommen. „Sowohl die Dreiruder ausrüsten, als die Turnübungen leiten müssen die Reichen, das Volk aber läßt sich auf den Dreirudern gebrauchen und sich die Übungsplätze von jenen unterhalten. Es will also noch Geld dafür bekommen, daß es singt und läuft und tanzt und in den Schiffen fährt, damit es selbst etwas habe und die Reichen ärmer würden.

---

[1]) I, 8: „... *τῆς δὲ κακονομίας αὐτῷ ὀλίγον μέλει. ὃ γὰρ σὺ νομίζεις οὐκ εὐνομεῖσθαι, αὐτὸς ἀπὸ τούτου ἰσχύει ὁ δῆμος καὶ ἐλεύθερός ἐστιν.*"

[2]) I, 9: „... *οὐκ ἐάσουσι μαινομένους ἀνθρώπους βουλεύειν οὐδὲ λέγειν οὐδὲ ἐκκλησιάζειν.*"

[3]) I, 7: „... *γιγνώσκουσιν "τι ἡ τούτου (τοῦ πονηροῦ) ἀμαθία καὶ πονηρία καὶ εὔνοια μᾶλλον λυσιτελεῖ ἢ ἡ τοῦ χρηστοῦ ἀρετὴ καὶ σοφία καὶ κακόνοια.*"

[4]) I, 13: „... *γνοὺς ὅτι οὐ δυνατὰ ταῦτά ἐστιν ἐπιτηδεύειν.*"

Bei den Gerichtsstellen aber liegt ihm an dem Rechte weniger, als an seinem eigenen Vorteile[1])."

Genau derselbe Gedanke an die Bevorteilung des Volkes der Demokratien durch die Ausbeutung der Reichen und Vornehmen kehrt in Platons „Staat" wieder[2]), wo diese „die Weide der Drohnen" genannt werden: „Von da ... fließt für die Drohnen der meiste und reichlichste Honig. Wie sollte auch wohl einer ... von denen etwas auspressen, die wenig haben?"

Die gleichen Grundsätze befolgte die athenische Volksherrschaft auch in der Politik gegenüber den Bundesgenossen, denn, so heißt es in unserer Schrift vom „Staate der Athener", — „wenn die Reichen und Mächtigen in den Städten (des Seebundes) zu Kräften kommen, wird die Herrschaft des Volkes auch in Athen nur recht kurze Zeit mehr dauern. Deswegen nun erklären sie die vornehmen Leute für ehrlos, nehmen ihnen ihr Geld weg, vertreiben und töten sie, die gemeinen Leute aber heben sie empor[3])."

Begründet wird dies mit einer geschichtlichen Einsicht, die sich dann bei Thukydides wieder findet, daß nämlich „der Herrschende von dem Beherrschten notwendig gehaßt wird"[4]).

In unseren Tagen der demokratischen Volksbeglückung mußte die dem altathenischen Aristokraten, wie wir sehen, bereits klar aufgegangene Erkenntnis von der mit vorschreitender Volksherrschaft unzertrennlich verbundenen Ausbeutung der höherstehenden Klassen durch die biologisch Minderwertigen geradezu erst neu entdeckt werden; so tief lag sie die längste Zeit unter dem irreführenden „fortschrittlichen" Phrasenwuste vergraben, der sie für den Nichts-als-Zeitungsleser noch heute verschüttet hält. Da war es der deutsche Altmeister „sozial-aristokratischer" Erkenntnis, Otto Ammon, der in seinem berühmten Buche von der „Gesellschaftsordnung und ihren natürlichen Grundlagen" u. a. feststellte: „Der sozial Höherstehende sieht sich genötigt, seine Kindererzeugung einzuschränken, während der sozial Tieferstehende daran nicht denkt und der im allgemeinen minderwertige Nachwuchs des letzteren wird gemäß der „ausgleichenden Gerechtigkeit" mit den Mitteln aufgezogen, die durch den Verzicht der oberen Volksschichten erspart werden. De Lapouge würde dies wieder eine „rückschrittliche Auslese" nennen, während die Tagespolitiker es für höchst „fortschrittlich" halten. Wenn man die Sozialdemokraten von „Ausbeutung" sprechen hört, so will es einem ... scheinen, als ob nicht die unteren Klassen über Ausbeutung zu klagen hätten, sondern als ob diese recht

---

[1]) I, 13: „... καὶ οἱ πλούσιοι πενέστεροι γίγνωνται. ἐν δὲ τοῖς δικαστηρίοις οὐ τοῦ δικαίου αὐτοῖς (sc. τῷ δήμῳ) μέλει μᾶλλον ἢ τοῦ αὐτοῖς συμφέροντος." —

[2]) S. Platons „Staat", VIII. Buch, 16. Hptst. —

[3]) I, 14: „... τοὺς δὲ πονηροὺς αὔξουσιν."

[4]) I, 14: „ὅτι μισεῖσθαι μὲν ἀνάγκη τὸν ἄρχοντα ὑπὸ τοῦ ἀρχομένου."

fröhlich dabei wären, die oberen Klassen für ihre Zwecke ‚auszubeuten'." ... „Unsere Doktrinäre bringen es fertig, für die Verteilung der Lasten das Prinzip der individuellen Leistungsfähigkeit, für die Zumessung der Rechte jedoch das Prinzip der Kopfzahl aufzustellen[1])." ... Genau so war es im Grunde genommen schon im perikleischen Athen: nur die äußeren Erscheinungs- und Wirkungsformen der sozialen Zustände wechseln natürlich nach Orten und Zeiten, sie selbst sind nach Wesen, Ursachen und Folgen immer und überall gleichgeartet.

Das zweite Hauptstück der Schrift vom „Staate der Athener" handelt vornehmlich von der wirtschaftlichen, politischen uud strategischen Überlegenheit der beweglicheren Seemacht über eine schwerfällige, verbindungsärmere Landmacht wie Sparta. So ist dieses Hauptstück durchaus die Frucht von Erfahrungen der ersten Jahre des peloponnesischen Krieges, in dessen achtes Jahr die Schrift fällt.

Stelle für Stelle ließe sich hier aufzeigen, wie es genau dieselben Umstände waren, die den Athenern im Kampfe mit Sparta um die Vorherrschaft in Griechenland zum anfänglichen Vorteile gereichten und welche gleichgeartet ebenso das neuzeitliche Emporkommen Englands als weltbeherrschende Seemacht herbeiführen halfen.

„Ihre (der Athener) Landmacht" — so hebt das zweite Hauptstück an — „welche, wie man glaubt, in Athen am wenigsten gut ist, befindet sich (wirklich) in diesem Zustande. Doch glauben sie, wenn sie auch schwächer als ihre Feinde, aber doch stärker als ihre Bundesgenossen sind, welche ihnen die Abgaben zahlen und zu Lande sehr tüchtig sind, auch mit der Landmacht ihre Herrschaft zu behaupten, wenn sie Herren über die Bundesgenossen sind[2])."

Nur eines ging den Athenern ab, um ihren Feinden gegenüber in gleich günstiger Lage zu sein wie das heutige England. „Wenn nämlich", so heißt es weiter in unserer athenischen Staatsschrift, „die Athener eine Insel bewohnten, so wären sie als Seebeherrscher in der Lage, anderen beliebig Schaden zuzufügen, ohne selbst welchen zu erleiden, solange sie die See beherrschen. Sie brauchten dann weder ihr Land verheeren zu lassen, noch es den Feinden preiszugeben; — jetzt aber fürchten die Ackerbauer und die Begüterten unter den Athenern die Feinde mehr und nur das (besitzlose) Volk, wohl wissend, daß diese ihm nichts verbrennen noch verheeren können, fürchtet sie nicht und lebt ohne Angst dahin. Ferner wären die Athener noch von einer anderen Furcht befreit, wenn sie eine Insel bewohnten: Niemals könnten ihre Stadt von den Vornehmen verraten, die

---

[1]) Otto Ammon, „Die Gesellschaftsordnung und ihre natürlichen Grundlagen. Entwurf einer Sozial-Anthropologie." (Dritte Aufl., Jena 1900), S. 231 f. Hierzu das die Ergebnisse von Ammons gesellschaftsbiologischen Untersuchungen umfassende 49. Hauptstück: „Die Sozial-Aristokratie, ihre Pflichten und ihre Rechte." S. 280 ff. —

[2]) A. a. O. II, 1.

Tore geöffnet und die Feinde hereingelassen werden, denn wie sollte das auf einer Insel geschehen?[1])."

„Da sie aber nun von Anfang an nicht so glücklich waren, eine Insel zu besiedeln, so machen sie es jetzt so: ihre Habe bringen sie auf den Inseln in Sicherheit und vertrauen dabei auf ihre Herrschaft zur See, das Land von Attika aber lassen sie verheeren, weil sie wissen, daß sie andere, größere Güter verlieren, wenn sie sich desselben annehmen[2])."

Tatsächlich machten die Athener ihre Stadt auf den Rat des Perikles gleich bei Beginn des peloponnesischen Krieges zur Insel, indem sie das flache Land den Verheerungen der Feinde preisgaben und sich hinter ihre starken Mauern zurückzogen.

Freilich machte die mörderische Pest, welche dann infolge Überfüllung der Stadt ausbrach, dem Perikles, den sie schließlich selbst dahinraffte, einen bösen Strich durch die Rechnung, wie auch der Verfasser unserer athenischen Staatsschrift zur Zeit ihrer Abfassung, genau 20 Jahre vor der endgültigen Niederringung Athens durch die Spartaner, unmöglich vorhersehen konnte, daß schließlich alle Vorteile der Seeherrschaft den entscheidenden Sieg der rassereineren, ausdauernderen Landmacht nicht werden hindern können.

Sparta gelang es seine anfangs nur schwache Kriegsflotte im Laufe des Krieges auszubauen, die athenische Seesperre zu brechen und den feindlichen Aushungerungsplan zunichte zu machen. So haben auch die Mächte der europäischen Mitte erst im Verlaufe des gegenwärtigen Weltkrieges ihre wirksamste maritime Waffe, das Tauchboot derart ausgebildet, daß es erst seit wenigen Monaten zu voller Wirksamkeit gelangt. Unsere Gegner führen den Erschöpfungskrieg; das haben die Ablehnungen unserer wiederholten Friedensangebote deutlich erwiesen — wie auch Athen alle Friedensanträge Spartas nach der Besetzung von Pylos und Sphakteria zurückwies.

Erst das Tauchboot zwingt die Engländer, nunmehr Entscheidungen zunächst im Landkriege zu suchen. — Es bleibt uns nur zu hoffen, daß die Schritt um Schritt sich ergebenden geschichtlichen Gleichnisse zwischen dem Entscheidungskriege des spartanischen „Militarismus" gegen die Vorherrschaft des athenischen Marinismus nicht auch so weit gehen mögen, daß die unumgängliche Niederwerfung der englischen Seeherrschaft erst dann erfolgt, wenn ganz Europa schon derart entkräftet ist, daß schließlich Nordamerika allein der lachende Dritte bleibt, — gleichwie schon kurze Zeit nach dem peloponnesischen Kriege die mazedonische Großmacht das gänzlich erschöpfte Hellas in Abhängigkeit brachte.

Im Verfolge der antidemokratischen Darlegungen seiner Staatsschrift fährt unser athenischer Gewährsmann fort, die Unzuverlässigkeit und Verantwortungslosigkeit vielköpfiger Vertretungen zu kennzeichnen. Uns erinnert

[1]) A. a. O. II, 14—15.
[2]) A. a. O. II, 16.

er dabei geradezu an Bismarcks Auseinandersetzungen über Wesen und Begriff der Verantwortlichkeit, so vor dem Reichstage des norddeutschen Bundes[1]) und dann wieder vor dem deutschen Reichstage[2]), wo der Altreichskanzler ausführte, wie bei geteilter Verantwortung „Jeder berechtigt ist, sich damit zu entschuldigen, er hätte wohl gewollt, aber der Andere nicht und wo dann Keiner weiß, wer der Andere und wer der Eine ist."

So sagt auch schon unser Athener: „Kriegsbündnisse und beschworene Verträge muß man in Staaten, wo die Herrschaft in den Händen der Vornehmen ist, notwendig halten; denn, wenn sie nicht bei den Verträgen bleiben, von wem würde man glauben, daß das Unrecht geschehe, wenn nicht von den Vornehmen, welche die Verträge schlossen? Wo aber das Volk Verträge schließt, da kann jeder Einzelne die Schuld auf den schieben, welcher (in der Volksversammlung) darüber sprach und abstimmen ließ und den anderen sagen, er sei nicht dabei (bei denen, die zustimmten) gewesen und das Übereinkommen sage ihm nicht zu. Man fragt nun bei dem versammelten Volke an und wenn es nicht beschließen will, es solle so sein, so findet es tausend Vorwände, nicht zu tun, was es nicht will. Und wenn nun ein Übel aus dem Volksbeschlusse entsteht, so klagt das Volk, daß einige Wenige, die seine Gegner seien, es zu Grunde gerichtet haben, ergibt sich aber ein Vorteil, so schreiben sie sich selbst das Verdienst zu[3])." Eine andere Ausschreitung demokratischer Zustände, wie sie auch in den Behöhnungen und Verunglimpfungen von Standespersonen, Offizieren, Adeligen, Landesfürsten, Königen und Kaisern in den sog. „Witzblättern" namentlich der Vorkriegszeit schon täglich bei uns vorkam, war im demokratischen Athen die bekannte Schmähsucht der attischen Komödie. Darüber heißt es in der Schrift unseres Atheners: „In Lustspielen das Volk zu verspotten und zu schmähen erlauben sie (die Athener) nicht, damit sie nicht selbst geschmäht werden; bei einzelnen Bürgern aber heißen sie es gut (κελεύουσιν), wenn Jemand Einen verspotten will, da sie wohl wissen, daß der Verspottete nicht vom Volke und nicht vom großen Haufen, sondern ein Reicher, ein Edler oder Mächtiger ist. Nur Wenige aber der Armen und des Volkes werden verspottet und auch diese nur wegen Kleinigkeitskrämerei oder wegen des Strebens, mehr zu sein als das Volk, so daß es sie nicht einmal ärgert, solche verspottet zu sehen[4])."

Dabei weiß das Volk von Athen ganz gut die tüchtigen Leute von den gemeinen und schlechten zu unterscheiden, „aber ungeachtet dessen liebt es die, welche zu ihm gehören und ihm selbst nützen, auch wenn sie niedrig

---

[1]) Rede vom 16. April 1869.

[2]) Rede vom 1. Dezember 1874. — „Wer trägt die Verantwortung der Beschlüsse einer parlamentarischen Korporation wie der Reichstag? Offenbar kann sie bei keinem Einzelnen gesucht werden!"

[3]) A. a. O. II, 17.

[4]) A. a. O. II, 18.

gesinnte Leute sind, die edlen aber haßt das Volk um so mehr, denn es glaubt nicht, daß diesen die Tugend zu des Volkes Vorteil, sondern zu dessen Schaden von der Natur verliehen worden ist[1])."

Aus allen den erörterten Gründen hält der aristokratische Verfasser unserer politischen Staatsschrift nichts von Verbesserungsvorschlägen zur Reform der athenischen Verfassung: „Nur in geringfügigem Maße" sei es möglich, „hier wegzunehmen und dort zuzusetzen. Viel zu ändern aber ist nicht möglich ohne zugleich die Volksherrschaft zu schädigen. Denn die Verfassung besser zu gestalten, dazu ließe sich ja Vieles ausdenken, solches aber mit dem Fortbestande der Volksherrschaft in Einklang zu bringen, ist nicht leicht[2])."

Die logische Schlußfolgerung hieraus, die aber der Verfasser selbst nicht zieht, sondern dem Leser zu ziehen überläßt, ist offenbar die, daß nur ein gänzlicher Umsturz der Verfassung von Athen zu einer wirklichen Besserung der herrschenden Zustände führen könnte. Davon aber rät der offenbar in den politischen Kräfteverhältnissen wohlbewanderte Verfasser sogar ausdrücklich ab, denn, sagt er[3]), „es braucht nicht Wenige, wenn sie die Volksherrschaft in Athen angreifen wollen" — ihrer Viele zu diesem Unternehmen zusammenzubringen, sei aber keine Aussicht vorhanden, denn auch von den Verbannten drohe den Athenern keine Gefahr.

Auf den Anfang der Schrift zurückgreifend wird das Ergebnis der Erörterung athenischer Verfassungszustände am Schlusse des zweiten Hauptstückes folgendermaßen zusammengefaßt: „Demokratie verdenke ich dem Demos selbst gar nicht, denn sich selbst wohlzutun ist Niemandem zu verdenken. Wer aber, ohne selbst zum Demos zu gehören, es vorzieht, lieber in einem demokratisch, als in einem aristokratisch geordneten Staatswesen zu wohnen, der hat schlimme Absichten und weiß, daß er in einem demokratischen Staate leichter unentdeckt Übles tun kann, als in einem, wo die Vornehmen herrschen[4])."

Hiernach ist wohl anzunehmen, daß der Verfasser selbst es vorzog in freiwilliger Verbannung zu leben — und das wäre nur die entsprechende Erscheinung, welche auch in unseren Tagen bereits angefangen hat, dem politischen Leben unserer Gemeinwesen zum größten Schaden zu gereichen. Schon ziehen sich nämlich die wahrhaft vornehmen Geister und Charaktere auch bei uns immer mehr vom Kampfplatze des öffentlichen Wirkens zurück, aufs Tiefste verekelt durch das widerliche Vordrängen des dema-

---

[1]) II, 19: „... *οὐ γὰρ νομίζουσι τὴν ἀρετὴν αὑτοῖς πρὸς τῷ σφετέρῳ (του θήμου) ἀγαθῷ πεφυκέναι, ἀλλ' ἐπὶ τῷ κακῷ.*"

[2]) A. a. O. III, 8—9.

[3]) III, 13: „... *οὐκ ολίγων δεῖ τῶν ἐπιθησομένων τῇ δημοκρατίᾳ τῇ Ἀθήνησιν.*"

[4]) II, 20: „... *ὅστις δὲ μὴ ὢν τοῦ δήμου εἵλετο ἐν δημοκρατουμένῃ πόλει οἰκεῖν μᾶλλον ἢ ἐν ὀλιγαρχουμένῃ ἀδικεῖν παρεσκευάσατο καὶ ἔγνω ὅτι οἷόν τε διαλαθεῖν κακῷ ὄντι ἐν δημοκρατουμένῃ πόλει μᾶλλον ἢ ἐν ὀλιγαρχουμένῃ.*"

gogischen Phrasentums, welches ja auch das nachperikleische Athen bereits unumschränkt beherrschte und in kürzester Zeit zugrunde richtete.

Alles in Allem genommen ergibt aufmerksame Lesung und Zergliederung schon der frühesten staatsphilosophischen Schrift des demokratisierten Athens, wie viel namentlich die heldisch-politische Auffassung vom Staate in unserer Zeit noch von den politischen Denkern der Antike, deren hervorragendste Geister ausnahmslos aristokratisch gesonnen waren, anzunehmen hätte. Die volle Erschließung dieser politischen Erkenntnisquellen des Altertums würde ein mehrbändiges Werk erfordern, zudem hier nur eine Art vorbereitenden Hinweises gegeben werden konnte, gleichsam als ein Paradigma, wie die Erkenntnisschätze altgriechischer Staatsweisheit für unsere völkisch-deutsche Politik der Gegenwart und Zukunft fruchtbar zu machen wären.

Was es bedeutet, daß diese Erkenntnisquelle bisher fast ausschließlich der größtenteils liberalisierenden Gelehrsamkeit unserer Akademien der Wissenschaften und den unter orientalischem Einflusse stehenden oder geradezu von Orientalen besetzten Lehrkanzeln unserer Universitäten zur Auswertung und Ausbeutung überlassen bleibt, davon bieten einseitig gegnerisch gefärbte Urteile und Darstellungen antiker Erkenntnisse ein Beispiel dar, welche sich u. a. besonders vordringlich in Theodor Gomperz' drei starken Bänden über die „griechischen Denker" breit machen, — gar nicht zu reden von J. H. v. Kirchmanns sogenannten „Erläuterungen" zu dessen noch immer stark benützten deutschen Ausgaben philosophischer Meisterwerke, die sich namentlich dort, wo der Herausgeber die tiefsten politischen Einsichten der alten Denker von seinem Standpunkte beleuchtet und zu widerlegen unternimmt, kaum über den Pegel der billigsten Zeitungsweisheit der Blütezeit des deutschen Liberalismus erheben.

Und solche Leute hatten Jahre und Jahre hindurch und ihresgleichen haben noch heute Lehrberufung und Gelegenheit, die reinsten arischen Gedankenschätze, die wir haben, von den Lehrstühlen der hohen Schulen unseres Volkstums zu lehren und dabei vielfach in ihr gerades Gegenteil umzuwerten und umzudeuten. Ist es dann ein Wunder, wenn mit solchem Gifte des Falschwissens durchtränkt, leider nur zu oft gerade die berufensten und geborensten Gestalter des staatlichen Daseins unseres Volkes im politischen Leben draußen so kläglich versagen und dabei nicht einmal mehr ahnen, daß sie lediglich im Dienste und unter der suggestiven Nachwirkung fremdgeistiger Führung handeln?

Wäre es auch nur denkbar gewesen, daß ein antiker Grieche der klassischen Zeit, erfüllt von der instinktsicheren Abneigung gegen alles Fremdtümliche, welches er mit unsäglicher Geringschätzung samt und sonders dem Barbarentume zuteilte, sich eigenrassige Geistesschätze von fremdgeistigen oder gar fremdblütigen Lehrern überliefern, erklären und — verdeuten gelassen hätte?

Eine rühmliche aber eben darum unsere deutsche Regel bestätigende Ausnahme bildet im Falle unserer oben erörterten ältesten Staatsschrift über die Verfassung Athens die gehaltvolle akademische Festrede Rudolf Schölls über „Die Anfänge einer politischen Literatur bei den Griechen“[1]), die uns in unseren obigen Darlegungen mehrfach die vorzüglichsten Dienste geleistet hat. Natürlich vermag Schölls völlig unbefangener Standpunkt die Zustimmung eines Gomperz nicht zu erringen[2]), wie dieser Wiener Orientale auch über den Verfasser der Schrift vom „Staate der Athener“ mit jener sachlich tuenden, halb lobenden, halb geringschätzenden Überlegenheit abhandelt, womit sich bei unseren liberalisierenden und demokratisierenden Scheingelehrten immer die Ablehnung aus politischer Gegnerschaft geschickt zu umhüllen weiß. Zugleich wird da dem klarblickenden althellenischen Denker ein von politischer Leidenschaft getrübtes Auge nachgesagt — ein Anwurf, der bei Leuten vom Schlage Gomperz' gerne den Mangel an triftigen Gründen zur Widerlegung grundsätzlicher Gegner zu verbergen pflegt. Dagegen hatte der leider zu früh dahingegangene Schöll unzweifelhaft recht, geradezu das Hauptgewicht seiner Darlegungen auf die ausgesprochen strenge Wissenschaftlichkeit der staatsphilosophischen Bemerkungen über den Staat der Athener zu legen und die kleine Schrift des altgriechischen Aristokraten als „einen ersten Beitrag zur Erkenntnis der Naturgesetze der Staatsformen“ zu bezeichnen[3]).

Es ist fürwahr höchst an der Zeit, in dieser Weise überhaupt alle die durchaus auf ausgesprochen aristokratischen Gedankenbahnen wandelnden großen staatsphilosophischen Denker des Altertums, so vor allem den „göttlichen Platon“ endlich aus ihrem eigenen Geiste heraus zu erfassen und verstehen zu lernen. Das können uns aber immer nur geistes- und rasseverwandte Nachfahren jener großen Arier vermitteln. Das allein kann zugleich unserer eigenen zeitgenössischen Einsicht in das Wesen des Staates überhaupt, sowie unseres Staates im besonderen wirklich förderlich sein, wie es auch der einzige Weg zum wahren, tieferen Verständnisse der ursprünglich durchwegs auf heldischen Grundlagen errichteten staatlichen Gebilde arischer Vorzeit ist, aus denen Demokratien immer erst im Zuge abwärts gleitender Entwicklungsläufe hervorgegangen sind.

---

[1]) Festrede, gehalten in der öffentlichen Sitzung der k. b. Akademie der Wissenschaften zu München am 15. November 1889. München 1890, 37 S. 4°.

[2]) Siehe „Griechische Denker“ I, S. 398 unten, sowie die dazugehörige Anmerkung.

[3]) Siehe Schöll, a. a. O. S. 26.

Kann man im Völkerleben von „Entwicklung" reden?

Prof. Dr. H. G. Holle.

In der Geschichte wie in der Politik als werdender Geschichte spielt das Wort „Entwicklung" eine große Rolle. Ist die mit diesem Wort bezeichnete Zustandsänderung im Sinne des Geschichtsschreibers oder Politikers, so redet er von „Fortschritt"; ein anderer, dem sie nicht in den Sinn paßt, nennt sie „Rückschritt". Jeder glaubt aber für das „Vorwärts" oder „Rückwärts" ein sicheres Augenmaß zu haben. Diese Subjektivität der Auffassung läßt es zweifelhaft erscheinen, ob das Wort Entwicklung auf die Zuständlichkeiten der Menschheit überhaupt anwendbar ist. „Entwicklung" ist ein biologischer Begriff. Er bezieht sich auf die Zustandsänderung eines lebenden Wesens. Diese Zustandsänderung erfolgt, abgesehen von ausnahmsweise vorkommender „rückschreitender" Entwicklung in dem Sinne einer steigenden „Differenzierung" der ursprünglich gleichartig erscheinenden Zellen zu immer stärkerer Ausprägung ihrer Sondergestaltung und Sonderverrichtung. Sie vollzieht sich dabei in der Hauptsache, das heißt von der biologischen Möglichkeit „individueller" Anpassung abgesehen, noch bestimmter für die Art des Einzelwesens kennzeichnender, auf Grund wissenschaftlicher Erkenntnis sicher vorauszusagender Gesetzmäßigkeit und führt zu einem in seiner Länge zur Entwicklungszeit im Verhältnis stehenden Dauerzustand, in welchem das Einzelwesen in seinen Lebensvorrichtungen seiner Umwelt am vollkommensten angepaßt erscheint, und der nach Erschöpfung der artgemäß verschiedenen Lebenskraft mit dem Tode abschließt.

Jeder artlichen Form des Lebens liegt also eine bestimmte „Anpassungs-Idee" zugrunde, die sich bei der Entwicklung des Wesens aus dem Ei verwirklicht, gewissermaßen ein Lebensplan, der auf die durchschnittlichen Verhältnisse der gesamten Lebensbedingungen, der „Umwelt", zugeschnitten ist. Diesem Lebensplan entsprechend wirken die einzelnen Zellen, die selber in sich abgeschlossene Einzelwesen (Individuen) sind, nach den Kräften ihrer besonderen Ausbildung harmonisch zusammen.

Die artgemäße Gesetzlichkeit der Entwicklung suchen die Forscher, solange sie nur die körperlichen Erscheinungen in Betracht ziehen, entweder auf „Präformation", das heißt die Annahme zurückzuführen, daß die gesamte Organisation des ausgebildeten Wesens, wenn auch für uns unerkennbar, in der Eizelle schon vorhanden sei; oder sie suchen sie durch „Panspermie" zu erklären, nach welcher von jedem Organ ein Überschuß seiner Gestaltteilchen in die Keimdrüsen wandert, oder durch „Epigenesis", derzufolge jeder Zustand eines Naturwesens das Erzeugnis eines vorangehenden ist und die Ursache folgender Zustände wird. Der „Vitalismus" dagegen nimmt für die organische Welt die hinzukommende Wirkung besonderer Kräfte an, die den unorganischen richtunggebend übergeordnet sind. Nun

erfahren wir aber durch unser eigenes Bewußtsein von dem Vorhandensein besonderer seelischer Kräfte und erkennen deren Wesen in der Zweckhaftigkeit (Finalität) im Gegensatz zu der in der unorganischen Welt ausschließlich wirksamen Ursächlichkeit (Kausalität). Da aber das gesamte Leben auf Zweckanpassung beruht, finden wir, wie ich früher in der Untersuchung „Leben und Beseelung" (Bd. XIII, Nr. 6 dieser Zeitschr.) ausgeführt habe, in der Seele die vom Vitalismus geforderte „Lebenskraft" tatsächlich vor. — Wir nehmen also an, daß die Seele, das heißt das überindividuelle seelische Prinzip, nicht die Individualseele, im Laufe der Geschichte des Lebens auf der Erde die artgemäße körperliche Anpassung der verschiedenen Lebensformen herbeigeführt hat. Sie baut auch bei der Entwicklung des Einzelkörpers diesen nach dem Plan der Lebensform aus, soweit nicht die individuelle Anpassung Abweichungen bedingt, bei denen nach unserer Meinung allein „Epigenesis" wirksam ist. Dabei benutzt die Individualseele in dem Maße, wie sie sich ihrer selber bewußt wird, auch die Kraft der außerhalb des eigenen Körpers liegenden Welt für ihre Zwecke.

Nun finden wir in der Natur Wesenseinheiten (Individualitäten) höherer Ordnung, sei es, daß die Einzelwesen von der Entstehung her in körperlichem Zusammenhang bleiben (Tierstöcke), sei es, daß sie nur durch den gemeinsamen Lebensplan weiter verbunden sind (Tierhorden und Tierstaaten). Nur die letztere Form kommt für die Wesenseinheiten höherer Ordnung in Betracht, in denen sich die Menschheitsgeschichte abspielt. — Die besondere Gesamtanpassung des Volksstaates vollzieht sich im Grunde nicht anders als in den Tierhorden, bei denen eine Lautsprache zur Übertragung der Absichten ihrer Einzelwesen noch wenig ausgebildet ist. Ein seelisches Fluidum sozusagen geht von den Führern aus auf die Gesamtheit über, das wir in seiner Wirksamkeit nach den Ergebnissen der Hypnose-Forschung auch beim Menschen nicht leugnen können, auch wenn wir sein Wesen nicht erkennen. Der Mensch ist auch durch die Ausbildung seiner Sprache nicht über die hypnotische Einwirkung hinausgekommen und hat in Zeiten gemütserregender Lebensbetätigung eine gesteigerte Empfänglichkeit dafür, so daß es nicht einmal der persönlichen Einwirkung der überlegenen seelischen Kraft eines Redners durch Geste und Wort bedarf, um die „Massen-Seele" zu erregen, sondern dazu das durch die Presse verbreitete Schlagwort genügt. Die Führer sind die geistigen Organe der Masse. Sie bedarf ihrer, um überhaupt einen einheitlichen Willen zu haben, ohne den eine Wesenseinheit höherer Ordnung nicht denkbar ist.

Die Gemeinsamkeit des Handelns zur Durchführung des gemeinsamen Lebensplanes, die solche höhere Lebenseinheiten als Ganzes erscheinen lassen, wird also durch seelische Bindung ermöglicht. Diese beruht nicht, wie bei den Insekten-„Staaten", auf spezialisierten Instinkten, sondern neben dem schon im Tierreich vorgebildeten Hilfstrieb, der auf den einzelpersönlichen Artgenossen, auf den „Nächsten" gerichtet ist, vor allem auf einem beim

Menschen erst entstandenen Grundtriebe, den ich als „Gattungstrieb" bezeichnet habe, der als „ideale Gesinnung" und „Pflichtgefühl" seinen Ausdruck findet. Er ist im Gegensatz zum Hilfstrieb unpersönlich auf die höhere Lebenseinheit, auf die „Gattung" gerichtet, erhält aber seinen Gegenstand erst durch die Überlieferung. Für den völkisch empfindenden Grundstock ist dieser Gegenstand das gemeinsame Volkstum. In England und Frankreich schmeichelt die außervölkische Plutokratie dem Volkscharakter und verstärkt ihn durch Zuchtwahl, in Deutschland bekämpft sie ihn, weil er ihrem Wesen widerspricht, und sucht unter Irreleitung des deutschen Gerechtigkeitssinnes, als dessen Forderung sie die „Gleichheit" bezeichnet, mit Erfolg eine unvölkische Gesinnung an die Stelle zu setzen, oder wenn sie den beim Deutschen so stark entwickelten Gattungstrieb nicht unterdrücken kann, ihn auf unwesenhafte höhere Lebenseinheiten, Klasse, Menschheit, abzulenken. Sie wendet das Volkstum nur als politisches „Prinzip" an — für andere Völker. Denn die Anwendung des Nationalitätsprinzips auf das deutsche Volk würde dies von der Schädlichkeit der außerhalb des Grundstocks stehenden oder sich stellenden Mitbürger befreien. Deshalb schwärmen diese für allgemeine Menschenrechte und möchten das Wort „Deutsch" seiner biologischen Bedeutung als Bezeichnung eines lebendigen, sich fortzeugenden Volkstums gern entkleiden, indem sie es nur im staatlichen Sinne verwenden. Für den völkischen Sinn des Wortes brauchen sie neuerdings nur noch die Bezeichnung „alldeutsch" mit der Absicht, es auch bei wirklichen Volksangehörigen in Mißachtung zu bringen.

Die deutsche Volksseele soll gemordet, langsam im Schlafe erstickt werden; denn wenn Michel überhaupt mal aufwacht, läßt er sich nichts gefallen. Leider schläft er so leicht wieder ein, wenn man ihm die Worte „Gerechtigkeit" und „Allgemeines Menschentum" vorsäuselt. Gelingt der Mordplan, dann bleibt der Name „Deutsch" nur für die Bewohner des so bezeichneten Landes. Selbst die weiter gebrauchte Sprache verliert ihren überkommenen völkischen Charakter, ihre Urwüchsigkeit und Schönheit und die Fähigkeit, neue Gedanken auszudrücken, und wird zum bloßen praktischen Mittel der geschäftlichen Verständigung. Auf dem Wege dazu waren wir schon vor dem Kriege. —

Zugrunde gehen Völker durch Absterben oder Entartung der rassemäßigen Anlagen ihres Grundstocks. Neue Völker entstehen, wenn solche, in geographischer oder, wie etwa in Holland, auch nur geschichtlicher Sonderung dauernd vom Stammvolke getrennt sind. Bei den englischen Kolonien ist der Vorgang im Werden. Es ist eine oft mit unmittelbarer klimatischer Einwirkung auf den Körper und neuen Rassezumischungen zusammenkommende, geistige Neuanpassung an eine veränderte Umwelt, die immer wieder individuell erworben werden muß im Gegensatz zu den vererblichen Anlagen, die durch Jahrtausende unverändert erhalten bleiben können. (Fellachen in Ägypten.) Es ist jedenfalls unbiologisch, den Volks-

charakter einfach aus der Beschaffenheit des Landes abzuleiten, wie es noch immer trotz aller widersprechenden Beispiele einige Gelehrte tun.

Bei einer Mischung von verschiedenen Volkstümern in einem staatlichen Gebilde stellt dieses eine natürliche Einheit, einen Volksstaat, nur dar bezüglich des Volkstums, das allein den Staat macht und beherrscht, wie die Angelsachsen in den Vereinigten Staaten oder die Wallonen in dem verflossenen Belgien. Ob die anderen Mitbewohner des Landes nur geduldet oder ausgenutzt oder geradezu als Sklaven behandelt werden, wie in den altgriechischen Staaten, ist unwesentlich.

Von „Entwicklung" im eigentlichen biologischen Sinne kann danach für die menschliche Gesellschaft nur insoweit die Rede sein, als sie eine natürliche Wesenseinheit bildet, also aus gleichartigen (nicht „gleichgearteten"), gemeinsamem Ursprunge entstammenden, zu gemeinsamem Lebensplane verbundenen Menschen zusammengesetzt ist. Das ist nur, aber bloß annähernd der Fall im Volksstaat. Anderen Vergesellschaftungen, Klassen, Religionsgemeinschaften, fehlt sowohl die Zusammensetzung aus gleichartigen Menschen als der gemeinsame Lebensplan, indem die Gemeinschaft nur auf Teilziele des Lebens gerichtet ist.

Wenn also das Volk eine Individualität höherer Ordnung darstellt, so baut auch hier die Seele den Körper: Ein Volksstaat entsteht, wenn eine Volksseele von ausreichender Lebenskraft sich ausgebildet hat. Sippen oder Horden und Stämme waren überall früher da als Völker, wie ja auch die obersten Tierklassen nicht über diese Stufe höherer Lebenseinheit hinausgekommen sind, und konnten sich zur Verwirklichung eines gemeinsamen Lebensplanes staatenartig organisieren und dadurch zu selbständigen Wesenseinheiten werden: Stadtstaaten im Altertume und im Mittelalter als Vorstufen des Volksstaates.

Die Ausbildung einer haltbar organisierten Volks-Individualität setzt also eine auf verhältnismäßiger Verwandtschaft der in den einzelnen Volksgliedern zusammengemischten Rassenanlagen beruhende Gleichartigkeit der seelischen Eigenschaften voraus. Diese aber schließt eine durch den Zufall des Zusammentreffens der verschiedenen Keimanlagen bedingte, oft sehr große Ungleichheit der Gemütsrichtungen und Begabungen der Einzelwesen nicht aus, die für die Organisation des Volkskörpers sogar bedingend ist. Die verschiedenartige Mischung der Anlagen in den Einzelwesen hat schon im Naturleben den Zweck, Anpassung an besondere Lebensumstände zu ermöglichen, indem die geeignet begabten Einzelwesen vorzugsweise sich fortpflanzen, wie es augenscheinlich bei der Umwandlung des Volkes der Dichter und Denker in das Volk der Schaffenden und Händler der Fall war. Neben dieser artlichen Anpassung hat infolge der Geistigkeit des Menschen, der erhöhten Wirksamkeit der Überlieferung neben der Vererbung, die individuelle Anpassung für ihn eine gegenüber dem Tierreich wesentlich erhöhte Bedeutung gewonnen. Die Lebensanpassung,

der Kampf ums Dasein, wird beim Menschen, sogar im Kriege, wesentlich mit seinen geistigen Kräften durchgeführt; die eigenen Körperkräfte spielen neben der geistig geleiteten Ausnutzung der außerhalb des Körpers liegenden Naturkräfte nur eine ganz untergeordnete Rolle. Damit steigt aber die Anpassungsmöglichkeit, die ihn befähigt, auf die rascher eintretenden und tiefer greifenden Änderungen der Lebensbedingungen seiner Umwelt sich einzustellen.

An sich brauchte demgemäß der Volksstaat als Lebenseinheit höherer Ordnung ebensowenig wie ein Tierstaat im Gegensatz zum Einzelwesen keine abgegrenzte Lebensdauer zu haben. Daß im Laufe der Geschichte so viele Völker von der Erde verschwunden sind, beruht außer auf etwaiger völliger Ausrottung, die natürlich wie im Tierreich immer möglich bleibt, auf dem Aussterben oder Entarten des völkischen Grundstocks, als des Trägers der die Entstehung und Fortentwicklung des Volksstaates bestimmenden Volksseele.

Von einer natürlichen Entwicklung kann man also selbst beim Volksstaat nur mit vorsichtiger Einschränkung reden. Die Gleichartigkeit der Zusammensetzung wird durch geschichtliche Umstände, Zu- oder Abwanderung, Vermehrung oder Absterben bestimmter Keimanlage vielfach und oft stark unterbrochen. Sie kann aber auch, wie es z. B. in neuerer Zeit für Frankreich galt, dadurch verstärkt werden, daß das Abwandern oder Aussterben die vom Volkstypus abweichenden Menschen besonders betrifft, wodurch die Geschlossenheit des Volkswesens zunimmt. Welchen Einfluß die Zumischung von so vielen andersartigen und in sich verschiedenen Keimanlagen jetzt im Kriege für den Volkscharakter in Frankreich haben wird, ist noch gar nicht abzusehen. — Auf der anderen Seite wird die Gemeinsamkeit des Lebensplanes sehr leicht von der individuellen, nicht durch die vorhandenen Anlagen vorherbestimmten, Anpassung der einzelnen Volksglieder durchkreuzt, die wesentlich durch Überlieferung und durch Übertragung (Suggestion) bedingt ist. Wesentlich gleichsinnig und artgemäß, das heißt volkstümlich, bleibt die Überlieferung und Übertragung nur in einem mehr oder minder großen Teil der Bevölkerung, den wir den „Grundstock des Volkes" genannt haben; die Überlieferung, weil sie in erster Linie in der Familie erfolgt und durch die Schule fortgeführt wird, die Übertragung, weil die ererbten gleichartigen Anlagen eine gleichartige Empfänglichkeit bedingen. Solange der Grundstock eines Volkes vorherrscht, ist er für die geschichtliche Entwicklung des Volksstaates maßgebend, weil nur in ihm ein einheitliches Streben zustande kommen kann. Die nicht zum Grundstock zu rechnenden Volksbestandteile stellen sich selber außerhalb der Geschichte des Volkes, indem sie Sonderziele verfolgen und von den in der Gemeinsamkeit der Überlieferung und Übertragung liegenden gleichartigen Antriebe nicht beeinflußt werden oder ihnen mit Bewußtsein widerstreben.

Die Entwicklung des Grundstocks nun beruht auf einer aus der Wesensart des Volkstums fließenden, durch die geschichtlich gewordenen besonderen Lebensumstände aber abgewandelten Anpassungsidee. Diese entsteht im Kopfe der am meisten geistig fortgeschrittenen Einzelmenschen, bei der Gleichartigkeit der Anlagen und der Umstände oft in mehreren, ja vielen gleichzeitig und überträgt sich suggestiv auf die übrigen. Die politische Entwicklung Deutschlands nach den Freiheitskriegen war wohl undeutsch in ihrer Wirkung, aber man kann nicht sagen, daß der „beschränkte Untertanenverstand", auf dem sie sich aufbaute, undeutsch in seinem Wesen war. Ebenso wie die deutsche Außenpolitik nach Bismarcks Tode echt deutsch war in ihrer Vertrauensseligkeit und Rechtlichkeit. Zu der Einsicht in die Schädlichkeit, die für das Innenleben des völkischen Grundstocks so nützlichen Tugenden des Vertrauens und der Gerechtigkeit auf das feindliche Ausland zu übertragen, die uns vor Schaden bewahren kann, sind wir wohl fähig, aber sie auf die Massen zu übertragen, die ihren unmittelbaren Gemütsregungen folgt, gelingt erst, wenn sie den Schaden am eigenen Leibe spüren, es sei denn, daß große Männer aus unserer Mitte erstehen, die sie mit entschlossenem Draufgehen oder zäher Ausdauer in die rechten Bahnen zwingen. — Die Errichtung des Deutschen Reiches wäre nicht möglich gewesen, ohne die wirtschaftliche Erstarkung des deutschen Volkes; daß diese aber nicht durch das schon früher industrialisierte England unterbunden wurde, war, wie Dr. A. Biedenkapp im zweiten Aprilheft des „Türmers" 1917 ausführt, wesentlich das Verdienst eines Mannes, Friedrich Lists. Zugleich aber war sie durch die Kraft des Gemütes vorbereitet: sie wäre nicht zustande gekommen ohne die geistige Vorarbeit der „Dichter und Denker" und die suggestive Übertragung ihrer Wirkung durch die Sänger- und Schützenvereine auf die Massen. Die Verwirklichung aber verlangte einen einheitlichen starken Willen, der in der Person Bismarcks verkörpert war.

Ebenso können aber auch Männer, die an entscheidender Stelle stehen, die natürliche, den im Volke liegenden Kräften entsprechende Entwicklung hemmen oder zurückwerfen. Auch der jetzige Weltkrieg hätte für die Auslösung von Kräften dienen können, die im stillen im Grundstock unseres Volkes gewachsen waren, obwohl dieser durch die mit ihm verfilzten undeutschen oder widerdeutsch gerichteten Volksbestandteile schon stärker eingeengt war; aber sie traten nur zutage und erschöpften sich in ungeheuren kriegerischen Leistungen. Sicher würde eine starke Regierung die Volksstimmung beim Ausbruch des Krieges für die Förderung des Deutschtums haben ausnutzen können, wenn sie sie durch Weisung hoher Kriegsziele oder Anerkennung statt Dämpfung im Volke hervortretender wirksam erhalten hätte, und wenn sie die widerdeutsche Richtung der Sozialdemokratie als vaterlandsverräterisch behandelt und damit die in überwiegender Mehrheit vaterländisch gesinnten Arbeiter von dieser Parteirichtung

abgewendet hätte. Statt dessen wurde als Verdienst der Partei anerkannt, was unmittelbarer Gemütsantrieb der Arbeiterschaft war, dem sie bloß nicht zu widerstreben wagte. Nun hat man diese wieder sanft in deren Hände gleiten lassen, indem man die Parteiforderung des gleichen Wahlrechts für Preußen als berechtigt anerkannte. Nun muß das Volk erst am eigenen Leibe fühlen, daß es auf falschem Wege ist: es muß bei uns erst noch schlechter werden, ehe es besser werden kann. Vor der „Parlamentarisierung" der Regierung wird uns wohl das Widerstreben der verbündeten deutschen Fürsten bewahren, deren bestimmender Einfluß im Bundesrat dadurch ausgeschaltet sein würde. Die Ausdehnung des Stimmrechts auf Halbwüchsige und Frauen aber würde die demokratische Welle über ihnen zusammenschlagen lassen und die Massenherrschaft, das heißt trotz vergeblicher Bekämpfung des Kapitals die Unterwerfung unter die Plutokratie herbeiführen. Das nennen die Feinde des Deutschtums dann „Entwicklung".

Schon glauben die widerdeutschen Mächte ihrer Sache sicher zu sein. Je weiter aber die Strömung der „Linkskultur" und Undeutschheit sich durchsetzt, desto sicherer muß die gegenläufige Bewegung wieder einsetzen. Aber die neue Richtung muß im Grundstock vorbereitet sein, um Erfolg zu haben. Und er muß an die Zukunft des deutschen Volkes glauben, wenn dies überhaupt noch eine Zukunft haben soll, indem er sich auf seine ureigensten Kräfte besinnt. Denn nach Goethe „läuft der Deutsche keine größere Gefahr, als sich mit und an seinen Nachbarn zu steigern; es ist vielleicht keine Nation geeigneter, sich aus sich selber zu entwickeln".

Worin unsere Stärke besteht, das können wir von unsern Gegnern lernen, wenn wir beachten, was sie bei uns bekämpfen: vor allem das deutsche Pflichtgefühl, das im „Militarismus" mit seiner monarchischen Spitze verkörpert ist, das im Gegensatz steht zu dem Mammonismus und Individualismus unserer Gegner, die sie auch bei uns zur Herrschaft bringen möchten, um damit selber über uns zu herrschen, und in der schöpferischen Geisteskraft, die ihren Neid erregt und die sie vernichten oder für ihren eigenen Lebensgenuß ausnützen möchten.

Wie sich der deutsche Volksstaat aus der zur Einheit und Organisation strebenden Volksseele entwickelt hat, als sich die Führer fanden, in denen die Kräfte dieser Volksseele sich zu einheitlichem Willen verdichteten, so ist jetzt die aus langem Druck befreite Volksseele in der Ukraine und in Finnland dabei, sich den Körper zu schaffen. Wie rasch und wie weit das gelingt, hängt von dem völkischen Willen zum Leben ab, der noch erhalten geblieben ist, und von den für völkisches Staatsleben ausnutzbaren natürlichen Anlagen der Völker.

Die Lebenskraft eines Volkes reicht solange aus, als die in ihm vorhandenen geistigen Anlagen noch nicht für das Staatsleben oder für das persönliche „Sichausleben" soweit verbraucht sind, daß nicht durch Zusammenfinden höherer geistiger Begabungen neue führende Persönlichkeiten sich

ausbilden können. An sich wäre, wie schon bemerkt, bei einem Volke eine Entwicklung und damit das Leben unbegrenzt möglich, weil fortgesetzt neue Anpassungsmöglichkeiten entstehen und die geistige Organisation des Menschen unbegrenzte Anpassungsfähigkeit bedingt. Der Entwicklungsabschluß, die Erstarrung in einer nicht mehr anpassungsfähigen Lebensform bedingt auch die Begrenzung der Lebensfähigkeit einer natürlichen höheren Lebenseinheit. Denn das Erlöschen der Anpassungsbereitschaft fällt mit dem Erlöschen des Fortpflanzungstriebes seiner Einzelwesen zugunsten des Lebensgenusses, des „Sichauslebens" zusammen, zu dem „den Tüchtigen freie Bahn" geschaffen werden soll. Wie das Aufhören der Entwicklung mit dem Absterben zusammenfällt, können wir an Frankreich sehen. Ein Volk muß werden, um zu dauern. Wenn wir so die Völker mit den Pflanzen vergleichen, die auch nur gedeihen, solange sie wachsen, so ist das mehr als ein Bild, eine wirkliche Analogie, da die Pflanzen mit ihren selbständigen Sprossen ebenfalls zusammengesetzte Lebenseinheiten sind.

Die organische Erkrankung, die das Absterben beschleunigt, heißt „Demokratie". Denn Demokratie bedeutet die Zersetzung der natürlichen Organisation des Volksstaates, das Aufhören der „Differenzierung" seiner Klassen und Berufsstände, also das „Freimachen" des Individuums aus den Fesseln der Vererbung und Überlieferung, wodurch es aufhört für das höhere Ganze zu wirken, dessen staatliche Ordnung ihm nur noch zur Sicherung seines Einzellebens erhaltungswürdig erscheint. Die Demokratie hebt den Einheitswillen und damit die Daseinsmöglichkeit der höheren Lebensform auf. Daher die ständige Verwendung des Wortes „Frei" im Munde der Volksverführer (Demagogen), durch das sie die Massen nach ihrem Willen lenken, indem sie für irgendeine Abhängigkeit oder gar Knechtschaft eine mit diesem Wort zusammengesetzte Bezeichnung in Umlauf bringen. Z. B. „Freie Bahn dem Tüchtigen", mit dem Hintergedanken „zur Ausbeutung der Dummen". — „Das freie Spiel der Kräfte; das heißt die Unterjochung des Rechtlichen durch den Rücksichtslosen." — „Freiheit des Handels": Das Recht zu betrügen. — „Freies Gewerbe": Unterwerfung des Werktüchtigen unter die Macht des Kapitals. — „Freiheit der Kirche": Duldung der Unduldsamkeit und Geistesknechtschaft. — „Freiheit der Presse": Die Macht, die Stimme des Volkes oder ihres berechtigten Anwalts, das ist des uneigennützigen und unabhängigen Politikers, totzuschweigen oder zu fälschen.

Zur Sicherung des Einheitswillens haben alle höherstehenden Lebensformen, Einzelwesen wie zusammengesetzte Lebenseinheiten, besondere Organe der Führung. In den tierischen Horden, wie bei den entsprechenden Lebenseinheiten der Menschheit wird die Führerschaft gewonnen durch „Usurpation". Von den übrigen zur Führerschaft in Betracht kommenden „tüchtigen" Mitgliedern der Horde wird der Führer nur „anerkannt", solange er sich bewährt. Die große Masse folgt dem anerkannten Führer

in blindem Vertrauen. — Auf „höherer" Kulturstufe wird der Führer „gewählt". Oft freilich ist diese Wahl nur eine verschleierte Form der Usurpation. Soll sie aber wirklich ein Ausdruck des Lebenswillens der Masse sein, so muß sie aus der Einsicht in den Lebenszweck fließen. Einsicht liegt aber nicht bei der Masse, sondern nur bei den vereinzelt vorkommenden wirklich Tüchtigen, die für die Masse mitdenken müssen. Das gleiche Wahlrecht ist also von allen in Betracht kommenden Formen der Wahl die verkehrteste und muß notwendig zum Verderben des Ganzen führen. Die durch diese Wahl auf die „freie Bahn" gesetzten „Tüchtigen" sind leicht nicht die Führer, sondern die Verführer und Ausbeuter des Volkes. Es ist jedenfalls eine widersinnige Annahme, daß eine Verständigung der Regierung mit einer so entstandenen Volksvertretung eine Verständigung mit dem Volke wäre. — An sich vortrefflich ist der Grundgedanke der indirekten Wahl. Damit er wirksam wird, ist aber nötig, daß die Zwischenglieder wirklich die Männer des Vertrauens der Masse sind, um für diese zu denken, nicht um in deren Auftrag die Wahl zu vollziehen. Das ist nur möglich bei Berufs-Vertretungen, die unmittelbar nicht für die Vornahme einer Wahl, sondern auf die allgemeinen Zwecke des Berufs hin zustande gekommen sind. Das wäre eine natürliche, gesunde Entwicklung; denn auf dem Boden des eigenen Berufs ist noch am ersten eine Einsicht in die Tüchtigkeit der Obmänner zu erwarten.

Für uns aber ist die Demokratie mit ihrem gleichen Wahlrecht besonders verderblich. Denn während heute durch die alles in Fluß bringende Wirkung des Krieges selbst in kleinen Völkern der Wille zum Leben aufflammt, ist er bei uns, wo das völkische Bewußtsein erst spät im Volksstaat seine Stätte gefunden hatte, teils noch nicht genügend entwickelt, teils nach anfänglichem Auflodern beim Ausbruch des Krieges durch die neu erstarkende widervölkische Einwirkung abgeflaut. Bei unsern Gegnern ist der völkische Lebenswille in jedem Volksgliede wirksam. Für sie ist deshalb die Demokratie noch nicht so „lebensgefährlich". Das wissen sie und suchen deshalb die Demokratie uns aufzuschwätzen oder aufzuzwingen und uns damit zu veranlassen, da sie dazu nicht imstande sind, uns selber umzubringen.

Es hat seit alters solche geistige Strömungen gegeben, die sich über den ganzen Erdball verbreiteten infolge der allgemein menschlichen Suggestibilität. Diese Strömungen für das einzelne Volk als „Entwicklung" zu bezeichnen, ist jedenfalls eine unbiologische Auffassung. Und ihre Wirkung auf die Entwicklung wäre bei der demokratischen Strömung nach dem Auseinandergesetzten ein Rückgang der Entwicklung. Sie sind Erscheinungen im Leben der Völker, die wie epidemische Krankheiten als Gegenwirkung des Körpers gegen gewisse auf ihn einwirkende Schädlichkeiten, eindringende Bakterien, entstehen, um deren einseitige Wirkung durch eine gegenteilige aufzuheben, damit aber, über das Ziel hinausschießend, selber eine Schäd-

lichkeit für das Leben werden. So ist die demokratische Strömung als Gegenwirkung gegen die früher herrschende Autokratie entstanden, ist aber zu ebenso einseitiger Geltung gekommen. Im unorganischen Sein können entgegengesetzte Strömungen sich ablösen oder sich aufheben; sie beide zusammen zu zwecksetzender Wirksamkeit kommen zu lassen, vermag nur die Organisation des Lebens. So auch im Volksleben. Dazu ist geistige Leitung nötig, die an schöpferische biologische Einsicht im intuitiven Denken gebunden ist und zur Wirkung kommt, wenn sie mit der Kraft des Willens sich zusammenfindet, der sich den geistigen Strömungen entgegenzuwerfen wagt, statt sich von ihnen tragen und treiben zu lassen, und jede in das richtige Bett zwingt. — Die Ausgestaltung des Deutschen Reiches ist durch Bismarck ohne Vorbild durchgeführt und erscheint dem mechanischen Denken unlogisch, aber sie entspricht dem Charakter und der geschichtlichen Entwicklung des deutschen Volkes. Ihre Ersetzung durch einseitig demokratische Formen, die unseren westlichen Nachbarn abgesehen sind, würde den fremdblütigen oder in fremdem Sinn beeinflußten oder überhaupt widervölkisch gerichteten Volksbestandteilen gegenüber dem völkischen Grundstock die Oberhand geben, der so schon durch diese stark eingeengt und beeinträchtigt war.

Bei unsern Feinden ist der völkische Lebenswille stärker als die lebenbauende Kraft. Er äußert sich beim Engländer in borniertem Hochmut, der die Menschheit in Englishmen und Foreigners einteilt, von denen die letzteren von der Vorsehung bestimmt sind, den ersteren zu dienen. Beim Franzosen erscheint der volkische Lebenswille als selbstbespiegelnde Eitelkeit, die verlangt, daß die andern Völker in ihm den vollendetsten Typus des Menschen anerkennen. Der Deutsche, dem es höher gilt, ein Mensch zu sein als ein Deutscher, muß sich auf seinen völkischen Lebenswillen immer erst besinnen. Das hindert ihn, mittels seiner größeren geistigen Tüchtigkeit sich in der Welt durchzusetzen, und hat ihm die Verachtung, die Erfolge seiner schöpferischen, lebenbauenden (Kultur-) Kraft daheim ihm den Neid des gesamten Auslandes eingetragen. Der Neid ist zu mordendem Haß aufgepeitscht durch die englischen Anstifter des Krieges, die den Mut zum Kriege fanden, weil sie klug genug waren, unsere Schwäche zu erkennen, aber nicht klug genug, um herauszufinden, daß diese Schwäche nicht in mangelnder Lebens- und Wachstumskraft unseres völkischen Grundstocks liegt, sondern durch das ihm aufsitzende Fremdtum bewirkt ist, das er abwerfen kann, wenn die Not ihn drängt, wie er es beim Ausbruch dieses Krieges getan hat. — Wie bei seiner geistigen Entwicklung der Einzelmensch, so kann auch ein Volk „seinen Beruf verfehlen", wenn äußerer Zwang es niederhält, oder besondere Lebensumstände es in eine falsche Richtung drängen, oder wenn in einem entscheidenden Augenblicke sein Lebenswille erschlafft, wenn in dem Augenblicke, wo der Endsieg uns winkt, nach Hindenburgs Wort „die Nerven versagen".

Diese mangelnde Betätigung unseres völkischen Lebenswillens, die neuerdings in der Friedens-Resolution des Reichstags zum Ausdruck gekommen ist, hat uns die verstärkte Zuversicht der Gegner auf den Endsieg eingetragen und die Nachgiebigkeit der noch neutralen Völker gegen die Bedrängung Englands gesteigert. Nur das abschreckende Beispiel Portugals und Griechenlands läßt sie noch Widerstand leisten. Nur einem sich als stark erweisenden und sich rücksichtslos durchsetzenden Deutschland würden Holland und die nordgermanischen Staaten Vertrauen schenken und künftig einen sicheren Rückhalt bei ihm gegen England suchen. Das deutsche Volk aber würde um seine natürliche Entwicklungsmöglichkeit betrogen werden, wenn es der Vereinigung der schwarzen, roten und goldenen Internationale gelänge, den Verzicht auf die Errungenschaften des Krieges uns aufzudrängen. Das völkische Selbstbewußtsein des Deutschen würde dadurch einen Stoß erhalten, von dem es sich nicht wieder erholen könnte; er würde der getreue Bediente der willenskräftigen Fremdmächte werden.

Dieselbe völkische Schwäche hat es ermöglicht, daß wir uns mit dem selbständig gemachten Polen mit seinem übergroßen und wie bei den übrigen gegen uns gerichteten Lebenswillen einen neuen Feind an die Seite gesetzt haben, der noch dazu in unseren eigenen Machtbereich durch Volksteile hineingreift, denen wir törichterweise das Mitbestimmungsrecht an den Belangen unseres Volkstums eingeräumt haben. Dieser Fehler der Bismarckschen Reichsgründung, der nach der scheinbaren Einfügung der undeutschen oder widerdeutschen Volksbestandteile in die übermächtig auflodernde völkische Begeisterung beim Ausbruch des Krieges heute durch Aufhebung des Sprachenparagraphen und des Enteignungsrechtes, Verpolung der Volksschule und Wiederzulassung der Jesuiten noch verstärkt ist, hätte jetzt, wo alle Dinge durch den Krieg in Fluß gekommen sind und seine Schädlichkeit durch die Errichtung eines selbständigen Polens zu einer Lebensgefahr für das Reich verstärkt ist, beseitigt werden müssen. Nicht einmal Umwandlung, sondern eigentliche und folgerichtige Durchführung der Reichsverfassung, die Ausfüllung einer Lücke, die der Baumeister gelassen hat, um bei den widerstrebenden Kräften den Bau überhaupt rechtzeitig unter Dach und Fach zu bringen, würde es sein, wenn nur der sich selbst als „Deutschen" anerkennende Bewohner des Reiches das Wahlrecht hat, der in den Grenzen des Reiches wohnende Pole also als dem werdenden polnischen Reich angehöriger Ausländer angesehen wird. Er hat ja nun Gelegenheit, sein Volkstum, das wir ihm nicht rauben wollen, zu betätigen, wenn er ins polnische Reich übersiedelt; erleichtern wir ihm doch diesen Übergang! Will er aber deutscher Staatsbürger bleiben, dann müssen wir fordern, daß er seine Kinder in die deutsche Schule schickt. Wenn ein völkisch so gemischter Staat wie die Vereinigten Staaten die englische Sprache als Bedingung des Staatsbürgerrechtes hinstellt, warum sollen wir Deutsche, deren Reich gegründet ist „zur Pflege der Wohlfahrt

des deutschen Volkes" uns durch Bedenken formaler Gerechtigkeit hindern lassen, das Reich als wirklichen Volksstaat auszubauen? — „Deutschland den Deutschen!" — Das ist die einzige Losung, mit der wir imstande sind, weiterhin der ganzen übrigen Welt zu trotzen.

Das geschieht aber nicht, indem wir in „völkerrechtlicher" Korrektheit die Ordnung unserer Verhältnisse mit den Feinden auf einen allgemeinen Kongreß verschieben, auf dem wir mit unseren Bundesgenossen der gesamten übrigen Welt gegenüber stehen; dort kommen wir sicher nicht zu einer den vorhandenen Kräften unseres Volkes entsprechenden Neuordnung, also einer natürlichen Entwicklung, selbst wenn wir jetzt dort durch einen willensstärkeren Mann vertreten sein würden, sondern indem wir die Gelegenheit wahrnehmen, unserm Wesen und unseren Kräften gemäße fertige Zustände schaffen. Auf diesem Wege ist England uns vorangegangen, indem es während des Krieges die für die Aufrechthaltung und Erweiterung seiner Weltmacht ihm erforderlich dünkenden Gebiete sich aneignete, ohne Rücksicht darauf, ob sie bisher feindlichen, neutralen oder gar verbündeten Völkern zugehörten. — So wichtig unser Gerechtigkeitssinn ist zum Aufbau der inneren Organisation, so widersinnig ist seine Betätigung nach außen. Im Kampf ums Dasein unter den Völkern gibt es nur freiwillige Selbstbeschränkung, die nur solange und soweit innegehalten werden kann, als die anderen sie auch innehalten. — Wir haben die Methode Englands einseitig nur bei Polen — zu unserem Schaden — angewandt und vermeiden sie, wo wir sie längst hätten anwenden sollen. Wie wollen wir die Erfolge Englands auf einem Friedenskongreß rückgängig machen? — Wenn wir die Macht des unbestrittenen Sieges haben werden, können wir wohl uns die Kolonien oder der Türkei die besetzten Gebiete, deren Wiedererlangung auch für unsere eigene Weltstellung unumgänglich ist, auf dem Papier zurückgeben lassen, aber wir haben kein Faustpfand von England in der Hand, um Zug um Zug die Rückgabe zu erzwingen. Wollen wir, wenn uns England nach dem Friedensschluß das Geraubte trotz des Vertrages nicht herausgibt oder alsbald wieder besetzt, gleich wieder den Krieg anfangen? — England kann es darauf ankommen lassen, denn es hat sich dann während der Friedensverhandlungen wieder verproviantiert und militärisch gesichert und setzt zur Verteidigung der geraubten Kolonien nur fremdes Blut aufs Spiel. Das einzig wirksame Machtmittel, das wir England gegenüber haben, ist der U-Boot-Krieg. Den können wir doch nicht fortsetzen, bis die Friedensbedingungen erfüllt sind. Werden wir überhaupt die Willenskraft haben, ihn während der Verhandlungen von dem auf dem Lande möglichen Waffenstillstand auszuschließen? — Fahren wir nicht damit fort, so ist es für England von höchstem Belang, die Verhandlungen möglichst hinzuziehen und sie, nachdem es sich verproviantiert hat, — scheitern zu lassen. Dazu werden wir nach dem Kriegsende unseren Feinden in unseren Kriegsgefangenen eine ausgeruhte, zuungunsten unserer eigenen Bevölkerung wohl-

gepflegte Armee wieder geben; was wir von den Feinden an Kriegsgefangenen zurück erhalten, soweit sie nicht zu Tode gequält sind, wird, abgesehen von der geringern Zahl, für den Kampf vielfach kaum noch taugen; wir können froh sein, wenn wir sie sonst noch einigermaßen wieder brauchbar machen. — Die Machtentwicklung aber, die England während des Krieges bei den Neutralen und bei seinen eigenen Verbündeten gewonnen hat, die nicht nur unsere Zukunft bedroht, sondern ohne Gegenmaßregeln uns der Gewalt Englands gefesselt überliefert, können wir überhaupt nicht rückgängig machen. Wir müssen also mit einer dauernden Besetzung der französischen Kanalküste rechnen und können die Festsetzung Englands an der Ostsee in Estland und Livland nicht hindern. Wir können nur dagegen wirken, indem wir mit gleicher Rücksichtslosigkeit entsprechende Tatsachen zu unseren Gunsten schaffen. Sonst verlieren wir den Krieg wie die Buren durch unsere Anständigkeit.

Dazu müssen wir uns stark machen. Unsere Stärke aber liegt, wie der Krieg von Anfang an gezeigt hat, im deutschen Geiste. Aber er hat sich nur im Kriege mit den Waffen bewährt. In der Weltpolitik haben wir Schiffbruch gelitten, weil wir glaubten in die Weltwirtschaft eintreten zu können, ohne den Rückhalt eines großen zusammenhängenden, sicher verteidigungsfähigen Gebietes mit der Möglichkeit eines geschlossenen Wirtschaftssystems, wie es biologische Politik schon lange vor dem Weltkriege forderte. Unsere Erfolge im Kriege, wenn wir sie auszunutzen wagen, können uns jetzt dieses Gebiet schaffen, wenn wir den mit Polen gemachten Fehler wieder rückgängig machen und wenn wir noch *vor* dem Friedensschluß uns endgültig die Gebiete fest angliedern, die wir zur Besiedelung und zur wirtschaftlichen und militärischen Sicherung nötig haben. Die Friedensverständigung beruht in der Anerkennung dieser Tatsachen durch den Gegner *vor* den Erörterungen über die von uns zu fordernden Entschädigungen. Das wäre folgerichtige, unseren Anlagen und Fähigkeiten entsprechende völkische Entwicklung zu einem Zustande nicht der Ruhe, sondern gesicherter Fortentwicklung. Die Preisgabe der Zukunftsmöglichkeiten wäre der Untergang. (Vergl. die entsprechenden Ausführungen im Leitartikel. Die Schriftl.)

Berichte und Notizen.

Über die Aktion Erzbergers und gewisse Vorgänge hinter den Kulissen schreibt die „Deutsche Tageszeitung" in Nr. 370: „Der Pariser ‚Le Temps' zählt unter die Ursachen der ‚deutschen Krise' und der Aktion Erzbergers den Zusammenbruch der Hoffnungen, die man in Deutschland auf den U-Bootskrieg gesetzt habe. Diese Wirkung auf das Ausland war vorauszusehen und ist von uns vorausgesehen worden. Ebenso bedient sich der ‚Temps' der unwahren Legende, man habe sich in Deutschland auf einen bestimmten nahen Termin gerichtet, an dem der U-Bootskrieg seine entscheidende Wirkung zeigen

werde und sei auch mit dieser Hoffnung gescheitert. Wir möchten in diesem Zusammenhange noch einmal auf die ganz merkwürdigen Treibereien hinweisen, die in Deutschland während der Frühjahrsmonate sich hinter den Kulissen abgespielt haben. Wir glauben, die deutsche Presse mit ihren Ansichtsäußerungen über den U-Bootskrieg sorgfältig verfolgt zu haben, und behaupten auch heute, daß damals von einem Termin, und gar von einem nahen, nirgends ein Wort gefallen war. Um so erstaunter war man, als plötzlich die Äußerung eines dänischen Blattes durch die gesamte deutsche Presse ging: die Deutschen sähen mit Niedergeschlagenheit, daß ihre Hoffnung auf eine Niederwerfung Englands durch den U-Bootskrieg innerhalb von drei Monaten gescheitert sei. Seitdem nahm die U-Boot-gegnerische Presse in Deutschland die Terminfrage auf und diese Propaganda der Negation gipfelte in der Erzberger-Scheidemannschen Aktion im Reichstagsausschusse. Die interessante Frage bleibt übrig, von wo und durch wen jene unwahre, ihrer Tendenz nach aber unverkennbare Nachricht in die dänische Presse gelangt ist und worauf es sich zurückführen mag, daß sie sofort in der ganzen deutschen Presse verbreitet wurde. Wir geben der Hoffnung Ausdruck, daß nunmehr derartige Dinge nicht mehr vorkommen können." — Auch wir möchten der Hoffnung Ausdruck geben, daß nicht länger — wie es aller Wahrscheinlichkeit nach versucht worden ist — die Interessen gewisser internationaler Finanzgruppen den Lebensnotwendigkeiten des gesamten deutschen Volkes vorangestellt werden. Daß diesen Finanzgruppen an einem wirklichen Siege Deutschlands und einer wirklichen Niederlage der Entente nichts gelegen ist, dürfte aus diesen Ausführungen ohne weiteres ersichtlich sein.

Freie Bahn dem Tüchtigen und das preußische Wahlrecht. Tüchtige Männer gibt es in allen Berufsständen, unter den Industriellen, den Beamten, den Landwirten, den Arbeitern, den Kaufleuten usw.

Jeder tüchtige Mann ist in seinem Berufsstande als solcher bekannt. Wollen wir, daß in das Abgeordnetenhaus nur die tüchtigsten gewählt werden, so müssen wir demnach die Wahlen zum Abgeordnetenhause in der Weise sich vollziehen lassen, daß jeder Berufsstand die Möglichkeit hat, seine tüchtigsten Mitglieder zu wählen und zu entsenden.

Jeder Berufsstand ist von gleicher Wichtigkeit für das Gesamtwohl des ganzen Landes, jeder muß also in gleicher Weise berücksichtigt werden. Demnach ist es selbstverständlich, daß jeder Berufsstand die gleiche Anzahl von Mitgliedern zu entsenden hat.

Die Berufsstände wird man in acht bis zehn Berufsgruppen zusammenfassen müssen, um die Wahlen einfach zu gestalten.

Die Wahlkreise werden so zu schaffen sein, daß sie auf der einen Seite nicht zu klein sind, daß die Zahl der zu wählenden Abgeordneten nicht zu groß wird, auf der anderen Seite nicht zu groß, damit eine direkte Wahl, die geheim sein müßte, möglich ist.

Das wäre das gleiche, direkte, geheime Wahlrecht, das allein die Bedingung zu erfüllen vermöchte: Freie Bahn jedem Tüchtigen.

Kein Geringerer als der Freiherr vom Stein hat eine solche Entwicklung der Volksvertretung im Auge gehabt.

Nicht, wer den größten Geldsack bei der Wahl hinter sich hat, nicht wer am besten die Wähler bearbeiten kann, nicht, wer ihnen am meisten zu versprechen wagt, sondern die Tüchtigsten aus den einzelnen Berufsgruppen gehören in das Abgeordnetenhaus. — Albrecht Graf zu Stollberg Wernigerode, Mitglied des Herrenhauses. (Nr. 193 des „Tag".)

Im Kampfe um unsere Weltanschauung. Karl Felix Wolffs schneidige Abrechnung im Augusthefte mit einem Hauptgegner der Rassenlehre wird bei allen Lesern der P.-A. M. vollste Zustimmung gefunden haben. Sehr glücklich ist auch die kurzgefaßte übersichtliche Form der Erörterungen in ihrer Anordnung nach den Leitsätzen der Rassenforschung gewählt. Nur möchte ich bei der Behandlung des „Wesens der Germanen" noch auf

eine Tatsache aufmerksam machen, die gewiß den Kern der Sache trifft und den Charakter unserer oft verleumdeten Ahnen reiner erscheinen läßt, als ihn der Schmutzspiegel der Spätrömer wiedergibt. Wir dürfen nämlich nicht vergessen, daß die lateinisch-griechisch-semitischen Mischlinge, die allein die Geschichte der Völkerwanderung schrieben, nicht als ehrliche Zeugen ihrer Zeit anzusehen sind und daß sie ebenso wie die Engländer, Amerikaner, Franzosen und Italiener von heute ein Interesse daran hatten, die ihre rückenmarkschwindsüchtige Zivilisation vernichtenden Völker des Nordens als Rohlinge hinzustellen. Es braucht ja bloß auf die längst widerlegte Verleumdung der Wandalen hingewiesen werden; trotzdem spukt der „Vandalismus" selbst jetzt noch in deutschen Zeitungen! Die „Greueltaten" der Germanen im vierten und fünften Jahrhundert werden wir ebenso zu werten haben, wie die „Atrocities" der Deutschen von 1914 bis 1917 nach den britischen Lügenberichten. Von entarteten Bastarden — mögen sie nun alt- oder neupunisches Blut haben — „Barbaren" gescholten zu werden, kann nur eine Ehre sein. Wolff hätte also gar nicht soviel Gewicht auf die „Auslese" legen brauchen, der „zum Teil die edelsten Elemente, zum Teil aber auch allerhand Abenteurer angehörten".

Wilhelm Marks.

Der Hausmeier. In „Neues Leben! Monatsschrift für deutsche Wiedergeburt" (Verlag Jungborn, Berlin-Lichterfelde) finden wir folgende, bis vor kurzem höchst zeitgemäße Anführung aus Hermann Burtes „Wiltfeber, der ewige Deutsche":

Heinrich von Susenhart begann wieder und sagte:

„... Und wie es von den Obern tröpfelt, so schüttet die Traufe auf die Unteren: Betrachte dort den Kanzler des Landes, den hochgekommenen Hausmeier.

Ist er nicht ein rechter Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle? Und wo sollte er ein Edelmann sein, wenn nicht vom Scheitel bis zur Sohle?

Aber schaue ihn genauer an und schließe auf sein Blut! Im Blute liegt der Adel, im Blute! Und wenn der König ein Mischling ist, so mag sein Reitknecht adeliger sein als er, sofern seine Schädelform, seine Haarfarbe, seine Augenfärbung, seine Glieder und Zähne gutes Blut erweisen. Betrachte ihn so, dann ist der Hausmeier da vierten Ranges. Wie ein Händler sieht er aus, und im Handel besteht seine Staatskunst; es ist ein Marktbetrieb.

Langsam, stückweise, schmerzlos und unauffällig verkauft er seinen Herrn in den schleichenden Aufruhr und stößt die Getreuen zurück, wenn sie wehren wollen.

Kein Gegensatz, so verkündet er, besteht zwischen Fürstenrecht und Volksrecht. Und wenn der Fürst sich freiwillig seiner Rechte begibt, wie soll da ein Aufruhr entstehen?

Denn der Hausmeier versichert dem Fürsten, daß die Tagelöhner ihren Frieden mit der Krone machen werden, wenn er ihnen die Rechte der Krone abtritt.

Den Tagelöhnern aber verspricht er auf sein Edelmannswort, daß der Fürst ein tagelöhnischer Fürst sein werde, wenn sie seinen Vorschlag genehmigen. Und der Fürst werde sein Haupt nicht nur mit dem unerläßlichen Tropfen gemengten Öles, sondern mit einer Handvoll echten Aufrührichts salben und dann in der gewünschten Farbe über dem Lande leuchten, doppelsalbig ...

Nun, Wiltfeber, könnte dich das nicht reizen, solch ein Hausmeier zu sein, heimlicher Herr im Fürstentum, den Reiz des Verbrechens mit dem Aufsehen des ersten Amtes zu verbinden, Judas und Heiland in einer Person?"

Da lacht der Angeredete und zuckte spöttisch die Lippen: „Was bleibt da noch zu wollen und handeln in diesem Hofe des Verzichts und dieser Hausmeierei des Schachers? Es ist ja alles vergeben und verschleudert; ach, wo nichts ist, da hat auch der heimliche Kaiser sein Recht verloren."

Bücherbesprechungen.

J. H. Valckenier, ord. Professor an der Techn. Hochschule zu Delft, Holland, „Der deutsche Staatsgedanke". S. Hirzel in Leipzig. 1,20 M.

Es ist nicht das erstemal, daß ein Ausländer die Deutschen auf ihre Ideale aufmerksam machen muß, die sie zwar als Leitsterne unbewußt im Herzen tragen, bewußt aber leider nur zu oft verleugnen. Valckenier ist einer der Unsern im engeren Sinne, er ahnt die Erlösungskraft, die dem arisch-dorisch-germanischen Staatsgedanken innewohnt in innerster Seele und hat auch ein feines Gefühl für die Wiedergeburt und Höherwertung dieser Idee im neuen Deutschland. Wir begrüßen seine Worte wie Stimmen aus einer besseren Welt in einer Zeit, da uns Bosheit, Haß, Dummheit und Lüge umgeben! — Wenn ich mir nun eine Kritik erlaube und Punkte berühre, wo ich auf einem anderen Standpunkte stehe, so geschieht das nur, weil ich Fachschriftsteller in diesem Gebiete bin. Valckeniers Idealismus hat den rassisch einheitlichen Staat im Auge, in dem man freilich freie Entfaltung der Persönlichkeit im Reiche des Geistes dem einzelnen (die „Totalität des Charakters" nach Schiller) nicht nur gewähren darf, sondern sie auch noch fördern soll. Einen solchen Staat hat es aber nie gegeben, man blicke doch nur auf die scharf markierten Stände und die klassische Rechtsungleichheit in den griechischen Staaten! Wir müssen wieder Heiden werden, um das einmal mit ungetrübtem Blicke zu erkennen. Im Mischkessel des Rassenkonglomerates würde die freie Entfaltung der Persönlichkeit ohne Rücksicht auf Kaste und Rasse keine Höherwertung, keinen Aufstieg, sondern nur Entartung im Gefolge haben. Es gibt keine Trennung zwischen Theorie und Praxis, der theoretische Anarchist ist weit gefährlicher als der praktische. Nur innerhalb der gleichen Gruppe (Volk, Kaste, Stand) schafft die Persönlichkeit Entwicklung und wandelt den Weg zum absoluten Geiste. Hier koordiniert, dort aber subordiniert, sonst stürzen wir wieder in den Kampf aller gegen alle! — Der Staat ist biologisch aufgefaßt ganz richtig als Organismus zu betrachten, dessen Zellen, seien sie nun aus was immer für Organen, spezifische Arteigentümlichkeiten aufweisen. Das ist der wahrhaft nationale Staat. Artfremde Zellen sind Blutgifte. Aber auch innerhalb der Artzellen herrscht Differenzierung, Leberzelle kann nicht Gehirnzelle werden, sie verstehen einander nicht, eher verstehen sich noch artfremde Gehirnzellen, obgleich sie sich feindlich gegenüberstehen. Innerhalb der eigenen Art herrscht Über- und Unterordnung, die Autonomie der Zellen weicht immer mehr der Zentralisation, das ist Höherentwicklung, das Gruppenbewußtsein verfeinert sich, die Teilbewußtseine hingegen büßen immer mehr von ihrer Totalität des Charakters ein. Die Höchstzellen freilich behalten sie, steigern sie vielmehr noch immer. Biologisch wird die Standeszugehörigkeit geboren und nicht erworben, Leberzellen können keine Nachkommen schaffen, die sich für Gehirnzellen eignen, nur die Ahnenreihe hinter der Gehirnzelle birgt die Keimkraft, Höchstzellen zu entwickeln. — Artfremdes aber ist entweder abzustoßen oder zu entrechten (einzukapseln). Edelsorten gewinnt man nicht durch Auslese aus Kraut und Rüben und allerlei Unkraut, sondern durch Gewährung eines Spezialbodens und Fernhaltung alles Gemeinen. — Die Welt ist Streit; nimmt das Gute nicht den Kampf mit dem Bösen auf, so wird es der Sklave des Bösen. Das streitende Gute aber muß schließlich als Sieger hervorgehen, weil es dem Absoluten näher steht. — F. Haiser.

Der September-Nummer unserer Zeitschrift liegt ein Anschreiben der Reichenbachschen Verlagsbuchhandlung in Leipzig, betr. das Werk „Deutschland am Scheidewege" von A. von Nordheim, bei, das wir der Beachtung unserer Leser empfehlen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 133.
Abgeschlossen am 28. 8. 17.
Druck von Dr. E. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVI. 7 — 1917

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 15,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Klassenimperialismus und gesamtvölkische Machtpolitik.

Vom Herausgeber.

Schon mehrmals, so z. B. im letzten Juli- und Septemberheft, ist in diesen Blättern auf den Gegensatz zwischen Klassenimperialismus und gesamtvölkischer Machtpolitik hingewiesen worden. Der Gegenstand ist jedoch von so ungeheurer Wichtigkeit, vornehmlich im jetzigen Stadium des Weltkrieges, daß es notwendig ist, ihn einmal besonders zu behandeln.

Suchen wir zunächst die Begriffe, die dabei in Betracht kommen, historisch und sachlich möglichst genau und vollständig zu bestimmen.

Man sollte meinen, es wäre selbstverständlich, daß die Staatskunst überall und immer nur auf die Lebens- und Entwicklungsmöglichkeiten des gesamten Volkes, also auf gesamtvölkische Machtpolitik gerichtet sein müßte, denn dazu schließen sich ja doch die Sippen, Stämme, Völker, die Klassen, Stände usw. staatlich zusammen. Sonst könnte ja jede dieser natürlichen oder kulturellen Einheiten für sich bleiben und zusehen, wie sie allein am besten vorwärts kommt.

Merkwürdigerweise zeigt nun aber die Geschichte der europäischen Hauptkulturvölker, daß nur ausnahmsweise und vorübergehend das gesamtvölkische Interesse für die innere und äußere Politik richtung-, maß- und zielgebend gewesen ist, daß in der Regel und zumeist irgendein Sonderinteresse vorgewaltet hat. In der Urzeit und zu Anfang des Mittelalters wurde das Gesamtinteresse vergleichsweise noch am besten gewahrt; aber

schon im spätern Mittelalter waren es die Kirche, oder mit der Kirche bald mehr, bald weniger zusammenhängende Korporationen (geistliche Orden), oder wirtschaftliche, oder ständische Zusammenschlüsse (Zünfte, Gilden, Ritterschaften usw.), die dem Staate, der Zentralgewalt und damit dem völkischen Gesamtinteresse das Leben schwer machten und schließlich denn auch zum Zusammenbruche der alten, vielfach veralteten staatlichen Organisation führten. Erst in neuerer Zeit, in Frankreich und England nach den Kreuzzügen, in Deutschland nach dem dreißigjährigen Kriege, in Rußland noch später, kam der Staat, namentlich da, wo er sich zur absoluten Monarchie verdichtete, wieder zu seinem Rechte, und die entsprechenden Völker gelangten damit im Innern zu Ordnung, Frieden, Wohlstand, nach außenhin zu Macht und Ansehen. Kaum aber war dieser geschichtliche Prozeß einigermaßen zum Abschluß gekommen, so erhoben sich wieder neue Sonderinteressen, neue mehr oder weniger überstaatliche und widervölkische Machtorganisationen, die auf wirtschaftlichem Gebiete nach und nach zu förmlichen Klassenimperialismen sich auswuchsen.

Der allergefährlichste ist zurzeit der weltplutokratisch-finanzielle Klassenimperialismus einer bestimmten Schicht des Bürgertums. Er war und ist bis auf weiteres in den Ländern der heutigen Entente absoluter Herrscher, denn er hat hier nicht nur den Staat und die Reste des nationalbewußten (als „Chauvinismus" bezw. „Jingoismus" sich betätigenden) Volkstums, sondern auch den ihm vorgeblich entgegengesetzten proletarischen Klassenimperialismus, den sogenannten „Sozialismus" seinen Zwecken völlig unterworfen, hat also hier alles, was von irgendwelcher politischen und wirtschaftlichen Bedeutung ist, zu willenlosen Werkzeugen seiner Macht- und Herrschgier gemacht. Ja — er hat sogar die Reste des mittelalterlichen Kirchenimperialismus, soweit er sich in bestimmten Ordensgesellschaften wirtschaftlich und sozial betätigt, durch gemeinsame kapitalistische Unternehmungen zu gelegentlichen politischen und wirtschaftlichen Verbündeten heranzuziehen verstanden.

Diese wahrhaft furchtbare, Staaten und Völker planmäßig ausbeutende Macht wollte vor drei Jahren nach sorgfältigster Vorbereitung die letzte Hand an ihre Weltherrschaft legen, indem sie die einzige europäische Großmacht, das einzige große Volk, das samt seinem Staate noch nicht völlig ihren Zwecken diente, mittels des gegenwärtigen Krieges militärisch niederzuwerfen, politisch zu zertrümmern und wirtschaftlich für unabsehbare Zeit zu versklaven gedachte. Für diesen Zweck hat dieser Imperialismus Kräfte in Bewegung gesetzt, an die niemand vorher gedacht hat und denken konnte. Obwohl Deutschland die einzige Macht ist, die den Völkern Befreiung vom Weltplutokratismus bringen kann, gingen dennoch die betörten Völker nahezu restlos auf die Absicht der Niederwerfung dieser Großmacht ein, ja sie sind selbst heute, nach furchtbaren Aderlässen, noch so verblendet, daß sie sich bis zum Weißbluten dem verbrecherischen Weltplutokratismus

zur Verfügung stellen. Man hat sie eben mittels des „demokratischen Apparates" unter der Tarnkappe der „Freiheit", „Gleichheit", „Brüderlichkeit", „Menschlichkeit", „Zivilisation" usw. bis zur Bewußtlosigkeit benebelt, berauscht, in den Wahn versetzt, daß sie damit ihre heiligsten Güter verteidigen. Alle noch so ungeheuerlichen Anstrengungen, den Sieg zu erzwingen, sind bis jetzt vergeblich gewesen; aber, worauf schon im vorigen Hefte hingewiesen wurde, die verbrecherischen Völkerverführer lassen nicht nach, und wenn die Mittelmächte absolut nicht anders zu besiegen sind, dann wird man die Verführung auch noch auf unsere Bundesgenossen, ja auf unser eigenes Volk oder doch einen bestimmten Teil davon auszudehnen versuchen. Es scheint ja fast, als ob alle Völker und gerade der am plutokratischen Klassenimperialismus am allerwenigsten interessierte Teil derselben noch immer wie vor den Kopf geschlagen wären und ihre schlimmsten Ausbeuter unter der „demokratischen" Heuchlermaske, trotzdem gerade der Krieg sie so oft abgerissen hat, noch immer nicht zu erkennen vermöchten.

Daß die Westmächte, die Hauptträger des plutokratischen Klassenimperialismus, ihre Verführungskünste sogar ins feindliche Lager hinüberzuspielen vermögen, erscheint sonderbar, ist es aber bei dem auch jetzt noch geradezu katastrophalen Mangel geeigneter Aufklärung durchaus nicht. Es liegt das an der Eigentümlichkeit dieser Art von Machtorganisation. Jeder Klassenimperialismus, jede nicht auf das gesamtvölkische Interesse gerichtete Machtpolitik kennt, wie schon im Juliheft, S. 180, angedeutet, keine volklichen, staatlichen, ja nicht einmal großstaatlichen Grenzen, braucht sie auch nicht zu kennen. Er findet ja in jedem Volke, jedem Staate eine gewisse Menschenklasse, jene besondere Sorte von „Tüchtigen", die zu bedingungslosem Anschluß an ihn bereit ist, da ihre eigenen, in derselben Richtung sich bewegenden Sonderinteressen dadurch gefördert werden. Auf diese Weise erklärt sich das außerordentlich schnelle, manchmal geradezu verblüffende Wachstum dieser Art von Imperialismen. Ein völkischer Imperialismus kann nur mit dem natürlichen Wachstum des betreffenden Volkes wachsen, und das hat, selbst unter günstigen Umständen, seine Zeit. Ein Klassenimperialismus jedoch, vornehmlich einer, der, wie der plutokratische, auf die selbstsüchtige Ausbeutung der Staaten und Völker gerichtet ist, kann wie eine epidemische Krankheit um sich greifen und in überraschend kurzer Zeit eine furchtbare Entwicklung erreichen. Die plutokratischen Machtorganisationen der verschiedenen Hauptkulturländer mögen sich vielleicht eine Zeitlang feindlich gegenüberstehen und auf das bitterste bekämpfen. Bald aber finden sie es vorteilhafter, sich zu „vertrusten", soweit sie sich nicht niederringen können, und dadurch wächst ihre Macht sehr schnell ins Ungemessene, übersteigt nicht nur die Grenzen der Länder, auch der Meere und Ozeane. Alle irgendwie mächtigen Staaten und Völker, die sich ihnen nicht bereits mit Haut und Haar verschrieben haben,

sind solange ihre Feinde, bis auch sie Anschluß, oder Unterwerfung suchen und finden.

Diese Art von Machtorganisationen haben nicht das geringste Interesse an großen und mächtigen, von ihnen unabhängigen Staaten und Völkern. Wenn also der heutige Weltplutokratismus sagt, daß er für die „Freiheit" und „Selbständigkeit" der kleinen Nationen sei, so lügt er nur insoweit, als unter seinem „Schutze" von Freiheit und Selbständigkeit im politischen und wirtschaftlichen Sinne niemals die Rede sein kann. Dagegen: was für eine Sprache diese Nationen und Nationchen sprechen, mit welchen bunten Lappen sie ihre Eitelkeitsflaggen herausstecken, zu welchem Gotte sie beten: — das ist den Weltplutokraten, vorausgesetzt, daß dieser Gott nicht ein abgesagter Feind ihres Götzen Mammon ist, völlig gleichgiltig.

Nicht so ist es mit der politischen, staatlichen Verfassung der Völker. In dieser Beziehung lieben sie die demokratische Republik und hassen — was von ihrem Standpunkte ja durchaus verständlich ist — die Autokratie und Monarchie, namentlich die Militärmonarchie, denn das ist die einzige Art von Machtorganisation, die der ihrigen nicht bloß gewachsen, sondern weit überlegen ist. Die geistlichen (kirchlichen) Machtorganisationen fürchtet der Weltplutokratismus heutzutage nicht im geringsten. Höchstens, wo sie an die nationale Militärmonarchie sich anlehnen, muß er ihnen Beachtung schenken. Wo sie aber ohne deren starken Schutz sind, treibt er seinen Spott mit ihnen, oder spannt sie mit vor seinen Wagen, macht mit ihnen gemeinsame politische und wirtschaftliche „Geschäfte". Auch zu diesem Zweck übersteigt er die Grenzen der Länder und Völker, nutzt das Sonderinteresse dieser internationalen Machtorganisationen zuungunsten der Nationalstaaten nach Möglichkeit aus, sucht sich Freunde und Helfershelfer selbst in ihm feindlichen Staaten und Völkern.

Wer sich also durch die früheren Hefte, namentlich Juli- und Septemberheft, noch nicht hat davon überzeugen lassen, daß die Entente in unserem eigenen Lager nicht nur unbewußte, auch bewußte, ihre Niederlage um jeden Preis verhindern wollende Freunde hat, der wird jetzt wohl endlich zugestehen müssen, daß diese an sich ja höchst sonderbare Sache durchaus möglich und wahrscheinlich ist. Es gibt eben Einzelne und Gemeinschaften genug, denen das eigene Sonderinteresse und die ihm dienende Machtpolitik wichtiger ist als das staatliche und volkliche Gesamtinteresse. Dieses gilt dem Klassenimperialismus, namentlich dem plutokratisch-weltfinanziellen, höchstens insoweit, als durch seine Berücksichtigung das eigene Interesse nicht gefährdet wird. Dazu genügt es aber den Ententefreunden innerhalb unserer Grenzen, daß Deutschland in diesem Kriege nicht gänzlich niedergeworfen wird. Siegen darf es jedoch nach ihrer Meinung schon deshalb nicht, weil das die völlige Niederwerfung der Entente und damit eine empfindliche Schädigung ihrer eigenen Sonderinteressen zur Folge haben müßte. Sie könnten ja dann auch nicht mehr die eine Gruppe von Mächten

gegen die andere ausspielen und aus dem Gegensatz beider für sich Nutzen ziehen. Würde die deutsche Gruppe übermächtig, dann wäre das der Tod oder doch die Ohnmacht aller überstaatlichen und widervölkischen Machtorganisationen, die nur durch die Ohnmacht oder Zwietracht dieser Gruppe von Staaten und Völkern bestehen können.

Wem die Gemeinschädlichkeit und unter Umständen Gemeingefährlichkeit aller überstaatlichen, auf bestimmte Menschenklassen und deren Sonderart beschränkten Machtorganisationen einmal klar geworden ist, dem muß es geradezu unverständlich erscheinen, wie die selbständigen Staaten bezw. deren leitende Persönlichkeiten diese Nester der innern und äußern Zwietracht in ihrem Machtbereich so lange haben dulden, so groß haben anwachsen lassen können. Besonders heutzutage scheint es, als ob nicht nur die Völker, auch die Lenker der Staaten, die Staatsmänner dagegen wie mit Blindheit geschlagen wären. Man hätte heutzutage doch wenigstens da, wo die Völker vorgeblich sich selbst regieren, also in sogenannten demokratischen Republiken, erwarten können, daß die Interessen des gesamten Volkes denen gewisser Klassen und korporativer Gemeinschaften vorangestellt würden; aber gerade hier hat die gefährlichste Erscheinungsform des Sonderinteresses, der plutokratischste Klassenimperialismus, seine wüstesten Orgien gefeiert. Wie und warum das möglich war, ebenso, wie und warum die Bestrebungen dieses Imperialismus auf einen Raubbau mit den besten Natur- und Kulturkräften und darum auf schlimmste Ausbeutung und schließliche Vernichtung der Völker unter Vorspiegelung der Beglückung hinauslaufen, ist in diesen Blättern schon so oft gezeigt worden, daß ein nochmaliges Eingehen darauf wohl nicht nötig ist.

Betrachten wir nun seinen Antipoden in jedem Sinne des Wortes, die gesamtvölkische Machtpolitik. Es ist das um so mehr erforderlich, als nicht nur die heutigen Völker, auch deren leitende Staatsmänner gar nicht zu wissen scheinen, was das eigentlich ist. So sehr hat der heutige „Zeitgeist", den der plutokratische Klassenimperialismus für seine Zwecke mit den gewaltigsten und raffiniertesten Mitteln nach und nach herangezüchtet hat, die gesunden Sinne verwirrt oder in falsche Bahnen gelenkt.

Zunächst sind gewisse, infolge niederträchtiger Verleumdungen gerade hier mögliche Mißverständnisse des Wortes „Machtpolitik" abzuwehren. Der Begriff „Macht" ist hier nicht im mechanistischen, sondern im vitalistischen, nicht im Sinne unfreien Zwanges, wie ihn die Möglichkeit der Bedrückung, Ausbeutung erfordert, sondern im Sinne der Lebensmacht, der Steigerung oder mindestens Erhaltung aller gesunden Natur- und Kulturkräfte, aller „potentiellen Energien" der Völker zu verstehen. Diese Steigerung oder mindestens Erhaltung der Lebensmacht braucht nicht immer äußerlich, d. h. zahlenmäßig in die Augen zu fallen, muß aber doch stets innerlich vorhanden und nachweisbar sein. Beruht z. B. vorübergehend ein Stillstand, ja sogar zeitweilig ein Rückgang an Volkszahl nicht auf Geburtenrückgang, sondern

nur auf vermehrter Sterblichkeit infolge ganz natürlicher, an sich nicht krankhafter Ursachen, so braucht das Volk in seiner „potentiellen Energie", seiner innerlichen Lebenskraft und -macht darum noch nicht im Absteigen begriffen zu sein. Umgekehrt kann dieser Fall schon eingetreten sein, auch wenn das Volk an Zahl im ganzen noch wächst. Es beschränkt sich dann der Zuwachs nur auf gewisse, vielleicht sogar minderwertige Schichten, während andere, vielfach höherwertige Stillstand oder selbst Rückgang an Geburtenzahl aufweisen. Oder, der noch immer vorhandene Geburtenüberschuß schreibt sich trotz des Geburtenrückganges von der Abnahme der Sterblichkeit infolge besserer Lebenshaltung her. Dann mag die Verminderung der Sterblichkeit vielleicht für gewisse Individuen eine Steigerung der Lebensmacht bedeuten, für die betroffene Schicht, bezw. das gesamte Volk ist das aber nicht der Fall, kann sogar auf das Gegenteil schließen lassen. Im Sinne gesamtvölkischer Machtpolitik würde das also nicht positiv, sondern eher negativ, nicht auf der Haben-, sondern auf der Sollseite zu buchen sein.

Ähnlich verhält es sich mit anderen Machtfaktoren. Der Waren- und Geldreichtum eines Volkes und dementsprechend seine wirtschaftliche Entwicklung sowie seine materielle Lebenshaltung kann noch so sehr gestiegen sein; im Sinne gesamtvölkischer Machtpolitik wird trotzdem ein Rückgang verzeichnet werden müssen, wenn die körperliche oder gar die geistig-sittliche Kraft des Volkes dadurch geschwächt worden ist. Denn diese Schwächung würde sich nicht nur im Kriege militärisch, sondern schließlich auch im Frieden wirtschaftlich und kulturell als Verminderung der Widerstandskraft im Kampfe um Dasein und Macht langsamer oder schneller, früher oder später bemerkbar machen. Die ungebrochene Fähigkeit zum Widerstande wie zum Angriff auf militärischem, wirtschaftlichem und allgemein kulturellem Gebiete ist eben vom Standpunkte gesamtvölkischer Machtpolitik weit wichtiger als eine noch so große Ansammlung von Waren- und Geldreichtum, ja selbst von materiellen Rüstungswerten für den Krieg.

Zeitweilig, in kritischen Epochen der auswärtigen Politik, kann allerdings die Ansammlung von materiellen Rüstungswerten so wichtig sein, daß für ihre möglichst reichliche Aufspeicherung eine vorübergehende Schwächung der körperlichen und geistig-sittlichen Kräfte der Nation mit in den Kauf genommen werden muß. So mag denn zum Zwecke unmittelbarer oder mittelbarer Kriegsrüstung die Industrialisierung, ja selbst die Kapitalisierung auch vom Standpunkte gesamtvölkischer Machtpolitik zeitweilig in einem Maße gefördert werden, das der körperlichen und geistig-sittlichen Gesundheit weiter Kreise des Volkes nicht günstig, sogar ziemlich abträglich ist. Sobald aber diese kritische Phase überwunden ist, muß im Sinne gesamtvölkischer Machtpolitik mit allen Mitteln und Kräften darauf gesehen werden, daß die körperlichen, geistigen und vornehmlich die sitt-

lichen Kräfte des gesamten Volkes sich wieder heben. Eine fortgesetzte Schwächung müßte ja sehr bald militärisch und schließlich selbst wirtschaftlich wie allgemein kulturell schwer ins Gewicht fallen und die Wagschale der Macht gegenüber den äußern wie innern Feinden tief senken. Was hilft die beste Rüstung, wenn der Mann, der darin steckt, nichts wert ist.

Hier zeigt sich ganz besonders der gewaltige Unterschied zwischen plutokratischem Klassenimperialismus und gesamtvölkischer Machtpolitik. Für den ersteren ist die Erzeugung von Sach- und Geldwerten, die noch dazu meist in Forderungen bestehen, Selbstzweck, für die letztere nur Mittel zu höheren Zwecken. Diese höheren Zwecke bestehen eben in der Steigerung oder mindestens Erhaltung der gesamtvölkischen Lebenskräfte und Lebensmöglichkeiten in jedem Sinne des Wortes. Der starke, ungeschwächte „Wille zum Leben" ist für eine Lebensgemeinschaft noch mehr wie für ein Einzelwesen stets gleichbedeutend mit dem „Willen zur Macht", auch wenn als Ergebnis dieses Willens nicht immer Machtsteigerung, sondern oft — in der Natur sogar meistens — nur Selbstbehauptung gegenüber den Mitbewerbern um die Macht erreicht wird.

Für ein staatlich-volkliches Gemeinwesen gilt diese biologische Betrachtungsweise sowohl nach außen hin wie im Innern, für die Außen- wie für die Innenpolitik. In der Regel wird die Außenpolitik auch für die Innenpolitik richtung-, maß- und zielgebend sein, denn nur ausnahmsweise wird ein größeres selbständiges Gemeinwesen keine oder keine irgendwie in Betracht kommenden äußern Feinde haben. Für ein von starken Feinden rings umgebenes Volk, wie das deutsche, gilt das natürlich noch viel mehr als für andere Völker. Gesellen sich zu diesen äußern Feinden nun gar noch innere, so wird eine Politik im Sinne gesamtvölkischer Machtsteigerung hier den denkbar größten Hindernissen begegnen und darum im Innern wie nach außen hin mit denkbar größter Kraft, Sorgfalt und Umsicht geführt werden müssen. Weichliche Duldsamkeit, Fahrlässigkeit, überhaupt jede Unklarheit, jeder Mangel an rasch entschlossener Tat im gegebenen Augenblicke ist hier noch gefährlicher als irgendwo anders, und wenn ein solches Land und Volk sich nicht selbst aufgeben will, wird es sich dieser Erkenntnis nicht verschließen dürfen und seine Staats- wie Gesellschaftsverfassung danach einrichten müssen.

Was zunächst die gesellschaftliche (soziale) Verfassung anbelangt, so muß bei der Verteilung der Rechte darauf Rücksicht genommen werden, daß die innern Lebensmächte nicht in allen Schichten gleichmäßig stark vertreten sein können. Es gibt da — ähnlich wie in wirtschaftlicher Hinsicht — arme und reiche Einzelwesen wie Schichten. Die wirtschaftliche Macht, das materielle Vermögen deckt sich eben keineswegs immer mit dem körperlichen, geistigen und namentlich sittlichen Vermögen, mit der naturellen und kulturellen Leistungsfähigkeit der Einzelnen wie der Gruppen. An einem pflanzenbiologischen Bilde wird das am besten klar zu machen sein.

Zwischen Holz und Rinde unserer Baumarten gibt es eine Schicht, das sogenannte Cambium oder Bildungsgewebe. In ihm konzentriert sich das eigentliche Leben des Baumes: sein Säfteumlauf, die Aufspeicherung der Reservestoffe zur Blätter-, Blüten- und Fruchtbildung für das nächste Jahr, der Ansatz von Holzgewebe einerseits und Rindengewebe bezw. Borke andererseits. Wenn diese Cambiumschicht aus irgend einem Grunde versagt, etwa eintrocknet, verkümmert, dann wächst der Baum nicht mehr, bildet kein neues Holz, keine neue Rinde, treibt keine gesunden Blätter oder gar Blüten und Früchte mehr hervor. Der Baum kann dann noch jahrelang stehen bleiben, aber er vertrocknet immer mehr und verfault zuletzt, falls er nicht abgehauen wird.

Eine solche in jedem Sinne des Wortes vorwiegend lebentragende Schicht gibt es auch im staatlich-volklichen Gemeinwesen. Sie entspricht ziemlich genau dem wirtschaftlich, geistig und kulturell *selbständigen* — nicht dem abhängigen — Mittelstande. Von ihm sondern sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung Einzelne und Gruppen ab, die bald mit dem Holze, bald mit der Rinde, bald mit den Blättern, Blüten und Früchten des Baumes verglichen werden können. Man kann dabei einen *höhern* und einen *niedern* Mittelstand unterscheiden. Ersterer umfaßt etwa die selbständig wirtschaftenden Rittergutsbesitzer, Fabrikanten, größern Kaufleute, letztere die Kleinbauern, kleinen selbständigen Handwerker und Kaufleute. Die aus ihnen sich absondernden Auslesen entsprechen natürlich verschiedenen Zwecken des Gemeinwesens.

Ist diese mittlere Schicht breit, zahlreich und in jedem Sinne (körperlich, geistigsittlich, wirtschaftlich) gesund und lebensfähig, dann ist es auch das ganze Gemeinwesen, und im Sinne gesamtvölkischer Machtpolitik wird dann im Innern alles in Ordnung sein. Wird aber diese Schicht immer dünner und saftloser, verschmälert und verkümmert sie immer mehr, dann wird das gesamte Gemeinwesen immer kränker, und im Sinne gesamtvölkischer Machtpolitik herrschen dann schwere innere Mißstände, so üppig dann etwa auch der plutokratische Klassenimperialismus einerseits, der proletarische andererseits gedeihen mögen und so zahlreich allenfalls auch die wirtschaftlich und geistig *abhängige* Mittelstandsschicht geworden sein mag. Diese ist dann eben kein „Cambium", kein Bildungsgewebe mehr, sie ist gleichsam zu Holz einerseits, zu Rinde andererseits erstarrt, und die „potentielle" Energie des Ganzen ist dann eben in „aktuelle" übergegangen. Der Unterschied zwischen Baum und menschlichen Gemeinwesen ist dann nur der, daß der Baum dann noch längere Zeit stehen bleiben kann, während das Gemeinwesen sehr bald zusammenbrechen muß, falls es nicht etwa von außen, von fremden Volksteilen neue potentielle Energien aufnehmen und einverleiben kann. Aber auch diese Einverleibung wird dann schwierig sein, schwieriger jedenfalls, als wenn noch genügend eigene potentielle Energien verfügbar wären. Der innere Zusammenbruch wird darum

durch die Aufnahme fremder potentieller Energien unter dieser Voraussetzung nur noch beschleunigt werden. Es hilft eben alles nichts, wenn die Ursache des Übels nicht rechtzeitig erkannt und beseitigt wird[1]).

Man hat hieraus wohl schon ersehen können, was unter richtiger und was unter falscher Innenpolitik im Sinne gesamtvölkischer Machtpolitik zu verstehen ist. Die Innenpolitik in diesem Sinne richtig zu führen, wird unter sonst gleichen Umständen offenbar ein höchststehender Einzelner viel eher imstande sein, als eine Anzahl Gleichstehender, namentlich, wenn diese weit überwiegend einer bestimmten Gesellschaftsschicht entstammen. In diesem Falle wird sich nach und nach ein Klassenimperialismus entwickeln, der um so gemeinschädlicher sein wird, je mehr er sich dem vorher gekennzeichneten plutokratischen Klassenimperialismus nähert. Will aber das ganze Volk die Herrschaft gleichmäßig ausüben, dann werden die Hindernisse, Widerstände sich bald derart häufen, daß man schließlich doch einem Einzelnen, gleichviel unter welchem Namen und in welcher Form, die ganze Macht wird anvertrauen müssen. Was für die Innenpolitik gilt, trifft aber noch mehr für die äußere zu. Auch hier wird ein Einzelner die Sache der Gesamtheit besser führen können als mehrere oder gar viele. Man gebe darum auch hier einem Einzelnen die Vollmacht. Diese Notwendigkeit wird sich um so fühlbarer machen, je mehr das Volk von äußern und innern Feinden bedroht ist und je weniger der wirtschaftliche Broterwerb dem Einzelnen die Anteilnahme an den schwierigen Fragen der äußern und innern Politik gestattet.

Das Beste wird in solchem Falle die echte und rechte Monarchie sein, vorausgesetzt, daß eine dazu geeignete Persönlichkeit zurzeit vorhanden ist. Ist das nicht der Fall, oder will man sich gegen das etwaige Versagen einer solchen Persönlichkeit für alle Fälle sichern, dann wird die am wenigsten gemeinschädliche Staats- und Gesellschaftsverfassung die sein, wo der Hauptträger der völkischen Lebensmächte, der geistig und wirtschaftlich selbständige Mittelstand die politischen Führer vorwiegend zu wählen und zu kontrollieren

[1]) Es wird jetzt so viel von den Ursachen der Entartung und des Untergangs der Staaten und Völker geredet und geschrieben. Eine Ursache wird dabei aber nie genannt, und das ist gerade die Hauptursache: Der Mangel an wirklich großen, schöpferischen Staatsmännern, namentlich an großen Monarchen. Diese Männer können alles, wenn sie Zeit und Macht genug dazu haben. Sie können bei Zeiten voraussehen und vorsorgen, während die beste Einsicht anderer für sich allein machtlos ist. Wissen ist nur Macht, wenn es sich mit dem Können verbindet, wenn für die nötige Verwirklichungskraft durch die rechten Männer gesorgt ist. Läßt sich Wissen und Können, Weisheit und Kraft nicht in einer Person vereinigen, dann müssen wenigstens zwei dafür da sein. Das wird aber unter Herrschaft des Demokratismus und Parlamentarismus, die ja nur als die Auswirkung einer innern Krankheit anzusehen sind, niemals möglich sein, und darum gehen eben die Staaten und Völker unter dieser Herrschaft stets zugrunde. Wie sagt doch der Stellmacher in Fritz Reuters: „Ut mine Stromtid?" „Es gibt Leute, die's verstahn, können's aber nicht maken. Es gibt Leute, die verstahn's nicht, können's aber maken. Und es gibt Leute, die verstahn's nicht und können's auch nicht maken, und dazu gehört ..."

hat, denn dessen Interesse deckt sich ja noch am meisten mit dem gesamtvölkischen Interesse. Würden die geistig und wirtschaftlich Abhängigen, namentlich die der untersten Schichten, den Hauptanteil an der Wahl und Kontrolle der politischen Führer haben, dann wäre das entweder nur eine verschleierte und verheuchelte Herrschaft derjenigen, von denen diese Schichten zumeist abhängen, und das würden in heutiger Zeit die Plutokraten sein, oder es wäre eine Klassenherrschaft der geistig und wirtschaftlich Unselbständigen, und das würden heutzutage größtenteils die Industriearbeiter der Großstädte bezw. deren demagogische Verführer sein. Welche Art von Klassenherrschaft die schlimmere ist, dürfte schwer zu entscheiden sein, schlimm, sehr schlimm sind sie jedenfalls beide.

Für die Zwecke gesamtvölkischer Machtpolitik im Innern wie nach außen hin am besten geeignet ist in schweren Zeiten zweifelsohne die Militärmonarchie, die aber für den Fall eines etwaigen Versagens des Monarchen in der Weise verfassungsmäßig beschränkt werden kann, daß die geistig und wirtschaftlich Selbständigen, also der Hauptmasse nach der Mittelstand, gleichmäßig oder von oben nach unten abgestuft, den größten Einfluß auf die Wahl der Volksvertreter und die Kontrolle der vom Monarchen bestimmten Regierungsvertreter auszuüben vermag. Direkt, unmittelbar zu wählen und gewählt zu werden, sollte nur den geistig und wirtschaftlich *Selbständigen* zustehen. Für die Abhängigen könnte das Wahlrecht oder vielmehr die Wahlpflicht zwar geheim, dürfte aber nur indirekt sein und müßte sich nach dem durch *produktive* Arbeit verdienten Einkommen abstufen. Unmittelbare Staatsbeamte haben am besten überhaupt keine Wahlpflicht, ebensowenig wie Militär. Darin soll keine Zurücksetzung, keine Beeinträchtigung der Personenrechte liegen, denn die politische Wahl ist für den, der sie nicht im selbstsüchtigen Interesse mißbrauchen, der damit das *Gemeinwohl* fördern will, überhaupt kein „Recht", auch keine „Ehre", sondern eine Pflicht, eine schwere verantwortungsvolle Last. Indem man ein „Recht" daraus macht, schiebt man listigerweise schon die Möglichkeit eines Mißbrauchs zu persönlichen Zwecken unter, während umgekehrt das Wort „Pflicht" schon auf die damit verbundene Verantwortung hinweist. Eben darum sollte nur von *Wahlpflicht*, nicht von *Wahlrecht* die Rede sein.

Würde jeder Wähler sich dieser Verantwortung bewußt sein, dann würde sich bald herausstellen, daß die Wahl eine — Qual ist für denjenigen, der die Sache ernsthaft nimmt, und daß ein besonderes Verlangen danach nur diejenigen haben können, die sich gern beschwatzen oder — noch lieber — in irgendeiner Weise dafür bezahlen lassen. Wäre der moderne Zeitgeist nicht in der raffiniertesten Weise auf die Demagogie eingestellt, hätte man nicht den gesunden Sinn des Volkes künstlich krank gemacht, und wäre bei den Gebildeten *wahre* politische Bildung weiter verbreitet, als sie zurzeit leider ist, dann würde man den ganzen demo-

kratischen Schwindel schon längst durchschaut haben und froh sein, wenn man davon endlich befreit würde. Wohl dem Volke, wo der Staat noch nicht in die Hände irgendeines Klassenimperialismus geraten ist, wo noch sachkundige Leute die politischen Geschäfte sachgemäß und ehrlich zum Wohle des Ganzen betreiben und keine politischen Quacksalber Heilmittel für Krankheiten anpreisen, die sie selber erst hervorgerufen haben.

Bisher war in bezug auf gesamtvölkische Machtpolitik nur von Innenpolitik die Rede. Es fragt sich nun, wie es in dieser Beziehung mit der Außenpolitik steht.

Diese braucht, solange kein äußerer Feind droht und im Innern keine Bevölkerungsspannung, kein Mangel an lohnender Arbeitsgelegenheit in den wichtigsten Erwerbszweigen, Landwirtschaft, Handwerk, Industrie, Handel fühlbar geworden ist, nur auf die gesicherte Verteidigung des Besitzstandes, noch nicht auf Eroberung von Neuland, von neuen Arbeitsgelegenheiten bedacht zu sein. Dabei ist jedoch ein ungefähres Gleichgewicht zwischen ländlicher und städtischer Erwerbstätigkeit, zwischen Landwirtschaft einerseits, Industrie, Handwerk, Handel andererseits vorausgesetzt; denn ein starkes Überwiegen der Stadtwirtschaft, besonders, wenn das nur auf Kosten der Landwirtschaft möglich erscheint, liegt keineswegs im Interesse gesamtvölkischer Machtpolitik. Falls also diese Voraussetzung des ungefähren Gleichgewichts zwischen Land- und Stadtwirtschaft nicht zutrifft, hat eine im Sinne gesamtvölkischer Machtpolitik geführte Außenpolitik dafür zu sorgen, daß die landwirtschaftlich benutzbare Bodenfläche entsprechend erweitert wird. Kann das durch Erweiterung der alten Grenzen, oder durch vorläufige Angliederung von Neuland an diese geschehen, so ist das besser, als wenn die Gewinnung von überseeischem Siedelungsland erstrebt wird. Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß auf überseeische Kolonien in diesem Falle oder überhaupt verzichtet werden soll, denn solche Kolonien sind ja auch für die gesicherte Rohstoffversorgung der einheimischen Industrie wünschenswert und unter Umständen notwendig. Nur für landwirtschaftliche Besiedelung zur Sicherung des notwendigen Bedarfs an Nahrungsmitteln ist Neuland vor der Türe überseeischem Neuland im Falle der Wahl vorzuziehen.

In dieser Beziehung unterscheidet sich die Außenpolitik im Sinne gesamtvölkischer Machtpolitik sehr wesentlich vom Klassenimperialismus, namentlich dem kapitalistischen, dem es nur darum zu tun ist, für sein freigewordenes Kapital recht günstige Anlage-Möglichkeiten zu gewinnen, gleichviel ob diese im Inlande oder Auslande, zugunsten oder auf Kosten einheimischer Bevölkerungselemente erreichbar sind. Er kehrt sich nicht an das natürliche oder unnatürliche Wachstum der eigenen Bevölkerung, oder gar an möglichst gleichmäßiges, gesundes Zunehmen aller Schichten, sondern richtet sich ausschließlich auf das schnelle Wachstum seines Geldkapitals und dessen möglichst günstige Anlage zu neuem Wachstum. Also selbst

diese Art von reinem Kapital-Wachstum ist kein natürliches, gesundes, sondern ein geiles, wucherisches Wachstum. Es kann denn auch nur solange andauern, als bis die ausbeutefähigen Natur- und Kulturkräfte der Völker noch nicht erschöpft sind; aber auch darum macht sich der plutokratische Klassenimperialismus keine Sorgen. Ist das eigene Volk naturell und kulturell erschöpft, dann kommen fremde Völker an die Reihe, bis zuletzt die ganze Kulturwelt in dieser Hinsicht zur Wüste geworden ist. Die langsam wieder aufsteigende Entwicklung muß dann beginnen, weil ein Tiefersinken aus Mangel an auslösbaren Spannkräften nirgends mehr möglich ist. Solange jedoch die eigenen und die beherrschten fremden Völker noch halbwegs über gesunde Natur- und Kulturkräfte verfügen, geht der plutokratische Klassenimperialismus auf immer neue wirtschaftliche Eroberungen aus, und er muß das, wenn die erwucherten Kapitalien nicht brache liegen bleiben sollen. Dabei muß er, soweit er diese Eroberungen nicht durch Unterbietung der Wettbewerber auf friedliche Weise durchsetzen kann, die eigenen wie die auf irgendwelche Weise gefolgspflichtig gemachten fremden Völker in immer neue Kriege hetzen, obwohl beide davon günstigstenfalls nur noch verstärkte Ausbeutung, ungünstigenfalls völlige Vernichtung erhoffen können. Um die Hetze trotz alledem erfolgreich zu machen, müssen demokratische, sozialistische, pazifistische und sonstige moralpolitische Phrasen aufgetischt werden, die natürlich nur dazu dienen sollen, die eigenen und die unterworfenen fremden Völker über den wahren Charakter dieser Politik zu täuschen und den kriegerischen Geist der gegnerischen Völker, soweit sie gutgläubig sind, zu dämpfen. Zu diesen Zwecken werden mit oft ungeheuren Kosten publizistische und sonstige Hilfsmittel der verbrecherischen Illusion und Suggestion in Bewegung gesetzt[1]).

Für diese Art von Klassenimperialismus und die dazu gehörige Außenpolitik sind die Länder der Entente, vornehmlich England und Amerika geradezu Schulbeispiele, und wenn es nach einer zurzeit auch bei uns an die Macht wollenden Sorte von „Tüchtigen" ginge, dann müßte auch bei uns in Deutschland die äußere und innere Politik sich dieser Art von Klassenimperialismus anpassen. Man weiß da wirklich nicht, was größer und betrübender ist: die Torheit der politisch harmlosen Teile unseres Volkes, oder die Gewissenlosigkeit jener besonderen Sorte von „Tüchtigen", die schamlos genug sind, sich diese Harmlosigkeit zunutze zu machen.

[1]) Würde heutzutage für die Aufklärung der Völker im Sinne der Wahrheit und Wirklichkeit nur halb so viel getan, wie es im Sinne der Lüge und des Wahns geschieht, dann wäre vieles Schlimme nicht geschehen und vieles Gute in die Wege geleitet worden. Auch an diesem Mangel richtiger Aufklärung der Völker trägt der katastrophale Mangel an großen, schöpferischen Staatsmännern die Hauptschuld. Freilich hätte da die Wissenschaft oder die Kirche vikarierend eintreten müssen; aber auch von deren Vertretern hat eine gewisse Sorte nur zu oft freiwillig oder gegen Bezahlung dem plutokratischen Klassenimperialismus als Schrittmacher oder Advokat gedient. Von einer gewissen „Kunst" ganz zu schweigen.

Daß sich für diese Art von Politik, noch dazu angesichts unserer immer günstiger werdenden Kriegslage, am 19. Juli eine Reichstagsmehrheit zusammenfinden konnte, — das ist doch geradezu eine Schmach und ein Verrat an den Lebensinteressen unseres Volkes, an seiner Innen- und Außenpolitik im Sinne dieser Interessen. Möglich war das nur, weil die rechte Aufklärung während der drei schweren Kriegsjahre größtenteils unterbunden gewesen ist, unterbunden von einer Regierung, deren Taten und Unterlassungen während dieser Zeit überhaupt nur vom Standpunkte jenes plutokratisch-sozialistischen Klassenimperialismus verständlich sind. Der Unbefangene kann, ja muß geradezu auf den Gedanken kommen, daß man das Augenmerk unseres Volkes nur deshalb auf innerpolitische Reformen, auf jene sogenannte Neuorientierung gelenkt hat, um es von außenpolitischen Kriegszielen im Sinne gesamtvölkischer Machtpolitik abzulenken. Daß damit gleichzeitig sein Wille zum Siege und unentwegten Durchhalten bis zum Siege gelähmt, seine innere Einigkeit zunichte gemacht wurde, entspricht so sehr den Interessen unserer äußern Feinde, daß man nicht umhin kann, auch in dieser Hinsicht einen bewußten oder unbewußten Zusammenhang mit dem westlichen Plutokratismus anzunehmen.

Die Machenschaften jener Reichstagsmehrheit, die vom Standpunkte des internationalen Klassenimperialismus ebenso klug und richtig wie vom Standpunkte gesamtvölkischer Machtpolitik dumm und falsch sind, dürfen besonders auch von seiten der Regierung, die ja doch, wenn wir nicht irren, die gesamtvölkischen Interessen zu vertreten hat, nicht länger geduldet werden. Es muß endlich einmal dem bewußten oder unbewußten Vaterlandsverrate das unheilvolle Handwerk gelegt werden. Wie schon vorher gesagt, scheinen nicht nur die heutigen Völker, auch deren leitende Staatsmänner gar nicht zu wissen, was gesamtvölkische Machtpolitik eigentlich ist. In der Tat: wüßten sie das, dann hätten sie deren Gegensatz, deren Antipoden in jedem Sinne des Wortes nicht solange ungehindert seine verbrecherische Tätigkeit ausüben lassen[1]).

Ein gewaltsames Vorgehen dagegen würde freilich fürs erste kaum möglich sein. Man hat sich eben allzu lange einer fahrlässigen Duldung schuldig gemacht. Dadurch ist der gesunde Sinn des Volkes dermaßen verwirrt worden, daß es als eine allzu schroffe Verletzung des „liberalen", „demokratischen", „sozialen" usw. Geistes empfunden werden würde, wenn der Staat, der ja bei uns in dieser Beziehung noch am meisten freie Hand hätte, gegen die gemeingefährlichen Klassenimperialismen wie gegen gewöhnliche verbrecherische Umtriebe vorgehen würde. Es bedarf dazu als Vorbereitung erst einer gründlichen Aufklärung unseres gesamten

[1]) Die heutigen leitenden Staatsmänner, namentlich die der Entente, sind fast nur Politiker für den plutokratischen Klassenimperialismus und gegen die gesamtvölkische Machtpolitik. Auch wir hatten bis vor kurzem noch einen solchen leitenden — im Grunde freilich mehr leidenden — Staatsmann.

Volkes, der gebildeten nicht weniger als der vergleichsweise ungebildeten Schichten. Wie von einer Treppe, kann auch hier der Unrat nur von oben nach unten — nicht umgekehrt — ausgefegt werden. Man darf eben nicht vergessen, daß seit etwa anderthalb Jahrhunderten, in den untersten Schichten freilich erst seit einigen Jahrzehnten, die öffentliche Meinung, der sogenannte „Zeitgeist" unter der nahezu unbestrittenen Herrschaft des plutokratisch-proletarischen Klassenimperialismus gestanden hat. Sogar das, was man heutzutage (im Gegensatze zum Liberalismus, Demokratismus und Sozialismus) Konservatismus nennt, ist keineswegs von diesem Geiste völlig frei. Überdies nehmen die Reste des früher allmächtigen Kirchenimperialismus noch immer eine (zentrale) Stellung ein, die zwischen Konservatismus einerseits und Plutokratismus bezw. Sozialismus andererseits schwankt, weil man die Möglichkeit haben will, je nach Gelegenheit, bald die eine, bald die andere Richtung für die eigene Machtpolitik auszunutzen. Eine Partei der gesamtvölkischen Machtpolitik — der alldeutsche Verband ist ja keine Partei — existiert als solche überhaupt noch nicht, wenn auch die sogenannten Rechtsparteien: die deutschkonservative, die freikonservative, der rechte Flügel der Nationalliberalen und einige kleinere Gruppen, dieser noch ungeborenen Partei[1]), die eigentlich keine Partei, sondern das Volk, das Vaterland selbst ist, mehr oder weniger nahe stehen. Nur durch Überwindung des Parteigeistes überhaupt könnte der Geist gesamtvölkischer Machtpolitik so mächtig werden, daß er in Verbindung mit dem Staate sämtliche Klassen- und Gruppenimperialismen niederzukämpfen vermöchte.

Dazu ist aber, wie gesagt, erst eine gründliche Aufklärung des gesamten Volkes im Sinne gesamtvölkischer Machtpolitik nötig. Diese Aufklärung müßte, was im vorigen Hefte näher ausgeführt worden ist, von oben herab, im größten Stile und mit allen der Staatsmacht zur Verfügung stehenden Mitteln in Angriff genommen werden. Wenn man sich die gewaltigen Anstrengungen und die ungeheuren Mittel vorstellt, welche die verschiedenen Klassenimperialismen aus eigener Machtvollkommenheit hinsichtlich der sogenannten „Volksaufklärung" — in Wahrheit Volksverwirrung — ins Werk gesetzt haben, dann bekommt man erst einen Begriff davon, was der heutige Staat in Verbindung mit den gesamtvölkisch Gesinnten zu tun hätte, um die verrenkte Wahrheit allmählich wieder einzurenken. Nun würde ja zwar diese Wiedereinrenkung, der natürliche Zustand der Dinge, leichter herzustellen sein, als es die künstliche Verrenkung gewesen ist; aber allzu leicht soll man sich das nicht vorstellen.

---

[1]) Diese Zeilen waren lange vor Gründung der „Deutschen Vaterlandspartei" genau so, wie sie dastehen, geschrieben. Inzwischen ist für diese Partei, der wir alles Gute wünschen und die wir unseren Lesern aufs wärmste zum Anschluß empfehlen, endlich die Bahn frei geworden. Siehe den Aufruf auf Seite 367.

Ja — hätten wir eine einzige, in sich einige und stramm national, gesamtvölkisch gesinnte Kirche, welche die Interessen des Staates und der nationalen Gesellschaft zu den ihrigen machte und diesen erst die rechte Weihe gäbe, dann wäre eine Verrenkung der Wahrheit im Sinne der verschiedenen Klassenimperialismen gar nicht erst möglich gewesen, könnte jedenfalls, wäre es dennoch geschehen, mit Leichtigkeit wieder richtiggestellt werden. Leider aber haben die zurzeit noch bestehenden Kirchen, soweit sie nicht einem eigenen Imperialismus oblagen und danach die von ihnen ausgehende geistige Suggestion betrieben, sich sämtlich mehr oder weniger aus unvölkischen, wenn nicht gar widervölkischen und widerstaatlichen Überlieferungen heraus entwickelt und sich später nur widerwillig den staatlichen und volklichen Bedürfnissen angepaßt. Gerade bei uns in Deutschland, wo man alles, namentlich das Religiöse ernster nimmt als anderswo, durften leider die Kirchen von jeher am wenigsten national und staatlich sein. Der von Hause aus römische Katholizismus stand mit seinen Sympathien von jeher mehr bei den Romanen als bei den Germanen und begünstigte den nichtromanischen Nationalismus nur da, wo er im Gegensatze zum Germanismus stand. Der Protestantismus hat sich bei uns zwar an das staatliche, aber nicht immer an das gesamtvölkische Interesse angeschlossen, und neuerdings scheinen gewisse Richtungen sogar in mancher Beziehung kosmopolitischer oder politisch „objektiver" zu sein als der römische Katholizismus, der bei allem zur Schau gestellten Kosmopolitismus mit seinen Sympathien doch zumeist nach Rom und den romanischen Völkern hin gravitiert.

Auch in dieser Hinsicht werden sich beim Friedensschluß und nach dem Frieden die Geister scheiden müssen. Vielleicht wäre auch bei uns durch Vereinigung bestimmter katholisierender und protestierender Richtungen eine wahrhaft nationale christliche Kirche möglich. Jedenfalls wäre das die beste Lösung des gerade bei uns stets so verderblich gewesenen kirchlichen und religiösen Zwiespalts. Man unterschätze die religiösen und kirchlichen Mächte auch bei uns in Deutschland nicht und glaube nicht, daß sie auch bei uns durch Versandung des kirchlichen und überhaupt des religiösen Interesses so bald hinfällig werden könnten. So leicht lassen sich die Ergebnisse jahrhundertelanger geschichtlicher Entwicklungen nicht wegwischen, und der furchtbare Krieg hat das religiöse Bedürfnis zum mindesten nicht abgeschwächt, eher gestärkt. Das wird auch nach dem Kriege nicht anders werden. Überdies gehen die Bestrebungen in ausgesprochen irreligiöser Richtung zumeist nicht von deutschfreundlicher Seite aus, und ihre Verwirklichung würde nur der Macht des plutokratischen und proletarischen Klassenimperialismus zugute kommen. Wie jeder Geist einen Körper haben muß, auf den er sich stützt und durch den er wirkt, so bedarf auch der religiöse Geist einer materiellen und organisatorischen Grundlage. Es muß nur dafür gesorgt werden, daß

diese Grundlage Staat und nationale Gesellschaft mit stützt und nicht, wie das gerade bei uns in Deutschland vielfach der Fall war, zu ihm in Gegensatz tritt.

Möchte doch der 400jährige Geburtstag der Reformation, der ja in dieses Jahr und in diesen Monat fällt, zu einer derartigen nochmaligen und endgültigen Reformation, wodurch ja die von Bismarck begründete Einigkeit unseres Volkes erst recht vollendet würde, die Anregung geben. Das könnte zugleich mit dem Wiedererwachen des gesamtvölkischen Geistes und der Neubefestigung unserer altüberlieferten, im furchtbarsten aller Daseinskämpfe glänzend bewährten monarchischen Staatsform zu einer wahrhaften Erneuerung und Kräftigung unseres schwer geprüften Vaterlandes dienen.

Die heilige Not.

Ein Kriegsvortrag. Sommer 1917.

„Schnelle und leichte Siege würden unserm Volke nicht zum Glück gedient und die nach den Erfolgen 1870/71 hervorgetretenen Auswüchse würden sich noch stärker geltend gemacht haben. Denn seit jener Zeit hat der gewaltige Aufschwung einen größeren Ausschlag zur materiellen Richtung verursacht." Kriegsminister von Stein, Oktober 1916.

Was dieser Krieg uns an Land und Schätzen bringen soll, kann weniger sein, als man dachte, denn der Gott der Fronten ist wetterwendisch, und man soll keinen Tag vor dem Abend loben, — es kann aber auch, falls das Schicksal und die Diplomaten uns gnädig sind, viel mehr werden, als man je zu hoffen wagte. Fest und unverlierbar bleiben aber unsere inneren Werte, ja, sie sind gerade in diesen Jahren durch Offenbarungen bereichert worden, die in heiliger Not wie die Funken aus dem Stein manchem Herzen entsprangen, das sich vorher unter dem Druck des schmählichen Zeitgeistes schon zu verhärten gedroht hatte. Der Krieg hat in allen Tiefen unser Gemüt erschlossen, jene Kraft der Seele, wonach wir uns vergeblich in andern Sprachen umsehen, die, ohne ein Wort dafür, in der Tat nicht zu kennen scheinen, was wir darunter verstehen.

Wenn sich am deutlichsten eines Volkes Anlagen und Bedürfnisse in seinen großen Männern verkörpern, so hat einst der erste Napoleon zu seinen Franzosen in Ägypten mit vielem Aufwand reden müssen; und ebenso lügen- und phrasenhaft wie zeitungsmäßig drücken sich noch heute all seine imperialistischen Nachfolger, die englischen Minister, der Franzose Poincaré, oder der amerikanische Präsident aus, um ihren Untertanen das Letzte abzutrotzen: sie wenden sich mit gleißnerischem Wort an die schlechten Triebe der Masse und säen zu der Menschen Schaden Ungerechtigkeit und Verleumdung. — Unsere kaiserlichen Erlasse und Hindenburgs und von Steins Botschaften klingen in ihrer Schlichtheit anders: sie richten sich nur an die bessern Triebe; und wie einst der große Fichte in der Not vor hundert Jahren die Nation aufrief, so wird heute wieder bei uns an Dinge

gerührt, die drüben keinem von ihnen einfallen oder von niemanden dort so stark, sittlich und herzlich zugleich erfaßt werden könnten, wie von unserem Feldmarschall; er schrieb über die in der Heimat geplanten Haine jene treuen Worte: „Mögen die deutschen Eichen ein Wahrzeichen werden für das jetzige und die kommenden Geschlechter, stets der Männer sich zu erinnern, deren Herzblut Deutschlands Durchhalten und Sieg gegen eine Welt in Waffen verbürgte. Der deutsche Baum, knorrig fester Wurzel entwachsend, sei ein Sinnbild der Kraft des Einzelnen, ihre Vereinigung ein Abbild der Sammlung zu gleichem Ziel. Nach Menschenaltern noch künde das Rauschen der Heldenhaine die Erinnerung an die Zeit, in der das Vaterland all seine Söhne rief und von jedem forderte, sein Bestes willig zum Wohle des Ganzen zu geben. Kinder und Kindeskinder sollen in den Hainen die Kraft finden, nachzufühlen, nachzueifern und bereit zu sein, wenn wieder das Vaterland ruft zu neuem Waffengange. Das ist der schönste Dank an diejenigen, die durch ihr Sterben für Kaiser und Reich den Boden schafften zu freier, stolzer Weiterentwicklung unseres geliebten deutschen Vaterlandes! Das walte Gott!"

Auch in dem Brief an die Kameraden, die blinden Soldaten, die sich ihm mitten in ihrer Hilflosigkeit zu neuer Verwendung noch einmal anboten, ging uns das Wesen dieses Führers auf: in seiner Mischung von Kraft und Milde, Mut und Minne, von Zornigem und Zartem, Reifem und Kindlichem bei ein und demselben Manne, dessen Augen über allem Glück des Siegens wehmütig bei den blutenden Opfern verweilten. Das macht, weil deutschen Herzögen die Menschen nicht wie dem ersten Napoleon und seinen Nachfolgern, kapitalistische Werkzeuge, Sachen oder Sklaven, sondern immerdar Menschen, Blut von ihrem Blute, gewesen sind. —

Kein Volk hat so viel Not erfahren wie das deutsche, das in diesem Sinne ein auserwähltes Volk der Erde ist. Unter jahrhundertelangen Kämpfen mit den Römern haben wir die Weltgeschichte betreten, als die Berserkerwut, der „furor teutonicus" unsrer blonden Krieger Land forderte für Weib und Kind und sie alles, Leben für Leben, einsetzten. Wir entsagten dann einem teuren Glauben und nahmen den polaren Gegensatz der Lehre im Christentum an, das durch Dulden und durch Liebe die Welt erobern wollte. Unsern Drang in die Ferne büßten wir in den Kreuzzügen durch unsägliche Opfer, haben aber bald mit der Hansa das Meer beherrschen gelernt und unser Land im Mittelalter mit hohen Domen und dem Nibelungenlied gekränzt. Dann kam im 17. Jahrhundert der dreißigjährige Krieg, die erste schlimmste Not und Prüfung, wo in Deutschlands Gefilden auf Veranlassung des eigenen Kaisers, des Schirmherrn von Germanien, sich die Nachbarn mit uns und unter sich des Glaubens und des Geldes wegen unaufhörlich schlugen und unsre friedlichen Werte zerstörten. Aber während das blühende England Dramen aufführte und man im reichen Holland Bilder malte, wurde doch gleicherzeit in unsern

kriegszerfetzten Gauen ein Buch voller Kraft und Wunder geschrieben, dessen bloßes Dasein allem Elend zum Trotz bewies, daß Deutschland, wenn auch noch so gedrückt, gar nicht untergehen konnte: der Simplicius Simplicissimus des Grimmelshausen. Als die dreißig Jahre um waren, blieb zwar lange die Not unser Gast, aber wir kamen durch, und schon Friedrich der Große stritt sieben Jahre siegreich mit allen Weltmächten herum. Die innere Kraft des Volkes wuchs unter den kargeren Hüllen um so reiner auf.

Die zweite große Not kam 1806 unter Napoleon. Wieder war unser Land der Kampfplatz, jahrelang lag der Feind uns im Hause und ließ die Jugend im Krieg mit Rußland bluten. Da flammte 1813 der alte „furor teutonicus" auf und warf den Franzosen, mit dem niemand sonst fertig geworden war, aus dem Lande, daß er ins Weltmeer fiel, dort, wohin die Untiere gehören, und wo Gott Thor einst mit seinem Hammer die Mitgartschlange versenkt hatte.

Wenn wir je bei der Dauer des Weltkriegs kleinmütig werden, dann können wir aus unserer Geschichte neue Kraft schöpfen; ein Volk, das wie das unsere so vieles überstanden hat und das so sichtbarlich geführt wurde, ist zu besonderem berufen und noch zu edleren Dingen ausersehen, als zu lauter Handelsgeschäften oder zur Begründung von Monster-Warenhäusern an allen Ecken und Enden der Welt.

Auf die Berserkerwut, den „furor teutonicus", hat auch Bismarck gehofft, dem einst in schlafloser Nacht um unsere Zukunft bangte, und Hindenburg hat letzten Winter davon gesprochen. „Furor teutonicus" ist das höchste kriegerische Außersichsein deutscher Helden oder des ganzen deutschen Stammes, — nur daß dabei nicht, wie von Wahnsinnigen oder Sinnlosen, alles zerstört wird, sondern das zeitweilige Entrücktwerden unter höchster Steigerung aller körperlichen Kräfte einem großen, außerpersönlichen Zwecke, der Rettung des Ganzen, dient: ein Aufbäumen gegen die Vernichtung, wie es aus unserm milden Volk mit blendender Wildheit brechend, nicht seinesgleichen auf dieser Erde haben wird. Mit deutscher Begeisterung, deutscher Glut, mit Gottes oder Wotans Zorn ließe sich dem fremden Worte vielleicht näher kommen. Aber wozu umschreiben: der „furor teutonicus" ist mitten unter uns, und seiner Entschlossenheit wird die Welt erliegen. Bismarck soll nicht vergebens schlaflose Nächte gehabt haben, trotzdem wir heute in der dritten und größten Not unseres Volkes stehen.

Denn nicht wie der Nebelmonat, der welkes Laub und die Äste, deren Zeit erfüllet war, den Winden preisgibt, — dieser Krieg ist wie verheerender Frühlingssturm, der über die junge Blüte, Kern und Kraft unseres Volkes dahin fährt. Ein solches Kämpfen war noch nie: nur die aus dem Norden eingewanderten Griechen der Antike, die Spartaner, die, arischen Blutes und arischer Weltanschauung, ihr Vaterland gegen Tausende von Persern verteidigten, oder Friedrich der Große, umstellt von allen Zeit-

genossen, haben ähnlich die Übermacht der Zahl mit dem Glauben, Mut und Willen der Wenigen niedergerungen; doch Ausmaß und Art des Streites sind inzwischen ins Riesenhafte gewachsen; nur was die allerältesten Sagen erzählen, vom Toben der Giganten, wo Berge entwurzelt und der Ossa auf den Pelion gestülpt wurden, reicht am Ende an das heran, was gegen die Hüter Deutschlands, der weißen Götterburg dieser neuen Zeiten, schon seit drei Jahren tagtäglich unternommen wird. In allen Farben schillernde, verzerrte Geschöpfe, rennen gegen uns an mit Wolken von Gift und Gas, alle Früchte der Erde sind uns abgeschnitten, Löcher von Häusertiefe schlug man in den Boden und hat hügelhoch den Grund aufgewühlt.

Es ist furchtbar, fast so wie in der Offenbarung Johannis, in der Apokalypse, deren gewaltige Bilder Albrecht Dürer uns, seinen Deutschen, einst besonders ans Herz gelegt hat. Da stürmt im Himmel unser Erz- und Schutzengel, der heilige Michael, gegen den Drachen an, und auf Erden müssen die Diener Gottes und seiner Heiligen gegen des scheußlichen Tieres Knechte und Verschworene kämpfen: die ganze Natur, das vom Schweif des Untieres gepeitschte Meer und die Feuer des Himmels beteiligen sich an dem Aufruhr, bis — nach einem Ringen von 42 Monden oder 1260 Tagen — dort oben unser Michael gesiegt hat und unten auf Erden die Behausung des Drachen, die Babel mit ihrem Troß, endlich von Michaels Streitern ausgehoben und vernichtet ward. —

Und wie die Lava um berstende Berge einen heißen Ring bildet, darüber niemand wegkam, so hat Deutschland immer wieder diese Jahre hindurch brausend aus seiner Tiefe die Ströme feurigen Blutes brechen lassen, das nach den Seiten überfließend jeden Zugang sperrte, und das sich immer rot und warm erneuerte, sobald der frühere Ausbruch kalt und starr geworden war.

Wenn wir aber jetzt das Notzeichen machen wollten — jene freimaurerische Gebärde, die jeden Menschenbruder um der Menschlichkeit willen zur Hilfe verpflichten soll, — uns Deutschen wäre es nichts nütze; wir haben auf der Erde niemanden, den unsere Rune zwänge; aber dafür haben wir über der Erde alle guten Geister, die uns so segnen, wie wir es verdienen, und die auch die Geister mitten unter uns wecken; wir Deutschen haben Gott im Himmel, den wir nicht bloß fürchten, sondern loben und lieben, und der, wenn unser Gefühl echt ist, zu unserm Besten auch diese schwersten Tage führen wird. —

Das Schicksal hat unserm Volk im 19. Jahrhundert immer größere Aufgaben gestellt: Erst der Hader deutscher Stämme unter sich und mit der Nachbarschaft, der Zwist mit Österreich und Dänemark in den 50er und 60er Jahren; dann 1870 das deutsche Volk gegen Feinde von einer Seite, und endlich ein größeres mit Österreich verbündetes Deutschland gegen Feinde auf allen Seiten. Es ist Schritt und Ziel in der Geschichte,

die uns allmählich diese letzte Probe aufbürdete, nach deren Bestehen sich unser Land wieder zu jener alten, herrschenden Stellung, die unsrer Rasse zukommt, von der Ostsee bis zur Adria, vom Deutschen bis zum Schwarzen Meer und weiter durchringen wird.

Wir haben Österreich die Nibelungentreue gehalten — so hat man wohl vor dem Kriege unser Verhältnis zu Wien bezeichnet, das fest wie ein Bündnis aus deutscher Vorzeit, aus dem Nibelungenliede war. Dafür leben wir jetzt auch in Nibelungenzeiten, die gewaltiger als alle Dichtung sind. Das alte Lied endete freilich mit der Vernichtung der Burgunden und ihrer Feinde, der Hunnen. Jenen Untergang in Etzels brennendem Palast hat schon vor Jahren ein Dichter auf unser Volk bezogen:

„Brach Etzels Burg in Glut zusammen,
Da er die Nibelungen zwang,
So muß Europa stehn in Flammen,
Bei der Germanen Untergang."

Das ist aber nur zum Teile richtig, denn wir müssen und werden aus der Feuerprobe lebend hervorgehen. Ohne alle Überhebung fühlen wir Deutschen es bis zur Gewißheit, daß nur noch in uns die Keime jener besseren Menschheit liegen, die einst diese Erde verwalten soll. Und das Schicksal kann nicht anders, als solche Keime schützen, — die, Unsterbliches bergend, am Ende sich selber erhalten, selbst wenn die ganze nördliche Halbkugel mit den wölfisch gegen uns entbrannten Scharen es noch so sehr auf unsere Ausrottung angelegt hätte.

Vielleicht waren wir immer zu gut und harmlos und haben unter lauter Verbeugungen unsere eigentlich jedem erkennbare Überlegenheit verschleiert. Wie ein freundlicher Lehrer kleine Leistungen mehr lobt, als die Schüler verdienen, so stellten wir uns selber winziger, als wir waren, an und machten die übrigen dadurch scheinbar größer. Ungezogenen Jungens steigt solches Entgegenkommen zu Kopfe, und wenn sie sich mit Knüppeln und Steinen zu 20 Mann sammeln, mag der Lehrer sehen, wo er bleibt. So haben wir um Amerika mit Austauschrednern und um Italien mit Verträgen geworben, wir haben den für England hungernden und pestverseuchten Indiern geholfen und jede Feuersbrunst in Nord und Süd mit gelöscht, in Messina, beim Mont Pelée, in Japan, — aber die Schalksknechte glaubten eben nicht, daß es auf dieser Erde Herren gibt, die, weil sie Herren sind, wie Herren handeln, und unterstellten uns nur die allergemeinsten Beweggründe.

Und zum Dank für alles hat die verbündete Internationale den deutschen Michel zu ihrem Sklaven machen oder ganz aus der Welt schaffen wollen, wobei man umgekehrt die Bosheit unter Freundlichkeiten versteckte und die beabsichtigte Vernichtung unseres Volkes als Errettung aus einer geistig und körperlich unerhörten Abhängigkeit aufputzte. Um uns zu „helfen", wollte man uns nämlich, wie die Zeitungen in aller Welt ver-

kündeten, von Folgendem befreien: von den Zollern, die bei uns alle menschlichen Regungen unterbinden und vom Zaren nur dem Namen nach verschieden sein sollten — während sie doch Herz und Hort unseres Deutschtums sind, bei deren Verschwinden wir ohne weiteres sämtlich mit in die Versenkung müßten —; von unserer Landwirtschaft, die als boden- und rückständig die „räuberische" Monarchie noch stütze; vom Christentum, das die Deutschen durch allerlei Einbildungen an Gott den Herrn und an den Kaiser feßle; und endlich vom Militarismus, durch den sich das Hohenzollerngeschlecht am Leben erhalte. All diese Dinge sind in der Presse, die das Wort des Auslandes führte, als beseitigenswert hervorgehoben.

Die Weltpresse hat ja seit Jahrzehnten zum Kriege gehetzt, indem sie uns Deutsche als einen Haufen perverser oder soldatischer Ausgeburten, als Frauen- und Kinderschänder den andern Völkern vorführte, diese aber unserm Volk im Strahlenkegel schönster Humanität zeigte. Die von England bezahlte Presse erreichte unter Eduard VII., Englands König, der an den internationalen Kapitalismus seiner Freunde, der Lords de Rothschild, Hirsch, Speyer und Cassel zu tief verschuldet war, — den Höhepunkt ihrer Tätigkeit; sie glich wahrlich dem falschen Propheten in unserer Offenbarung Johannes c. 13., der seine Verschworenen mit dem Bilde des „Tieres", des Drachen oder goldenen Kalbes abstempelt: „und machte, daß, welche nicht des Tieres Bild anbeteten, ertötet wurden. V. 16. Und macht, daß die Kleinen und Großen, die Reichen und Armen, die Freien und Knechte, alleſamt sich ein Malzeichen geben an ihre rechte Hand oder an ihre Stirn. 17. Daß niemand kaufen oder verkaufen kann, er habe denn das Malzeichen, nämlich den Namen des Tiers oder die Zahl seines Mannes. 18. Hie ist Weisheit. Wer Verstand hat, der überlege die Zahl des Tiers; denn es ist eines Menschen Zahl, und seine Zahl ist sechshundert und sechsundsechzig." —

Darüber wäre noch manches zu sagen, denn alles, was diese Presse geschrieben hat, war Blendwerk gewesen: als wir den Krieg frisch, fromm, fröhlich und frei führen wollten, wie's sich gehört, nach Ritter- und Völkerrecht, offen, mit erlaubten Waffen, Soldaten gegen Soldaten statt gegen Gefangene, Verwundete und Bürger, — sahen die Feinde, durch ihre Zeitungen aufgebracht, in uns nur Horden, gegen die jedes Mittel erlaubt war. Man begann mit abgeplatteten Geschossen, über die sich der Kaiser vergebens vor Amerika beschwerte, und verübte unter der Maske der List Verbrechen, die den Krieg auf der Gegenseite von Anfang an zu einem unehrlichen Handwerk stempelten. Keine noch so edle Tat unsererseits hat die von der Presse lange geknebelten Seelen eines Besseren belehren können. So setzte ein englischer Kapitän, der Jahre hindurch nur Lügen über Deutschland gelesen und eingeatmet hatte, einfach die schändlichste Denk- und Handlungsweise bei den Verunglückten unseres L 19 voraus, um sie dann ohne Gnade ihrem Schicksal zu überlassen. Die Baralonger

veranstalteten auf unsere Brüder im Meere ein Vogelschießen, und der Londoner „Daily Telegraph" brachte am 12. Juni 1916 Worte eines großbritannischen Soldaten vom Skagerrak, der wiederum unsere Leute in Seenot nicht geborgen hatte: „I would sooner have saved a mad dog than a German pig." — Das alles kann nicht spurlos an der deutschen Seele vorübergehen; es wird sie zum Bewußtsein ihrer selbst bringen, so daß sie nach diesem Kriege sich wirklich nicht länger von Volksverführern mißlenken läßt und nicht schwarzen und weißen Wilden nachhängt, die erst Jahrhunderte, wenn nicht noch mehr nötig haben, ehe sie wieder Menschen unter Menschen genannt werden dürfen.

Es war nicht immer so; Frankreich und England sind uns einst verwandt gewesen, und germanisches Blut hat Italiens Kunst, Dichtung und Musik befruchtet, wo Dante, Michelangelo, Tizian und Palestrina auch in Gestalt und Gesicht germanische Züge zeigten. Aber überall hat der Haß der Nieder- und Mischbevölkerung den nordischen Edeling, der in der Minderheit war, verfolgt; in Frankreich wurde er durch Glaubenskriege und Revolutionen und bei den Engländern durch das eingewanderte Händlertum zum Aussterben gebracht, bis nur noch jene Bestien in Menschengestalt übrig blieben, die jetzt um des Reiches Grenzen heulen. —

Wie die alten Seher der Vorzeit, so hat mancher von uns diese Zeiten vorausgeahnt, ohne damals natürlich im einzelnen angeben zu können, wo der Blitz einschlagen, wie lang es dauern, und wie weit schließlich das Schicksal um sich greifen würde, das uns erst nach und nach alle die Schreckniße, Hunger und Krankheiten gebracht hat. Bei den meisten Menschen aber waren doch die Empfindungen schon viel zu stumpf vor lauter Wohlleben geworden, oder die Ohren, wie bei jenem König Midas, mit Gold und Silber so reich ausgekleidet, daß ihre Träger nicht mehr das Gras wachsen hören konnten und die feine Ahnung und Erkenntnis künftiger Dinge verloren hatten.

Übrigens war die Entladung bei der stickigen Luft vor dem Kriege nicht so schwer herauszufühlen: Grade als das zweite Kaiserreich in Paris mit den Dirnen der Tuilerien und der Gasse den wüsten Cancan tanzte, 1870, kam der Krieg. — 1912 bis 1914 sauste aber außer dem Pariser Pöbel noch die ganze feingebildete Welt im Tango, der aus Argentiniens verrufensten Häusern bezogen war. Preis- und Schiebetänze wurden z. B. noch im August 1913 in Heringsdorf unter Leitung eines Notabeln aus Berlin und unter dem Beifall der Presse zu Wasser und zu Lande veranstaltet. Ein Berliner Philosophie-Professor flocht ästhetische, „kulturello-ethico-philanthropische" Betrachtungen über das Apachengeschlinge gar in seine Vorlesungen, — und ältere Plutokraten nebst ihren Damen, die Sabbats in den Tempel wallten, begaben sich wochentags ebenso wichtig in die Tee- und Tangostunde. Und dann kam der Krieg. — Der Pluder und Plunder unserer letzten Friedensjahre stand auch kaum hinter den

blöden Moden zurück, womit einst zur Zeit der Kaiserin Eugenie die westliche Zivilisation vor 1870 beglückt worden war. Eben vor Toresschluß, Juli 1914, erschienen noch jene grünen, blauen und rosa Haare in den Frisörläden — Besichtigung frei —, und dann kam der Krieg. — Und auch in der Politik trifft man merkwürdige Gleichungen, wenn 1869 der Wiener Staatsmann Beust und Kaiser Napoleon dem König von Preußen das Abrüsten nahelegten, wozu einer unserer Abgeordneten in Berlin entsprechende Anträge stellte. Und dem Weltkrieg 1914 ging im Haag jene Komödie voraus, die durch das Buch „Vom Kriege" (lucus a non lucendo) des russischen Ministers und Friedenshelden Samuel de Bloch eingeleitet war. Und wieder verlangten bei uns Presse und Reichstag abzubauen. Ein besonders international denkender Abgeordneter verlautete sogar 1907: „Jedenfalls sind wir nicht reich genug die Rüstung zu tragen; und die politische Lage hat sich so verschoben, wir sind so unangreifbar, daß wir sogar den Versuch machen können, einseitig vorzugehen." Noch 1912 wollte uns Mister Haldane mit seinem bleichen Flottenrüstungsfeierjahre ködern, worauf wir Gott sei Dank nicht anbissen. — Eudertänze und Friedensvorschläge, das waren Sturmzeichen, die leicht zu vermehren sind. Jedenfalls mögen sich Völker vorsehen, wenn sie später wieder einmal ihre Gewänder ablegen und im Cancan, Tango oder — Upupu, wie der wüste Sprung vielleicht das nächste Mal heißt — darauflos hüpfen sollen, denn es handelt sich um ihre Haut, aus der man bald darauf Riemen schneiden will.

Eine neue Not brauchen wir Deutschen aber nicht zu fürchten: denn was wir jetzt gelernt haben, ist so eindringlich und wird uns auch sittlich so stärken, daß wir mit Ruhe kommenden Stürmen entgegensehen dürfen. Die Welt ist in Bewegung, und Europa, das sich heute in sich noch bis aufs Blut bekämpft, wird, wer weiß wie bald, im ganzen von Asien bekämpft werden, dessen Horden wir dann wohl vorbereitet mit Waffen empfangen werden, die deutscher Geist noch über die Zeppeline und U-Schiffe hinaus erfindet. Auch im Innern Europas möchte asiatische Art die Führung übernehmen.

Aber wir bringen am Ende Explosionen feindlicher Pulvermagazine mit drahtlosen Strömen fertig, wir entdecken chemische Stoffe, erfinden Waffen und Werkzeuge, an welche selbst in dieser erfindungsreichen Zeit noch niemand zu denken wagt; vorausgesetzt natürlich, daß unser Volk auf der Höhe der geistigen Schaffenskraft und Schaffenslust bleibt, wofür unsere Staatsmänner in der Zukunft besser, als es in der letzten Vergangenheit geschehen ist, sorgen müssen. — Das alles können wir vielleicht, nur dürfen wir nie wieder gestatten, daß man Handel mit unsern Wehr und Waffen treibt, wie manche deutsche Staatsbürger vor dem Kriege für Geld und gute Worte andern Ländern jene Kanonen abtraten, die später in den Karpathen gegen uns so furchtbar wirkten.

Unser Volk hat auch genug darunter geblutet, daß seine Feinde von betriebsamen „Amerikanern", à la Schwab und Genossen, ohne die der Krieg vielleicht schon im ersten Jahre erloschen wäre, so lange unterstützt worden sind. Wir wollen später nicht mehr auf Kosten unserer Sicherheit Geschäfte machen lassen. Denn unsere Rüstungen und Erfindungen — Eigentum deutschen Geistes, vor dem kaum ein Ding unmöglich ist, — sollen auch nur diesem zugute kommen. Um kein Geld der Welt dürfen wir das Eisen aus der Hand geben, das Gott für Deutsche wachsen ließ. So hat denn auch der alte Graf über seinen Luftschiffen gewacht, mochten England und Amerika vor dem Krieg noch soviel dafür geboten haben; und unser Großadmiral, der Bismarck der Meere, hat vollends dem Gegner ein X für ein U gemacht und hat auf Kaisers Befehl in aller Heimlichkeit seine Boote bauen lassen, die dann so plötzlich auftauchten, daß niemand wußte, woher sie denn eigentlich gekommen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Intellektuaille, Internationale und Deutschtum.

Wilhelm Marks.

Unsere Staatsmänner — mit wenigen Ausnahmen, — sowie gewisse Parteiführer, Zeitungsleute, Industrie- und Handelsleiter, Gelehrte, Künstler und Schriftsteller: kurz, ein bestimmter Teil unserer „Intelligenz"[1]) hat seit jeher die verhängnisvolle Schwäche gehabt, die Lehren der eigenen Volksgeschichte mit vornehmer Geste abzulehnen und sich nach den Ansichten und Vorschriften des Auslandes und seiner fremdblütigen Agenten in unserer Mitte zu „orientieren"; wobei für das letzte Jahrhundert der Ton auf „Orient" zu legen ist. Selbst heute nach mehr als dreijähriger Kriegsdauer, da der ganze Erdball im offen zugestandenen Vernichtungskampfe gegen uns auflodert, ist es nicht um ein Deut besser geworden. Man scheint unbeschränktes Vertrauen in die allerdings Antäos-artige Kraft unseres Volkes zu setzen, daß es auch diesen Aderlaß, verbunden mit schon jetzt beginnender Verseuchung durch internationale, demokratisch-plutokratisch-anarchistische Lehren, überstehen werde, wie seinerzeit die Verheerungen der Völkerwanderung, Sachsenschlächterei, Madjaren- und Slaweneinfälle, Römer- und Kreuzzüge, der kaiserlosen Zeit, des dreißigjährigen Krieges, der Verwelschung unserer Kultur, des preußisch-österreichischen Bruderzwistes, der napoleonischen Fremdherrschaft, der Verkleinerung Alldeutschlands, der Anglo-Amerikanisierung unseres Lebens. Anders sind die wahnwitzigen

[1]) Eugen Dühring hat für diese Art „vorurteilsloser" Intelligenz den treffenden Ausdruck „Intellektuaille" geprägt; die folgenden Ausführungen richten sich natürlich nicht gegen die echte, national-bedingte Intelligenz, die die naturgegebenen Führer unseres Volkes stellt.

Versuche nicht zu verstehen, die darauf hinauslaufen, uns mit sozialistischen Friedenskonferenzen und ähnlichen Veranstaltungen zu beglücken mit folgendem verlockenden Endziel: annexionsloser Kriegsschluß, Status quo ante, Auslieferung der Balten, Polenbefreiung, Judenherrschaft, Herausgabe Belgiens, Parlamentarisierung und Verpöbelung der inneren Verhältnisse, Weltverbrüderung, Rassenvermischung und Herabzerren alles Edlen, Guten und Schönen auf einen widerlichen Massendurchschnitt!

Alle haben also wie ernüchterte Knechte nach toller Wirtshausrauferei einander in die Arme zu sinken und mit demokratischem Fusel rührende Versöhnung zu feiern: „Diesen Kuß der ganzen Welt" und „Pack schlägt sich, Pack verträgt sich!" Wenn nur die alte „Zivilisation" wieder ersteht mit ihrer einträglichen Verramschung in Politik, Handel und Industrie, Kunst, Literatur und Wissenschaft, dann sei alles vergessen und vergeben! Und wenn nur das deutsche Volk wieder brav zum geduldigen Ausbeutungsobjekt der Internationale jeglicher Schattierung wird, von Blutrot bis Schwergold!

Ein kurzer Rückblick auf einen verhältnismäßig kleinen, aber gerade sehr lehrreichen Ausschnitt unserer Volksgeschichte möge dartun, wohin das lebhafte, uneigennützige „objektive Interesse" deutscher Intellektuaille an fremden Volksstämmen führt und führen muß. Leider scheint man die Geschichte noch immer dazu zu studieren, daß man nichts aus ihr lernt. Diesen Ausschnitt entnehmen wir der österreichischen Geschichte, die im Deutschen Reiche der Beth-, Nau-, Hauß- und Scheidemänner (lucus a non lucendo!) und Erzberger unbekannter ist als die von Nordamerika und — Rußland. Treffend fragt der deutschvölkische Schriftsteller Alfred Otto Ritter von Terzi (Wien) in der Zeitschrift „Deutsche Kultur in der Welt": „Wann wird endlich Deutschlands Geschichte aus der kleindeutschen Umzäunung herauswachsen, sich über parteiische Vorurteile erheben und fühlen, daß Deutschland überall dort ist, wo gute Deutsche wohnen?"

Da ist zuerst der heute fast ganz slowenische Süden (Krain, Südkärnten, Untersteier und Küstenland), in dem einst deutsche Ritter, Bürger und Bauern an Einfluß vorherrschend waren. Dieses von der Natur großenteils reichgesegnete Gebiet, in dem Ackerbau, Viehzucht, Wein- und Obstkultur sowie Gewerbe die besten Vorbedingungen finden, würde unter deutscher Bewirtschaftung einem wonnigen Garten gleichen. So aber finden wir nur in den wenigsten Gegenden entsprechende Ausnützung; der Karst, jenes pflanzen- und wasserarme Steingebirge, verdankt seine Verelendung dem sinnlosen Waldmorden der venediger Zimmerleute des Mittelalters und der stumpfen Gleichgültigkeit der slowenischen Eingeborenen, die nichts zur Aufforstung taten, sondern noch die letzten Reste des Baumbestandes durch ihre Ziegenherden gefährden ließen. Mit unendlicher Mühe und riesigen Kosten versucht jetzt die Regierung, neue Föhrengehege anzulegen. Und doch blühte hier, wie schon angedeutet, deutsches Leben: heute zeugen

die deutschen Namen der Burgen und vieler Städte, Märkte und Dörfer davon, leider auch deutsche, gewaltsam verwindischte Familiennamen. Daß diese Südmark, der wichtige und einzige unmittelbare Weg zum Mittelmeer, unserem Volkstum entrissen werden konnte[1]), ist nur zum Teil ein Werk der Gegenreformation, die allerdings unseren Vorfahren furchtbare Wunden schlug; der zurückbleibende armselige Windenstamm, ein unbedeutender Splitter des Südslawentumes, wäre nie fähig gewesen, aus eigener Kraft die gegenwärtige, ganz unnatürliche Machtstellung in der engeren Heimat und weit darüber hinaus zu erreichen, wenn ihm nicht die deutsche „Intelligenz" zu Hilfe gekommen wäre. Der Deutsche Truber legte mit seiner Bibelübersetzung den Grund zur slowenischen Schriftsprache, auf deutsche Veranlassung und Kosten wurde die slowenische Grammatik geschaffen; Schönleben sammelte die halbverschollene Volksliteratur; Rohlin, Gutsmann, Linhard, Baron Zois, Graf Erling, Dr. Bleiweis und andere Deutschkrainer schmiedeten der südslawischen Bewegung (Bischof Stroßmayer in Kroatien) aus blinder „Objektivität" gewichtige Waffen gegen ihre eigenen Brüder und Söhne. Es sei auf die blutigen Deutschenverfolgungen in Laibach, auf die hochverräterischen Umtriebe der Slowenen mit Serbien zur Zeit der Bosnien-Krise und auf die Unzuverlässigkeit einiger Truppenteile während des Weltkrieges im russischen und serbischen Feldzuge hingewiesen.

Ganz ähnlich war die Entwicklung in den Sudetenländern Böhmen, Mähren und Schlesien. Auch hier endete die deutsche Vorherrschaft, die nur durch die Hussitenstürme und die „Reformiertenbewegung" vor dem dreißigjährigen Kriege kurze, wenn schon blutige Unterbrechungen erlitten hatte, infolge des Eingreifens der deutschen „Intelligenz". Um die im Laufe des 17. und 18. Jahrhunderts in Stumpfheit gefallene tschechische Masse zu „retten", unterstützten deutsche Herren wie die Grafen Kinsky, Sternberg und Kolowrat die Schaffung einer neuen Volkssprache; die Deutschen Pelzel, Tham und Kramer sammelten den Stoff zu einem tschechischen Wörterbuch. Auf den Fälschungsversuch Wenzel Hankas (Königinhofer Handschrift) fielen selbst Goethe und Fouqué hinein. In sehr bedenklicher Weise sind übrigens hier wie im Süden Herders internationale Anschauungen wirksam gewesen. Der Tschechenführer Palacky lernte an deutschen Hochschulen und übertrug die Burschenschaftliche Bewegung Jenas auf die Söhne Libussas; der Renegat Koller (Kollár) dichtete den Heroldsruf des Panslawismus. Trotzdem „sympathisierten"

[1]) Seit einigen Jahren versuchen zwei nationale Vereine: die „Südmark" und die „Heimstatt", beide in Graz (Steiermark), die Besiedelung gewisser wichtiger Striche mit deutschen Bauern aus Österreich, Ungarn, Württemberg, Baden usw. durchzuführen und zwar mit gutem Erfolg. Die reichsdeutsche Öffentlichkeit müßte aber schleunigst größere Mittel zur Verfügung stellen; diese Gelder können nie verloren gehen, wie in Amerika, Rußland, England und sonstwo.

die „Deutschen" Ebert, Meißner und Herloßsohn weiter mit den Tschechen; der deutsche Hochadel: die Schwarzenberg, Sternberg, Harrach, Clam u. a., deutsche Bürgerfamilien wie die Rieger, Gröger (Gregr), Kramer (Kramař), Körner, Fiedler wurden bald zu wütenden Parteigängern der immer stärker anwachsenden deutschfeindlichen Bewegung. Aus Abneigung gegen den Absolutismus in Österreich unterstützten selbst viele sonst deutschgesinnte Männer — die Altliberalen bis auf den heutigen Tag — die Bestrebungen der Slawen auf den Gebieten der Kultur-Politik. Die Haltung der Prager Deutschen, der sogenannten Kasinoten, war überhaupt die kläglichste. Wirtschaftliche und persönliche Interessen erdrückten jede nationale Selbstachtung; gegenwärtig ist Prag, unter den Lützelburger Kaisern der Sitz der deutschen Reichsmacht und die wunderbar zentral gelegene Hauptstadt des großdeutschen Kaisertumes, eine tschechische Stadt, deren ständig vergewaltigte deutsche Minderheit als kaum geduldeter Gast an den Toren, Türmen und Schlössern vorbei wandelt, die alte deutsche Meister der Gotik und des Barock geschaffen haben. Die Geschichte Prags ist besonders traurig und lehrreich zugleich, da sich hier der verschwommene Geschäftsgeist der an den Schößen des Deutschtums hängenden Judenheit auffallend bemerkbar machte, ebenso wie in den meisten böhmischen und mährischen Städten.

Nicht viel besser gestalteten sich die Verhältnisse in Tirol, wo der italienische Einfluß, zeitweise von Hof, Adel, Geistlichkeit und Beamtentum in grenzenloser Weise begünstigt, einmal sogar den deutschen Charakter Innsbrucks bedrohte. Es sei hier an das tragische Geschick des deutschtirolischen Kanzlers Biener erinnert, der im Jahre 1651 als Opfer welscher Treibereien hingerichtet wurde. Die Zurückdrängung des deutschfreundlichen Ladinertumes, die Auslieferung der deutschen Sprachinseln in Welschtirol, die Einrichtung einer italienischen Rechtsfakultät sind weitere Etappen auf dem Dornenwege des Deutschtums im „heiligen Landl"[1]).

Die Krönung der Entdeutschung Österreichs bedeutet die von liberaler und sozialdemokratischer Seite eifrigst als Allheilmittel propagierte Parlamentarisierung und Demokratisierung, die den österreichischen Staat innen- und außenpolitisch an den Rand des Abgrundes brachte, die allslawische[2]) und irredentistische Propaganda züchtete, im feindlichen Ausland

[1]) Siehe Aufsatz „Aus Italiens Schuldbuch" im Maiheft dieser Zeitschrift.

[2]) Ein klassisches Beispiel ist hierfür der tschechische Professor Masaryk, der jahrelang von der deutschen Intellektuaille in Österreich und im Deutschen Reich als Koryphäe der slawischen Wissenschaft und als Vorkämpfer des „Europäertumes" gepriesen wurde. Seine russophilen Studien „Rußland und Europa" sind 1913 bei Eugen Diederichs in Jena erschienen, von dem genannten Verleger bombastisch angekündigt und von Harden-Witkowski in den Himmel erhoben worden. Gegenwärtig reist dieser Masaryk, der aus seinen deutsch geschriebenen Werken reichen Profit gezogen hat, als Staatsverräter gebrandmarkt, zwischen London, Paris und Petersburg umher und feuert die Verbündeten ständig zum weiteren Kampfe gegen sein Vaterland an.

die Meinung von dem bevorstehenden Zerfall der Donaumonarchie hervorrief und geradezu zum Sturm auf die scheinbar unverteidigte Feste anreizte, sowie die Schlagfertigkeit des Heeres untergrub. Bezeichnend sind ferner die Entschließungen der „deutschen", tschechischen und madjarischen Sozialdemokratie zur Friedensfrage und die staatsrechtlichen Verwahrungen der Tschechen und Südslawen bei der Wiedereröffnung des Reichsrates (Ende Mai 1917), endlich die Vorgänge im Reichsrat und in der Regierung während der letzten Monate.

Das ist in großen Zügen die Geschichte vom Elend des Deutschtums in Österreich. Wir sehen, daß überall die deutsche „Intelligenz" in trostlosester Verblendung die Axt an die Wurzel ihres eigenen Volkes durch politische und kulturelle Stärkung der Fremden gelegt hat. Der kriegerische Herren- und Machtstandpunkt hatte in den Erzherzogtümern, in Salzburg, Nordsteier und dem größten Teile Kärntens unverrückbare Grundlagen für unser Volkstum, gleich wie in Norddeutschland östlich der Elbe, geschaffen; der Humanitätsdusel der Intellektuaille hat nur Ruinen hinterlassen, in denen undeutsche Brut nistet. Discite moniti!

Über Rassenkreuzung beim Menschen.

Hermann Wr. Siemens.

Über Vererbung menschlicher Rassenmerkmale, über menschliche Rassenkreuzung und Rassenbildung fehlen exakte Untersuchungen bisher so gut wie ganz. Dies ist um so bedauerlicher, als eine genaue Kenntnis der Folgen menschlicher Rassenkreuzung ohne Zweifel für die Betrachtung des Staaten- und Völkerlebens höchst wichtig wäre. Begleitete doch Rassenmischung in größtem Maßstabe nicht nur das Entstehen, sondern auch die Entwicklung und den Verfall fast aller Völker, von denen uns die Weltgeschichte Kunde gibt! Es ist deshalb eine dringende Aufgabe der gegenwärtigen Anthropologie, sichere Tatsachen über menschliche Rassenkreuzung und Vererbung von menschlichen Rassenmerkmalen zu sammeln und zu verarbeiten. Denn „wie können wir verlangen", ruft der Anthropologe Hagen aus, „daß man uns den gebührenden Platz im Kreise der übrigen Wissenschaften einräume, wenn wir noch nicht einmal solche kardinale Vorfragen zu erledigen wenigstens den ernsten Versuch gemacht haben!"

Dieser ernste Versuch ist aber kurz vor Ausbruch des Weltkrieges von dem bekannten Freiburger Anthropologen Eugen Fischer erstmalig gemacht worden. Eugen Fischer hat nämlich das in Deutsch-Südwestafrika südlich von Windhuk wohnende, nach seiner Hauptstadt Rehoboth benannte Rehobother Bastardvolk aufgesucht und die Ergebnisse seiner dort ausgeführten anthropologischen Untersuchungen in einem Werk veröffentlicht[1]),

[1]) Prof. Dr. Eugen Fischer, Die Rehobother Bastards und das Bastardierungsproblem beim Menschen. Jena 1913.

das die erste größere auf dem Mendelismus fußende Arbeit über menschliche Rassenkreuzung darstellt und deshalb ein Markstein in der Geschichte der Anthropologie ist und auch in weiteren Kreisen Beachtung verdient.

Daß exakte Untersuchungen über das Verhalten menschlicher Rassenmerkmale bei Rassenkreuzung überhaupt möglich waren, verdanken wir der Verwendung des von Mendel entdeckten Vererbungsgesetzes; dieses Gesetz bildet demnach die Grundlage der Forschungen Eugen Fischers. So gelang es Fischer — zum erstenmal auf etwas breiterer Basis — den wichtigen Nachweis zu erbringen, daß menschliche Rassenmerkmale, genau wie die Merkmale der Tier- und Pflanzenrassen, bei Kreuzung in ihrem Verhalten dem Mendelschen Gesetz folgen.

A. Das Mendelsche Gesetz.

Um die Ergebnisse der Untersuchungen Eugen Fischers verstehen und aus ihnen Nutzen ziehen zu können, muß man mit dem allgemein gültigen Gesetz der Vererbung, das man nach seinem Entdecker das Mendelsche Gesetz genannt hat, vertraut sein. Es läßt sich deshalb nicht umgehen, die Grundzüge dieses Gesetzes hier darzulegen; doch wird es dabei unser Bestreben sein, uns so kurz als möglich zu fassen. (Ausführlicher habe ich das Mendelsche Gesetz dargelegt in meiner Schrift: H. W. Siemens, Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene und der Bevölkerungspolitik. München 1917, J. F. Lehmanns Verlag. M. 1,80.)

Kreuzt man eine rote Wunderblume (Mirabilis Jalapa) mit einer weißen, so erhält man in F_1 (in der ersten Nachkommengeneration [Filialgeneration]) ausschließlich rosafarbene Wunderblumen. Kreuzt man diese rosafarbenen F_1-Bastarde unter sich, so erhält man in F_2 (in der zweiten Nachkommen-[Filial-]Generation) $\frac{1}{4}$ rot-, $\frac{2}{4}$ rosa-, $\frac{1}{4}$ weißblühende Pflanzen. (Abbildung 1.)

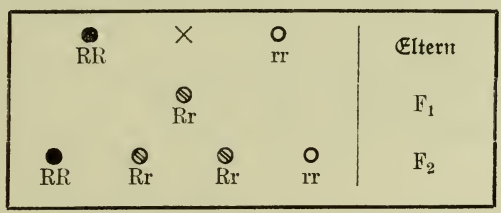


Abb. 1. Kreuzung von roter und weißer Wunderblume.

Während uns die Verschmelzung von Weiß und Rot zu Rosa, wie wir sie in F_1 beobachten konnten, ganz natürlich erscheint, muß uns das Wiederauftreten von weiß- und rotblühenden Pflanzen in F_2 um so mehr überraschen, da ja die Eltern der F_2-Pflanzen sämtlich rosafarbene Blüten hatten. Zur Erklärung dieses Verhaltens wollen wir eine Buchstabenbezeichnung in folgender Weise einführen: Jede Pflanze geht bekanntlich

aus einem Samenkorn hervor, das durch die Vereinigung einer männlichen mit einer weiblichen Geschlechtszelle entstanden ist. Bezeichnen wir nun jede Geschlechtszelle der beständig (konstant) rotblühenden Wunderblumenrasse mit R, so müßte die rotblühende Wunderblumenpflanze die Formel RR haben, da sie ja durch die Vereinigung zweier R-Geschlechtszellen entstanden ist. Bezeichnen wir andererseits jede Geschlechtszelle der beständig weißblühenden Wunderblumenrasse mit r, so hat die weißblühende Wunderblumenpflanze die Formel rr. Da nun eine RR-Pflanze nur R-Geschlechtszellen, eine rr-Pflanze nur r-Geschlechtszellen hervorzubringen vermag, so ist es einleuchtend, daß die aus einer rot- und einer weißblühenden Pflanze hervorgehenden F_1-Bastarde ohne Ausnahme die Formel Rr haben müssen. Man kann den Vorgang in folgender Weise darstellen:

Kreuzung: RR × rr

Geschlechtszellen: R ; r
Mögliche Kombinationen: R
↓
r

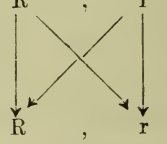
Ergebnis: Rr

Es entstehen in F_1 also Pflanzen, die aus zwei verschiedenartigen Geschlechtszellen zusammengesetzt sind; solche Pflanzen nennen wir heterozygot, was man wohl am besten mit spalterbig verdeutschen kann. Spalterbige (heterozygote) Pflanzen nun bringen, im Gegensatz zu reinerbigen (homozygoten) (z. B. RR oder rr) zwei verschiedene Sorten von Geschlechtszellen hervor; in unserem Falle R- und r-Geschlechtszellen (und zwar von jeder der beiden Sorten zur Hälfte männliche und zur Hälfte weibliche).

Kreuzen wir nun zwei heterozygote Pflanzen, in unserem Falle zwei Rr-Pflanzen (also die rosablühenden Pflanzen der F_1-Generation), so können demnach die Geschlechtszellen in folgender Weise zusammentreffen:

Kreuzung: Rr × Rr

Geschlechtszellen: R und r ; R und r
Mögliche Kombinationen: R , r



Ergebnis: RR rot
Rr
rR (= Rr) } rosa
rr weiß

Damit ist aber alles erklärt. Wir wissen jetzt, wie es möglich ist, daß aus der Kreuzung zweier Heterozygoten (Spalterbigen) wieder Homozygote,

also reinrassige Einzelwesen zum Vorschein kommen können; außerdem wissen wir nun aber auch, warum die Nachkommen der F_1-Bastarde das eigentümliche Zahlenverhältnis 1 : 2 : 1 ($\frac{1}{4} : \frac{2}{4} : \frac{1}{4}$) zeigen: die verschiedenen möglichen Geschlechtszellen-Kombinationen erfolgen eben nach den Gesetzen des Zufalls, oder was dasselbe ist: nach den Wahrscheinlichkeitsgesetzen.

Nachdem wir dies gelernt haben, kann es uns keine Mühe machen, vorauszusehen, wie sich die rot-, rosa- und weißblühenden Bastardnachkommen bei weiterer Vermehrung verhalten müssen. Die roten (RR) werden, unter sich gekreuzt, stets nur wieder RR-Pflanzen, also rotblühende Pflanzen hervorbringen können:

Kreuzung: RR × RR

Geschlechtszellen: R ; R
Mögliche Kombinationen: R ↓ R

Ergebnis: RR (rot)

Entsprechend werden die weißblühenden, da sie sämtlich rr-Pflanzen sind, unter sich gekreuzt stets wieder weißblühende (rr-) Pflanzen hervorbringen. Die rosablühenden (Rr-) Pflanzen dagegen werden immer und immer wieder aufspalten, denn sie sind ja alle spalterbig (heterozygot). Diese Spalterbigkeit, d. h. das Vorhandensein von nur einem R (neben einem r) drückt sich ja eben bei der Wunderblume darin aus, daß das Rot ihrer Blüten eine wesentlich blassere Farbe hat.

Nun gibt es aber auch Blumenarten, denen man ihre Spalterbigkeit (Heterozygotie) nicht ansehen kann, Blumen, bei denen schon das eine R im Erbbilde genügt, um ein volles, sattes Rot hervorzurufen, so tiefrot, wie man es sonst nur bei den RR-Pflanzen findet. Das Kreuzungsexperiment führt dann zu folgendem Ergebnis:

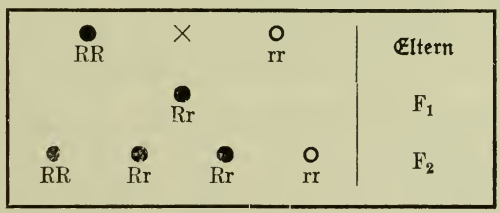


Abb. 2. Kreuzung bei Dominanz.

So sehr auch dieser Versuch äußerlich von dem vorigen (Abb. 1) abweicht, die beigegebene Buchstabenbezeichnung zeigt uns doch, daß der Vorgang grundsätzlich genau derselbe ist. Der Unterschied besteht nur darin, daß die RR-Pflanzen den Rr-Pflanzen äußerlich völlig gleichen. Diese Erscheinung, daß die Spalterbigen (Heterozygoten) von der einen Sorte der Reinerbigen (Homozygoten) äußerlich nicht zu unterscheiden sind,

nennt man Dominanz (Überdecken). Rot (R) ist hier also dominant über Weiß (r), es überdeckt Weiß; oder umgekehrt ausgedrückt: Weiß (r) wird hier von Rot (R) überdeckt, Weiß verhält sich rezessiv (überdeckbar). Wo bei Spalterbigkeit (Heterozygotie) kein Überdecken eintritt, sondern die spalterbigen Einzelwesen ihre Mittelstellung zwischen den beiden Ausgangsrassen erkennen lassen (wie in Abb. 1), sagt man: die Spalterbigen (Heterozygoten) verhalten sich intermediär.

Es ist nun durchaus nicht etwa nötig, daß Farbig immer über Weiß dominant ist, auch Weiß kann, wenngleich dieser Fall seltener angetroffen wird, Farbig überdecken. Diese dritte Möglichkeit veranschaulicht Abb. 3:

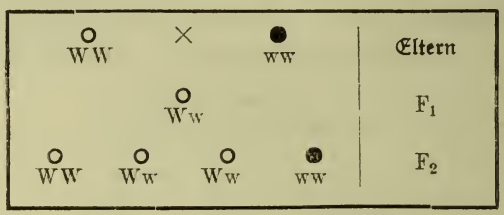


Abb. 3. Kreuzung bei Dominanz.

Wir haben hier die Geschlechtszellen mit der Anlage für Weiß mit W, die mit der Anlage für Rot mit w bezeichnet. Das ist nur deshalb geschehen, weil man die überdeckende (dominante) Erbanlage mit großen Buchstaben zu bezeichnen pflegt. Der Leser wird aber trotz der veränderten Buchstabenbezeichnung erkennen, daß die in Abb. 2 und Abb. 3 dargestellten Vererbungsvorgänge sich vollständig entsprechen.

Wir haben bisher nur Lebewesen betrachtet, die sich in bloß einem Erbeinheitspaar voneinander unterscheiden. Sehr viel verwickelter werden die Vererbungsvorgänge, sobald wir es mit Lebewesen zu tun haben, die in mehr als einem Erbeinheitspaar verschieden sind. Unsere Rr-Bastarde bildeten, wie wir gesehen haben, zwei Sorten von Geschlechtszellen (R- und r-Geschlechtszellen). Dementsprechend gab es bei der Entstehung von F_2 folgende vier Kombinationsmöglichkeiten:

		1. Geschlechtszelle (Samenzelle) R	1. Geschlechtszelle (Samenzelle) r
2. Geschlechtszelle (Eizelle)	R	RR rot	Rr rosa
2. Geschlechtszelle (Eizelle)	r	Rr rosa	rr weiß

Kreuzen wir nun aber Pflanzen, die in zwei Erbeinheitspaaren verschieden sind, nehmen wir z. B. an, daß die roten Wunderblumen auf großen, die weißen auf kleinen Pflanzen wachsen (und bezeichnen wir die Anlage zur Größe mit G, ihr Fehlen mit g), so erhalten wir in F_1 Pflanzen von der Zusammensetzung Rr Gg:

Kreuzung: RR GG × rr gg (rot — groß × weiß — klein)

Geschlechtszellen: (RG); (rg)
Mögliche Kombinationen: (RG)
↓
(rg)

Ergebnis: Rr Gg

Diese F_1-Bastarde, die rosa und (wenn wir annehmen, daß sich auch die spalterbige [heterozygote] Anlage Gg intermediär verhält), mittelgroß sind, bilden nun nicht bloß zwei, sondern vier Sorten von Geschlechtszellen, nämlich RG, Rg, rG und rg. Bei Kreuzung dieser Bastarde unter sich erhalten wir deshalb folgende Kombinationsmöglichkeiten:

2. Geschlechtszelle (Eizelle)	1. Geschlechtszelle (Samenzelle) RG	Rg	rG	rg
RG	RR GG rot — groß	RR Gg rot — mittelgroß	Rr GG rosa — groß	Rr Gg rosa — mittelgroß
Rg	RR Gg rot — mittelgroß	RR gg rot — klein	Rr Gg rosa — mittelgroß	Rr gg rosa — klein
rG	Rr GG rosa — groß	Rr Gg rosa — mittelgroß	rr GG weiß — groß	rr Gg weiß — mittelgroß
rg	Rr Gg rosa — mittelgroß	Rr gg rosa — klein	rr Gg weiß — mittelgroß	rr gg weiß — klein

Wir erhalten also in F_2 aus 16 verschiedenen Kombinationsmöglichkeiten ein buntes Gemisch verschiedenartigster Formen. Da nun schon dann, wenn die Ausgangsrassen in drei Erbeinheitspaaren verschieden sind, in F_2 64 verschiedene Kombinationsmöglichkeiten der Geschlechtszellen gegeben sind, und bei Verschiedenheit in vier Erbeinheitspaaren 256, so läßt sich ermessen, was für ein wirres kaleidoskopartiges Bild aus der Kreuzung von deutlich verschiedenen Menschenrassen sich ergeben muß. Denn die Verschiedenheit besteht hier stets in viel mehr als drei oder vier Erbeinheitspaaren. Die Ursache für die außerordentliche Kompliziertheit der Vererbungsvorgänge bei Rassenkreuzung liegt demnach in erster Linie in der (auch von Mendel entdeckten) Selbständigkeit der Erbeinheiten bei der Vererbung, wodurch die Kombinationsmöglichkeiten sehr rasch in geometrischer Progression zunehmen.

Wir wollen nun noch untersuchen, was der Kernpunkt der Mendelschen Entdeckung, was das Mendelsche Gesetz ist. Vor allem haben wir gesehen, daß nicht Eigenschaften vererbt werden, sondern Erbanlagen; die rosablühenden F_1-Bastarde in Abb. 1 vererben keineswegs ihre rosa Blütenfarbe, sondern die von den Eltern empfangenen (Rot bezw. Weiß bedingenden) Erbeinheiten. Und zwar geht von dem die Blütenfarbe bestimmenden Erbeinheitspaar stets nur ein Paarling (R oder r) in ein

und dieselbe Geschlechtszelle. Den andern Paarling empfängt die F_2-Pflanze von seinem andern Elter, da sie ja aus der Vereinigung zweier Geschlechtszellen hervorgegangen ist. Von den beiden Geschlechtszellen, die sich bei der „Befruchtung" vereinigen, trägt also jede genau die Hälfte zur Erbmasse des neuentstehenden Lebewesens bei[1]). Das Mendelsche Gesetz können wir daher folgendermaßen fassen: Alle Vererbung beruht auf dem Weitertragen von Erbeinheitspaaren, von deren jedem stets nur ein Paarling in ein und dieselbe Geschlechtszelle geht. Jede Erbanlage (nicht Eigenschaft!) hat daher bei jeder Zeugung die Wahrscheinlichkeit $\frac{1}{2}$, auf das Kind überzugehen.

B. Menschliche Rassenkreuzung im Lichte der Mendelforschung.

Nach dieser Darlegung des Mendelschen Gesetzes wollen wir uns den Forschungen Eugen Fischers zuwenden. Das Bastard-Volk, das Fischer untersucht hat, stammt aus Kreuzungen von Holländern (Buren) mit Hottentottenmädchen. Die Mischlinge heirateten teils wieder untereinander, teils fanden aber auch noch später Kreuzungen mit Europäern einerseits, mit Hottentotten andrerseits statt. Die „Nation der Bastards" zählt gegenwärtig nahezu 3000 Seelen. Die Bastards bilden in unserer Kolonie Deutschsüdwestafrika sozusagen ein kleines Volk für sich und leben durch die natürlichen Vorzüge ihres Landes begünstigt in guten wirtschaftlichen Verhältnissen. Auf ihre Wirtschaftsform, ihre Sitten, Religion usw. kann hier nicht eingegangen werden; in dem Werk Eugen Fischers ist das alles sehr anschaulich und eingehend beschrieben. Nur die Ergebnisse der anthropologischen Untersuchungen wollen wir an uns vorbeiziehen lassen.

1. Dominante und rezessive Rassenmerkmale.

Für eine Reihe wichtiger Rasseneigenschaften konnte Mendelsche Vererbung sicher nachgewiesen werden[2]). Das gilt z. B. für die Haarform. Schon die beiden Davenport konnten an Europäerkindern zeigen, daß krauses Haar schlichtes überdeckt (über schlichtes Haar dominiert). Allerdings ist die Dominanz keine vollständige. Die spalterbigen (heterozygoten) Personen zeigen vielmehr meist einen geringeren Grad von Krausheit. Eugen Fischers Untersuchungen stimmen hiermit überein; am Grade der Kräuselung kann man die reinerbige oder spalterbige (homozygote oder heterozygote) Natur einer Person in bezug auf die Haarform ziemlich genau erkennen, die stärkst krausen sind reinerbige (homozygote) Personen. Es ist interessant, daß im Gegensatz dazu Beans, der Chinesen-Tagalog-(Philippinen)-Mischlinge untersuchte, das straffe Haar der Chinesen dominant fand über das krause. Wenn sich diese Ergebnisse bestätigen sollten, so

[1]) Von der Komplizierung dieser Verhältnisse durch die sogenannten Geschlechtschromosomen sehe ich hier ab.

[2]) Bezüglich der Art der Berechnung sei auf Eugen Fischers Werk verwiesen.

würde das dafür sprechen, daß die Europäer den Negern näher verwandt wären als den Mongolen; Straffheit und Krausheit würden sich als starke Gegensätze erweisen, Schlichtheit als vermittelnde oder wohl richtiger als die ursprüngliche, dem gemeinsamen Ausgang naheſtehende Form.

Sicheres Mendeln fand Eugen Fiſcher auch bei der *Haarfarbe*. Hierbei iſt beſonders beachtenswert, daß das Haar der Baſtardkinder auffallend hell, oft blond iſt, während die Erwachſenen durchſchnittlich ſehr viel dunklere bis tiefſchwarze Töne aufweiſen. Daß das Haar bei den Kindern *um eine Kleinigkeit* heller iſt als bei den Erwachſenen, ſcheint bei vielen Raſſen vorzukommen; Fiſcher ſtellt das in Parallele mit der Hautfärbung der Neger, die in der Hauptſache auch erſt *nach* der Geburt ſtattfindet, wenngleich das tiefe negerhafte Schwarz ſchon nach wenigen Tagen erreicht wird. Ein wirkliches Nachdunkeln der Haare aber, wie es die Rehobother Baſtards zeigen, d. h. die Erſcheinung, daß das Haar der Kinder *ſehr viel* heller iſt als das der Erwachſenen, hält Eugen Fiſcher für ein typiſches Zeichen und einen Beweis von Raſſenkreuzung. Ausgeprägt findet ſich dieſes Kennzeichen von Raſſenmiſchung in Zentraleuropa. Auch hier erweiſen ſich in auffälliger Weiſe bei Kindern die hellen Töne dominant (überdeckend), während im Laufe des Lebens ein allmählicher „Dominanzwechſel" eintritt, bis ſchließlich die hellen von den dunkleren Tönen überdeckt werden.

Die *Augen- und Hautfarbe* der Rehobother Baſtards laſſen gleichfalls deutliches Mendeln erkennen. Erwähnenswert iſt dabei, daß die helle Hautfarbe keineswegs rein überdeckbar (rezeſſiv) iſt. Vielmehr iſt die Geſamtmenge der Hellen in der Bevölkerung ſo groß, daß man zu der Annahme gezwungen iſt, die helle Hautfarbe müſſe über die dunkle zum Teil dominant ſein (die dunkle überdecken). Der gelbe Ton dagegen, der in der Hautfärbung der Hottentotten ſo deutlich iſt[1]), ſcheint durch überdeckbare (rezeſſive) Erbeinheiten bedingt zu ſein. Er zeigt ſich bei den Baſtards überaus ſelten, ſehr im Gegenſatz zu dem hartnäckigen Gelb (Bindehaut des Auges, Daumennagel) nach Negerkreuzungen. Das weiſt darauf hin, daß Negerfarbe und die Farbe anderer Raſſen nicht dasſelbe ſind. Beſonders intereſſant iſt noch, daß die Baſtards unter dem Einfluß der Sonnenbeſtrahlung bedeutend dunkler werden als jede der beiden Stammraſſen. Die Hottentotten haben zwar an ſich ſchon eine dunkle Hautfarbe, können aber ſcheinbar lange nicht ſo ſtark „einbrennen" wie Europäer. Eine etwas dunklere Farbe einerſeits und die Fähigkeit einzubrennen andererſeits treffen nun öfters bei den Baſtards zuſammen und bedingen dadurch an den der Sonne ausgeſetzten Körperſtellen eine Hautfarbe, die beide Stammraſſen an Dunkelheit übertrifft.

[1]) Die Hottentotten ſind nicht ſchwarz wie die Neger, mit denen ſie überhaupt anthropologiſch nichts zu tun haben (ihre Abſtammung iſt unbekannt), ſondern ſie haben eine ſchmutzig-olivgelbe und fahlgraue Hautfarbe.

Wie die besprochenen Merkmale mendeln auch die Stirnbreite, die Schädelform (durch den Längen-Breiten-Index ausgedrückt) und die Nasenform. Bei der Nasenform ist Schmalheit und Höhe des Nasenrückens dominant (Schmalheit und Höhe überdeckt das entgegengesetzte Verhalten). Diese bei den Rehobother Bastards festgestellte Erscheinung konnte schon früher von Salaman an Kreuzungen zwischen nordischen Europäern und aschkenasischen (Ost)-Juden beobachtet werden. Gleichzeitig fand aber Salaman, daß der durch scharfgeschnittene, hohe und schmale Nase ausgezeichnete sephardische Typus (Typus der Westjuden) bei Kreuzung den aschkenasischen überdeckt. Es darf deshalb vermutet werden, daß der jüdische Gesichtstypus nur da deutlich dominieren wird, wo sich sephardische Juden mit Nichtjuden kreuzen, die eine mehr flache und breite Nase besitzen. Genauere Untersuchungen darüber stehen aber noch aus.

Eugen Fischer fand auch die gerade Stellung der Lidspalte dominant über die schiefe. Die Dominanz wird aber erst im späteren Lebensalter deutlich; Kinder zeigen häufig eine schiefe Stellung der Lidspalte, die sich im Lauf der Entwicklung ausgleicht. Auch hier haben wir es also mit einem „Dominanzwechsel" zu tun, wie wir ihn schon bei der Vererbung der Haarfarbe besprochen hatten. Diese Ergebnisse Eugen Fischers beanspruchen jedoch nur Geltung bei Europäer-Hottentotten-Kreuzungen; das Verhalten der Lidspaltenstellung bei Kreuzung zwischen Europäern und Ostasiaten könnte anders sein, es bedarf noch der exakten Untersuchung.

Von einer ganzen Reihe anderer Rassenmerkmale konnte Vererbung nach dem Mendelschen Gesetz zwar nicht nachgewiesen, aber doch wahrscheinlich gemacht werden.

2. Selbständigkeit der Erbeinheiten.

Die untersuchten Rassenmerkmale zeigen keine Korrelation (gegenseitige Abhängigkeit); die ihnen zugrunde liegenden Erbeinheiten vererben sich also selbständig. Das zeigt sich sehr schön schon bei der Pigmentierung; die Farben von Haut, Haar und Augen werden offenbar getrennt voneinander vererbt. Ein Zusammentreffen von heller Haut, hellem Haar und hellen Augen bei ein und derselben Person ist ebenso wie ein Zusammentreffen nur dunkler Farben selten; meist zeigen die Bastards die Farben beider Stammrassen gemischt nebeneinander. Da das Fehlen von Korrelation auch für alle andern untersuchten Merkmale gilt, ergibt sich als selbstverständlich, daß alle Bastards bunte Mosaiks aus den Eigenschaften der beiden Ausgangsrassen darstellen. Ein häufigeres Überwiegen von Eigenschaften einer der Stammrassen findet man nur bei denjenigen Bastards, die mit reinen Europäern bezw. reinen Hottentotten mehrfach neu aufgekreuzt sind. Daß trotzdem Korrelationen zwischen Rassenmerkmalen gelegentlich vorkommen, steht damit nicht in Widerspruch; Ammon

z. B. fand bei Europäern eine feste Korrelation zwischen rotem Haar und weißer Haut (allerdings häufig mit jener fleckweisen Pigmentierung, die man als Sommersprossen bezeichnet). Diese seltenen Korrelationen ändern aber nichts daran, daß völlige Selbständigkeit der die Rassenmerkmale bedingenden Erbeinheiten offenbar die Regel ist.

Aus der Mendelschen Vererbung erklärt sich auch die Tatsache, daß die mit Europäern aufgekreuzten Mischlinge sowohl körperlich als seelisch viel häufiger Europäerähnlichkeit, die mit Hottentotten aufgekreuzten viel häufiger Hottentottenähnlichkeit zeigen als die übrigen Bevölkerungsteile. Es ist also trotz der Selbständigkeit der Erbeinheiten ein gewisser Wahrscheinlichkeitsschluß von körperlicher Europäerähnlichkeit auf seelische erlaubt. Im Durchschnitt entsprechen eben die hervorstechenden Rasseneigenschaften (z. B. Gesichtszüge, Hautfärbung usw.) deutlich dem Grade der Mischung. Somit ist es nicht Zufall, sondern es hängt kausal zusammen, daß die europäischer aussehenden Bastards auch im allgemeinen die leistungsfähigsten und tüchtigsten sind, daß das Vermögen allmählich immer mehr zu ihnen wandert, daß sie das größte Ansehen genießen, und daß infolgedessen ihre Familien als die „guten" und die „alten" bezeichnet werden. So bietet auch das Rehobother Bastardvolk eine neue Illustration zu Otto Ammons Lehre von der Gesellschaftsordnung auf Grundlage einer relativen Rassenverschiedenheit.

3. Ergebnis der Rassenkreuzung.

Aus dem Beweis der Selbständigkeit der Erbeinheiten ergibt sich die Hinfälligkeit der noch heute oft vertretenen Ansicht, daß eine Rasse bei Kreuzung über die andere dominiere. Es vererbt sich ja gar nicht die Rasse als solche, sondern es vererben sich nur die zahlreichen einzelnen Rassenmerkmale bezw. die Anlagen dazu. Nicht Rassen dominieren daher, sondern höchstens Rassenmerkmale. Dominant vererbende Rassenmerkmale gibt es aber bei jeder Rasse.

Daraus folgt weiter, daß sich aus der Mischung zweier Menschenrassen nicht etwa eine neue Rasse bildet, die als selbständige Dauerrasse weiter lebt. Wohl spricht man von „Mischrassen", aber was hier vorliegt, verdient gewöhnlich diesen Namen gar nicht. Nur die arithmetischen Mittel vieler meßbarer Rassenmerkmale liegen in der Mitte zwischen beiden Stammrassen, aber die Extreme, d. h. die ausgeprägten Rassenmerkmale der beiden Ausgangsrassen sind ebenfalls reich vertreten. Wir erhalten also weder ein Rassengemisch, noch eine Mischrasse, sondern ein Rassenmerkmalegemisch.

4. Variabilität.

Infolgedessen ist die Variabilität der Bastards sehr groß. Die zahlreichen vorzüglichen Photographien, die Eugen Fischer seinem Werk beigegeben hat, zeigen das aufs deutlichste. Ein Vergleich mit der badischen

Bevölkerung ergibt jedoch überraschenderweise, daß die Variabilität der Rehobother Bastards bei genauer Berechnung sehr weitgehend mit der Variabilität der Badener übereinstimmt. „Man fühlt sich zum Schluß, daß eben auch unsere zentraleuropäische Bevölkerung ein völlig unausgeglichenes Bastardgemenge ist, förmlich gedrängt." Die Mannigfaltigkeit der Europäer entspricht durchaus der bunten Mendelschen Austeilung der Erbeinheiten.

5. Folgen der Vermischung als solcher.

Die häufig zu hörende Behauptung, daß die Vermischung als solche einen ungünstigen Einfluß hätte, etwa eine „Degeneration" herbeiführe, findet in den Untersuchungen von Eugen Fischer keine Stütze. Die Rehobother Bastards erweisen sich an persönlicher Lebenskraft uns Europäern sogar überlegen. Ihre Sterblichkeit ist gering, das Geschlechtsverhältnis (Verhältnis der Knaben- zu den Mädchengeburten) ändert sich im Laufe des Lebens nicht so stark zuungunsten der Knaben wie bei uns, die Fruchtbarkeit ist außerordentlich groß; fast die Hälfte der Ehen hat neun und mehr Kinder.

Besonders bemerkenswert ist, daß die Bastards in einigen Eigenschaften durchschnittlich beide Stammrassen übertreffen. Manchmal läßt sich diese Erscheinung durch das Zusammenwirken zweier Erbeinheiten erklären, die bei den Stammrassen getrennt vorhanden waren und die nun bei den Mischlingen sich in ihrer Wirkung summieren; einen solchen Fall hatten wir bei der Besprechung der Hautfärbung kennen gelernt. In andern Fällen aber ist die Ursache dafür, daß die Mischlinge in gewissen Eigenschaften beide Stammrassen überflügeln, noch rätselhaft. So übertreffen z. B. die Bastards an Körpergröße sowohl die Europäer (Holländer) als auch die Hottentotten. Wahrscheinlich sind die Bastards im Durchschnitt auch dolichocephaler (langschädeliger) als beide Ausgangsrassen; das dürfte vielleicht bloß eine Folge der gesteigerten Körperlänge sein, denn zwischen Körperlänge und Langschädeligkeit besteht möglicherweise eine feste Korrelation. Ferner haben die stärker europäisch-gemischten Bastards im Durchschnitt ein längeres Gesicht (relative Länge) als beide Stammrassen. Auch diese Erscheinung könnte vielleicht mit der Zunahme der Körperlänge zusammenhängen.

6. Schluß.

Die Rassenmischung als solche hat also bei den Rehobother Bastards offenbar keinerlei ungünstigen Einfluß gehabt. Nicht nur körperlich stehen die Bastards auf hoher Stufe, auch eine besondere moralische Schlechtigkeit konnte Eugen Fischer nirgends beobachten. Der einen Stammrasse, der [illegible]entottischen, sind die Bastards an Tüchtigkeit im Durchschnitt sogar zweifellos überlegen. „Der oft gehörte Satz, daß Bastarde stets schlechter als beide Elternrassen sind, vor allem moralisch, ist ein Unsinn, der durch

die zahllose Wiederholung nichts von seinem unsinnigen Charakter verliert." Andrerseits erscheint es nach allem, was wir über den Vorgang der Vererbung wissen, nur natürlich, daß die Rehobother Bastards den Europäern durchschnittlich weit unterlegen sind; in der Tat faßt Eugen Fischer sein Urteil dahin zusammen, daß sie „nach geistiger Leistungsfähigkeit gegen die reinen Weißen minderwertig" sind. Gewiß gibt es auch unter den Bastards hervorragende Köpfe, „aber daß wir aus dem Niveau der Gesamtmenge dauernd und in relativ großer Zahl Individuen hervorbringen, die die Menge gewaltig überragen an Leistungsfähigkeit, das hebt uns als Gesamtheit himmelhoch über alle Farbigen (in die ich hier die Mongolen nicht einrechne)". Und diese Überlegenheit ist nicht etwa rein intellektuell, sondern die Fähigkeit, aus der Gesamtbevölkerung dauernd „sehr viele eigentümliche Kombinate (Energie, Phantasie, Intelligenz, Selbstbewußtsein, Charakter, körperliche Fähigkeit) hervorzubringen, das ist die Rasseneigenschaft", die die weiße Rasse, besonders deren nordischen Zweig, vor allen andern auszeichnet. Diese Eigenschaft kann natürlicherweise durch Aufnahme von Bastardblut in die europäische Bevölkerung niemals vermehrt, sondern höchstens vermindert werden. Das gilt für jedes Halbblut, das von Europäern aus Negern, Hottentotten u. a. gezeugt wird. Die Erkenntnis, daß eine Vermischung der Europäer gar nicht die Möglichkeit einer Verbesserung bietet, zwingt aber zu einer notwendigen Folgerung. Wenn die Wahrscheinlichkeit, ja die bloße Möglichkeit besteht, daß Bastardblut unsere Rasse schädigt, so muß, da eben dem auf der andern Seite gar keine gute Chance (Gewinnmöglichkeit) gegenübersteht, jede Aufnahme verhindert werden. Dies zu regeln, ist aber nicht mehr Aufgabe des Anthropologen, sondern Aufgabe des begabten Staatsmanns, dem der Anthropologe nur die Gelegenheit zu biologisch-anthropologischer Bildung zur Verfügung zu stellen hat. Möge uns die Zukunft, sobald es not tut, solche politisch-anthropologisch „neuorientierten" Staatsmänner schenken, und möge es gelingen, sie an den rechten Platz zu stellen!

Aufruf der Deutschen Vaterlands-Partei.

Ehrenvorsitzender:
Johann Albrecht, Herzog zu Mecklenburg.

1. Vorsitzender:
von Tirpitz, Großadmiral.

2. Vorsitzender:
Dr. Kapp, Generallandschaftsdirektor a. D.
Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat.

Weite Kreise des Deutschen Volkes stimmen mit der Stellungnahme der gegenwärtigen Reichstagsmehrheit zu den wichtigsten Lebensfragen des Vaterlandes nicht überein. Sie erblicken in dem Versuch, gerade jetzt, wo des Reiches Schicksal auf dem Spiele steht, Kämpfe um Verfassungsfragen hervorzurufen und in den Vordergrund zu stellen, eine Gefährdung des Vaterlandes und eine wenn auch nicht gewollte Förderung

unserer Feinde. Sie sind der Ansicht, daß der vor dem Kriege gewählte Reichstag tatsächlich nicht mehr die Vertretung des deutschen Volkswillens darstellt.

Wen gäbe es, der nicht mit heißem Herzen den Frieden ersehnte! **Nervenschwache Friedenskundgebungen** verzögern aber nur den Frieden. Unsere auf die Vernichtung Deutschlands bedachten Feinde erblicken in ihnen nur den Zusammenbruch deutscher Kraft. Und das zu einer Zeit, da wir nach dem Zeugnis unseres Hindenburg **militärisch günstiger dastehen denn je zuvor.** Sichern wir dem Feinde zu, daß für ihn jederzeit ein ehrenvoller Verständigungsfriede zu haben ist, so kann er durch Fortsetzung des Krieges nur gewinnen und nichts verlieren.

Unsere Regierung befindet sich nach den Geschehnissen der Vergangenheit in einer Zwangslage. **Ohne einen starken Rückhalt im Volk kann die Regierung allein der Lage nicht Herr werden.** Sie braucht für eine kraftvolle Reichspolitik auch ein kraftvolles Werkzeug. Ein solches Werkzeug muß sein eine große, auf weiteste vaterländische Kreise gestützte Volkspartei.

Nicht Sonderbestrebungen zur Erringung parteipolitischer Macht dürfen jetzt das Deutsche Reich zersplittern, der unbeugsame, nur auf des Vaterlandes Sieg bedachte Wille muß es einen! In dankbarem Aufblick zu unserem unvergeßlichen geliebten ersten Kaiser und seinem eisernen Kanzler, den Einigern der deutschen Stämme, eingedenk des Titanenkampfes **gegen den verderblichen Parteigeist,** den Otto von Bismarck mit flammenden Worten vor Gott und der Geschichte anklagte, haben die unterzeichneten ostpreußischen Männer, treu den Überlieferungen ihrer Vorväter, die

Deutsche Vaterlands-Partei

gegründet, um das deutsche Vaterland in dieser größten und ernstesten Stunde deutscher Geschichte vor dem Erbübel der Uneinigkeit und Parteiung zu schützen und zu schirmen.

Die Deutsche Vaterlands-Partei bezweckt die Zusammenfassung **aller vaterländischen Kräfte ohne Unterschied der politischen Parteistellung.** Sie besteht aus vaterländisch gesinnten Einzelpersonen und Vereinigungen. Sie will Stütze und Rückhalt sein für eine kraftvolle Reichsregierung, die nicht in schwächlichem Nachgeben nach innen und außen, sondern in deutscher Standhaftigkeit und unerschütterlichem Glauben an den Sieg die Zeichen der Zeit zu deuten weiß!

Die Deutsche Vaterlands-Partei will mit vaterländisch gerichteten politischen Parteien nicht in Wettbewerb treten. **Mit ihnen** will sie zur Stärkung des Siegeswillens und zur Überwindung aller ihm entgegentretenden Schwierigkeiten Hand in Hand arbeiten. Die **Deutsche Vaterlands-Partei** ist eine Einigungspartei. **Sie sieht deshalb von der Aufstellung eigener Kandidaten für die Volksvertretung ab.** Mit dem Tage des Friedensschlusses löst sie sich auf.

Wir wollen keine innere Zwietracht! Über innerem Hader vergessen wir Deutsche zu leicht den Krieg. Der Feind vergißt ihn keinen Augenblick! Die in der Deutschen Vaterlands-Partei zusammengeschlossenen Deutschen verpflichten sich, mit allen Kräften dahin zu wirken, daß bis zum Friedensschluß der innere Zwist ruht. **Mag der einzelne zu den innerpolitischen Streitfragen stehen wie er will, die Entscheidung hierüber ist der Zeit nach dem Kriege vorzubehalten.** Dann sind unsere Tapfern aus dem Felde heimgekehrt und können am inneren Ausbau des Reiches mitwirken. Jetzt gilt es nur zu siegen!

Wir leben nicht, wie unsere Feinde lügen, unter autokratischem Absolutismus, sondern unter den Segnungen eines konstitutionellen Staates, dessen soziales Wirken alle Demokratien der Welt beschämt und dem deutschen Volk die Kraft gegeben hat, der ungeheuren Übermacht seiner Feinde zu trotzen. **Deutsche Freiheit steht himmelhoch über der unechten Demokratie mit allen ihren angeblichen Segnungen,** welche englische Heuchelei und ein Wilson dem deutschen Volke aufschwatzen wollen, um so das in seinen Waffen unüberwindliche Deutschland zu vernichten. Wir wollen nicht Englands Geschäfte besorgen.

Wir wissen, es geht um unseres Volkes Bestehen und Machtstellung in der Welt! Dem deutschen Volke geht es nicht, wie England, nur um das Geschäft! **England, der Anstifter und beharrliche Schürer dieses Weltbrandes, ist in verzweifelter Lage.** Zu Wasser und zu Lande sind wir die Sieger! Durch den U-Boot-Krieg in seinem Lebensnerv getroffen, hofft England noch in letzter Stunde auf deutsche Unzufriedenheit und Uneinigkeit. In nicht zu ferner Zeit wird sein Hochmut gebrochen sein, wenn wir nur ausharren und trügerischen Friedenslockungen widerstehen!

Wir wissen, und auch die Feinde wissen es, wie viel Deutschland seiner militärischen Erziehung durch Preußens Könige aus dem Hohenzollernhause verdankt. In dem Kaisertum erblicken die Feinde das Haupthindernis für Deutschlands Niederringung. Mit allen Mitteln der List und Lüge wollen sie Deutschlands Söhne **zum Verlassen ihres Kaiserlichen Führers bestimmen. Sie wissen nicht, was deutsche Treue heißt,** wie die deutschen Bundesfürsten und Stämme, durch Blut und Eisen zusammengeschweißt, bis zum letzten Atemzug zu Kaiser und Reich stehen! Sie ahnen nicht, wie kriegerische Zucht uns Deutschen **kein Opfer, sondern freiester Stolz ist.**

Wir wollen keinen Hungerfrieden! Um einen Frieden bald zu erreichen, müssen wir nach Hindenburgs Gebot die Nerven behalten. **Tragen wir willig Not und Entbehrungen, so wird dem deutschen Volk ein Hindenburg-Frieden zuteil werden,** der den Siegespreis ungeheurer Opfer und Anstrengungen heimbringt. Jeder andere Friede bedeutet einen vernichtenden Schlag für unsere Zukunftsentwicklung. Die Verkümmerung unserer Weltstellung und unerträgliche Lasten würden unsere wirtschaftliche Lage und vor allem die Aussichten unserer Arbeiterschaft vernichten. Statt hochwertige Waren auszuführen, wird Deutschland dann wieder seine Söhne in Scharen auswandern sehen!

Die Gründer der Deutschen Vaterlands-Partei haben Seine Hoheit den Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg und den Großadmiral von Tirpitz gebeten, die Führung der Partei zu übernehmen.

An alle, die auf dem Boden dieser Anschauungen stehen, richten wir den Ruf, sich der Deutschen Vaterlands-Partei anzuschließen! Jeder, der helfen will, ist willkommen. Die Ziele der Partei müssen sofort verwirklicht werden. Kein Augenblick ist zu verlieren:

Es gilt Deutschlands Rettung, Ehre und Zukunft!

Königsberg i. Pr., im Yorksaal der Ostpreußischen Landschaft,
am Tage von Sedan 1917.

Dr. Baumgart-Königsberg i. Pr., Universitätsprofessor, Geheimer Regierungsrat. **Dr. Brandes**-Althof, Kreis Insterburg, Präsident der Landwirtschaftskammer für Ostpreußen. **Brodrück**-Amalienau, Generalleutnant z. D. **v. Brünneck**-Königsberg i. Pr., Landeshauptmann der Provinz Ostpreußen. **Dr. Dirichlet**-Königsberg i. Pr., Gymnasialdirektor, Stadtverordnetenvorsteher. **Graf Dönhoff**-Friedrichstein, Kaiserlicher Wirklicher Geheimer Rat, Landhofmeister im Königreich Preußen. **Ebel**-Pr. Eylau, Superintendent. Freiherr **v. d. Goltz**-Kallen, Kreis Fischhausen. **Dr. Hansen**-Königsberg i. Pr., Universitätsprofessor, Geheimer Regierungsrat, Prorektor der Königlichen Albertus-Universität. **Heumann**-Königsberg i. Pr., Kommerzienrat, i. Fa. Waggonfabrik L. Steinfurt G. m. b. H. **Dr. Kapp**-Pilzen, Kreis Pr.-Eylau, Generallandschaftsdirektor a. D., Wirklicher Geheimer Oberregierungsrat. **Dr. Körte**-Königsberg i. Pr., Oberbürgermeister. **Otto Meyer**-Königsberg i. Pr., Vorsitzender des Vorsteheramts der Kaufmannschaft. **Rudolf Meyer**-Königsberg i. Pr., Kaufmann und Stadtrat. **D. Dr. v. Plehwe,** Kanzler im Königreich Preußen, Oberlandesgerichtspräsident a. D. **Pohl**-Tilsit, Oberbürgermeister. Freiherr **v. Tettau**-Tolks, Obermarschall im Königreich Preußen, Vorsitzender des Provinzial-Landtages. **Tießen**-Königsberg i. Pr., Bürgermeister. **Wittrien**-Königsberg i. Pr., Geheimer Studienrat, Realgymnasialdirektor. **Dr.-Ing. Ziese,** Geheimer Kommerzienrat, Inhaber der Schichau-Werke. **Zülch**-Allenstein, Oberbürgermeister. (Wenden!)

Beitrittserklärungen sind zu richten an die Hauptgeschäftsstelle der Deutschen Vaterlands-Partei, Berlin W. 10, Viktoriastraße 30. Fernsprecher Lützow 5549.

Zahlstellen: Kaiserl. Postscheckamt Berlin, Nr. 35 300; Deutsche Bank, Depositenkasse C, Berlin W. 9, Potsdamer Straße 134a.

Jahresmitgliedsbeitrag 1 Mark.

Berichte und Notizen.

Erklärung. Veranlaßt durch einen Protest von Freunden und Anhängern des Dichters Gustav Meyrink haben sich die Unterzeichneten zu folgender Erklärung zusammengeschlossen:

Wir nehmen teil an den gegen den Modedichter Gustav Meyrink gerichteten Angriffen und bedauern, daß sich in Deutschland im dritten Kriegsjahre noch Menschen finden, die es wagen, die sachlich völlig gerechtfertigte Bekämpfung eines kalten Verhöhners als „niedrige persönliche Angriffe", „Schmähungen" und „antisemitische Hetze" zu verleumden. Wir verwahren uns gegen eine derart unverantwortliche und leichtfertige Behandlung einer brennenden nationalen Frage, die geeignet ist, die ernsthaften Bemühungen um eine innere Erneuerung unseres Volkes durch Schlagworte zu verunglimpfen.

Der Charakter des Protestes der Freunde Meyrinks ist durch die Anwesenheit von Namen wie Frank Wedekind, Heinrich Mann und nicht zuletzt des ehemaligen deutschen Botschafters in Washington, Grafen Bernstorff, klar gekennzeichnet; wir stellen fest, daß die Phrasen des Protestes in keiner Weise die gegen Meyrink gerichteten Angriffe, mit denen wir uns einig erklären, widerlegen oder abschwächen; vielmehr erbringt gerade dieser Protest der Freunde Meyrinks den Beweis, wie dringend der Kampf gegen Schriftsteller dieser Art ist, wenn selbst Lehrer der akademischen Jugend und Angehörige des deutschen Adels in der Begeisterung für einen Mann befangen sind, der ein Gegner der nationalen und religiösen Überlieferungen ist, unter denen unser Volk groß wurde.

Wir erklären bei diesem Anlasse, daß es uns als eine Aufgabe von nationaler Bedeutung erscheint, literarische Erzeugnisse ohne Rücksicht auf ihre formalen Eigenschaften zu bekämpfen, die in sich die Absicht bergen, offen oder versteckt an den religiösen, sittlichen und nationalen Grundlagen unseres Lebens zu rütteln und die Lebens- und Weltanschauungsbegriffe unseres Volkes zu verwirren. Wir erklären eine solche Tendenz, die in dem neuesten Schrifttum immer frecher ihr Haupt erhebt, für ein Verbrechen an dem deutschen Volke und seiner Zukunft. Wir weisen den Anspruch auf eine künstlerische Freiheit, die darin ihren Zweck sieht, das mit einem kalten Hohne zu verunglimpfen, was uns wert und teuer sein muß, zurück; eine Freiheit zur Entsittlichung eines Volkes und zur Zerstörung seiner religiösen Werte kann es für eine Nation nicht geben. Um so mehr in einer Stunde wie der gegenwärtigen würde die Duldung eines derartigen Treibens bedeuten, daß unser Volk um seinen innern und folglich den eigentlichen Preis dieses fürchterlichen und opferreichen Ringens betrogen wird.

Immer drohender erhebt sich die Gefahr einer seelischen Verwirrung und Vernichtung unseres Volkes durch Erzeugnisse einer seelenlosen, religionsfeindlichen und antinationalen Bewegung in Schrifttum, Theater und Presse. Ihr zu begegnen, rufen wir alle führenden Kreise dazu auf, sich ihrer Verantwortung in dieser Zeit, die in jeder Beziehung über das Schicksal des deutschen Volkes entscheidet, bewußt zu sein; Bücher und Vorstellungen unbedingt zu meiden, die im Dienste jener zersetzenden Mächte stehen oder durch eine unwürdige Tändelei ein Schandmal in der Geschichte unserer Zeit bilden. Mit gleichem Ernste aber alles zu unterstützen, das auf den Gebieten des religiösen, künstlerischen

und geistigen Lebens die sittliche Läuterung und die nationale Stärkung unseres Volkes wahrhaftig fördert.

Prof. Dr. Martin Wilhelm Becker-Darmstadt
Frau Käthe Becker geb. Sturmfels-Darmstadt
Geh. Rat Universitätsprofessor Dr. Georg von Below-Freiburg i. Br.
Prof. Dr. h. c. Karl Berger-Darmstadt
Dr. Jos. Aug. Beringer-Mannheim
Fritz Bley-Berlin, Herausgeber der „Zeitfragen"
Karl Graf von Bothmer-München, Herausgeber der „Wirklichkeit"
Universitätsprofessor Dr. Martin Brendel-Frankfurt a. M.
Rechtsanwalt Heinrich Claß-Mainz
Marie Diers-Charlottenburg
Dr. Artur Dinter-Gräfenroda
Universitätsprofessor Dr. Engelb. Drerup-Würzburg
Dr. Paul Ernst-Neustadt i. H.
Geh. Reg.-Rat Prof. Dr. Oskar Fleischer-Berlin
Dr. Josef Froberger-Bonn a. Rh., Redakteur an der „Kölnischen Volkszeitung"
Prof. August Gebhard-Friedberg i. H.
Exz. Admiral z. D. von Grapow-Berlin
Prof. Dr. Gröneweg-Gronau i. W.
Exz. General der Kav. Frhr. von Gebsattel-Bamberg
Geh. Rat Universitätsprofessor Dr. Max von Gruber-München
Franz Herwig-Weimar
Graf F. J. von Hochberg, Rittmeister im Felde
Dr. Werner Jansen-Hamburg
Prof. Dr. Benno Immendörffer-Wien
Dr. Karl Theodor Keampf-Berlin, Redakteur an der „Post"
Dr. Paul Wilhelm von Keppler, Bischof von Rottenburg
Wilhelm Kiefer-Mölln in Lauenburg, Herausgeber von „Deutsches Volkstum"
Paul Klein-Mannheim, Stadtpfarrer an der Christuskirche
Eberhard König-Hermsdorf bei Berlin
Geh. Reg.-Rat Universitätsprofessor Dr. Gustaf Kossinna-Berlin
Wilhelm Kotze-Rathenow
Dr. Erich Kühn-München, Schriftleiter von „Deutschlands Erneuerung"
Generalsuperintendent D. Lahusen-Berlin
Prof. Dr. Th. Längin-Karlsruhe, Direktor der Großh. Hof- und Landesbibliothek
Universitätsprofessor Dr. Friedrich v. d. Leyen-München
Exz. General d. Infanterie von Liebert, im Felde
Adalbert Luntowski-Hamburg
Richard Nordhausen-Berlin, Redakteur an der „Deutschen Tageszeitung"
Willy Pastor-Berlin
Prof. Dr. Friedrich Poske-Berlin
Universitätsprofessor Dr. Artur Prüfer-Leipzig
Dr. Wilhelm Rohmeder-München
Geh. Rat Univ.-Prof. Dr. Dietrich Schaefer-Berlin
Prof. Dr. Ludwig Schemann-Freiburg i. Bsg.
Reg.-Baumeister a. D. Carl Wilh. Schleicher-Düsseldorf
Erich Schlaikjer-Groß-Flottbeck
Dr. Schmidt-Gibichenfels-Berlin, Herausgeber der „Politisch-Anthropol. Monatsschrift"
Universitätsprofessor Geheimrat Dr. Reinhold Seeberg-Berlin
Privatdozent Dr. Arnold Ruge-Heidelberg
Edmund Steppes-München
Universitätsprofessor Dr. Ludwig v. Schroeder-Wien
Universitätsprofessor Dr. Leopold v. Schroeder-Wien
Dr. Tim Klein-Berlin, Schriftleiter an der „Deutschen Zeitung"
Lic. theol. Dr. phil. Georg Wehrung-Hunaweier i. Els.
Exz. Wirkl. Geh. Rat Universitätsprofessor Dr. Ulrich von Wilamowitz-Moellendorf-Berlin
Privatdozent Dr. Albrecht Wirth-München
Prof. Dr. Heinrich Wolf-Düsseldorf
Graf Yorck von Wartenburg-Klein-Oels, Mitglied des Herrenhauses
Edmund von Wecus-Düsseldorf, Schriftsteller
Frhr. von Ziegesar, Generalmajor.

Gustav Meyrink. Kürzlich hat der Schutzverband deutscher Schriftsteller einen „Protest" verbreitet, der gegen Angriffe auf den in Starnberg lebenden Dichter Gustav Meyrink Stellung nimmt. Unter den Unterzeichnern dieses Protestes befindet sich neben Frank Wedekind, Felix Edler von Weingartner, Frau Pastor Külpe und Uhde-Bernays auch der Kaiserliche Botschafter Graf Bernstorff. Die Unterzeichner erklären, daß Gustav Meyrink ein Mann von vornehmster Gesinnung sei, der sich niemals irgendwelche Verunglimpfungen zuschulden hätte kommen lassen. — — Eine soeben erschienene kleine Schrift „Gustav Meyrink und seine Freunde, ein Bild aus dem dritten Kriegsjahr", in der der Verfasser, Albert Zimmermann, sich sehr eingehend mit Meyrink befaßt (Preis 50 Pfennig, Deutschnationale Verlagsanstalt, Hamburg), bringt Dutzende von Auszügen aus den Meyrinkschen Werken, die in ihrer Gesamtheit ein Bild ergeben, vor dem man selbst dann erschrickt, wenn man keine schwachen Nerven hat.

In M.s Novelle „Schöpsoglobin" hat ein Mr. Slyfox eine Erfindung gemacht. Darüber heißt es:

„Jahrzehntelang hatte Mr. Slyfox sich mit Impfstatistik abgegeben und war zu der Wahrnehmung gelangt, daß in Länderstrichen, in denen der Blatternimpfstoff nicht mehr vom Menschen, sondern vom Kalbe genommen wurde, sich eine auffallende Zunahme von ‚Vaterlandsverteidigungstrieb', auch da, wo nicht der geringste Anlaß vorlag, geltend machte. — —

Mit der Treffsicherheit des Amerikaners, dem nichts heilig ist, brachte er das erwähnte Symptom direkt mit dem minderwertigen Denkvermögen des Kalbes in Zusammenhang, und eine Kette von Experimenten war gegeben.

Schon die ersten Versuche mit einigen ausgewählten Exemplaren männlicher, aber chirurgisch korrigierter Schafe, — das, was wir Laien kurzweg ‚Schöps' nennen — schlugen glänzend ein. Passiert der von solchen Schöpsen gewonnene Impfstoff — das sogenannte

Schöpfoglobin simplex A — überdies noch die Blutbahn von ein bis zwei Faultieren, so wurde er derart wirksam, daß er, auf jugendlich unbefangene Personen übertragen, in kürzester Zeit eine Art primären, patriotischen Kollers hervorrief. — Bei erblich belasteten Individuen steigerte sich der Zustand in zwei Fällen sogar bis zur sogenannten unbehebbaren progressiven Patriomanie."

Man muß sich vergegenwärtigen, daß diese Sätze wenige Jahre vor dem Weltkrieg niedergeschrieben worden sind, daß das Buch, das sie enthält, ungestört auch jetzt während des Krieges verkauft wird, daß Meyrink sogar in Massen ins Feld wandert und in jeder Feldbuchhandlung angeboten wird! Ein Kaiserlicher Botschafter fühlt sich berufen, eine solche Verhöhnung des Vaterlandsverteidigungstriebes zu verteidigen. „Wie wohl der alte Fritz mit einem solchen Vertreter des Deutschtums umgesprungen sein würde!" — fragt der Verfasser; was würde Bismarck mit ihm gemacht haben! möchten wir hinzusetzen.

Noch „vornehmer" zeigt sich Meyrink in der Novelle „Der Saturnring":

Ein Astrologe gebraucht für gewisse Experimente ein menschliches Wesen, das getötet werden muß. Er will aber nur einen Menschen opfern, der wahrhaft unnütz ist; aber der Mensch, der ganz und gar unnütz ist, kann nicht aufgetrieben werden:

„Mit der Freude der Gewißheit ging ich zu Rechtsanwälten, zu Medizinern und Militär —; unter Gymnasialprofessoren hatte ich ihn beinahe schon gefaßt — beinahe. —

Dann kam die Zeit, wo ich endlich darauf stieß. Nicht auf ein einzelnes Geschöpf —, nein, auf eine ganze Schicht.

Wie man unversehens auf ein Heer von Maueraffeln stößt, wenn man im Keller einen alten Topf vom Boden hebt.

Die Pastorenweibse! Das war es! Ich habe eine ganze Schnur von Pastorenweibsen belauscht, wie sie raftlos sich ‚nützlich machen', Versammlungen abhalten zur Aufklärung von Dienstboten, für die armen Negerkinder, die sich der göttlichen Nacktheit freuen, warme, scheußliche Strümpfe stricken, Sittlichkeit verteilen und protestantisch baumwollene Handschuhe; und wie sie uns arme, geplagte Menschheit belästigen: man solle doch Stanniol sammeln, alte Korke, Papierschnitzel, krumme Nägel und anderen Dreck, damit — ‚nichts verkomme'. — —

Eine, — ein pinselblondes ‚deutsches' Biest, ein echtes Gewächs aus wendisch-kaschubischem Obotritenblut, hatte ich schon unter dem Messer, da sah ich, daß sie — — gesegneten Leibes war, und Moses uraltes Gesetz gebot mir Halt.

Eine zweite fing ich ein, eine zehnte und hundertste, und immer waren sie — — gesegneten Leibes!

Da legte ich mich auf die Lauer Tag und Nacht — wie der Hund mit den Krebsen — und so gelang es mir endlich, im richtigen Augenblick eine direkt aus dem Wochenbett herauszufangen.

Eine glatt gescheitelte sächsische Betthäsin mit blauen Gänseaugen war es."

Eine derartige teuflische Verhöhnung deutscher Frauen ist ein Schlag ins Gesicht.

Daß eine Frau Pastor die Kundgebung für Meyrink unterschreiben mochte, klingt angesichts dieser Verhöhnung unglaubhaft, ist aber Tatsache.

Den gleichen Geist wie diese Proben atmen andere Novellen Meyrinks z. B. „Das verdunstete Gehirn", „Wüster Hundedreck", „Coagulum" usw. Wir halten es für ein Verdienst, daß einem Schädling einmal die Maske vom Gesicht gerissen worden ist, für den ein Kaiserlicher Botschafter sich zum Protektor aufgeworfen hat.

Unser Recht auf Landnahme. Im dritten Heft der neuen großen Monatsschrift „Deutschlands Erneuerung" (J. F. Lehmanns Verlag, München, Preis für das Einzelheft 1,50 Mk.) schreibt der bekannte Straßburger Professor Dr. Erich Jung: „Die Meinung, daß innerhalb der zusammenlebenden Rechtsgenossen die Gewaltanwendung gänzlich ausgeschaltet sei, beruht auf einer völligen Verkennung der Tatsachen, und es ist wichtig, sich das klarzumachen. Auch innerhalb der staatlichen Gemeinschaft muß beständig Gewalt

angewendet werden. Eine gewaltige umfassende Einrichtung, nämlich die Ordnung der Rechtspflege mit Gerichten und Zwangsvollstreckungsbeamten, dient lediglich diesem Zweck. Der Gerichtsvollzieher, der Polizeibeamte, muß, wie jedermann weiß, häufig unmittelbare Gewalt anwenden, um der Rechtsvorschrift Befolgung zu sichern. Anwendung körperlicher Gewalt innerhalb der Gesellschaft sind ferner alle Fälle der Notwehr (BGB. § 227, StGB. § 53) und der Selbsthilfe (BGB. §§ 228, 229, 904). Aber diese Fälle allein, in denen es also unmittelbar zu körperlicher Gewaltanwendung im sozialen Leben kommt, geben noch lange nicht das richtige Bild von der Bedeutung des Zwangs im menschlichen Zusammenleben. Denn sie bilden, so häufig sie sind, doch nur einen geringen Bruchteil der Fälle, in denen die Gewalt ebenfalls die ausschlaggebende Rolle spielt. Allemal, wenn die Gerichte angerufen werden, also in Tausenden und Tausenden von Fällen jährlich, ist es der Zwang, der schließlich das Gebot durchsetzt: auch wenn es zur Gewaltanwendung selbst nicht kommt, weil die Androhung der Gewaltanwendung genügt und weil gegenüber der unbedingten Übermacht, die dem zu Gebote steht, der einen Urteilsspruch für sich hat, der Gegner sich freiwillig fügt, bevor es zur Zwangsanwendung kommt. Auch in diesen Fällen wirkt der Zwang, der hinter dem Gebote droht. Die Juristen unterscheiden bekanntlich drei Arten ihrer Sanktion von Rechtsvorschriften durch Zwang: Erfüllungszwang, Ersatzzwang, Strafe. Also: selbst innerhalb der höchstkultivierten staatlichen Gemeinschaft, die doch ein gewisses Gemeinschaftsgefühl erzeugt und die regelmäßig, nämlich bei allen Nationalstaaten, die noch engere Gemeinschaft der Abstammung voraussetzt, ist das Zusammenleben der Vielen nicht möglich ohne beständige, stets wiederholte Anwendung und Androhung von Gewalt. Wie sollte dies nun gar möglich sein zwischen den Völkern und Staaten, die nicht zusammen, sondern nur nebeneinander leben, geschieden von einander durch verschiedene Sprache, verschiedene Geschichte, verschiedene Lebensziele und widerstreitende Lebensbelange! Wir sind in diesem Kriege von einer ganzen Rotte von Wegelagerern überfallen worden. Wenn wir uns ihrer mit Gewalt erwehrt haben — glücklicherweise recht wirksam — so war das nichts anderes als die rechtmäßige Notwehr und Selbsthilfe. Diese berechtigen nach unserem bürgerlichen Recht, also, wie wiederum betont sei, sogar innerhalb der Rechtsgemeinschaft, zu jeder Gewaltanwendung gegen Personen oder Sachen, die zur Abwehr des rechtswidrigen Angriffs oder, bei der Selbsthilfe, zur Verhütung des Verlustes erforderlich sind. . . . Daß wir Gewalt gegen die Person des Gegners anwenden dürfen, das erlaubt ja wohl auch der große Staatsmann Scheidemann; auch daß wir dem Gegner Kanonen und Schiffe wegnehmen. Aber daß wir unsere Zwangsvollstreckung auch gegen Immobilien des Gegners richten, das soll uns von Gott und Menschen höchlichst verboten sein. Ich für meine Person finde es — obwohl ich es selbst getan habe — viel roher, mit Eisen nach lebenden Menschen zu werfen, als ihnen Land abzunehmen. Und innerhalb der Rechtsgemeinschaft — womit man das völkerrechtliche Zusammenleben immer wieder, wenn auch teilweise recht unzutreffend, zu vergleichen liebt — war es nach allgemeiner Ansicht ein großer Kulturfortschritt, als sich an Stelle der Haftung des Schuldners mit Leib und Leben und später wenigstens mit der persönlichen Freiheit die Haftung bloß mit dem Vermögen durchsetzte. Wir sind in der Zwangsvollstreckung gegen Rechtsbrecher begriffen. Kein göttliches und kein menschliches Recht verbietet uns, diese Exekution auch gegen den Immobiliarbesitz des Feindes zu richten, soweit das zur Abwehr des jetzigen Angriffs und zur Sicherung unserer Ansprüche künftighin notwendig ist. Es besteht durchaus kein rechtlicher Unterschied zwischen der Wegnahme von beweglichen Sachen und der von Liegenschaften; also auch nicht darin, ob wir dem Russen die Kanonen abnehmen, mit denen er von der Drewenz her bis nach Thorn schießen kann, oder ob wir ihm diese ganze gefährliche Landecke abnehmen, die Preußen schon 1814 hätte haben können. Ebenso ist es nur eine Frage der Zweckmäßigkeit und des Erreichbaren, ob und wieweit wir das Elsaß durch eine Erweiterung des Glacis am Westabhang der Vogesen und an der burgundischen Pforte gegen künftige Angriffe sichern können. Aber nicht nur solche unmittelbar zum Zwecke

der strategischen und taktischen Sicherung erfolgende Landnahmen fallen unter jenen Gesichtspunkt der Zwangsvollstreckung gegen den Rechtsverletzer. Gegenüber der Blockade durch England müssen wir für künftige neue Raubüberfälle die Selbstversorgung in höherem Maße sichern.

Wenn wir zu diesem Zwecke im Westen Erz- und Kohlengebiete und im Osten landwirtschaftlich benutzbaren Boden behalten, so ist auch dies durchaus noch rechtmäßige Notwehr gegen den jetzigen rechtswidrigen Angriff und rechtmäßige Selbsthilfe, weil für unser künftiges Dasein „ohne sofortiges Eingreifen die Gefahr besteht, daß die Verwirklichung des Anspruchs", nämlich unseres Anspruchs auf Leben, „vereitelt oder wesentlich erschwert werde". (BGB. § 229.) Die englische Blockade ist bekanntlich, nachdem sich alle Neutralen dem völkerrechtswidrigen Verlangen Englands unterworfen haben, viel wirksamer, als man vorher geahnt hätte. Die klügsten Leute, wie Herr Helfferich und auch andere staatswissenschaftliche

Autoritäten auf Universitätslehrstühlen, haben vor dem Kriege eine solche Abschließung Deutschlands für völlig ausgeschlossen erklärt. Sie haben sich leider ebenso völlig geirrt, und die „alldeutschen Hetzer und Schwarzseher" haben, wie in den meisten ihrer Voraussagen, auch darin völlig recht behalten. Die demokratische und die Regierungspresse sucht diese Tatsache, nämlich wessen Ansichten durch die Ereignisse des Krieges bestätigt und wessen Ansichten widerlegt worden sind, ganz planmäßig und bewußt zu verdunkeln und in ihr Gegenteil zu verkehren; gerade weil sie im Anfang des Krieges jedermann einleuchteten, und weil man von dieser Erkenntnis Parteinachteile befürchtet. Und mit eifriger Unterstützung der Re-

gierung ist diese Irreführung der Nation ja auch so ziemlich gelungen. So ist der für die politische Einsicht der Sozialdemokratie doch wirklich recht lehrreiche Umstand, daß sie stets alle Wehrvorlagen abgelehnt hat, völlig in Vergessenheit geraten, und dieselben Männer, die diesen Befähigungsnachweis ihrer politischen Einsicht erbracht haben, haben nun das große Wort in der Politik, ausgerechnet sogar in der Außenpolitik. — Das soll man bedenken, wenn man schon ihre Gründe gegen unser Recht auf Landnahme ernsthaft in Erwägung zieht. (m)

Aufruf des Deutschen Wehrvereins. In der sicheren Voraussetzung, daß ein Weltbrand ausbrechen würde, für den Deutschland weder militärisch noch wirtschaftlich gerüstet war, wurde im Jahre 1912 der Deutsche Wehrverein gegründet: er wollte, unabhängig nach oben und unten und unter Vermeidung jeder Partei-Politik, dafür wirken, daß die deutsche Wehrmacht so stark gemacht werde, daß sie imstande sei, den Schutz des Reiches und dessen Machtstellung in der Welt zu verbürgen. Der Wehrverein darf mit Recht behaupten, daß seine Tätigkeit zur Triebkraft für das Wehrgesetz wurde, ohne dessen Durchführung Deutschland nicht in der Lage gewesen wäre, dem Ansturm einer Welt von Feinden standzuhalten. Während des Krieges hat der Wehrverein die Hände nicht in den Schoß gelegt, sondern ist eifrig bemüht gewesen, seine Organisation auszubauen und durch Wort und Schrift Aufklärung zu schaffen über die wichtigsten Fragen dieses Krieges und ist, wie dieser Aufruf beweist, am Werke, um die Grundlagen zu erweitern für ein zukünftiges, segensreiches Wirken. Nach dem Kriege harren des Wehrvereins große Aufgaben. Die Erfahrung dieses Krieges und die Erkenntnis, daß nichts in der Welt, weder das rein Praktische, noch das rein Ideale, sich ohne Macht durchzusetzen vermag, der mannhafte Geist, die Opferwilligkeit, der feste Wille, das Schwert scharf zu halten, müssen in die Zeit hinübergerettet werden, in der die natürliche Reaktion auf die jahrelangen Überanstrengungen nur zu sehr geeignet erscheinen, Mannhaftigkeit und Wehrhaftigkeit erlahmen zu lassen. Um diese des Vereins harrenden Aufgaben in großzügiger Weise lösen zu können, bedarf es großer Geldmittel. Der Verein darf nicht nachlassen, in seiner Aufgabe als getreuer Eckart des deutschen Volkes, durch Wort und Schrift aufklärend zu wirken und immer wieder darauf hinzuweisen, daß das Deutsche Reich stark bleiben muß, wenn es den Frieden bewahren und nicht ein Opfer der Raubgier seiner Feinde werden will. An jeden Deutschen ohne Unterschied der Parteien und des Glaubens ergeht daher unser Aufruf: einzutreten in unsere Reihen und uns jeder nach seinem Können mit Geldmitteln zu unterstützen, damit wir unseren großen Aufgaben gerecht werden können, im alleinigen Interesse der Größe und Herrlichkeit unseres geliebten Vaterlandes.

Berlin W. 62, Kleiststr. 32, im September 1917.

Deutscher Wehrverein, E. V. Graf Baudissin.

Bücherbesprechungen.

A. Meister, Unser belgisches Kriegsziel. Mit einer Karte. Münster i. W. 1917, Verlag von Borgmeyer & Comp. Preis geh. 1 M.

Die „belgische Frage" ist eine der wichtigsten, die der Krieg aufgeworfen hat. Sie bildet seit geraumer Zeit den Gegenstand eifrigster Erörterungen und Meinungsaustausche.

Unsere Gegner wie auch so manche Elemente bei uns behandeln die Frage vom Standpunkte des Nationalitätenprinzips unter der Annahme, als gäbe es eine geschlossene belgische Nation, während tatsächlich dort die völkische Einheit fehlt. Die Belgier sind zwei Völker, die sich hassen wie Katze und Hund, die gar nicht „ein Volk

von Brüdern" sein wollen. Der scheinbar einigende „belgische Patriotismus" gründet sich nur auf den natürlichen Gegensatz gegen den eingedrungenen Feind. Die neue flämische Bewegung zeigt, daß sich die inneren Gegensätze während des Krieges noch verschärften.

Diese flämische Frage bildet einen wichtigen Teil der belgischen Frage überhaupt. (Die flämische Frage ist von Professor Jostes in seinem bei Borgmeyer & Comp., Münster i. W. erschienenen Werke: Die Flamen im Kampf um ihre Sprache und ihr Volkstum so allseitig und erschöpfend, wie bisher noch nirgends, behandelt worden.) Eine etwas eingehende Prüfung des völkischen Problems sowie eine nur einigermaßen nähere Kenntnis der politischen Richtungen wird jedem die Überzeugung aufdrängen, daß von einer Wiederherstellung Belgiens, wie es vor dem Kriege war, nie die Rede sein kann. Die Entente fordert die militärische und wirtschaftliche Abhängigkeit Belgiens von Frankreich und England. Das genügt, für uns die gegenseitigen und gegenteiligen Folgerungen und Forderungen zu ziehen. Einen englisch-französischen Vasallenstaat dürfen wir nicht an unserer Westgrenze dulden. Wir müssen Belgien militärisch, wirtschaftlich und politisch in der Hand behalten, davon hängt unsere Sicherheit in der Zukunft ab.

Jedem, der sich für unsere Kriegsziele und speziell für das belgische Problem interessiert, sei das Werkchen dringendst empfohlen.

In Kraft und Ehren. Von Fritz Bley. In der Sammlung „Feldbücher" des Verlages Egon Fleischel & Co., Berlin, o. J. 144 S. Kleinachtelgröße. Preis geb. 1 M.

Das Büchlein ist besonders dadurch bemerkenswert, daß sich mit frischem, echtem Jägergeist, zartestem Natursinn und dichterischer Darstellungskraft in gebundener und ungebundener Rede der begeistertste Vaterlandsfreund und leidenschaftliche Nationalpolitiker glücklich vereinigt. So wirkt das Büchlein nicht allein durch den mannigfaltigen, oft recht fesselnden Inhalt, sondern vornehmlich durch den Geist, den es ausströmt, durch die suggestive Erziehung zur Mannhaftigkeit, zur Vaterlandsfreude, zum echten Nationalstolz, den besonders das Stück über den „Gentleman" ausatmet. Das Büchlein hat es, wie man so sagt, „in sich". Es kann unseren Lesern warm empfohlen werden. Sch.-G.

Auf der Fahrt. Nachrichtenblatt des Vaterländischen Jugendverbandes E. V., herausgegeben von Wilh. v. Woedtke in Lichterfelde, Gélieustr. 10; ebenda auch zu beziehen (jährlich M. 3,—).

Das Blatt dient der vaterländischen Jugendbewegung im ausgesprochensten Sinne, ist also rein deutsch und erwartet auch aus diesen Kreisen seine Freunde und Helfer. Als Mitarbeiter finden wir Heinrich Gutberlet, Phil. Stauff, Friedrich Quehl, W. v. Woedtke u. a.; in Sprüchen und Gedichten unsere bewährten Alten. Wir wünschen ihm gute Fahrt und viel jugendliches Gefolge.

Dr. Ludwig Wilser, Das Hakenkreuz nach Ursprung, Vorkommen und Bedeutung. Preis 60 Pfg. Sis-Verlag in Zeitz.

Gewissermaßen einem Bedürfnis entspricht das Erscheinen dieser prächtigen Schrift. Sie bringt uns in gedrängter Form das Wissenswerte über das Hakenkreuz, dieses altarische Heilszeichen. Sehr viele werden gern nach dem mit erläuternden Bildern, u. a. zwei Kunstdruckbeilagen, geschmückten Heft greifen. Wir können es aufs wärmste empfehlen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 21. 9. 17.
Druck von Dr. L. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVI. 8 — 1917

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Die Personenfrage in der Staatskunst.

Vom Herausgeber.

Seit mehr als drei Jahren kämpft Deutschland militärisch riesenstark, politisch kindesschwach gegen eine Welt von Feinden. Da ist denn wohl keine Frage brennender als die der politischen Führung. Fast drei Jahre lang hat diese während des Krieges in den Händen eines Mannes geruht, dessen Weg sowohl in der äußern wie in der innern Politik mit Mißerfolgen kaum weniger dicht gepflastert war, als wie der Weg zur Hölle mit guten Vorsätzen. Dadurch ist ja eben der Krieg so sehr verlängert worden und hat einen Verlauf genommen, der sonst unmöglich gewesen wäre. Aber Ende gut — alles gut. Werden endlich, wenn sich der Endsieg auf unsere unvergleichlich ruhmvollen Fahnen und Flaggen gesenkt hat und es gilt, die Früchte des Sieges einzuheimsen, die Männer gefunden werden, die den genialen Heer- und Flottenführern wenigstens einigermaßen ebenbürtig sind?

Diese bange Frage hat wohl schon mancher Vaterlandsfreund in stillen Stunden schlafloser Nächte sich vorgelegt und auf seine Weise zu beantworten gesucht. Für unsereinen geziemt sich in dieser Hinsicht nichts weiter als die rein theoretische Erörterung. Die praktischen Schlußfolgerungen daraus müssen den vom Schicksal dazu Berufenen überlassen bleiben. Aber vielleicht sind solche Erörterungen doch nicht ganz überflüssig. Vielleicht helfen sie wenigstens etwas dazu, die rechten Männer zur rechten Zeit zu finden und an die rechte Stelle zu setzen.

Daß die politische Führung eine Kunst und keine Wissenschaft ist, wurde in diesen Blättern schon wiederholt gezeigt. Sie ist jedoch auch kein Kunsthandwerk, wie es zwar nicht von jedem, aber doch immerhin von recht vielen leidlich gut erlernbar ist. Sie ist, wie ebenfalls schon früher hier gesagt, eine echte Kunst und zwar die größte und schwerste, die Kunst aller Künste. Talente oder gar Genies sind darum in ihr nicht häufiger, vielleicht sogar noch seltener als in anderen echten Künsten. Fleiß und ernster Wille sind zwar auch hier recht schätzbar, aber sie genügen nicht. Es gelten für sie nur recht bedingterweise jene Schillerschen Verse:

„Nur dem Ernst, den keine Mühe bleichet,
Rauscht der Wahrheit tief versteckter Born,
Nur des Meißels stetem Schlag erweichet
Sich des Marmors sprödes Korn."

In bezug auf die Staatskunst wie auf jede andere echte Kunst trifft vielmehr das zu, was der gute, alte, lebenskluge Fontane meint, wenn er sagt:

„Nur als Furioso nichts erstreben
Und fechten, bis der Säbel bricht!
Es muß sich Dir von selber geben,
Man hat es, oder hat es nicht."

Die Schicksalsfrage für ein Volk wird also immer, vornehmlich aber in entscheidenden Augenblicken seiner Geschichte die sein, wie die Führertalente und, wenn sie da sind, Genies am besten gefunden und am schnellsten an die rechte Stelle gesetzt werden können. Diese Frage wollen wir nun einmal für unser deutsches Volk zu beantworten suchen.

Zuerst ist die Vorfrage zu erledigen, ob wirkliche staatsmännische Talente oder gar Genies im heutigen Preußen und Deutschland in irgendwie erheblicher Zahl schon vorhanden sein können, d. h. ob die biologischen, die natur- und kulturgeschichtlichen Vorbedingungen für eine direkte Erziehung und indirekte Züchtung solcher Talente in der Vergangenheit erfüllt waren und in der Gegenwart noch sind.

So sicher diese Frage für die Kriegskunst bejaht werden kann, ebenso entschieden muß sie für die Staatskunst, zum mindesten was den natur- und kulturgeschichtlichen Teil der Vorbedingungen anbelangt, verneint werden. Wenn nämlich auch der stark germanische bezw. arische Rassenschlag der deutschen Bevölkerung eine natürliche Begabung für Völkerführung — die sich ja gleich von Anbeginn an in Kriegskunst einerseits und Staatskunst andererseits verzweigt — als Urerbteil immerhin vermuten läßt, so war doch die geschichtliche Entwicklung Deutschlands im letzten Jahrtausend nicht derart, daß eine auch nur unbewußte, natürliche Erziehung und Züchtung staatsmännischer Talente in irgendwie großem Maßstabe möglich war. Für das Kriegshandwerk und die Kriegskunst konnte zwar während dieser Zeit in den zahlreichen und großen Kriegen

recht wohl der Grund gelegt werden, aber nicht für die Staatskunst in den ebenso zahlreichen kleinen Staaten. Einen Großstaat gibt es ja im neuern Deutschland, abgesehen von Österreich, eigentlich erst seit Friedrich dem Großen. Und gar von einem weiten, weltpolitischen Gesichtskreise hat man seit dem letzten großen Hohenstaufen in Deutschland nichts mehr bemerkt. Unser Vaterland wurde ja seitdem immer mehr zum „geographischen Begriff", und erst die Hohenzollern haben vom großen Kurfürsten an die geschichtliche Sendung der Hohenstaufen wieder aufgenommen.

Seitdem hat Deutschland hauptsächlich im preußischen Norden, aber auch im österreichischen Süden zwar schon eine ganze Reihe großer und tüchtiger Feldherren, aber nur ganz vereinzelt talentvolle Staatsmänner hervorgebracht, und auch diese waren, wie der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm der Erste und Friedrich der Große, zumeist Monarchen, die ihre äußere und innere Politik der Hauptsache nach allein betrieben und eine eigentliche Schule und feste Tradition nicht in dem Maße herausgebildet haben, wie das in Frankreich und noch mehr in England schon frühzeitig möglich gewesen ist. Noch im 19. Jahrhundert blieben ein Freiherr vom Stein und Bismarck vereinzelte Erscheinungen, die mit dem ganzen Sternenhimmel von leuchtenden Namen, welche die Moltkesche Feldherrenschule vornehmlich im jetzigen Kriege zur Auslese und Entwicklung gebracht hat, an Zahl und Traditionswerten gar keinen Vergleich aushalten. Wenn erst einmal die Geschichte dieses gewaltigsten aller Kriege geschrieben sein wird, wenn kein militärisches Interesse mehr die Verhüllung der Leistungen unserer Heer- und Flottenführer erheischt, dann wird die Welt staunen über die Höhe und Fülle, welche die Entwicklung der Kriegskunst in Preußen-Deutschland erreicht hat.

Diesem ganzen Gebirge von mehr oder weniger ragenden Gipfeln gegenüber blieb die Entwicklung der Staatskunst in der Zeit nach Bismarck armseliges Hügel- und Flachland. Eine Ursache dieses bedauerlichen Mangels mag vielleicht darin liegen, daß die großen Erfolge unserer Kriegskunst eine Entwicklung der Staatskunst für Preußen-Deutschland nicht in dem Maße notwendig machten, wie das für England, Frankreich, Italien, ja selbst für Rußland der Fall war bezw. noch ist. In nächster Zukunft, bei den Friedensschlüssen freilich wird dieser Mangel unserem schlimmsten, gefährlichsten Feinde, England gegenüber nur um so fühlbarer werden. Auch angesichts der zahlreichen und gefährlichen innern Feinde wäre eine höhere Entwicklung der Staatskunst für unser Vaterland außerordentlich wünschenswert. Aber die geschichtlichen Vorbedingungen dazu waren eben bei uns in der Vergangenheit noch nicht gegeben, und erst die Zukunft wird sie wohl auch bei uns schaffen. Wie sich hier eine staatsmännische Schule und Tradition allmählich herausbilden könnte, wird später einmal untersucht werden. Zunächst wollen wir die notwendigen persönlichen Eigenschaften eines wirklichen Staatsmannes sowohl der

heldischen als der händlerischen Art vom Standpunkte dieser Zeitschrift aus einer Betrachtung unterziehen.

Im unmittelbar vorausgegangenen September- und Oktoberheft sowie im Mai- und Juniheft 1916 war von den diametralen Gegensätzen die Rede, welche zwischen heldischer und händlerischer Staatskunst sowohl hinsichtlich der Ziele als der Mittel, sie zu erreichen, unüberbrückbar klaffen. Ebenso zeigte ich schon gerade vor einem Jahre, im Novemberheft 1916, unter der Überschrift: „Die Wirkungsmöglichkeiten der Staatskunst" auf Seite 393 bis 394 den Unterschied zwischen Diplomatie und großer schöpferischer, von langer Hand vorbereitender, aufbauender und vollendender Staatskunst. Alle diese Dinge kann ich hier nicht noch einmal wiederholen und muß daher darauf verweisen bezw. den Inhalt der Aufsätze als bekannt voraussetzen. Den dort näher bezeichneten Unterschieden entsprechen denn auch die persönlichen Eigenschaften, die den Staatsmann der einen und der anderen Art charakterisieren. Alle aber haben das gemeinsam, daß sie in ihrer Art wirkliche Künstler sein müssen, d. h. sie müssen von einem leidenschaftlichen innern Drange erfüllt sein, der *selbsttätig*, wie eine freie, unabwendbare und unbeirrbare *Naturkraft* sich auswirkt, also eines äußeren Zwanges zur Wirksamkeit, und sei es auch das heiligste Pflichtgefühl, *nicht bedarf*. Gehorsam, Pflichtgefühl, unermüdliche Arbeitskraft mögen äußerst schätzenswerte Eigenschaften für — *Untergebene*, für *Werkzeuge* eines leitenden Kopfes und drängenden Herzens sein; für den obersten Führer auf irgendeinem Gebiete aber reichen diese Eigenschaften, auch wenn sie keineswegs bloß subalterner Natur sind, nicht aus. *Ihn* darf niemand anders drängen, als sein eigener leidenschaftlicher Drang, der seine ganze Seele erfüllen muß und der keinen Raum für irgendwelche abwegigen Dinge lassen darf. Wenn also ein leitender Staatsmann noch eine heimliche Neigung oder gar Leidenschaft für irgendeinen nicht bloß der körperlichen und geistigen Erholung dienenden Privatsport zeigt, so ist das für ihn schon ein schlimmes Zeichen. Denn wenn irgendeine Kunst den *ganzen* Mann verlangt, andere Götter und Göttinnen *nicht* neben sich duldet, dann ist es die Staatskunst, diese, wie gesagt, größte, schwerste, bedeutungsvollste aller Künste.

Ebenso ist jener leidenschaftliche innere Drang, der den Künstler macht, bei einem Staatsmann *ohne leidenschaftliche Liebe zu seinem Lande und Volke* gar nicht denkbar. Andererseits sind Liebe zum eignen Lande und Haß gegen dessen Feinde Dinge, die wie Pol und Gegenpol mit naturgesetzlicher Notwendigkeit zueinander gehören und voneinander gar nicht trennbar sind. Darum können in nationaler Hinsicht lau oder gar über- und international Gesinnte nicht einmal als Diplomaten, geschweige denn als schöpferische Staatsmänner in Betracht kommen. Das hieße geradezu den Bock zum Gärtner machen. Solche Staatsmänner werden als Diplomaten wie als politische Führer nur zu leicht wissent-

lich oder unwissentlich zum Spielball fremder Gegenspieler, deren kraftvolles Nationalgefühl eine Beeinflussung im ausländischen oder internationalen Interesse außerordentlich erschwert wenn nicht ganz unmöglich macht.

Falls seine Kunst die ganze Seele eines Mannes erfüllt und er alles an das Gelingen seines Werkes setzt, dann wird er auch in geradezu genialer Weise die rechten Mitarbeiter für sein Werk finden und alle mehr nebensächlichen, rein technischen Arbeiten, selbst wenn sie nicht jeder machen kann und Spezialisten dazu erforderlich sind, von sich abzuwälzen wissen. Seine Zeit und Arbeitskraft muß er selbst am besten vor Überlastung zu schützen verstehen, denn sein Kopf und Herz muß stets frisch, stets frei und spannkräftig bleiben für klare, unverwaschene und unverzerrte Eindrücke von allen Dingen und Menschen, die für die Vorbereitung, Ausführung, Vollendung seines Werkes in Betracht kommen, seines Werkes, in dem er lebt und webt, dessen Gedeihen er keinen Augenblick ganz außer acht läßt. Darin muß er auch sein persönliches Genügen und Vergnügen finden, es muß ihm „Spaß machen" und nicht etwa, wie der Volksmund sagt, „zum Halse herausstehen".

In physischer Hinsicht muß er nicht bloß gesund, sondern womöglich robust sein; er muß im ganzen Staate die besten Nerven haben oder doch dafür sorgen, daß sie ihm nicht schwach werden. Nichts ist für einen Staatsmann und den Staat, den er leitet, gefährlicher, verhängnisvoller als eine auch nur beginnende Neurasthenie. Ein auch nur angehender Neurastheniker ist ein ganz anderer Mensch, als er es in gesundem oder gar robustem Zustande ist. Er beurteilt dann sich, die Feinde, die Freunde, die gesamte Welt ganz anders als sonst, unterstellt ihnen Ansichten, Absichten, die der Wirklichkeit nicht im mindesten entsprechen. Der Neurastheniker ist entweder bedingungsloser Pazifist, oder ebenso bedingungsloser Kriegstreiber. Er sucht dann den Frieden oder den Krieg um jeden Preis, selbst um den der Ehre, der Freiheit, der Ohnmacht, der lebenslänglichen Sklaverei seines Staates und Volkes. Er ist dann blind gegen die wahre Natur der Dinge und Menschen und beurteilt alles nach seinem eigenen krankhaften Zustande. Wenn daher ein Staatsmann auch nur das erste Anzeichen beginnender Neurasthenie an sich bemerkt, dann muß er alles versuchen, um den normalen Zustand wieder herzustellen. Auch für diesen Fall muß er, wie ein guter Schachspieler, Vorsorge getroffen haben, d. h. er muß einen Mitarbeiter gefunden und soweit eingeweiht haben, daß dieser imstande ist, ihn ohne Schaden für sein Werk zeitweilig zu vertreten. Aber dieser Fall darf womöglich nicht vorkommen. Jedenfalls muß der leitende Staatsmann alles tun, um seine Nerven vor Überlastung und Zusammenbruch zu bewahren. Wer etwas gern und mit Vergnügen tut, wird übrigens auch unter widrigen Verhältnissen den Humor nicht verlieren und nicht so leicht zusammenbrechen wie derjenige, den nur das Pflichtgefühl zur Arbeit treibt.

Gesundheit, körperliche und seelische Spannkraft ist also für einen Staatsmann noch nötiger als — abgesehen vom Feldherrn — für irgendeinen anderen obersten Führer. Und zwar ist es dabei gleichgültig, ob er zu der heldischen oder händlerischen Art der Staatsmänner gehört. Vor allem anderen aber erfordert jede dieser beiden Arten eine intuitive, geniale Sicherheit in der Kenntnis und Beurteilung der Menschen. Anthropologie und Psychologie des eigenen Volkes und aller fremden Völker, mit denen er zu tun hat, können ihm dabei gute Dienste leisten; die Hauptsache ist aber die praktische Anwendungsfähigkeit solcher wissenschaftlichen Kenntnisse. Es darf bei ihm nicht vorkommen, daß er sich in der Beurteilung der Menschen und Völker, besonders des eigenen Volkes schwer täuscht, daß er ungeeignete oder unzulängliche Kräfte als Mitarbeiter heranzieht und fremden Menschen oder Völkern Eigenschaften unterstellt, die sie nicht oder nicht in dem von ihm angenommenen Maße haben.

Als eine andere wichtige Eigenschaft eines jeden Staatsmannes gilt mit Recht rasche, aus sicheren Instinkten hervorgehende Entschlußfähigkeit. Diese wird auch nie allzusehr auf die Probe gestellt werden, wenn er in seinem Werke tatsächlich lebt und webt, alle Hindernisse und Förderniss, alle ungünstigen und günstigen Umstände seines Wirkens genau beachtet und auf jede Möglichkeit stets vorbereitet ist. Es gibt dann für ihn keine Überraschungen und darum auch keine Momente der Unentschlossenheit. Ein Staatsmann, der sich von den Ereignissen überraschen läßt und Stunden oder gar Tage in Unentschlossenheit zubringt, mag alles andere sein, nur kein leitender Staatsmann. Er begeht ein Verbrechen an seinem Lande und Volke, wenn er diese Eigenschaft wiederholt an sich bemerkt und dann noch im Amte bleibt. Wenn er seine Entschlüsse nicht rasch und instinktiv zu fassen vermag, wenn er lange und peinliche Überlegungen dazu nötig hat — für ihn schon ein schlimmes Zeichen, — dann muß er diese Überlegungen für jeden etwa möglichen Fall schon vorher angestellt haben, also damit im wesentlichen fertig sein, wenn die Notwendigkeit des Entschlusses an ihn herantritt.

Alles das gilt, wie gesagt, für jeden Staatsmann, gleichviel ob heldischer oder händlerischer Art, ob nur Diplomat, oder großer schöpferischer Künstler. Es ist die Grundlage und Voraussetzung jedes erfolgreichen staatsmännischen Wirkens auf irgendeinem Gebiete, in irgendeiner Richtung. Daß dazu außerdem noch eine repräsentationsfähige Persönlichkeit, gute allgemeine Bildung, eine gute Kinderstube, scharfer Verstand, schnelle Auffassung, leichte und sichere Orientierung in allen für ihn in Betracht kommenden Dingen gehört, ist so selbstverständlich, daß darauf wohl kaum besonders hingewiesen zu werden braucht.

Was nun die für die beiden Klassen unterscheidenden Eigenschaften anbelangt, so gehört dazu bei einem Staatsmanne der heldischen Klasse vor allen Dingen Mut und noch einmal Mut und noch einmal Mut.

Wenn alle anderen verzagen, muß er ein Vorbild der Tapferkeit und Unerschrockenheit sein können. Sein Gegenstück von der händlerischen Klasse bedarf des Mutes nicht in dem Maße; ein solcher Staatsmann kann sogar im tiefsten Grunde der Seele ein Feigling sein, wenn er nur durch große Worte und starke Gebärden diesen Mangel verbergen und in harmlosen, unpolitischen Gemütern des eigenen Volkes und der fremden Völker den Eindruck des Gegenteils hervorzurufen vermag. Schauspielerisches Talent und dazu gehörige advokatorische, spitzfindige Rednergabe sind überhaupt das besonders Kennzeichnende des Staatsmannes der händlerischen Klasse. Diese Eigenschaft genügt für ihn meist ganz allein schon zu einer erfolgreichen Wirksamkeit in dem von ihm oder seinen Auftraggebern gewünschten Sinne. Er will ja nicht im eigenen Volke oder gar in den von ihm beherrschten Völkern etwas Gutes, Schönes, Großes erhalten bezw. aufbauen, er will nur aus den dort noch vorhandenen Natur- und Kulturwerten für sich und seine Auftraggeber möglichst großen Nutzen ziehen, sie nach Möglichkeit *ausbeuten*. Er will auch mit seinen Reden niemanden aufrichtig belehren, sondern nur die Anhänger bei der Stange halten, die Widersacher in die Irre führen, die Feinde über sich und sein Tun täuschen. Im Lügen und Betrügen muß ihm darum eine förmliche Virtuosität eigen sein.

Ganz anders der *schöpferische* Staatsmann, der nur der heldischen Klasse angehören kann. Dieser will für sein Volk etwas Positives schaffen. Er muß darum große schöpferische Gedanken, aber auch die Kraft haben, sie zu verwirklichen. Dazu gehört vor allem, daß er seine Mitarbeiter mit seinem Geiste zu erfüllen und zur Wirksamkeit in diesem Geiste anzufeuern vermag. Wie auch weiches Eisen durch einen elektrischen Strom gleich hartem Stahl in einen Magneten verwandelt werden kann, so muß ein echter und rechter Staatsmann durch seine geistige Einwirkung auch schwächeren oder widerhaarigen Charakteren eine im Sinne seines Werkes anziehende, abstoßende und richtende Kraft verleihen können. Schöpferische Gedanken hat mancher andere wohl auch, aber die *Verwirklichungs*fähigkeit macht erst den Staatsmann[1]). Diese Fähigkeit ist bei der staatskünstlerischen Tätigkeit die Hauptsache, und darum hat Bismarck die Politik u. a. auch als „die Kunst des Möglichen" gekennzeichnet. Das konnte er, für den es kaum etwas Unmögliches gab, wohl sagen; wenn aber *kleine* Geister sich auf diesen Ausspruch berufen, dann wird er zum Lotterbette der Bequemlichkeit, der jämmerlichen Schwäche. Der Wille, der leidenschaftliche innere Drang ist in der Staatskunst zwar nicht alles, aber doch das Erste und Letzte, das Alpha und das Omega jeder erfolgreichen Wirksamkeit. Wenn irgendwo, dann gilt hier das Wort: „Wo ein Wille ist, da ist auch ein Weg."

---

[1]) Vergl. die Fußnote auf S. 337 des vorigen Heftes.

Beredsamkeit ist für einen Staatsmann der heldischen Klasse natürlich auch wünschenswert; aber sie muß von ganz anderer als händlerischer Art sein. Große Worte und starke Gebärden wird er nur in wirklich großen Augenblicken finden; aber sie werden dann auch von hinreißender Kraft, von überwältigender Wucht sein. Sie werden dann in den Herzen seines Volkes einen Sturm von echter Begeisterung erwecken, auf die Freunde ermutigend, auf die Feinde niederschmetternd wirken. Man denke dabei an Bismarcks Worte in dem Augenblicke, wo er vom „furor teutonicus" sprach, oder wo er sagte: „Wir Deutsche fürchten Gott und sonst nichts in der Welt." Bei ihm waren das nicht bloß Worte und Gebärden. Das schlecht verhehlte Erzittern der Feinde bewies, daß man hinter solchen großen Worten gegebenenfalls auch große Taten — Heldentaten vermutete.

Seitdem sind wir in dieser Hinsicht von seiten unserer Staatsmänner nicht verwöhnt worden. Wir haben von ihnen dann und wann wohl auch große Worte gehört; aber die Hörer im Inland und Ausland hatten nicht den Eindruck, daß dahinter gegebenenfalls auch die Tat stehen würde. Oft genug waren aber selbst die Worte den äußern und innern Feinden gegenüber recht matt und schwach. Das galt besonders während dieses Krieges, wo es so viele Gelegenheiten gab, bei denen starke, sogar sehr starke Worte nur zu gut am Platze, manchmal geradezu notwendig gewesen wären. Würden nicht auch in dieser Hinsicht der Kaiser und unsere großen Führer in der Armee und Marine vikarierend eingetreten sein, dann würde es schlecht um uns stehen. Daß solche gelegentlichen Worte, die uns so not taten, wie das liebe Brot, ja nötiger als das — der Mensch lebt nicht vom Brote allein — von seiten sogenannter „auch deutscher" Zeitungen und Parteimänner getadelt wurden, läßt den Psychologen tief in die Seele der Hintermänner dieser gehorsamen Werkzeuge blicken. Freunde unseres Volkes und Feinde seiner Feinde können solche Tadler unmöglich sein. Hätte man sie nicht in anderer Hinsicht als raffiniert klug kennen gelernt, dann müßte man sie für Angstmeier oder unheilbare Toren halten. Sie sind jedenfalls nicht so, wie sie in einem Artikel der Zeitschrift: „Deutsche Politik" unter dem Titel: „Standhaft und rechtschaffen" von sich sagen: „Wir sind knorrig, aber (!) sittlich, wir sind leichtgläubig, aber (!) ehrlich, wir sind gescheit, aber (!) unerfahren."

Kommen wir nun zu den sittlichen Eigenschaften des Staatsmannes, so sind die der händlerischen Klasse eigentümlichen schon hinreichend gekennzeichnet. Auch in dieser Beziehung kann die Verstellung, Heuchelei, Schauspielerei die vorhandenen Mängel vollkommen ersetzen, wenn auch zugegeben werden soll, daß händlerische Staatsmänner nicht immer nur Gauner und Gaukler, sondern im Privatleben manchmal auch ganz anständige Menschen sein können. Notwendig ist diese Eigenschaft bei ihnen aber nicht.

Genau das Gegenteil gilt hier wieder vom Staatsmann der heldischen Klasse. Er kann nicht nur, er muß sogar ein sittlich einwandfreier Mann

sein. Etwaige Fehler in dieser Hinsicht dürfen hier jedenfalls nicht seine öffentliche Tätigkeit beeinflussen, müssen reine Privatangelegenheiten bleiben. Andererseits darf er sich aber auch im Kampfe mit Gaunern und Gauklern nicht zum Sittlichkeitsnarren machen. Dadurch würde er bei seinen händlerischen Gegenspielern in Feindesland nur der Lächerlichkeit anheimfallen und nicht das mindeste erreichen. Vielmehr würde man sein Narrentum nach Möglichkeit auszunutzen suchen. Sein Wahlspruch muß also sein: „À gentilhomme — gentihomme; à corsaire — corsaire et demi." Auch in dieser Hinsicht war Bismarck ein unübertroffenes Vorbild. Man fürchtete ihn in Feindesland wie das höllische Feuer, und erst nach seinem Tode, als er keinem Feinde mehr schaden konnte, haben die anständig Gesinnten auch unter den Feinden ihm Gerechtigkeit widerfahren lassen. Das gilt freilich nur von den äußern Feinden. Die innern haßten auch nach dem Tode noch seinen Geist und suchten diesem Abbruch zu tun, weil sie seine Wirksamkeit noch immer fürchteten. Bismarcks Werk wäre vielleicht nicht durch den größten und furchtbarsten aller Kriege in Frage gestellt worden, wenn nicht nur die äußeren, auch die inneren Feinde rechtzeitig erkannt und niedergerungen worden wären. Auch Bismarcks Sturz ist vielleicht nicht nur von innern, auch von äußern Feinden, namentlich von den Engländern herbeigeführt worden.

Schon im Februarheft 1916, Seite 572, wurde die Frage aufgeworfen, ob die Begabungen des Feldherren und des Staatsmannes sich miteinander vertragen und in einer Person vereinigt sein können.

Für den Staatsmann der heldischen Klasse zeigt die Geschichte in der Tat, daß die Vereinigung nicht bloß möglich, sondern, falls die Persönlichkeiten Monarchen waren, fast die Regel bildet. Kriegskunst und Staatskunst im echten Sinne scheinen also Geschwister zu sein. Bei Friedrich dem Großen war der Staatsmann wohl noch größer als der Feldherr, ebenso wohl bei Julius Cäsar. Bei Alexander dem Großen und Napoleon dagegen mag das Verhältnis der Begabungen umgekehrt gewesen sein. In früheren Zeiten war ja auch die Staatskunst wie die Kriegskunst vergleichsweise einfach, eine Vereinigung in einer Persönlichkeit also auch darum schon eher möglich als heutzutage.

Trotz alledem bietet ein genialer General oder Admiral auch heutzutage noch eine bessere Aussicht auf einen erfolgreichen Staatsmann als unter sonst gleichen Umständen Personen anderer Berufsarten. Es müßte denn sein, daß ein Land militärisch geschlagen wäre und suchen müßte, durch Gaunerei und Gaukelei seiner Unterhändler möglichst günstige Friedensbedingungen für sich zu ergattern. Da ist denn ein Händler besser am Platze als ein Held. Damit soll aber nicht etwa gesagt sein, daß dann auch auf der anderen Seite ein Händler die Sache besser machen würde als ein harter, unerbittlicher Kriegsmann. Ein solcher wird sich jedenfalls bei der versuchten Abhandlung militärischer Notwendigkeiten

widerstandsfähiger erweisen, als ein händlerischer Gegner, noch dazu einer, der mit seinem sogenannten Widerpart viele gemeinsame Interessen und Berührungspunkte hat, der das feindliche Land vielleicht gerade darum militärisch, politisch, wirtschaftlich gar nicht gern allzusehr geschwächt und das eigene Land allzusehr gestärkt sieht. Ein General oder Admiral als Friedensunterhändler und führender Staatsmann während dieser Zeit wäre darum jedenfalls für uns besser am Platze, als etwa ein früherer Bankdirektor oder sonstiger Parteigänger des internationalen Großkapitals[1]).

Es bleibt nun noch die Frage zu beantworten, wo sonst noch — außer unter genialen Kriegsmännern — wirkliche Staatsmänner der heldischen Klasse am wahrscheinlichsten gefunden werden, und unter welcher Regierungsform sie sich am besten auswirken können.

Bekanntlich ist in letzter Zeit, gerade als der Mangel an talentvollen Diplomaten und leitenden Staatsmännern sich bei uns in Deutschland am brennendsten fühlbar machte, von seiten einer gewissen Presse geklagt worden (wohl mehr heuchlerisch als aufrichtig), daß bei uns der „Adel" noch immer allzusehr im Staatsdienst bevorzugt werde. Ja — aber was ist es denn für ein „Adel", der dafür gerade in letzter Zeit fast ausschließlich in Betracht gekommen ist? Mit Recht schrieb schon im letzten Aprilheft dieser Zeitschrift Kurd v. Strantz in bezug hierauf:

„Unsere Diplomaten setzen sich zum wesentlichen aus reichen und mindestens wohlhabenden Leuten zusammen. Die Verschiebung des Reichtums aus den Kreisen des alten Adels in die neue Schicht des Handels und der Industrie hat dazu beigetragen, daß dieser neue Adel die größte Rolle in der Diplomatie spielt. Es ist aber eine alte Erfahrung, daß der bloße Geldadel schlechter als der Geburtsadel ist. Es kommt hinzu, daß die tüchtigsten Kräfte der neuen Schicht in ihrem alten Gewerbe bleiben, während eitle und ehrsüchtige Mitglieder sich einem bequemen und glanzvollen Berufe lieber widmen."

Nach den Erfahrungen, die mit den Vertretern dieser Gesellschaftsschicht gemacht worden sind, scheint es also doch, als ob der gute, alte Geburtsadel, dem die Stein und Bismarck entstammten, auch für die Staatskunst — nicht bloß für die Kriegskunst — noch immer ein besseres Gremium für die Auslese der Tüchtigsten bildet, als jener neugebackene Geldadel oder die besondere Schicht des Bürgertums, der er entsprossen ist. Vorausgesetzt ist dabei natürlich, daß auch der alte Adel für diese Auslese nur soweit in Betracht kommen darf, als seine Stämme noch gesund und kräftig, noch nicht durch zu enge Inzucht verkümmert oder durch Überkultur an Leib und Seele verbraucht sind. Ebenso ist dabei als selbstverständlich angenommen, daß der Adel nach Blut und Gesinnung noch fest in seinem Volke und dessen Überlieferungen wurzelt, daß er noch nicht

[1]) Vergl. „Klassenimperialismus und gesamtvölkische Machtpolitik" im vorigen Hefte.

international verseucht oder gar im übelsten modernen Sinne verhändlert ist. Mit diesen Einschränkungen jedoch ist der Geburts- und auch der Verdienstadel, der auf Grund von großen Verdiensten um Staat und Volk — nicht von großen Geldverdiensten — entstanden ist und immer von neuem entsteht, zu allen Zeiten und bei allen Völkern der natürliche Führerstand gewesen. Es ist darum auch nur natürlich, daß er zuerst und zunächst für die Auslese der Führer im Kriegs- und Staatsdienst in Aussicht genommen wird. Darin hat ja eben zu allen Zeiten und bei allen Völkern die Daseinsberechtigung eines solchen Standes gelegen. Warum sollte das in unserer Zeit mit einem Male anders geworden sein? Ist die menschliche Natur etwa anders geworden, oder sind deren biologische Vererbungs- nnd Entwicklungsgesetze nicht dieselben geblieben?

Daß Staatsmänner der händlerischen Klasse im echten Geburts- und Verdienstadel nicht häufig, vielleicht überhaupt nicht vorhanden sind, mag zutreffen. Aber sind wir denn auch bei uns in Deutschland schon so weit gekommen, daß wir uns nur noch durch Gaunerei und Gaukelei in der Welt notdürftig behaupten können? Dieser größte und furchtbarste aller Kriege, den wir gegen eine Welt von Feinden siegreich bestanden haben, ist doch wohl Beweis genug, daß Deutschland sich auf seine gesunden Kräfte noch immer verlassen kann. Wir haben also noch nicht nötig, unsere Innen- und Außenpolitik im Sinne fortschreitender Verhändlerung zu orientieren. Wir brauchen darum als politische Führer noch keine Staatsmänner der händlerischen Klasse.

Damit soll natürlich nicht gesagt sein, daß gute bürgerliche und bäuerliche Familien für die Auslese der Staatsmänner überhaupt ausgeschlossen sein sollen. Aus dem Bauernstande stammen ja doch schließlich alle, vom Fürsten bis zum Handarbeiter, und unser Bürgertum ist ja doch zum Glück noch nicht durchweg im übeln, internationalen und plutokratischen Sinne verhändlert. Industrie und Handel sind ja doch bei uns noch nicht durchweg Selbstzweck geworden. Noch immer dienen beide bei uns großen-, ja vielleicht größtenteils als Mittel zum Zwecke der Förderung des Gesamtwohls, der Macht und Wohlfahrt des ganzen Gemeinwesens, nicht den selbstsüchtigen Zwecken gewisser Einzelner und Gruppen, die in der ganzen Welt eine einzige, von Volk und Vaterland trotz aller gelegentlichen Phrasen im tiefsten Innern nichts wissen wollende Klasse[1]) bilden. Auch soll keineswegs bestritten werden, daß für gewisse (mehr wirtschaftliche und gewerbliche) Führerstellen im Staate das höhere Bürgertum besser als der Geburts- und Verdienstadel geeignet ist. Man soll eben jeden Einzelnen und jeden Stand hinsichtlich der Führerauslese nach seinen besonderen Fähigkeiten behandeln, soll gerade in dieser Hinsicht alles andere eher als schematisch verfahren. Es liegt aber System in

[1]) Vergl. „Klassenimperialismus und gesamtvölkische Machtpolitik". Letztes Oktoberheft dieser Zeitschrift.

jener ungerechten Herabsetzung, ja Verleumdung des Adels, und das wird von einer gewissen Presse, wie gesagt, mehr heuchlerisch als aufrichtig in Szene gesetzt. Man will damit eben der allgemeinen Verhändlerung in Staat und Gesellschaft auch bei uns Vorschub leisten. Vielleicht spielt dabei auch das feindliche Ausland eine größere Rolle, als unser politisch — ach so naives Volk ahnt. Mit dem Adelstand will man zugleich auch den Fürstenstand, die Monarchie treffen; denn diese bildet, soweit sie noch echt ist, zurzeit das einzige Hindernis der allgemeinen Verhändlerung, der unbeschränkten Herrschaft des Mammonismus.

Alles das mußte einmal gesagt werden, um jenes von einer sonst in jeder Hinsicht so „vorurteilsfreien" Presse erhobene Vorurteil gegen den Adel auf seinen eigentlichen Ursprung zurückzuführen und die damit verbundene Absicht zu kennzeichnen.

Freilich ist mit all dem Vorausgegangenen noch immer nichts über die Grundsätze gesagt, nach denen die Auslese im einzelnen vorgenommen werden soll. Manche werden dabei wieder an bestimmte Hochschulkurse und bestimmte Prüfungszeugnisse darüber denken. Davon möchte ich jedoch dringend abraten. Unser Volk ist in dieser Hinsicht schon geprüft genug. Gewiß könnte auch in der Vorbildung zum Staatsdienst vieles besser gemacht werden, und davon kann vielleicht später einmal in diesen Blättern die Rede sein. Es ist das eine Aufgabe für sich. Aber auch wenn diese Vorbildungsfrage in der denkbar besten Art und Weise gelöst würde, so wäre damit noch nicht alles gewonnen. Auch das beste Prüfungszeugnis bietet noch lange keine Gewähr dafür, daß der Inhaber auch im praktischen Leben die Prüfung bestehen wird. Das gilt für die staatsmännische Praxis noch mehr als für jede andere, und darum dürfen hier bei der letzten Auslese nur tatsächliche Leistungen in Betracht kommen. Solche Leistungen können aber auch außerhalb des eigentlichen Staatsdienstes, wenn sie nur ihrer Art nach mit ihm verwandt sind, als genügend angesehen werden, um im Notfalle Versuche mit den betreffenden Persönlichkeiten zu machen. Ein solcher Wettbewerb mit Außenseitern ist auch in anderer Beziehung nur empfehlenswert. Er wirkt auf die eigentlichen Zunftgenossen anspornend, belebend ein, schützt diese vor bürokratischer Einseitigkeit und Überschätzung bloßer Schulgelehrsamkeit. Warum überhaupt die bürokratische Stufenleiter, unhöflicherweise auch „Ochsentour" genannt, für die Ausbildung und Auslese leitender Staatsmänner der denkbar ungeeignetste Apparat ist, wurde schon im letzten Aprilheft auf Seite 14—15 ausführlich dargelegt, so daß ich hier wohl nicht noch einmal darauf einzugehen brauche. An diesem Apparate können wohl vortreffliche Werkzeuge, aber keine Werkmeister herangebildet werden; es sei denn, daß man in der Regierung und Verwaltung das mechanistisch-bürokratische[1]) Prinzip

[1]) Vergl. Septemberheft 1917, S. 286.

mehr und mehr aufgäbe, mehr und mehr dezentralisierte und so der Selbsttätigkeit der höheren Regierungs- und Verwaltungsbeamten einen größeren Spielraum ließe.

Ja — so wird man fragen — wo sollen dann aber *jetzt*, nicht erst in späterer Zeit, die als leitende Staatsmänner gegebenenfalls in Betracht kommenden Persönlichkeiten gefunden werden?

Darauf gab ich, abgesehen von gewissen, schon vorher erwähnten Generälen und Admirälen, im letzten Aprilheft auf Seite 15 folgende Antwort: „Nun — jede *selbständige, selbstverantwortliche* Tätigkeit in irgendeinem ehrenwerten Berufe, sei es Landwirtschaft, sei es Industrie, sei es Handel oder irgendwelcher freie geistige Beruf, ist eine bessere Ausbildungs- und Auslesegelegenheit der zum leitenden Staatsmann erforderlichen Fähigkeiten, als der heutige Bürokratismus. Alle freien Berufe stellen ihre selbständigen und selbstverantwortlichen Geschäftsleiter fast jeden Tag vor rasche, weittragende Entschlüsse, lehren sie Erfolgsmöglichkeiten schon von ferne erspähen, Mißerfolge, Verluste noch rechtzeitig abwenden. Ebenso erfordern sie, genau so wie der militärische Beruf, seelische Spannkraft, praktischen Blick und Menschenkenntnis, wenn auch nicht alle den geistigen Gesichtskreis in gleichem Maße erweitern."

„Freilich" — so bemerkte ich hierzu schon damals — „gehören zu einem leitenden Staatsmann außer diesen Fähigkeiten auch noch andere, höhere, die genau so angeboren sind, wie die für erfolgreiche Ausübung irgendeiner anderen höheren Kunst erforderlichen Eigenschaften." Die Schwierigkeiten der Auffindung solcher Männer bleiben also, vorausgesetzt, daß sie überhaupt vorhanden sind, noch immer groß genug, selbst wenn sie sich vorher der Öffentlichkeit oder einem kleinen auserwählten Kreise irgendwie bemerkbar machen. Immerhin wird man zugeben müssen, daß die vorausgegangenen Erörterungen wenigstens etwas dazu beitragen können, die zur politischen Führung am besten geeigneten Männer zu finden und beim Suchen völlig ungeeignete zu vermeiden. Vorhanden sind wirkliche politische Führer der *heldischen* Klasse in unserem Volke auch jetzt schon. Ich wüßte eine ganze Reihe davon, werde mich aber natürlich hüten, ungefragt bestimmte Namen zu nennen. Wer ehrlich und aufrichtig bestrebt ist, seinem Volke wirklich zu nützen und sich in dieser Beziehung nicht von äußern oder innern Feinden beeinflussen zu lassen, wird die rechten Männer schon finden können. Unser Volk hatte in diesem furchtbaren Kriege bis jetzt für *alles* Spezialisten. Warum sollte das in dem einzigen Falle der staatsmännischen Führung *nicht* zutreffen?

„Aber wie ist es denn in dieser Beziehung" — *die* Frage werden manche schon lange auf den Lippen haben — „mit der *parlamentarischen* Tätigkeit?"

Daß diese für die Auffindung von Staatsmännern der *händlerischen* Klasse außerordentlich geeignet ist, will ich nicht im mindesten bestreiten.

Darum sind ja auch die plutokratischen Machthaber in den heutigen demokratischen Republiken (mit oder ohne monarchisch verbrämte Dekorationsstücke) so sehr für den Parlamentarismus und die parlamentarische Regierungsform. Ganz natürlich: sie finden auf diese Weise am leichtesten und bequemsten die für ihre staats- und volksausbeuterischen Zwecke am besten geeigneten oder jedenfalls am wenigsten hinderlichen Werkzeuge. Der ganze moderne Parlamentarismus, vornehmlich der mit demokratischer Aufmachung, ist ja nichts weiter als ein besonders raffiniertes Mittel zum Zwecke des Volksbetrugs. Darüber besteht unter den Wissenden gar keine Meinungsverschiedenheit mehr. Zu diesen Wissenden gehören zweifellos auch die heutigen plutokratischen Machthaber und ihre bewußten Helfershelfer, wenn sie sich auch auf das sorgfältigste hüten, ihr Wissen auszuplaudern. Sogar im engsten Freimaurerkreise werden sie kaum darüber sprechen, aber jeder von ihnen weiß sicher, was er an der parlamentarischen Regierung unter demokratischer Maske hat: nämlich das, was er braucht. Denn sich selbst um die Regierung der auszubeutenden Staaten und Völker zu bekümmern — dazu sind diese Art von absoluten Herrschern zu bequem; auch erscheint ihnen das angesichts der damit verbundenen Verantwortung zu gefährlich. Sie bleiben darum am liebsten ungesehen und ungehört im Hintergrunde, oder schweben höchstens über der Regierung wie „der Geist über den Wassern"; nur ist es in diesem Falle nicht der Geist Gottes, sondern der des Teufels, und was zuletzt daraus wird, ist nicht ein Kosmos, sondern ein Chaos.

Schon die ganze Art der demokratisch-plutokratischen Wahlmache und die ihr vorausgegangene suggestive Einwirkung auf das Volk, die in der Schaffung eines bestimmten „Zeitgeistes" gipfelt, sorgt dafür, daß auf diesem Wege kein halbwegs schöpferischer oder erhalterischer (konservativer) Staatsmann der heldischen Klasse, dem das Wohl seines Volkes aufrichtig am Herzen liegt, in das Parlament und damit an die Regierung kommt. Eher könnte ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als daß ein solcher Mann auf solchem Wege in plutokratisch-demokratischen Republiken an die Stelle seines Wirkens gelangt. Wäre das Wunder aber trotzdem geschehen, dann würde der Erwählte nicht lange an seinem Platze bleiben. Sein Erstes müßte ja sein, die eigentlichen, im Hintergrunde lauernden Machthaber von ihren goldenen Thronen zu stürzen, und das würden sie sich natürlich nicht gefallen lassen. Sie würden also zuerst das Parlament, und wenn das nichts hülfe, das ganze Volk durch ihre bezahlten Helfershelfer solange aufwiegeln lassen, bis ihm das Vertrauen entzogen und ein anderer ihnen genehmer an seine Stelle gerückt wäre.

Ist es also den plutokratischen Machthabern erst einmal gelungen, in einem Volke die parlamentarische Regierungsform einzuführen, dann muß dieses Volk jede Hoffnung aufgeben, jemals anders als auf händlerische Weise regiert zu werden. Dann hat der letzte Akt in jener Tragikomödie begonnen,

wo von Gaunern und Gauklern unter den Masken von „Freiheit", „Fortschritt", „Zivilisation", „Menschlichkeit" usw. um die heiligsten Güter eines Volkes gespielt und diese immer mehr verspielt, vergeudet, vernichtet werden. Die Katastrophe, der Schlußeffekt kann sich dann vergleichsweise noch lange hinziehen, falls das Hauptvolk über bedeutende Natur- und Kulturkräfte verfügt und immer neue Völker, neue Länder ins ausbeuterische Spiel gezogen werden. Der Zusammenbruch des Ganzen muß aber so sicher wie das Amen in der Kirche erfolgen, wenn der letzte Akt erst einmal begonnen hat. Wie schon in der Fußnote auf Seite 337 des vorigen Heftes bemerkt, ist der demokratische Plutokratismus samt der dazu gehörigen parlamentarischen Regierungsform nur die Auswirkung einer innern Krankheit, die man die Verhändlerungsseuche nennen kann. Ihr Verlauf ist anfangs schleichend, wird aber gegen das Ende hin akut und führt dann rasch zum Zusammenbruch des von der Krankheit erfaßten staatlich-volklichen Organismus.

Sollte es auch bei uns in Deutschland bis zur Einführung der parlamentarischen Regierungsform kommen, dann könnte als Inschrift vor den Eingang des Reichstagspalastes wie vor die Pforten der Danteschen Hölle geschrieben werden: „Laßt alle Hoffnung fahren!"

Wenn man schon nicht vermeiden kann, den breiten Massen des Volkes einen Anteil an der Führung der Politik zu bewilligen, dann darf das nicht so weit gehen, daß diese leicht zu betörenden Massen, wenn auch nur dem Namen nach, die Macht haben, direkt oder indirekt die Regierung ein- und abzusetzen. Das wäre kein Anteil mehr, sondern das Ganze, die absolute Gewalt und das noch dazu in den Händen der Volksverführer. Auf diese Weise können andere Staatsmänner als solche der händlerischen Klasse in heutiger Zeit überhaupt nicht ans Ruder kommen.

Das vergleichsweise Beste für uns ist also auch in heutiger Zeit noch immer die echte und rechte, wenn auch konstitutionell beschränkte Monarchie. Hier können auch geniale Staatsmänner der heldischen Klasse am leichtesten, einfachsten, schnellsten an ihren Platz kommen, sich dort am längsten halten und am besten sich auswirken, vorausgesetzt natürlich, daß der Monarch nicht geradezu gegen sich selbst wütet, was ja aber wohl kaum vorkommen kann.

Freilich kann auch in einer wirklichen Monarchie einem leitenden Staatsmanne durch höfische oder sonstige Ränke das Leben oft recht schwer gemacht werden. Ist aber der Monarch auch nur einigermaßen ein Monarch, dann wird der leitende Staatsmann, der das Vertrauen seines allerhöchsten Herrn und des besten Teils seines Volkes genießt, sich doch recht lange, jedenfalls unvergleichlich viel länger als der geschickteste Parlamentsminister am Platze halten können. Das Beste wird natürlich sein, wenn der Monarch selbst ein großer Staatsmann der heldischen Klasse ist. Dann ist er zeitlebens unabsetzbar, und was er

dann in einem langen Leben für sein Volk Gutes, Schönes, Großes wirken kann, — das ist so unermeßlich, daß dagegen die Arbeit sämtlicher Parlamente aller Zeiten und aller Völker, auch wenn dahinter keine plutokratischen Machthaber lauerten, zur Bedeutungslosigkeit herabsinkt. Dieses große, unschätzbare Glück wird freilich einem Volke nur selten beschieden sein; aber auch wenn ein Monarch nur das Durchschnittsmaß der in seiner Familie erblichen Begabung erreicht, wird sein Volk mit ihm immer noch weitaus besser als mit einer parlamentarischen Regierung von normalem Durchschnittsmaße fahren.

Die Zeit, wo das von jedem politisch halbwegs Urteilsfähigen eingesehen wird, ist vielleicht gar nicht mehr so fern, wie es den Anschein hat. Der jetzige Krieg hat in dieser Beziehung wie ein ungeheueres Wetterleuchten gewirkt, hat das wahre Gesicht der händlerischen Staatskunst auch vergleichsweise blöden Augen erkennbar gemacht. Ihr Gegenpol: die aufbauende bezw. erhaltende Staatskunst wäre vielleicht gar nicht so schwer, wenn die Völker meist nicht so entsetzlich dumm, nicht für alles andere eher als für ihr eigenes Heil empfänglich wären. Eben darum hat es ja auch die händlerische, die negative, abbauende, zehrende und zuletzt zerstörende Staatskunst so unendlich viel leichter. Wer auf die Torheit der Völker spekuliert, ist noch immer auf seine Rechnung gekommen. Allerdings hat es auch Monarchen gegeben, die politisch noch harmloser, noch dümmer als ihr Volk waren. Ist das der Fall, dann wird der Teufel natürlich um so leichteres Spiel haben, und dann hat es gar keinen Zweck mehr, auch nur einen Finger zur Rettung eines solchen Gemeinwesens zu rühren. Fast scheint es, als ob dieser Fall für das heutige Rußland zuträfe.

Hoffen wir, daß unser deutsches Volk sich diese furchtbare Lehre der Geschichte, die es ja selbst mit erlebt hat, zu Herzen nimmt, seinen Verführern noch zur rechten Zeit einen Fußtritt gibt und wieder insgesamt den Führern vertraut, denen es seine alles in der Welt überragende Macht zum Heile der ganzen Menschheit verdankt. Freilich dürften dann auch unsere Monarchen ihre Völker in der höchsten Not nicht verlassen, müßten Treue mit Treue lohnen. Das ist ja aber eine Sache, die sich bei uns in Deutschland zum Glück bisher noch immer von selbst verstanden hat.

Deutschland und Japan.

Contreadmiral a. D. Foß.

Im Jahre 1913 erschien bei Mittler & Sohn, Berlin, ein groß angelegtes umfangreiches Werk über Japan, das den Kgl. Bayerischen Major Haushofer zum Verfasser hat. Es führt den Titel „Dai Nihon“. Nach allen irgend denkbaren Richtungen hin hat Haushofer in demselben Land und Leute, ihre Einrichtungen, ihr Wesen und Fühlen in meisterhafter

Weise geschildert. Ein achtjähriger Aufenthalt im Lande der aufgehenden Sonne, großes schriftstellerisches Können und eine außergewöhnliche Beobachtungsgabe haben den deutschen Stabsoffizier befähigt, die Aufgabe in besonders glücklicher Art zu lösen, die er sich gestellt hatte. Für die Gegenwart ist der letzte Hauptabschnitt „Politik" von besonderem Interesse und in diesem hinwiederum der Teil, der das Verhältnis zu Deutschland behandelt. Ich möchte hier einen Teil der dort niedergelegten Anschauungen wiedergeben und daran einige Betrachtungen knüpfen.

Haushofer warnte schon damals vor der deutschfeindlichen Stimmung im Lande und in der Presse Japans. Als Grund gibt er mehrfach den deutschen Eingriff bei den Friedensverhandlungen von Schimonoseki an und das Kunstblatt „Völker Europas schützt eure heiligsten Güter". Zu Hollebens Zeiten sei jeder Deutsche ipso facto beliebt gewesen; das sei langsam aber stetig verloren gegangen. Dann fährt er fort: „Ein Bild, das den friedlichsten Religionsstifter in der Haltung der Weltflucht und Vertiefung in sich selbst, von einer Eroberungsbrandwolke umgeben, im Anzuge gegen eine Schar uneiniger christlicher Walküren zeigt, ist von Händen, die dabei ihre Rechnung fanden, weithin im Osten verbreitet worden. Zuweilen, wenn die Wunde sich schließen will, taucht es in billigen Reproduktionen in kleinen anglo-japanischen Zeitschriften wieder auf, denn es soll nicht vergessen werden. Es soll den Leuten diesseits und jenseits des Gelben Meeres immer wieder die tiefe innere Abneigung der deutschen leitenden Personen gegen sie vor Augen führen, damit anderer europäischer Schutz eine aufdringliche Folie gewinne. Das Wort von der „gelben Gefahr" ist einmal geprägt. Es ist in Wahrheit viel lebendiger bei den Angelsachsenvölkern als in deutschem Munde; aber kluge Pressearbeit hat bewirkt, daß es bei aller Kaufkraft in Amerika und im britischen Kolonialreiche auf deutsche Kosten im Umlaufe bleibt. . . . Schimonoseki gegenüber ist die Auffassung weiter guter japanischer Kreise die, daß Rußland durch natürlichen Wettbewerb, Frankreich ungern als Rußlands Verbündeter zum Eingreifen gekommen seien. Aber bei Deutschland, das wie England eigentlich kein zwingendes Interesse daran gehabt habe, müsse die tödliche Beleidigung aus einer Art innerer Feindseligkeit entsprungen sein, von der man völlig überrascht wurde. Dazu kam, daß die Regierung entschlossen war — wenigstens glaubt das der größte Teil der japanischen Offiziere, — gegen Frankreich und Rußland mit ihrem gerechten Anspruch auf das Eroberte durchzuhalten und Grund zu haben schien, einer nicht direkt unfreundlichen Haltung Deutschlands dabei sicher zu sein. Um so schwerer kam die Überraschung, daß auch Deutschland ihm in den Arm fiel, die das Nachgeben erzwang. Weit verbreitete japanische Pressestimmen haben das bei der zweiten Eroberung von Port Arthur vergossene Blut auf deutsche Rechnung gesetzt. Die Verbitterung von damals ist in alle Schulbücher übergegangen, macht sich gelegentlich sogar unter Kindern

Luft und gibt jetzt bei Männern Empfindungen wieder, die sie damals im eindrucksfähigsten Alter eingesogen haben. Es ist eine Eigenschaft schon des japanischen Privatlebens, selbst kleine, anscheinend aus feindlicher Gesinnung oder abholdem Gemüt fließende Beleidigungen schwerer zu nehmen, als von widerstreitendem Interesse gebotene feindliche Angriffe. Ähnlich empfindet das Volk als Ganzes. Es ist bei aller Höflichkeit in der Miene von nachtragender Art. Deshalb steht Schimonoseki heute noch schwarz auf der Abrechnung mit Deutschland, während der Posten auf der franko-russischen weit mehr angeglichen erscheint. Die hier berichtete ... Gesinnung verdiente, daß man ihr im amtlichen Verkehr mehr Rechnung trüge. Zu große Wohltaten oder Geschenke, derb oder gar wegwerfend gereicht, verletzen ..., kleine harmlos gemeinte Freundlichkeiten verpflichten sie stärker, als man meint, auch zu schneidige Äußerungen, vielleicht gut gemeinter Spott, herablassende Allüren und unnötige, andernorts für selbstverständlich gehaltene Härten in Ton und Ausdruck werden schärfer empfunden. In unserem amtlichen Verkehr landläufige Schroffheiten, bei uns oft nur als sachliche Kürze gedacht, bilden Ursachen dauernder und tiefer Verstimmung und eines Mißtrauens, das für Generationen auch durch großes sachliches Entgegenkommen nicht wieder zu beseitigen ist. Das „suaviter in modo" ist in Japan noch wichtiger als zu Hause, dem „Fortiter in re" steht man dann ganz verständnisvoll gegenüber, wenn nur die Ehre und die Form gewahrt bleiben. Deshalb ist Schimonoseki und manches andere von Deutschland am schmerzlichsten empfunden worden und hat uns oft mehr an Imponderabilien gekostet, als die Sache erfordert hätte. Der im Osten so starke Einfluß der angelsächsischen Presse tat natürlich nichts, um solche Auffassung zu ändern und so ist es eine Tatsache, daß, unbeschadet der Achtung und Liebe für deutsche Wissenschaft und eines gewissen Sympathiegefühls in einigen Regierungs- und Heereskreisen, die deutsche Großmacht als solche in allen Äußerungen naiver Massenempfindung die unbeliebteste ist, unbeliebter als das geschlagene Rußland, das nun Geld gebende Frankreich, das noch verbündete England, äußerlich auch viel häufiger verdächtigt, mehr angegriffen als der voraussichtliche nächste Gegner im friedlichen oder andern Ringen über dem Großen Wasser. Einmal freilich wehte ein anderer Wind ... das war, als Deutschland und Österreich in dem bosnischen Streit treu zueinander standen und der Unterschied zwischen Bündnis und Entente klar ward. Es hat deutsche Blätter gegeben, die kühle Witzworte für die „Nibelungentreue" fanden. Wer das Wetterleuchten im überseeischen Auslande unter fremdem Volke erlebt hat, wird anders darüber denken. Denn er erfuhr von dem Eindrucke dort, daß seit den stolzesten Tagen des Reiches nichts mehr in den Augen des Auslandes so den Staub und Rost, die dick darauf lagen, von unserm Waffenkleide gefegt hat, wie dieser Sturm. Damals horchte man drüben auf: Also hier gibt es Leute, die ein Bündnis wirklich halten, die einem Freunde in

der Not die Treue bewahren, auch wenn eigene Lebensinteressen nicht dazu zwingen, auf deren Wort man sich verlassen kann, das gibt es noch?! Das wären Leute für uns — aber sie mögen uns ja nicht . . . und so gingen die Wochen, in denen ein frischer Wind die künstlichen Nebel zerfetzt und das wirkliche Gesicht der Dinge gezeigt hatte, vorüber . . . ungenutzt." — So der Verfasser.

Wem wallte beim Lesen dieser Zeilen das Blut nicht höher in Entrüstung darüber, was hier von maßgebender deutscher Seite gesündigt worden ist? Hier sehen wir einmal nicht das ängstliche Zurückweichen gegenüber fremder Anmaßung, wie wir es gewohnt sind, anderswo zu finden, sondern ein töricht taktloses, herausforderndes Verhalten, für das deutsche Interessen die Zeche zu bezahlen hatten. Es mutet an, wie das Benehmen eines unreifen Jungen, der einem vornehmen Herrn einen derben Schlag mit der flachen Hand über den verlängerten Rücken versetzt, bloß um sich bemerkbar zu machen. Daß in den ersten Tagen des August 1914 weite Kreise in unserm Vaterlande damit gerechnet haben, Japan werde sich auf unsere Seite stellen, läßt erkennen, wie wenig unterrichtet man bei uns über das gewesen ist, was deutscherseits diesem empfindlichen Volke gegenüber verfehlt worden war. Die Quittung über diese politischen Sünden erfolgte einige Wochen später; sie kosteten uns Tsingtau und unsere Südseekolonien. Keiner unserer Feinde hatte ethisch so gerechtfertigten Grund, uns mit der Waffe gegenüber zu treten, wie die Japaner. Im übrigen ist dieses Volk das einzige unter unsern Gegnern gewesen, bei dem im allgemeinen während des Krieges ein dem unsern ähnlicher Zug von Ritterlichkeit in die Erscheinung getreten ist. In jedem Millionenheere gibt es natürlich rohe Elemente, die zu Ausschreitungen neigen. Maßgebend für die Beurteilung eines Heeres ist in dieser Hinsicht, ob die Offiziere derartige Gelüste zu bändigen imstande und willens sind. Man vergleiche in dieser Hinsicht das Benehmen der Japaner in Tsingtau und das der Franzosen während des ganzen Krieges, im besonderen ihr Verhalten im Elsaß, oder das der Russen in Ostpreußen. Kämen die Engländer in deutsche Lande, so ist nach ihrem Benehmen in den zahlreichen früheren Kriegen Englands anzunehmen, daß sie ihre Vasallen an Roheit noch weit übertreffen würden. Tommy Atkins hat Krieg stets als eine willkommene Gelegenheit angesehen, ungestraft rauben und plündern zu dürfen. Business as usual. Kein britischer Offizier hat jemals Neigung verspürt, solchem Treiben seiner Untergebenen Zügel anzulegen; im Gegenteil, er hat mitgeraubt.

Ob eine so niedrige Einschätzung Japans als etwaiger Verbündeter für uns gerechtfertigt war, ergibt eine sehr einfache Betrachtung: König Edward VII. hatte Rußland und Frankreich für Deutschlands Vernichtung gewonnen. Das wußte man in Deutschland oder hätte es wissen müssen. Ob es der Fall war, erscheint allerdings fraglich, wenn man sich der Selbstanklage Bethmanns erinnert, daß wir Belgien durch unsern Durchmarsch

Unrecht angetan hätten und seines Jammerns über den Einsturz seiner Kartenhäuser dem britischen Botschafter Goschen gegenüber. Als Minister des Äußeren hätte er wissen sollen, daß wir vertragsmäßig zu diesem Durchmarsche bei einem Kriege gegen Frankreich berechtigt waren. Was wenig oder gar nicht bekannt war, betraf die Beteiligung Belgiens, Italiens, Serbiens und der Vereinigten Staaten von Nordamerika. Immerhin genügte auch die von England, Frankreich und Rußland drohende Gefahr, um uns zu einer Einkehr zu veranlassen und zu einer Überlegung darüber, ob und wie derselben zu begegnen sei. Jeder gebildete Admiralstabsoffizier hätte über die große, ja entscheidende militärische Bedeutung, die einem uns verbündeten Japan im Kriege hätte zufallen müssen, Auskunft zu geben vermocht. Stellen wir uns einmal vor, wie die strategische Lage sich gestaltet hätte, wenn im August 1914 Japan als unser Verbündeter in Frage gekommen wäre. Es ist anzunehmen, daß es dann wahrscheinlich überhaupt zu keinem Kriege gekommen wäre; denn die Mittelmächte wären dann so stark gewesen, daß an ihre Niederkämpfung nicht zu denken war. Niemand im Lager des Vierverbandes konnte auch nur ahnen, wohin sich ein japanischer Vorstoß richten werde. Unterschätzten aber die Ententegenossen die Kraft der Mittelmächte, wie sie das ja tatsächlich getan haben — wir selbst wußten ja nicht annähernd, wie stark wir waren — und schlugen doch los, so wäre, wie mit Bestimmtheit vorherzusehen war, die Lage etwa folgende geworden: Amerika mußte seine Kolonien im Stillen Ozean und seine Westküste als bedroht ansehen. Die öffentliche Meinung in den Vereinigten Staaten hätte angesichts dieser Gefahr nicht gestattet, daß eine Granate, ein Geschütz, eine Kartusche, ein Schiff oder Mann für andere Zwecke Verwendung gefunden hätte als zur Verteidigung des heimischen Besitzes. Trotz aller Zuneigung der Machthaber in Neuengland für Großbritannien wäre also eine Unterstützung der Westmächte ausgeschlossen gewesen. Mindestens im Stillen Ozean hätten deutsche und japanische Kreuzer den feindlichen Seehandel fortgefegt. Aufstände in Südafrika und Indien wären nach menschlichem Ermessen erfolgreich gewesen, wenn sie von Japan aus unterstützt wurden. Rußland wäre gezwungen gewesen, ungefähr die Hälfte seiner Truppenmassen im Osten stehen zu lassen. Die Folge wäre gewesen, daß die Ostfront der Mittelmächte in vielleicht entscheidender Weise so weit entlastet worden wäre, daß Deutschland einen größern Teil seiner Heeresmacht nach dem Westen hätte werfen können. Es ist bekannt, daß dort den Westmächten die Fortsetzung des Krieges nur durch die Kriegslieferungen der Vereinigten Staaten ermöglicht worden ist. Fielen diese fort, so wäre dort in kurzer Zeit eine für die Mittelmächte siegreiche Entscheidung infolge Munitionsmangels auf feindlicher Seite eingetreten. Italien hätte unter diesen Umständen zweifellos sich gehütet, dem Sacro Egoismo Gehör zu schenken, von Rumänien gar nicht zu reden. Aber auch die Westküste von Kanada, China mit Hong-

kong, französisch Indochina, Indien, Australien und Neuseeland konnten von Japan als Angriffsziel ins Auge gefaßt sein. England hätte infolgedessen von dort auf keine Unterstützung rechnen können. Kein Kanadier, Australier, Neuseeländer oder Inder wäre für die Verteidigung des Suezkanals, Ägyptens oder einen Angriff auf die Türkei verfügbar gewesen. Es ist anzunehmen, daß unter diesen Umständen der Suezkanal und das ganze Pharaonenreich sich sehr bald in den Händen der Mittelmächte befunden haben würden. Auf allen Fronten wäre demnach in wahrscheinlich kurzer Zeit eine für die Mittelmächte siegreiche Entscheidung zu erfechten gewesen. Dann hätten Portugal, Brasilien, China, Siam und alle die kleineren Republiken in Mittel- und Südamerika dem Liebeswerben der Vereinigten Staaten und Englands kein so williges Ohr geliehen und Deutschlands Handel in Übersee wäre dann nicht so vollständig vernichtet, wie das jetzt der Fall ist. Eines der Hauptziele, das die Angelsachsen diesseits und jenseits des großen Teiches mit dem Kriege verfolgten, wäre nicht erreicht, eine der Quellen nicht verschüttet worden, durch deren Fließen aus dem armen deutschen Volke von 1870 das reiche geworden war, als das wir uns 1914 betrachten durften. Wahrscheinlich wären wir dann auch noch heute wenn nicht im Besitze aller, so doch zum mindesten in dem unserer afrikanischen Kolonien und von Tsingtau. Dem zu militärischem Denken Fähigen schwindelt es, wenn er diese Lage mit der tatsächlichen vergleicht.

Und ein Bündnis zwischen Japan und Deutschland ist möglich gewesen. Wir wissen nicht, wodurch das Inselreich im fernen Osten veranlaßt worden ist, im Jahre 1913 durch Herrn Sugimura an Deutschland ein Bündnisangebot zu machen. Möglicherweise war man drüben gegen England mißtrauisch geworden, das seinen Bündnisvertrag mit Japan einer Revision unterzogen hatte. Es erklärte, daß, falls Japan mit einem Lande in kriegerische Verwickelungen gelangen sollte, mit dem Großbritannien einen Schiedsgerichtsvertrag geschlossen habe, es dem östlichen Inselreiche keine Waffenhilfe leisten werde. Das bezog sich aber auf Amerika, Japans „Feind von Morgen". Es mag auch sein, daß das Verhalten Deutschlands anläßlich der bosnischen Frage Österreich-Ungarn gegenüber einen so guten Eindruck in Japan gemacht hat, daß dieses versuchte, trotz allen früheren Brüskierungen seitens der deutschen Regierung an diese Anschluß zu suchen. Sei dem wie ihm wolle, Herr v. Bethmann Hollweg lehnte den japanischen Vorschlag ab, weil — wie unwidersprochen erzählt wird — der Herr Reichskanzler damals an der „Verständigung mit England" arbeitete, die auf ihn seit jeher und bis auf den heutigen Tag eine geradezu hypnotische Anziehungskraft ausgeübt hat. Wir dürfen angesichts der kurzen strategischen Skizze, die wir voranschickten, unsern Lesern die Beantwortung der Frage überlassen, ob einem Bündnis mit Japan oder einer Verständigung mit England der Vorzug zu geben

gewesen wäre. Wir wissen jetzt, daß die britischen Verhandlungen von 1913 nur den Zweck hatten, den arglosen deutschen Philosophen von Hohenfinow in Sicherheit zu wiegen, möglicherweise aber auch ihn zu veranlassen, einen etwaigen Bündnisantrag Japans zurückzuweisen, indem angedeutet wurde, daß, im Falle ein solches abgeschlossen werde, das zu einem Abbruche der englisch-deutschen Verhandlungen führen müsse, die eine Verständigung über den Kolonialbesitz in Afrika zum Gegenstande hatten.

Wir kennen den Inhalt der Bedingungen nicht, unter denen Japan sich zum Abschließen eines Bündnisses bereit erklärt hat; aber so viel ist nach meinen vorstehenden strategischen Ausführungen wohl nicht zweifelhaft, daß angesichts der Gefahr, in der Deutschland durch den Vierverband schwebte, es geboten gewesen wäre, einen Weg zu finden, um die von dem Verbande drohende Gefahr durch das Bündnis mit Japan zu beschwören. Das liegt so klar wie möglich. Leider aber ist seit langem bei der Führung der Staatsgeschäfte in Deutschland so häufig „Unbegreifliches" geschehen, daß es nicht zu verwundern wäre, wenn auch hier wieder ein solcher Fall vorläge, in dem Leute über Lebensfragen unseres Vaterlandes entschieden haben, die von Politik so viel verstehen, wie — nun sagen wir — wie deutsche Reichstagsabgeordnete der Mehrheitsparteien.

Ranke und die weltgeschichtliche Rolle der Germanen.

Ludwig Schemann.

Vorbemerkung.

Aus der Klärung einer Einzelfrage — der junge und der alte Ranke — und der Zurückweisung der verkennenden Bezeichnung einer bestimmten geschichtlichen Anschauung, auf die nicht geschwiegen werden durfte, ist dem Verfasser unwillkürlich eine mehr oder minder breite Entwicklung und Erörterung dieser ganzen Anschauung selbst erwachsen. Fast wider Willen hier hineingerissen, mußte er nun aber erkennen, daß, so groß auch die Versuchung war, diese Dinge gleich voll auszugestalten, die vorliegende Arbeit doch für jetzt durchaus nur provisorisch und unvollständig ausfallen konnte. Sie ist gewissermaßen nur als eine Probe, eine Vorstudie, ein Ausschnitt aus einem geplanten großen Werke aufzufassen, in welchem die hier zunächst nur angerührten Probleme in weiterem Zusammenhange und vertiefter Begründung behandelt werden sollen. Wäre es mir selbst auch möglich gewesen, das außerordentlich umfangreiche Material schon hier in reicherem Maße heranzuziehen, so hätte doch allein das Veto des Herrn Herausgebers dieser Zeitschrift, der nur einen bestimmten Raum zur Verfügung stellen zu können erklärte, Beschränkung geboten.

Nach einer Seite besonders hat diese geübt werden müssen.

So sehr an sich naturgemäß Ranke im Mittelpunkt der Abhandlung stehen mußte, so wesentlich erschien es doch, aus gutem Grunde, wie der Leser alsbald erkennen wird, für das, was hier der Kürze halber als die germanozentrische Geschichtsauffassung bezeichnet werden möge, aus der wahrhaft überwältigenden Fülle der Belege, die aus unserer besten historischen Literatur zur Verfügung stand, eine größtmögliche Auswahl solcher beizubringen. Es liegt auf der Hand, daß diese Belege, in größerer Ausführlichkeit, wo möglich im

Wortlaute, gebracht, die Durchschlagskraft meiner Ausführungen wesentlich gesteigert haben würden, während jetzt Vieles nur verkürzt, fast stichwortähnlich, anklingen konnte. Dennoch wird, denke ich, auch schon die begrenzte Anzahl Zeugnisse und ihre verkürzte Wiedergabe einen Begriff davon erwecken, eine wie große Reihe von Historikern sowohl wie Allgemeindenkern vor und nach Ranke das gesehen haben, was er nicht sah oder nicht sehen wollte; wie die heute vielen als so neu sich darstellenden Aufklärungen über die ausschlaggebende, erneuernde, bestimmende, charakterisierende, farbengebende, schöpferische Rolle der Germanen doch auch in der älteren Literatur schon sehr vielfach vorgebildet und vorbereitet sind; wie es, trotzdem in den sogenannten romanischen Ländern das Verleugnen des Deutschtums ziemlich früh ein- und sich dann im Laufe der Zeit in nationale Vorurteile gegen dasselbe umgesetzt hat, doch deutscher, durch redliche Geister der fremden Völker dankenswert unterstützter Forschung möglich geworden, einem Tatbestand von untrüglicher Wahrheit und unabsehbarer Tragweite auf den Grund zu kommen.

Die so gewonnene Überzeugung, daß auch ohne die im Augenblick nicht zu erreichende Vollständigkeit die hier verfochtene Sache schon zum Siege werde geführt werden können, bestimmte mich zu dieser vorläufigen Veröffentlichung. Daß ich dabei in Zeiten wie den heutigen an dem Zusammenhange unseres Nationalgefühles mit diesen Fragen nicht habe vorbeigehen wollen, wird man wohl begreifen. So wenig die Wissenschaft sich für die Gewinnung ihrer Ergebnisse durch irgendwelche nicht ihrem eigenen Gebiete entnommene Argumente wird bestimmen lassen dürfen, so wenig wird sie die gewonnenen andern Gebieten vorenthalten, am allerletzten dann, wenn sie deren heilsamer und segensvoller Einwirkung so gewiß sein darf wie hier.

I.

Herr Professor Meinecke hat in einem am 27. Januar 1916 in der Königlichen Akademie der Wissenschaften zu Berlin gehaltenen Festvortrage[1]) die Frage erörtert, wie die deutsche Geschichtsauffassung des letzten Jahrhunderts den Gegensatz von germanischem und romanischem Geiste auf dem Gebiete des Staatslebens behandelt, welche Wege und vielleicht Irrwege sie eingeschlagen habe. Er will diese Frage nur in großen Zügen und durch ausgewählte Beispiele beantworten. Vor allem hat es ihn dabei offenbar gelockt, an den sehr interessanten Beispielen — Fichte, Fr. von Schlegel, Radowitz, Gervinus, Ficker, Sybel und Waitz — „die Fehlerquellen des philosophischen und politischen Systemgeistes" aufzuweisen und dadurch darzutun, was er auch selbst mehrfach treffend zum Ausdruck bringt, wie außerordentlich schwierig geschichtliche Erscheinungen wie Germanismus und Romanismus, zumal in ihren staatlichen Ausprägungen, begrifflich zu fassen seien. Während beide früher immer als mehr oder minder schroffe Dualismen gefaßt wurden, ward allmählich das Auge heller für die Übergänge von einem Prinzip zum anderen, bis endlich Ranke die neue Anschauung von der „Symbiose des germanischen und romanischen Geistes" auf die Höhe brachte. Ranke, der überall „neben den Spaltungen auch die überwölbenden Einheiten zu sehen" liebt und daher mehr als einen der noch auf der „alten dogmatischen Gesinnung" beruhenden Dualismen überwunden, beseitigt hat, feiert nach Meinecke

[1]) „Germanischer und romanischer Geist im Wandel der deutschen Geschichtsauffassung." Abgedruckt in der „Historischen Zeitschrift", Band 115, S. 516—536.

einen ganz besonderen Triumph seines synthetischen Denkens in der Aufweisung der großen geschichtlichen Einheit der germanisch-romanischen Welt, dieser untrennbar zusammengewachsenen Doppelwelt, welche durch alle Wirren der Geschichte ihren gemeinsamen geistigen Lebensgrund behaupten wird.

Soweit Meinecke. Der gefeierte Gelehrte befindet sich hier auf seinem eigensten Gebiete. Wer immer an den feinsinnigen und tiefeindringenden Ausführungen seines Werkes über „Weltbürgertum und Nationalstaat" sich erfreut hat, der wird auch den vorliegenden wieder die dankenswertesten Anregungen entnehmen. Das darf auch derjenige von sich bekennen, der, wie der Verfasser dieses Aufsatzes, zu Einzelnem eine andere Stellung einnimmt, ja in einer Frage, der allerwichtigsten einer, der er selbst seit Jahrzehnten die eingehendste Aufmerksamkeit geschenkt hat, zu einer gegnerischen Auffassung sich gedrängt fühlt.

Seite 529 kommt Meinecke aus Anlaß der Rankeschen Lehre von der Einheit der romanischen und germanischen Völker auch auf die Rassenfrage zu sprechen. Ich setze die ganze Stelle im Wortlaut hierher, da sich eingehende und weittragende Auseinandersetzungen daran zu knüpfen haben werden:

„Man hat einen Anklang an die Gobineausche Rassentheorie bei ihm finden und ihm sogar die Gobineausche Meinung zuschreiben wollen, daß das germanische Element das vorwiegende, produktive, inspirierende Element des Mittelalters gewesen sei. Daran ist so viel richtig, daß Ranke, wie es ganz selbstverständlich ist, von der Blutmischung der Völkerwanderung ausging, die mit germanischem Blute durchsetzten romanischen Völker den reiner gebliebenen Stämmen der Germanen in der deutschen und skandinavischen Heimat gegenüberstellte, auch zuweilen hohe Worte fand für die Mitgift, selbst für die entscheidende Bedeutung germanischer Kräfte und Ideen im abendländischen Völkerleben. Aber auch nicht eine dieser Äußerungen ist in jenem grob klassifizierenden Sinne zu verstehen, der den germanischen Geist schlechthin auf den ersten Platz der Weltgeschichte setzt. In der Einwirkung germanischer Ideen auf die romanische Welt konnte und wollte er den Anteil des anthropologischen Momentes nicht übersehen; in der Gegenwirkung romanischen Geistes auf Deutschland aber sah er wohl ausschließlich eine geistige Lebensfunktion, und an allen hinüber- und herübergehenden Wirkungen war ihm dies das Wichtigste, daß sie eine große geschichtliche Einheit manifestierten."

In einer Anmerkung erwähnt dann Meinecke noch meine in dem Buche „Gobineaus Rassenwerk" S. 509—511 erfolgte Heranziehung Rankes als Kronzeugen für die Richtigkeit des Satzes „das Mittelalter germanisch", welche ich auf Grund der Tatsache glaubte vornehmen zu dürfen, daß Ranke in seinem berühmten Erstlingswerke „Geschichten der romanischen und germanischen Völker von 1494—1535" (1824) mehrmals an ent-

scheidenden Stellen, wo er die mittelalterlichen Lebensäußerungen charakterisiert oder zusammenfaßt, die Bezeichnung germanisch da anwendet, wo offenbar romanische Elemente bei jenen Lebensäußerungen mitwirkten. Meinecke macht nun darauf aufmerksam, daß Ranke in der fünfzig Jahre später erfolgten Neubearbeitung jenes Werkes — die ich damals nicht eingesehen hatte — die betreffenden Stellen geändert und germanisch durch romanisch-germanisch bezw. romanisch und germanisch ersetzt habe. Für ihn ist damit eine Ranke entschlüpfte „Übertreibung des Ausdrucks" abgetan, und Ranke einer geschichtlichen Auffassung ein für allemal ferngerückt, für die ihn in Anspruch nehmen zu dürfen mir von hohem Werte geschienen hatte. Ich leugne nicht, daß auch auf mich diese Nachweisung im ersten Augenblicke einen tiefen Eindruck gemacht hat, und daß ich erst allmählich, dann freilich um so fester, mich zu meiner früheren Auffassung zurückgefunden habe. Doch werde ich dies erst später begründen können. Für jetzt erscheint es unerläßlich, die allgemeine Stellung Rankes zu anthropologischen Fragen, wie sie sich mir aus erneuertem, durch Meineckes Einwürfe angeregtem, gründlichem Studium zu ergeben scheint, näher ins Auge zu fassen.

Der Großmeister der deutschen Geschichtsforschung war ursprünglich Theologe, und Nachklänge dieser seiner theologischen Anfänge sind unschwer in den verschiedensten Werken zu entdecken. Von der positivistisch-naturwissenschaftlichen Beeinflussung der Geschichtsschreibung, die sich bei gleichzeitigen französischen Historikern schon mehrfach, und bei deutschen wenigstens vereinzelt, geltend machte, ist bei Ranke nichts zu spüren. Er steht noch ganz im Banne der älteren Auffassungen, welche unter der Einwirkung des deutschen Idealismus die geistigen und moralischen Gesichtspunkte in den Vordergrund rücken[1]). So war von vorneherein anzunehmen, daß die eigene abstrakt-spiritualistische Art ihn denjenigen der neueren Völker- und Rassenkunde ferner rücken würde, und so ist es in der Tat. In der Vorrede zu seiner Weltgeschichte stellt er zwar (S. VI, VII) gewissermaßen ein Gleichgewicht fest zwischen den drei großen geschichtlichen Faktoren: dem Milieu, der Rasse und jenem dritten, der Konstellation, dem Kampf der Völkersysteme, den „Abwandlungen der Begebenheiten" (nicht zu vergessen die geistigen Mächte, vor allem die Religionen), aber jedes Blatt seiner Werke lehrt doch vernehmlich, wie stark er selbst den dritten derselben bevorzugt. Immerhin ist er namentlich in seinem letzten Werke, der Weltgeschichte, auch der Betrachtung der Hauptphänomenen und -zusammenhänge

[1]) Dafür, daß, nach Ottokar Lorenz („Die Geschichtswissenschaft" usw., Teil 2, S. 67) Ranke dem naturwissenschaftlichen Geiste unserer Zeit unendlich nahe gestanden habe, müssen wir jenem die Verantwortung überlassen. Ungleich treffender führt A. Dove (Ausgew. kl. Schr. 1898, S. 158 ff.) aus, wie er nicht nur in den der Erforschung der Volksaltertümer gewidmeten Werken eines Böckh, Otfried Müller und Niebuhr ein fremdes Element empfunden, wie er sich auch Geographie und Völkerphysiologie möglichst ferngehalten habe.

des Bluts- und Rassenlebens der Völker nicht aus dem Wege gegangen; doch läßt sich ein gewisser obligater Zug, ein Zug von Spärlichkeit an den meisten der betreffenden Stellen nicht verkennen. Sie finden sich fast durchweg nur da, wo Völker oder Völkergruppen zum ersten Male in der Geschichte auftreten (z. B. I, 1, 125, Meder. 174 ff., 184 u. ö. Griechen. I, 2, 121, Mazedonier. II, 2, 59, Cimbern. VI, 1, 5 ff., VIII, 8—9, Nordgermanen. IX, 2, 39 ff., Germanen insgesamt), aber auch bei bedeutsamen Rückblicken auf ganze Epochen.

Noch kümmerlicher ist die Rolle, welche diesen Dingen in den Werken über die Geschichte einzelner Länder und Völker angewiesen wird. „Überlassen wir den Altertumsforschern, ... die Herkunft und Wanderung derselben (der Serben) zu erforschen", heißt es kurz und bündig zu Beginn des Buches über Serbien und die Türkei. Das lehrreichste Beispiel aber nach dieser Seite bietet des Meisters französische Geschichte. Ich wähle diese, weil jeder, der sich in längerer Beschäftigung diesem Zweige der Geschichte zugewandt hat, sich davon überzeugt haben wird, für wie Vieles gerade hier die rassenhaften Vorgänge, mehr als bei andern Völkern, das letztbestimmende und letzterklärende Moment bilden, daher denn auch nicht nur die Meister der französischen Geschichtsschreibung dieses reichlich gewertet und genutzt haben, sondern auch bei uns es vielfache und fruchtbare Beachtung gefunden hat. So hat z. B. Gervinus jenem Blutsdualismus der romanischen Länder, den selbst ein so abstrakter Systemdenker wie Hegel in deren Beurteilung entscheidend eingestellt hatte, für Frankreich eine Reihe der treffendsten und tiefeindringendsten Beobachtungen über sein Staatsleben und seine geschichtliche Rolle entnommen (in seiner „Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts"). Auch Ranke kann in seinem einleitenden Kapitel („Elemente der französischen Nation") an der Frage der Blutszusammensetzung nicht ganz vorübergehen; aber er beschränkt sich auch hier auf das Knappstnotwendige, nicht ohne bei seinen übrigens zum Teil tiefgehenden Beobachtungen mehrfach durchblicken zu lassen, wie sehr ihm der rein historische Standpunkt allezeit und überall den anthropologischen überwiege, den er denn auch im ferneren Verlauf seiner Behandlung der französischen Geschichte so gut wie gänzlich beiseite läßt[1]).

Noch mehr läßt er ihn in den Eingangskapiteln seiner Englischen Geschichte zurücktreten. Ranke schöpft eben immer erst dann aus dem Vollen, wenn er die menschlichen Träger der geschichtlichen Entwicklung, die leitenden Gestalten, oder wenn er Staatsaktionen und ihre Zusammenhänge und Verflechtungen, oder — und dann vor allem — wenn er geistige Mächte, Prozesse und Wandlungen zur Darstellung bringt. Die

[1]) Die Rankesche Schule ist darin zum Teil noch weiter gegangen. Das stärkste mir bekannt gewordene Beispiel ist Sybels Geschichte der Revolutionszeit, in welcher meines Erinnerns die Rassenverhältnisse Frankreichs überhaupt mit keiner Silbe berührt werden.

allgemeinen Ideen, die das Leben des menschlichen Geschlechtes in sich tragen, der Genius des Occidents, die Einheit des Völkerkomplexes, den wir die abendländische Christenheit nennen, der kriegerisch-priesterliche Staat des Mittelalters (ich rede hier durchweg in Rankes eigenen Ausdrücken) — das sind so seine Lieblingsprobleme, die er nie erschöpfen kann und auf deren Ergründung er eine von dem Berliner Festredner mit Recht bewunderte Fülle von Tiefsinn und Weisheit verwandt hat.

Nun ist natürlich nicht daran zu denken, daß Ranke etwa an gewissen grundlegenden anthropologischen Tatsachen ganz vorbeigegangen wäre, daß er vor allem die geschichtlichen Vorgänge selbst, auf die sich die entscheidenden anthropologischen Beobachtungen und Schlüsse aufbauen, nicht im vollen Umfange übersehen hätte — Ranke hat ja, wenn je einer, alles gesehen. — Aber er sah nicht alles mit gleichem Interesse. Er sah das eine stärker als das andere. In Völker und Zeiten, in Menschen und Institutionen, vor allem in die großen Staatsmänner und ihre Ideenkreise wußte er sich mit wahrhaft allseitiger Kraft des Eindringens hineinzuleben; aber letzten Endes bleibt ihm doch alle Geschichte ein Geschehen, das sich ihm mehr neben der Natur her als innerhalb der Natur abspielt, und dessen Niederschlag sich für den Forscher vorwiegend in den Archiven findet. In den Dokumenten, den beglaubigten Dokumenten, sah er ziemlich die einzige sichere geschichtliche Quelle, sie vertreten ihm das eigentlich Konkrete der Geschichte. Das Menschenmaterial im ganzen — für den Anthropologen das Allerkonkreteste, was es gibt — war ihm eine mehr oder minder abstrakte Größe, daher er denn auch immer wieder in die geistige, s. z. s. konstruktive Betrachtung desselben zurückfällt, wenn es sich ihm einmal als nicht zu umgehende Hauptsache dargeboten. Er kann dann wohl im gegebenen Augenblick, wo das anthropologische Moment dominierend, gleichsam akut, hervortritt, auch dieses bis in tiefe Zusammenhänge hinein durchschauen; aber er ist weit entfernt, es sich dauernd als ein auch geschichtlich mitbestimmendes gegenwärtig zu halten; so tritt es ihm immer wieder zurück, und es konnte geschehen, daß derselbe Mann, der als Historiker wohl für immer als der unerreichte Meister der Einzelforschung dastehen dürfte, der bis zum Verzicht auf jedes Interesse von seiten eines Teiles seiner Leser Epochen der Unruhen und des Niederganges ohne fesselnde und beherrschende Vorgänge und Gestalten — wie etwa den Frankenreichen nach Chlodwig und der Zeit der sinkenden Karolinger — in ihren kleinsten Einzelheiten die unermüdlichste Sorgfalt gewidmet hat, die Blutsverhältnisse selbst da, und gerade da, aus dem Auge läßt, wo sie große geschichtliche Entwicklungen entscheidend beeinflussen — eine Tatsache, die sich doch wohl nur so erklären läßt, daß es ihm eben überhaupt nicht darum zu tun war, den anthropologischen Gehalt aus den geschichtlichen Vorgängen herauszuziehen und zu verwerten, mit einem Wort, anthropologisch zu sehen und zu denken.

Suchen wir das hier Gesagte nun zunächst für das Germanenproblem etwas genauer zu belegen. Ranke hätte nicht Ranke sein müssen, wenn er nicht gerade auch hier in gar vielem schon als maßgebender Ergründer sich bewährt hätte. Ich greife die Beispiele beliebig heraus, die sich leicht vermehren ließen.

Weltgesch. III, 1, 10 sagt er, daß die Sonderung der Germanen von den Kelten um Christi Geburt zwar nicht geschehen, aber zuerst historisch erkennbar sei, und Französ. Gesch. I, 13 bemerkt er, um den im tiefsten Untergrunde demnach fortwaltenden Zusammenhang beider anzudeuten, sehr schön: „es ist beinahe, als ob — im Frankenreiche nämlich — der alte gallische Geist der Klientel unter Stammesführern und der Unterwürfigkeit unter die Priester, welcher der römischen Herrschaft gegenüber verschwunden war, aus der Tiefe wieder hervortauchte und sich in der Macht der Bischöfe und der Großen erneuerte; auch die einheimischen Volkstümlichkeiten erschienen wieder."

Weltgesch. III, 1, 40 ruft er aus: „Welch ein Mißbrauch des Wortes ist es, sie — die Germanen bei ihrem ersten geschichtlichen Auftreten — als Barbaren zu bezeichnen!" (Ein Ausspruch, den noch mancher selbst nachrankescher deutsche Historiker beschämt beherzigen dürfte!)

In den „Epochen der neueren Geschichte" (Weltgesch. IX, 2, S. 41 ff.) schildert er die allmähliche Germanisierung des Römerreiches, namentlich in seinen Grenzdistrikten, und weist dabei S. 43 treffend auf den wichtigen und wesenhaften Unterschied der zweierlei germanischen Nationen hin, von denen die einen als Volksheere vordrangen und als Kriegerkaste sich ansiedelten, mit den römischen Provinzialen sich abfindend, die andern langsam kolonisierend vorrückten, in den eroberten Gebieten nichts vom römischen Wesen übrig lassend. An der erstgenannten Stelle veranschaulicht er sodann prächtig den Gegensatz des römischen Heeresverbandes und der germanischen Kriegsverfassung, ersterer auf dem streng militärischen Gehorsam, letztere auf dem Prinzip der persönlichen und erblichen Treue beruhend. „Bei den Römern war alles Staat, die persönlichen Verhältnisse verkümmerten. Bei den Germanen in ihrem uralten Königtum und in ihrem eigentümlichen militärischen (Gefolgschafts-) Wesen stempelte der alles durchdringende Kitt der Treue die ganze moderne Geschichte zu dem, was sie geworden ist."

Weltgesch. IV, 2, 170 heißt es: „In bezug auf die allgemeine Kultur verhielten die Germanen sich rezeptiv, aber zugleich durchdrangen sie die Völkerelemente, mit denen sie verschmolzen, mit frischem Leben."

Von echt Rankescher Besonnenheit erfüllt sind (Weltgesch. VI, 1, 6 ff.) die ethnographischen Betrachtungen über die im neunten Jahrhundert in die Geschichte eintretenden Nordgermanen, welche mir eine Verständigung des Meisters mit der neueren Germanenlehre, wenn er sie noch in der rechten Weise kennen gelernt hätte, durchaus nicht auszuschließen scheinen.

Als ein bedeutsamer und bezeichnender Zug muß es hervorgehoben werden, daß Ranke die Gesamtheit deutscher Stämme, welche das ostfränkische, später deutsche Reich bildeten, in der Übergangszeit und auch noch, als sich schon längst der deutsche Name eingebürgert hatte, im fünften und sechsten Bande seiner Weltgeschichte fast durchweg „Germanien" nennt: umgekehrt wie Jakob Grimm, der mit seiner für alles Germanische schlechthin gebrauchten Bezeichnung deutsch das engere Gebiet des Deutschtums ungebührlich erweitert.

Weltgesch. V, 2, 107 wird von Karl Martell gesagt, daß auf ihm die Vereinigung romanischer und germanischer Gebiete zu einer einheitlichen Macht eigentlich beruhe, und ganz ähnlich heißt es S. 243 (sehr schön näher ausgeführt dann S. 245) von Karl d. Gr.: „Er war es doch, der diese Elemente vereinigte." VI, 2, 277 wird sodann ausgeführt, wie durch das Emporkommen des „durch und durch germanischen" sächsischen Fürstenhauses die Wesenheit des germanischen Geistes gegen das Vordringen der hierarchischen Doktrinen gerettet und dem Reiche Heinrichs I. und Ottos d. Gr. „eine germanische Ader von überwiegender Kraft und Schärfe" gewahrt worden sei.

Zu Anfang des achten Bandes der Weltgeschichte findet sich eine schwungvolle Verherrlichung des Mittelalters, das wieder zu Ehren gebracht zu haben Ranke unter den Ersten sich rühmen darf. Es fällt schwer, in diesen denkwürdigen Blättern den unwillkürlich germanischen Unterton zu verkennen und etwas Anderes als einen starken Schritt zu der Auffassung „das Mittelalter germanisch" zu sehen. Ich verweise den Leser auf die Aufzählung und Charakterisierung des Einzelnen an Ort und Stelle und begnüge mich hier mit der Wiedergabe von ein paar zusammenfassenden Bemerkungen: Religion war zwar die mächtigste, aber nicht die einzige Quelle mittelalterlichen Lebens. Staatbildende Triebe waren, wenn je, damals vorhanden, Freiheit und Unterordnung in der Idee der persönlichen sittlichen Verpflichtung verbunden. Die gesetzlich beschränkte legitime Monarchie, der Stolz der Gegenwart, ist in ihrem Kerne ein Produkt des Mittelalters. Den Ursprung freier Staatsverfassungen weist Ranke in dessen ständischen Einrichtungen nach.

„Mehr als eine der besten Wurzeln seiner eigenen Natur entdeckte unser Jahrhundert im Mittelalter. . . . Unter dem Gesichtspunkte der Erhaltung und Fortpflanzung der Kultur betrachtet besitzt die tausendjährige Epoche, die wir das Mittelalter nennen, unerschöpflichen universalhistorischen Gehalt."

Abermals unterstreicht nun aber Ranke unbewußt dessen germanischen Charakter, indem er (S. 409 des gleichen Bandes) den Adel und das Rittertum, als eine große Einheit Gesamteuropas — das eben in ihnen gleichsam zu einem Gesamtgermanien wurde —, als die Hauptvertreter des damals nicht nur politisch, sondern auch geistig Angebahnten und Geleisteten zur Geltung bringt.

Da es nun aber ein Lieblingsgedanke Rankes ist, diesen germanischen Elementen das romanisch-kirchliche als ebenbürtig mitwirkenden Partner zu koordinieren, so beschließe ich diese Reihe mit dem Hinweis darauf, daß doch auch er sich dem Vorgange von der allmählichen germanischen Durchsetzung der Kirche durchaus nicht entzogen hat. „In diese Kirche, die durch ihre Verbindung mit der Philosophie und Literatur einen immensen Inhalt der Zivilisation hatte, gingen nunmehr auch die Germanen ein", sagt er Weltgesch. IX, 2, 50/51, und hebt insbesondere die „Menge Germanen als Bischöfe" im Franken- und Westgotenreiche hervor. Ähnlich an mehreren Stellen seiner „Deutschen Geschichte im Zeitalter der Reformation" (I, 7 u. ö.). Eine induktive Verfolgung dieser Fährte lag ihm noch fern. Aber offenbar haben die schon ohne eine solche offenkundig vorliegenden Tatsachen einen solchen Eindruck auf ihn gemacht, daß er („Die römischen Päpste in den letzten Jahrhunderten", Bd. I, 6, S. 15), nachdem er zuvor der germanisierenden Elemente im päpstlichen Rom gedacht und festgestellt hat, daß des letzteren Gewalt „in einem frischen Boden Wurzel geschlagen", es geradezu aussprechen konnte: „Die Hierarchie, in dem römischen Reiche geschaffen, hat sich in die germanische Nation ergossen: hier findet sie ein unendliches Feld für eine immer weiter schreitende Tätigkeit, in deren Fortgang sie selbst den Keim ihres Wesens erst vollkommen entfaltet."

Mich dünkt, solche Worte aus Rankes Munde wollen etwas besagen, wie denn überhaupt alles hier unter verschiedenen Gesichtspunkten Zusammengestellte jeder Anhänger der „Rassentheorie"[1]) freudig willkommen heißen und sich zu eigen machen wird.

Freilich wollen wir uns nicht verhehlen, daß dem in mindestens gleicher Fülle Kundgebungen Rankes gegenüberstehen, die aus einer ganz anderen Grundauffassung hervorzugehen scheinen. Ich beschränke mich auch hier wieder auf einige wenige typische Beispiele.

An erster Stelle möchte ich darauf aufmerksam machen, wie Ranke in seinen Betrachtungen über den Niedergang der antiken Welt (Weltgesch. VIII, 5 ff.), der uns heute mehr und mehr als eine Folge und ein Symptom des Versiegens des alten volkskräftigenden, geschichtsbildenden Blutes, des „organischen Erbgutes der Völker", erscheint, dieses anthropologische Moment so gut wie ganz ausschaltet, höchstens — als Degeneration — implicite und unter moralisierender Einkleidung hineinspielen läßt. Uns Anderen aber ist hier das Moralisch-Geistige von dem Physisch-Anthropologischen

[1]) Beiläufig bemerkt, sollte diese Bezeichnung jetzt allmählich aus der wissenschaftlichen Erörterung verschwinden, nachdem sich die Vertreter dieser Anschauung lange genug redlich und mit Erfolg bemüht haben, das zu Theoretische ihrer Anfänge abzustreifen und sich immer sachlich-praktischer zu konzentrieren. Will man nicht lieber von einer anthropologischen Geschichtsbetrachtung reden, so sage man wenigstens Rassenlehre, oder, um gleich deren Kern zu bezeichnen, Germanenlehre.

nicht zu trennen, wir können hier gar nicht anders als monistisch denken und empfinden.

Wenn man so an beherrschender Stelle, für jahrhundertelange Entwicklungen und ganz große Völkerkomplexe, die Blutsfragen außer acht gelassen sieht, wird man sich nicht wundern, ihnen bei geschichtlichen Einzelvorgängen vollends mindere Beachtung geschenkt zu sehen. Die anthropologisch so ungemein ins Gewicht fallende Tatsache der Verpflanzung der Sachsen durch Karl d. Gr. wird von Ranke nur in einer ganz allgemeinen Andeutung (Weltgesch. V, 2, 194) leise erwähnt.

Auch die nach einer anderen Seite charakteristische Wendung (Weltgesch. VI, 2, 277): „In England und Frankreich war man nicht so glücklich gewesen wie in Deutschland; man hatte die nordischen Einbrüche nicht zurückzuweisen vermocht" möchte ich hier nicht beiseite lassen. Voll erklärlich und berechtigt vom Standpunkte des Darstellers einer einzelnen Geschichtsperiode, der dabei lediglich die momentan sich abspielenden, zum Teil gewiß wenig erquicklichen Störungen des Völkerlebens im Auge hat — für England von Ranke in seiner Englischen Geschichte so beweglich geschildert — ruft sie doch dem Gesamt- und Dauerbetrachter lebhaft das Bedürfnis einer ergänzenden Gegenbemerkung wach. Oder preisen wir heute nicht vielmehr ein Volk glücklich, dem eine starke Beimischung normännischen Blutes geworden? Haben doch die Normannen, die man in gewissem Sinne den Schlüsselpunkt der ganzen neueren Geschichte nennen kann, die mehreren Hauptvölkern Europas den besten Teil ihres Adels geliefert haben und dabei — gerade auch im Sinne Rankes — als das gegebene Bindeglied, die auserlesenen Vermittler romanischen und germanischen Wesens sich bewährt haben, mehr als irgendein anderer germanischer Stamm überall regenerierend eingegriffen: was das Eisen dem Blute des Individuums, sind die Normannen dem Blute der Völker.

Das vielleicht lehrreichste Beispiel Rankescher Abstraktion gibt uns seine Stellung zur Gotik. „In der Baukunst", sagt er (Weltgesch. IX, 2, 112), „hatte sich der gotische Stil geltend gemacht, in welchem die Idee der Christenheit symbolisiert wurde, und der, *da er keinem Lande besonders angehört, in Wahrheit der Stil der Hierarchie genannt werden kann.*" Hier erscheint Rankes Prinzip der Ausschaltung des persönlicheren Anthropologischen — der Germanen — auf die Spitze getrieben, und gilt es daher auch doppelt, ihm sein Daseinsrecht zu erkämpfen. Geht es doch in keinem Falle an, eine der lebensvollsten, großartigsten Kundgebungen mittelalterlichen Geistes in dieser Weise zu einer anonymen Größe ohne Leiblichkeit, ohne konkreten Träger zu verflüchtigen. Mit gleichem Rechte könnte man unserer Epik, unserer Ritterpoesie, ja unserer germanischsten Kunst, der Musik, solche absprechen. Sie alle gehören ja nicht einem bestimmten geographischen Lande, sondern nur dem Ideallande Germanien an: einzig die Germanen waren in der damaligen Welt

einer Erhebung, einer Leistung fähig, wie sie sich in den Schöpfungen jener Künste ausdrückt. Einfach gesunder Sinn wird denn auch immer die geschichtliche Persönlichkeit dahinter suchen, wird nicht ruhen, bis er die Notre-Dame-Kirche und die Rheimser Kathedrale wie den Kölner Dom (so urverwandt alle in ihrem Wesen) so gut auf eine bestimmte Menschengruppe zurückgeführt hat wie das Parthenon und den Zeustempel. (Schon die Analogie könnte ihn dahin führen, das große Brüderpaar Hellenen und Germanen hier, wie so vielfach, sich begegnen und nebeneinander stellen zu sehen.)

Alle diejenigen, welche nicht, wie Ranke, reflektiert, sondern geschaut haben, sind denn auch diesen Weg gegangen. Seit einst Jakob Grimm (Deutsche Mythologie I, XLIV und 60) in den himmelanstrebenden Kirchen des gotischen Mittelalters die aufstrebenden Bäume der germanischen Wälder, die heilige Irmansul und Yggdrasill wieder erkannte, hat unsere gediegenste und gewissenhafteste Forschung mit zunehmender Sicherheit deren geistiges Eigentumsrecht den Germanen zugeschrieben. Mag man immerhin allerhand Anklänge, Vorstufen der Gotik in verschiedenen Ländern und Zeiten haben aufspüren wollen, ihre eigentliche Entwicklung, ihre Blüte, ihre Höchstleistungen fallen zeitlich und örtlich in das Gebiet des Germanentums. Was sie geworden, ist sie durch Germanen geworden[1]).

[1]) Aus der neueren Geschichte der wissenschaftlichen Behandlung der Gotik hebe ich hier nur folgendes heraus. Franz Kugler wandte in den ersten zwei Auflagen seiner „Kunstgeschichte" (1842 ff.), Kapitel 14, die Bezeichnung „germanischer Stil" statt der üblichen „gotischer" an: er verwarf letztere damals, weil ursprünglich von antikisierenden Italienern in tadelndem Sinne für die barbarische Bauweise des Nordens gebraucht. In der dritten Auflage ersetzte er den Ausdruck durch „gotisch", weil er sich inzwischen überzeugt hatte, daß — was ja auch heute niemand mehr bestreitet — der Ursprung des gotischen Stiles in Nordfrankreich zu suchen sei. Hätte Kugler die neuere Germanenforschung miterlebt, so würde dieser letztere Umstand ihn am allerwenigsten von einer Wiederaufnahme seiner so treffenden älteren Bezeichnung abgehalten haben. Denn in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts, welche für die Entstehung der Gotik entscheidend in Betracht kommt, war der Volkscharakter jener nordfranzösischen Gebiete noch ein ganz unzweifelhaft germanischer. Das hat u. a., bezeichnenderweise unter Berufung gerade auf Ranke, der (Weltgesch. IX, 2, 108) die ersten Regungen französischen Nationalgefühls erst etwa hundert Jahre nach der Geburt der Gotik ansetzt, treffend und energisch Franz Xaver Kraus betont, dessen Darstellung der Gotik mir überhaupt als die beste der mir bekannt gewordenen erscheint. („Geschichte der christlichen Kunst", Band II, 1897, fünfzehntes Buch, und dort insbesondere S. 159—162.) Kraus nennt die Gotik „die spezifisch germanische Kunst des Mittelalters, deren Stil zur germanischen Natur, insbesondere zum deutschen Land und deutschen Menschen, in einer tiefen innern Verwandtschaft stehe". Auch solche, die ihr nicht als Bewunderer, sondern innerlich kälter gegenüberstehen, wie Lübke, erkennen an, „daß sich in ihr die höchste architektonische Schöpfung des germanischen Geistes spiegele". „Den Kernpunkt des germanischen Wesens, die Rücksicht auf das Individuelle", sieht Kraus in der gotischen Kathedrale ausgesprochen, die ihm zugleich das merkwürdigste Abbild des Kosmos, wie er dem Germanen sich darstellte, als des irdischen Abglanzes der göttlichen Ordnung und Schönheit, bedeutet. Insofern die Höhenmomente der Gotik mit denen germanischen Lebens und Empfindens zusammenfallen,

Es wäre wohl auch Ranke leichter geworden, dies zu erkennen und anzuerkennen, wenn er seine Auffassung vom Range und der Rolle der Germanen nicht sozusagen grundsätzlich festgelegt gehabt hätte. Aber er glaubte nun einmal als Höchstes ihnen das einräumen zu können, daß „der germanische Geist an der Erneuerung der alten Kultur lebendigen Anteil genommen, nicht allein lernend, sich aneignend, sondern mit hervorbringend, und daß dies erst recht dazu beigetragen habe, sie zu einem Gemeingut der Menschheit zu machen" (Deutsch. Gesch. im Zeitalt. der Ref., V, 359). Im übrigen aber fußte er beharrlich auf der Voraussetzung (ebenda), daß „die romanischen Völker der Hauptsache nach noch auf den Stämmen, von denen die Herrlichkeit des Altertums ausgegangen, beruht hätten", und die diesen Worten von ihm angeschlossene Phantasterei der Italiener, die sie die alte Welt als die eigene nationale Vorzeit ansehen ließ, scheint ihn darin nicht nur nicht beirrt, sondern eher bestärkt zu haben. Nehmen wir endlich die von Meinecke gebührend ins Licht gesetzte Tatsache hinzu, daß für Ranke doch, trotz unserer oben angezogenen so bedeutsamen Gegenstelle über das mittelalterliche Papsttum, letzteres „gleichsam das romanische, wie das Kaisertum das germanische Prinzip des großen europäischen Völkervereins dargestellt habe" (Gesch. d. roman. u. german. Völker, S. XXIII), so werden wir, selbst wenn wir in dem „gleichsam" eine gewisse Abschwächung dieses dem System zu Liebe aufgestellten Satzes erkennen wollten, doch zugestehen müssen, daß in der durchaus zwiespältigen, widerspruchsvollen Haltung Rankes dem Kerne unserer Rassen-(Germanen)-lehre gegenüber schließlich doch die demselben ungünstige Richtung obgesiegt habe, wie das nicht anders zu erwarten, nachdem einmal Ranke, der unablässig bemüht war, die „Kräfte und Tendenzen", aus denen das geschichtliche Leben sich entwickelt und aufbaut, zu ergründen und zu analysieren, der allerstärksten einer, der Kraft des Blutes, der Menschenart, nur eine mäßige Geltung, eine Nebenrolle zugewiesen hatte. Nach den außerordentlichen Einblicken, die er, wie wir sahen, doch auch in dieser Richtung vielfach getan, werden wir also schließlich sagen müssen, er sei hier einmal auf halbem Wege stehen geblieben. Daß er, wenn er gewollt hätte, zwischen 1824 und 1874 sich eines anderen hätte belehren können, steht völlig außer Zweifel. Die nachher noch heranzuziehenden Schriften von Gaupp und Raumer (um nur diese hier zu erwähnen) boten die allervernehmlichsten Winke für die Gegenauffassung. Der einzige „Versuch in vergleichender Völkergeschichte" Arndts birgt in nuce in genialer intuitiver

kann sie geradezu als ein „Gradmesser der nationalen Kraft" gelten, die sich, insoweit wir Deutsche dabei in Betracht kommen, nicht am letzten auch darin kundgetan hat, daß es deutsche Baumeister gewesen sind, welche die Gotik im Auslande, in Italien, in Spanien verbreitet haben. Wertvolle Winke für die Herkunft der Gotik aus germanischer Umwelt finden sich nach der technisch-fachlichen Seite noch in A. Haupts Werk „Die älteste Kunst, insbesondere die Baukunst der Germanen" (Leipzig 1909).

Vorausnahme die ganze Rassenlehre Gobineaus und Woltmanns, und selbst für des letzteren Induktivaufspürung der Germanen hat schon Jakob Grimm, wie er deren systematische Bedeutsamkeit erkannte, auch die ersten wirksamen Beispiele gegeben. Aber man braucht nur die Vorrede zur Neuausgabe der Jugendschrift über die romanischen und germanischen Völker zu lesen, um zu erkennen, wie wenig dem Meister darum überhaupt zu tun war, sich andere Unterlagen für seine Germanenauffassung zu schaffen. Haben doch die Wandlungen in seinem wissenschaftlichen Leben, an denen es bei ihm so wenig wie bei den meisten bedeutenden Geistern gefehlt hat, wie gerade ein Blick auf die zweierlei Gestaltungen der genannten Schrift lehrt, ihn vielmehr von der Anschauung seiner Jugend, welche Wesen und Bestimmung der Germanen substantiell weit größer und weiter faßte, ein gutes Stück hinweggeführt. (Fortsetzung folgt.)

Die heilige Not.

Ein Kriegsvortrag. Sommer 1917.

(Fortsetzung.)

Freilich hat uns der Krieg daheim auch viel Gemeines gebracht. Und wenn man neben Gottes Wort, neben die Heilige Schrift einmal eine Unheilige Schrift, des Satans Wort, stellen wollte, dann würde solches Teufelsbuch mit Stoff aus diesen Tagen weit vorankommen. Da würde die Rede vom Schieber und vom dickbäuchigen Wucherer sein müssen, der noch nie so offen seine Suppen an der Not der anderen gekocht hat, — der Wucherer, dessen Handwerk Dante im 11. Gesang seiner Komödie einen „Frevel" wider Gott und Natur genannt hat.

Was man da burgfriedlich mit ansehn mußte, war in der Tat ein Werk des Bösen und überstieg alle Begriffe. — In einem Vorort Berlins wurde Juni 1911 auf Plakaten von der Behörde die Beseitigung der auf einigen Straßen und Plätzen zu schön gediehenen Wucherblume befohlen: „Mit Rücksicht auf die Schädlichkeit der Pflanze soll sie in der Blütezeit verbrannt werden. Nach der Kreispolizeiverordnung von 1894 ist jeder Grundbesitzer zur Vernichtung derselben verpflichtet." Wenn man ähnlich einmal die Wucherblumen auf zwei Beinen faßte, würde es allein in Deutschland mehr Scheiterhaufen geben, als im ganzen 15. Jahrhundert in Spanien, wo es wahrlich brandig genug zuging, von der Inquisition gegen treulose Marannen und Scheinchristen angesteckt worden sind.

Bei unsern Feinden war es ähnlich: es mag dunkel in der Seele des jungen, inzwischen gefallenen englischen Offiziers ausgesehen haben, aus dessen Briefen eine Zeitung am 23. Februar 1917 den Satz heraushob: „Wenn ich um mich schaue, wie die Leute zu Hause darauf losleben, so fühle ich, sie sind nicht wert, daß man um sie kämpft." Unsere deutsche

Heimat aber sollte in leuchtenderen Bildern vor den Augen ihrer Kämpfer stehen. Allerdings können die schlechten Menschen auch bei uns nicht alle auf einmal verschwinden; im Gegenteil, sie kriechen gerade in trüben Tagen aus ihren Löchern und haben in diesem Kriege so viel genommen, daß sie gerichtet und hinfort durchaus unmöglich sind. Deutschland wird seinen Sieg nicht dem Eigennutz und der Geschäftstüchtigkeit, die sich bereicherte, sondern der Selbstlosigkeit danken, die sich dahingab. Sonst wäre aller Völkerabschaum über uns hereingebrochen und hätte Land und Stadt geschändet.

Auf den Krieg von 1870 folgte die Gründerzeit, wo die französische Entschädigung von zweifelhaften Leuten zu Börsenpapieren gemacht wurde. Wir haben diesmal Derartiges nicht mehr zu fürchten, weil schon vorher, während des Krieges, so viel gespielt und gewuchert worden ist, daß kaum etwas übrig blieb. — Und noch manches andere könnte uns herunterstimmen: das deutsche Theater ist und bleibt der Treffpunkt aus aller Herren und Hexen Länder. In Fetzen fahren sie heran, um ihre Bacchanalien bei uns abzuhalten, d. h. sie zaubern uns mit dem blödsinnigsten Zeug die Gelder aus der Tasche, auch jetzt, mitten im Kriege. Nathansen, Bernstein, Sem Benelli, nebst Strindberg usw., der ärgste Schund der Internationaille, wird den Deutschen vorgesetzt, die doch Väter, Brüder und Söhne in den Schützengräben haben. Und schmerzlich ist es auch, wie so viele in der „reiferen" Jugend das überrasch verdiente Geld und ihre jungen Kräfte in Rauch und Rausch, bei Manolis, Bier und schlechten Mädchen vergeuden. Aber das alles sind nur abklingende Krankheitserscheinungen, sind die letzten eklen Ausläufer der verwilderten, selbstsüchtigzügellosen Zeiten, die vor dem Kriege waren, wo eine beginnende Zersetzung alle, die es ernst mit dem deutschen Volke meinten, schwer bekümmerte. Es herrschte ein dämonischer Geist, der jedem unbeschränkte Rechte ohne alle Pflichten einräumte und die Treue, die Bindung aller zur Familie und zum Staate, löste. Berufe wurden untereinander verhetzt, die Städter gegen das Land, die Kinder gegen ihre Eltern, — und künstlich politisierte Mütter forderte der Sozialdemokrat Dr. med. Moses in Berlin zum „Gebärstreik", zur Sünde gegen das noch ungeborene Geschlecht ihres Schoßes, auf. Schund- und Schandblätter, wie ein in München gedrucktes Witzjournal, legten damals der Jugend das heimliche Sündigen nahe[1]), und von 100 Bühnen fingen 1000 Operetten an, ihre geilen, asiatischen Gifte über das Land zu spritzen. Ich hörte 1913 jemanden im Theater bei dem frechen „Erdgeist" von Wedekind jubeln: „Das hätte man mal vor zwölf Jahren aufführen sollen." So triumphierten Freiheit

[1]) Im Simplizissimus 10/11 1913 findet sich eine Zeichnung von Th. Heine, wo auf der Konferenz ein Lehrer zum andern sagt: „Im Vertrauen, lieber Kollege, ich sehe es nicht ungern, wenn meine Schüler geheimen Lastern frönen, sie stören dann den Unterricht nicht mehr durch ihre Lebhaftigkeit."

und Fortschritt: Es war in der Tat erreicht. Der Verfall griff von den Großstädten aufs Land und hätte in zwölf weiteren Friedensjahren unser armes Volk von Grund zerstört. Da hat der Krieg Wandel geschaffen, und im übrigen werden noch genug starre und nothafte Tage kommen, um eine Jugend, die noch immer nicht umgelernt hat, zur Vernunft zu bringen und zu reinigen. Wie aber die Schlechten in ihrer Schlechtigkeit, so haben sich im Kriege noch viel zahlreicher und um so reiner die Guten gezeigt; und wenn die böse Tat fortzeugend Böses gebiert, so hat auch das Gute überall Kräfte, Taten und Wünsche nach seinesgleichen, geweckt. Das soll uns ein Trost sein.

Und wären denn wirklich jene üblen Erscheinungen unser Volk? Das ist ganz etwas anderes. Das sind nicht jene unerquicklichen Leute, der Pöbel, der sich immer in der Nähe bemerkbar macht, sondern sind die ungezählten Bessern und Besten, die wir gar nicht alle persönlich kennen: Eltern, Kinder und Geschwister derer, die blau und blond zu Roß, zu Fuß und Wagen, wer weiß aus welchen Bauernhütten her, ins Feld zogen. Deutsches Volk, das sind die ungezählten Stillen im Lande, die Gemeinschaft aller durch die Not Geheiligten, sind Eltern im Leid um ihre Söhne, die nicht bloß einzeln, nein, zu zweien, dreien, vier oder noch mehr gefallen sind. Das junge, reine Leben drängte förmlich zum Opfer; es drängte von Vater und Mutter weg und ging durch die Pforte des Todes vor der Zeit wieder zu den unsterblichen Quellen ein, daraus wir alle gekommen sind: zu der Seele und zu dem Geiste des deutschen Volkes, die da sind über aller Zeit. Ach, nicht für die toten Helden allein, auch für die armen, die einsamen Frauen müßten Denksteine auf jeder Flur errichtet und Wort und Ruf „Mutter", woran der Zeitgeist vor dem Kriege sich so schmachvoll vergriffen hatte, neu geweiht werden. — Deutsches Volk, das sind die Frauen, denen der Krieg den Gatten, den Schützer ihrer Kinder nahm, und denen ein Offizier vor seinem Ende — er ruht in Flandern — wie der Volker des Nibelungenliedes die holde Todesweise sang:

„Wenn ich einst fallen sollt', dann muß dein Sinn
Sich still in Gottes heil'gen Willen fügen,
Dann muß es dir zu süßem Trost genügen,
Daß ich den Heldentod gestorben bin.
Dann zeige stolz in leidverklärten Zügen,
Wie viel du gabst dem Vaterlande hin.
Schwer liegt auf Blütenkelchen oft der Tau,
Das Leid kommt auch vom Himmel, liebste Frau.
Wenn ich einst fallen sollt', dann muß dein Mund
Den lieben Kindern deinen Schmerz verhehlen;
Dann mußt du ihnen viel von mir erzählen,
Und wie ich euch geliebt, tu ihnen kund.
Wenn sich die letzten Sonnenstrahlen stehlen
Zu euch ins Zimmer bis zur Abendstund
Und man dein Antlitz sieht nicht so genau,
Dann darfst du auch mal weinen, liebe Frau."

Deutsches Volk, das sind die Väter, die nimmer den Flecken Erde kennen werden, wo ihre Knaben liegen, in denen sie weiter leben wollten; das sind die Arbeiter unserer Werften, die nach der Schlacht beim Skagerrak Tage und Nächte hindurch mehr als Schicht und Pflicht taten, bis die wunden Schiffe heil waren und unser Kaiser, im Herzen tief bewegt, nur noch danken konnte, so schnell war alles getan. Deutsches Volk, das sind die Freiwilligen, die dem bedrohten Land in Millionen im August 1914 zu Hülfe eilten: vom höchsten deutschen Berg herab, von der Zugspitze, meldete der Wärter, auf die Kunde von der Mobilmachung sein „I kimm glei" — und zweimal kam er verwundet zurück in die Berge und ist zum dritten Male unten auf der heiligsten Wal geblieben. Und in den Städten eiferten jene Schüler, die durch die Notprüfung und durch eine Notlüge, sie seien schon 18, mit 17¼ Jahren ins Heer und bald an die Front kamen, mit den alten Offizieren, die mit 60 und 70 Lenzen sich nicht halten ließen, — ja, das Aufzählen nimmt kein Ende. Deutsches Volk, das sind die blauen Jungen, die den englischen Wal harpunieren, — eine Jugend, der die Woche Urlaub am Land zwischen den Fahrten schon am Montag zu lang ist, und die lieber gleich wieder bei den Kameraden auf und unter den Wogen wären. Deutsches Volk sind die Soldaten, die mit dem Offizier, der ihnen Kaiser und Reich verkörpert, und mit dem Liede „Deutschland über alles" auf den Lippen, strahlend in Nacht und Tod gehen; das sind unsere Mädchen in der bitteren Sehnsucht ihres armen Herzens:

„Es wäre ja alles nicht so schwer,
Wenn nur die brennende Scham nicht wär;
Sie gehen für dich in die Kugeln hinein,
Du liest es Abends bei Lampenschein.
Sie schlafen, in nasses Gras gestreckt —
Dir steht dein gutes Bett gedeckt.
Du weißt deine Liebsten zum Greifen dicht,
Sie sehen im Sterben ein fremdes Gesicht.
Und all deine Liebe und all dein Leid,
Dein heißestes Wollen reicht nicht so weit,
Daß es Einem da draußen in würgender Schlacht
Die letzte Stunde leichter macht."

Das Deutsche Volk sind unsere Schwestern, die Leiden lindern, sind unsere Kinder, die ihrer großen Brüder und Väter kindlich denken, das ganze deutsche Volk daheim, das hungert und dürstet, ist des Höchsten würdig, das es auf Erden gibt: seiner Helden, die draußen stehen und sterben.

Denn was wir bei denen an Gesinnungen und Taten, an Opferbereitschaft und an Innerlichkeit erlebt haben, übertrifft jedes Heroentum der Antike und die kühnsten Träume, — es kann eben nur von Deutschen wieder erreicht, ja, von ihnen selber vielleicht noch einmal überboten werden. Deutschland ist in ewigem Aufstieg, das Volk der Wunder; das Jahr 1914

hat längst 1813 und 1870 überholt, obgleich es auch da schon hoch herging. Unglaubliches ist bei uns Alltägliches. Jener schwerverwundete Major im 3. Garde-Reg. z. F. hat nicht bloß aus eigenem Empfinden, sondern im Namen aller Kameraden bekannt:

... „Ich stritt im deutschen Heere
Für deutsches Heiligtum,
Als Schildknapp deutscher Ehre
Für deutscher Zukunft Ruhm!
Drum lebt trotz grimmer Schmerzen,
Trotz wundenheißer Qual,
In meinem deutschen Herzen
Nur Dank und Sonnenstrahl."

Man stelle sich solche Verklärung der Schmerzen richtig vor: ein so seliges Geben, nicht von Hab und Gut, sondern vom eigenen Leibe, wo die Rechte nicht wußte, was die Linke tat, und so tiefe Demut vor dem Vaterlande, dem man die leidensvolle Gabe freudevoll brachte. Ich weiß nicht, wie die Überlebenden dessen je wert werden könnten. Aber getrost. Die Seele des Blutes, das sich glaubend und hoffend draußen um unsere Grenzen goß, kann nicht verloren gehen; sie stieg aus den offenen Adern und wogt und wallt in uns über, wo sie zum Entscheidungskampf für den deutschen Geist Kräfte entbinden wird, deren wir uns selber heute vielleicht nicht bewußt sind oder die wir uns kaum zutrauen würden. Der große Augenblick hat im deutschen Volk immer das große Geschlecht gefunden, und Hunderttausende von denen, die kämpften und starben, haben im Frieden nicht geahnt, welche Götterseelen, von 1813 und 1870 her, uns zum Vorbild, in ihnen schlummerten.

Wer im August 1914 am Rhein an den Orten war, wo unsere Soldaten durchkamen, kann das brausende Getön nie vergessen, das dort Tag und Nacht von jung und alt zum Himmel stieg, aus den Regimentern, die zum erstenmal den Strom erblickten und wie ein Wunder grüßten. Die Leute liebten ihr Vaterland, ohne einen Pfennig Boden ihr eigen zu nennen, und haben sich dafür auch geopfert. Ein solcher Idealismus wird und muß den internationalen Mammonsbann brechen und unser Land aus der Hypothekenverzauberung befreien und es dem deutschgeborenen Volke zurückgeben, das dafür zu sterben bereit war und alle Zeit sein wird. Das darf nicht in neue Schuldknechtschaft durch die von andern verschuldeten Kriegslasten fallen.

Als Faust vor seinem Palast die grauen Weiber, — Mangel, Schuld, Sorge und Not — sprechen hört, meint er:

„Den Sinn der Rede konnt ich nicht verstehn,
Es klang so nach, als hieß es Not,
Ein düstres Reimwort folgte: Tod." —

Not und Tod gehören zusammen; und manchem unter uns ist ein Liebstes entrissen worden, mit dem so vieles dahin ging, weil jeder Mensch

doch auf Jahrzehnte hinaus plant und entwirft, was er noch schaffen möchte: Wille und Wunsch strahlen in die Zukunft, wie die Feueraugen am Kraftwagen über den nächtlichen Weg. — Und nun sind Millionen durch den Tod ihren Plänen entrissen, und mit ihnen wäre eine Welt aufbauender Gedanken vernichtet, wenn wir Lebenden sie nicht als Vermächtnis betrachten und verwirklichen wollten. Wir haben an den Toten etwas gut zu machen. Es schmerzt, wenn man plötzlich Verstorbenen oft nicht ganz das gewesen ist, was man hätte sein sollen, — und so viele sind wie aus heiterem Himmel in die Schlacht gerufen worden, aus der sie nicht wiederkehrten. Aber Leid und Reue dürfen uns deshalb nicht verzehren, damit wäre niemandem gedient. Das Leitmotiv ihres Lebens, die Liebe zum Vaterland, die sie mit Blut besiegelten, soll vielmehr in uns weiterklingen, um aus Deutschland etwas zu schaffen, das der Opfer derer wert ist, die dafür fielen. Wenn wir so allen Kummer und unsere unbezwingbare Sehnsucht umsetzen in die Arbeit, der jene sich hingaben, werden wir tiefer und inniger als nur je im Leben mit den Geschiedenen verbunden und als ihre Beauftragten mit ihnen für alle Zeit gleichsam verschmolzen bleiben.

Wer ins Wasser stürzt und gerettet wird, tut gewiß zeit seines Lebens für den Retter alles, was er nur kann. Und sollten wir nicht noch tiefer denen verpflichtet sein, die, um uns zu schützen, ihr Leben ließen? Wir sind die Schuldner der Toten. Wie die arischen Griechen und unsere nordischen Vorfahren von Seelen berichteten, die ruhelos irrten, bis ihnen von treuer Hand die Grabstätte bereitet war, so wollen wir die Gefallenen in uns bestatten und ihren Seelen Frieden schenken, indem wir ganz in ihrem Sinne leben. Es gibt ja eine Verheißung unseres Glaubens, daß einst Seele zu Seele, Unsterbliches zu Unsterblichem, und Liebe zu Liebe den Weg über Tod und Grab finden wird, — das liegt in Gottes Hand und Willen; wir können uns aber mit den Toten schon hier auf Erden verbinden, indem wir uns ihr Wollen zu eigen machen, in ihrem Sinne wandeln, und das liegt in unserer Hand, in unserm Willen. Das Bewußtsein, mit den Geschiedenen im Blut und Streben eins zu sein, wird die Trennung lindern; und mitten im großen, heiligen Weltgeschehen, in das sie eingingen, werden unsere Helden geheimnisvoll alsbald dessen inne werden, daß sie hienieden verstanden wurden und nicht vergeblich gefallen sind, und daß wir als die Erben und Vollstrecker ihres letzten Willens nach jenem Lichte mit hinzuwirken uns entschlossen haben, das gerade durch ihre Hingabe in und um uns desto heller erglänzte. Wir müssen so leben, daß wir uns vor den Gefallenen nicht zu schämen brauchen; dann wird eine jede Mutter, die ihren Sohn verlor, getröstet sein, daß es nicht vergebens war, und auch der Sohn wird endlich seine Ruhe haben. Wir wollen zur Totenverehrung unserer Vorfahren zurück. Vor dem Kriege hatten wir fast alle das Gedächtnis an Vergangenes verloren — gleich

Träumern, die nichts von dem erinnern, was sie eben schauten; Gold und Geld für heute und in alle Ewigkeit, Amen, war Vieler Gedanke und Gelöbnis. Die Toten aber haben sich von dem gelben Trug und Götzen dieser Zeit gelöst und sich für etwas, das nicht in Geld und Zahlen umsetzbar ist, geopfert: für ein Deutschland, das wird. Geld und Zahlen werden uns auch bald genommen sein, der Mammon wird uns verlassen, der feile und treulose Geselle, der er immer war, und wird mit sich ziehen alles, was schlecht und faul ist. Aber unserer Toten teuere Schatten werden bleiben und wie treue Eckeharte uns schon hier auf Erden den ewigen Wesen, Gott und den Sternen zuweisen, darunter sie selber nun heimisch sind. So wird vom Himmel Glück und Frieden über uns kommen. Was in verzweifelten Todesstunden erduldet worden ist, wird uns zum Segen; aber wir müssen uns im Gedächtnis daran auch stärken, müssen wider die Feinde in und unter uns kämpfen und dem Häßlichen in uns absterben; denn goldene Zeitalter, Gefilde der Seligen, die durch die Sünden des Mammons verloren gingen, können nur durch Kampf, Selbstüberwindung und Reinheit wieder genommen werden. (Schluß folgt.)

Deutsche Vaterlands-Partei.

Während draußen im Felde sich Heldentum und Opfermut unserer Brüder in immer hellerem Glanze zeigen, während die militärische Ohnmacht unserer Feinde immer sichtbarer und nach zuverlässigen Nachrichten die Wirkung unserer U-Boote und Luftwaffen immer vernichtender wird, zeigt sich in den letzten politischen Erörterungen das traurigste Gegenbild.

In der Deutschen Vaterlands-Partei bricht sich **eine gewaltige Volksbewegung** Bahn, die hoch über allen inneren Gegensätzen die Fahne des Sieges als einigendes Symbol erhebt, die allem Unverstand und aller Zwietracht zum Trotz der Erkenntnis zum Durchbruch verhilft, daß es jetzt darauf ankommt, mit eiserner Zähigkeit einen Frieden zu erkämpfen, der unsere Zukunft wirklich sichert!

Die Furcht, daß sich diese Volksbewegung mit elementarer Kraft weiter entwickeln und politischen Parteien zum Schaden gereichen könnte, hat diese zu den äußersten Anstrengungen angespornt. Sie fühlen sich in ihrer **erträumten Übermacht** gefährdet. Daher der Versuch, an der Hand mühsam zusammengesuchter Einzelfälle die jetzt unser Volk ergreifende Bewegung als eine von oben eingeleitete und geförderte hinzustellen. Aus den eigenen Reihen dieser Parteien strömen ihre Mitglieder in hellen Scharen der Vaterlands-Partei zu und können beredtes Zeugnis dafür ablegen, daß die Vaterlands-Partei keinerlei innerpolitische Ziele verfolgt. **Es ist unwahr, daß die Deutsche Vaterlands-Partei die Zeiten des Klassenkampfes wieder aufleben lassen** und hierfür das Wort „vaterländisch" mißbrauchen will. **Wir sind weder konservativ noch liberal, weder agrarisch noch schwerindustriell, weder Wehrverein noch alldeutsch:**

Jeder, der helfen will, Deutschland zu erretten, ist uns willkommen!

Nein, wir sind eine Vaterlands-Partei, weil wir das höchste Interesse des Vaterlandes in dem Getümmel des inneren Streits wieder zu Ehren bringen und alle Deutschen einigen wollen auf das eine große Ziel: Den Sieg und den Frieden, den Deutschland für seine Entwicklung nach dem furchtbaren Aderlaß braucht.

Schon beginnt man im **feindlichen Ausland** ängstlich zu werden, daß die Hoffnung, durch deutschen Unverstand zu erreichen, was den Waffen versagt geblieben ist, am Ende doch noch zerflattert! Gegen **englische Friedensfühler** müssen wir **hart** sein, denn in absehbarer Zeit werden wir England ganz anders gegenüberstehen!

Schon spricht man von der Zersetzungspartei, die die Mehrheit des Reichstages zersetzen will. Ja, **wir wollen aufdecken,** daß die Mehrheit vom 19. Juli innerlich

zerfallen ist, daß die Urheber des erneuten Friedensangebots die irregeführte Gefolgschaft immer mehr verlieren.

Wir wollen zeigen, **wo die wahre Mehrheit des deutschen Volkes steht!** Wir wollen beweisen, daß nach drei Kriegsjahren im deutschen Volk die Entschlossenheit ungebrochen ist, sich den Frieden zu erkämpfen, den Deutschland braucht! Die Deutsche Vaterlands-Partei wird jede Reichsleitung freudig unterstützen, die einen zu Deutschlands Niedergang führenden Verzichtfrieden ablehnt und die Fahne des Sieges hochhält!

Elsaß-Lothringens Zugehörigkeit zum Deutschen Reich ist keine Frage, sondern **eine endgültig abgeschlossene Tatsache.** Elsaß-Lothringen ist **keine Kulisse,** um hinter ihr **die belgische Frage,** die eine Lebensfrage für Deutschland ist, verschwinden zu lassen!

Deutsche Männer, deutsche Frauen, welchen Standes und welcher politischen Partei Ihr sein mögt, schart Euch einmütig in der Vaterlands-Partei zusammen! **Deutsches Volk, laß dich in den großen Fragen, die jetzt zur Entscheidung stehen, nicht irre machen!** Glaube an dich selbst und an Deutschlands Zukunft! Die Stimme des Gewissens muß dir sagen, welchen Weg du zu gehen hast.

Berlin W. 10, Viktoriastraße 30, den 12. Oktober 1917.

Der Vorstand der Deutschen Vaterlands-Partei.

Herzog Johann Albrecht zu Mecklenburg,
Ehrenvorsitzender.

Großadmiral von Tirpitz,
1. Vorsitzender.

Generallandschaftsdirektor a. D. **Dr. Kapp,**
2. Vorsitzender.

Beitrittserklärungen nehmen an:

1. **alle Ortsgruppen und Ortsvereine;**

2. **alle Landesvereine der Deutschen Vaterlands-Partei,** und zwar:

in der Provinz **Ostpreußen** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für die Provinz Ostpreußen, Königsberg i. Pr., Brotbänkenstr. 13 I; in der Provinz **Westpreußen** die Geschäftsstelle der D. V. P. des Landesvereins für die Provinz Westpreußen, Danzig, Landhaus; in der Provinz **Pommern** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P. für die Provinz Pommern, Stettin, Werderstr. 31; in der Provinz **Posen** die Geschäftsstelle des Posener Landesvereins der D. V. P., Posen, Friedrichstr. 7; in der Provinz **Schlesien** die Geschäftsstelle des Schlesischen Landesvereins der D. V. P., Breslau, Gartenstr. 74; in der Provinz **Brandenburg** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P. zu Händen von Herrn Oberbürgermeister Vosberg, Potsdam, Behlertstr. 31; in der Provinz **Sachsen** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für die Provinz Sachsen, Halle a. d. S., Hagenstr. 2; in der Provinz **Hannover** die Geschäftsstelle des Landesvereins Hannover der D. V. P., Hannover, Trammplatz 2; in der Provinz **Schleswig-Holstein** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P. für die Provinz Schleswig-Holstein, Altona, zu Händen von Vizeadmiral Daenhardt, Moltkestr. 63; im Regierungsbezirk **Cassel** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Kurhessischen Landesvereins der D. V. P., Cassel, Hohenzollernstr. 61 I; in **Nassau** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P., zu Händen von Herrn v. Grothus, Wiesbaden, Nikolasstr. 11; in der Provinz **Westfalen** die Geschäftsstelle des Niederrheinisch-Westfälischen Landesvereins der D. V. P., Dortmund, Ostwall 31½; in der **Rheinprovinz** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für die Rheinprovinz, Köln, Altenberger Str. 12; im Königreich **Bayern** die Geschäftsstelle des Landesvereins Bayern der D. V. P., München, Neuhauser Str. 10 III l.; im Königreich **Württemberg** die Geschäftsstelle des Württembergischen Landesvereins der D. V. P., Stuttgart, Schellingstraße 4, Erdgeschoß; im Königreich **Sachsen** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für das Königreich Sachsen, Dresden-A., Waisenhausstraße 29; im Großherzogtum **Baden** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P., Freiburg i. Br., zu Händen von Herrn Prof. Dr. Hoche, Weiherhofstr. 6; im Großherzogtum **Mecklenburg-Schwerin** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für das Großherzogtum Mecklenburg-Schwerin, Schwerin, Weinbergstr. 6; im Großherzogtum **Mecklenburg-Strelitz** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P., zu Händen von Herrn v. Horry, Neustrelitz; in den **Thüringischen Staaten** die Geschäftsstelle des in der Bildung begriffenen Landesvereins der D. V. P., zu Händen des Herrn Geschäftsführers Dunkel, Friedrichroda; außerdem für Weimar: Justizrat Flintzer, dortselbst; für Sondershausen: Bankprokurist Wenzel; für Arnstadt: Schulinspektor Henschel; für Greiz: Gymnasial-Direktor Müller; für Meiningen: Prof. Köhler; für Eisenach: Prof. Flex; für Jena: Prof. Plate; im Gebiet der Freien und Hansestadt **Hamburg** die Geschäftsstelle des Landesvereins der D. V. P. für Hamburg, Hamburg, Sandtorquai 14; im Gebiet der Freien und Hansestadt **Bremen** die Geschäftsstelle des Bremischen Landesvereins der D. V. P., Bremen, Bankhaus Weyhausen, Wachtstraße; im Gebiet der Freien und Hansestadt **Lübeck** die Geschäftsstelle des Lübecker Landesvereins der D. V. P., zu Händen von Herrn Müller, Lübeck, Breite Straße 48; Geschäftsstelle des Landesvereins für **Waldeck-Pyrmont** in Corbach, zu Händen des Herrn Ökonomierat Eduard Emde; Ortsgruppe Bad Pyrmont, zu Händen des Herrn Chr. Holborn, Kurhausbesitzer;

3. in **Berlin** und **in allen unter Nr. 2 nicht aufgeführten Landesteilen** die Hauptgeschäftsstelle der Deutschen Vaterlands-Partei Berlin W. 10, Viktoriastraße 30, Fernsprecher Lützow 5549. Telegrammadresse: Vaterlandpartei.

Es wird gebeten, die Beitrittserklärungen an die oben unter 2 und 3 bezeichneten Stellen schriftlich zu bewirken.

Bei dem gewaltigen Widerhall, den die Bewegung in ganz Deutschland gefunden hat, kann die Hauptgeschäftsstelle in Berlin die in **riesiger Zahl** bisher eingegangenen Postsendungen nur allmählich aufarbeiten. Es wird daher um Geduld gebeten, wenn die zahlreichen Anfragen, Anregungen und Anmeldungen nicht gleich erledigt werden.

Mindestbeitrag 1 Mark.

Berichte und Notizen.

Über Patriotismus und internationale Verständigung schreibt der Konsistorialpräsident a. D. Hermann Kranichfeld in Nr. 222 des „Tag" sehr treffend: „Der Patriotismus hat zu allen Zeiten seine stärksten Antriebe von dem einfachen Instinkt der Selbstbehauptung erhalten. So war es jedenfalls im Altertum in der Heldenzeit der kleinen Republiken. Mochte während der Perserkriege das stolze Selbstgefühl, Träger einer höheren Kultur zu sein, die es den Barbaren gegenüber zu verteidigen galt, in dem patriotischen Empfinden der Griechen als Unterton mit anklingen, sein Hauptmotiv lag doch in dem Bewußtsein des freien Bürgers: Nur innerhalb deines eigenen Volkes bist du ein vollberechtigter Mensch; die Verteidigung des heimatlichen Bodens rettet dir allein Besitz und Freiheit. Das galt mutatis mutandis auch für die Frauen. Wenn die athenischen Frauen und Jungfrauen, wie es ein modernes Bild darstellt, nach der siegreichen Schlacht von Salamis in ekstatischer Freude ihren Gatten, Söhnen und Brüdern entgegenstürmten, so hob sie nicht nur der Stolz auf die Heldentaten der Ihrigen über die sonst geltende Sitte scheuer Zurückhaltung hinaus. Was in ihrem Jubel durchbrach, war das Gefühl der Befreiung von einem furchtbaren Schicksal, dem Schicksal, das Los der Frauen und Mädchen eines besiegten Volkes teilen zu müssen. Und wenn noch im Mittelalter in der Republik Venedig jeder Bürger, sobald die Kunde erscholl, die feindliche Flotte der Ungarn oder Türken zeige sich am Lido, mit seiner Barke zu der gefährdeten Meerenge von Malamocco eilte, ohne eine Aufforderung abzuwarten, wie wir etwa zur Feuerwache stürzen, wenn es im Nachbarhause brennt, und freiwillig mit in der Reihe die Eimer reichen, so trieb auch ihn der Gedanke an die eigene Existenz. Die geraubten, auf die Galeere geschmiedeten Mitbürger, die geschändeten Frauen und Bräute, die überfallenen, geplünderten und zerstörten Besitzungen der Nachbarn waren Fanale, deren greller Schein in seine Seele fiel und in ihr kein Schwanken und keinen Zweifel darüber aufkommen ließ, daß es bei dem Kampf ums Vaterland um Gut und Freiheit, um Weib und Kind auch des einzelnen Bürgers gehe. In den modernen Großstaaten des letzten Jahrhunderts haben wir das Gegenbild. Hier war allmählich ein solches Gefühl der Sicherheit von Leben und Freiheit, von Familie und Besitz entstanden, daß man gar nicht daran dachte, daß diese Sicherheit dem einzelnen durch den Staat verbürgt wird. Jedenfalls brauchte man dazu, wie es schien, den eigenen Staat nicht. Anders als im Altertum und Mittelalter waren ja im fremden Lande die Ausländer in zivil- und strafrechtlicher Beziehung den Inländern gleichgestellt und die Gerichte verpflichtet, ihre Rechte wie die der Landesangehörigen wahrzunehmen. Auch im Kriegsfalle blieb nach den Konventionen das Privateigentum im Feindeslande geschützt, Leben und Freiheit des Fremden unangetastet. Die Liebe zum Vaterlande lebte auch da in allen tieferen Naturen fort. Sie gewann sogar eine idealere Grundlage und ruhte nun auf der Erkenntnis, daß das geistige Sein des Individuums in seinem Volkstum wurzelt und hier allein den rechten Boden zu seiner Entfaltung findet. Aber wie der Sohn der Gäa bei seinem Ringen mit Herkules seine Kraft einbüßte, wenn seine Füße nicht mehr die Erde berührten, so wurde auch bei Unzähligen die Vaterlandsliebe in dem Maße schwächer, wie sie den Zusammenhang mit ihrem mütterlichen Boden verlor und der instinktmäßige Selbsterhaltungstrieb bei ihr ausgeschaltet war. Millionen von Deutschen im Ausland, denen es nur um ihre äußere Existenz zu tun war, gaben das Vaterland im Glauben, daß es ihnen ja nichts bieten könne, was ihnen nicht auch die neue Heimat gewährte, preis und lösten sich äußerlich und innerlich von ihm los. Und mit Beschämung müssen wir gestehen, daß gerade in Deutschland auch für viele daheim vor dem Kriege das Wort Vaterland zu einem leeren Schall geworden war. Man lächelte über den Patriotismus als über einen rückständigen Begriff, der durch die zwischenstaatlichen Abmachungen gegenstandslos geworden sei. Nach

ihnen bot jedes Land hinsichtlich der äußeren Existenz den gleichen Schutz." Verfasser wirft dann als für unsere praktische Politik entscheidend die Frage auf, „ob die Entwicklung der internationalen Beziehungen auch nach dem Kriege in der gleichen Richtung weitergehen und der nationale Gedanke allgemein immer mehr von dem internationalen abgelöst werden wird." Er verneint die Frage auf das entschiedenste und schließt mit den Worten: „Bei dem fanatischen, brennenden Haß der Franzosen und dem zähen, vor keinem Verbrechen zurückschreckenden Herrschaftswillen Englands kann man eher an die Erfüllung der Weisfagung des Jesaias glauben, daß die Wölfe bei den Lämmern wohnen und die Pardel bei den Böcken liegen und Löwen Stroh essen wie die Ochsen, als an eine Versöhnung der Franzosen in dem nächsten Jahrhundert und an ein freiwilliges friedliches Einvernehmen Englands mit dem als gefährlichster Konkurrent erkannten Deutschland. Beide werden sich nur knirschend vor der Macht beugen. Es gibt darum für uns nur den Wahlspruch: Oderint dum metuant! Nicht international, sondern national bis auf die Knochen!"

Hauptvermittelungsstelle Vaterländischer Verbände. Der Krieg, der als großer Meister unser deutsches Volk zusammenschmiedete, gleichgültig, wohin das Schicksal den einzelnen mit seinen berechtigten Sonderinteressen stellte, hat ein neues Erzeugnis aus seiner Werkstatt hervorgehen lassen. Am 10. September hat die Gründung einer „Hauptvermittlungsstelle Vaterländischer Verbände" stattgefunden, welcher sich bereits eine ansehnliche Reihe von Vereinen anschlossen, mit dem Zweck, für gemeinsame Ziele eine schnelle und wirksame Betätigung, für Sonderaufgaben eine gegenseitige Aufklärung, Verständigung und Unterstützung zu sichern. Hiermit ist einem langgehegten Wunsche und einer oft erörterten Forderung entsprochen in einer Form, welche die Selbständigkeit jedes einzelnen Vereins gewährleistet. Den Vorsitz haben übernommen der Admiral à la suite des Seeoffizierkorps Graf von Baudissin und der Geheimrat Professor Dr. Dietrich Schäfer. Der Sitz ist Berlin, die Geschäftsstelle, an welche Anfragen und hoffentlich recht viele Beitrittserklärungen zu richten sind, Berlin W. 62, Kalckreuthstr. 19.

Volksvergiftung. Seit mehreren Jahren hat man sich dazu aufgerafft, der sogen. Schundliteratur energisch zu Leibe zu gehen, und das von Rechts wegen. Nur hat man den Begriff Schundliteratur viel zu eng gefaßt. Die Erzeugnisse gewisser von den interessierten Verlagsanstalten in skrupelloser Weise gepriesener moderner Schriftsteller sind, gerade weil sie sich in einem literarisch einwandfreieren Gewande präsentieren, bei weitem gefährlicher. Durch die Presse geht augenblicklich ein Protest deutscher Männer und Frauen gegen die Meyrinkschen „Schöpfungen", in denen weniger deutschfühlende Kritiker das Flügelschlagen einer künftigen Zeit zu hören vermeint haben. Gott bewahre uns vor einer solchen Zeit. Fast gefährlicher aber als die Meyrinkschen „Offenbarungen" erscheinen mir die Berliner Sittenbilder von Arthur Landsberger, der es, abgesehen von der undeutschen Gesinnung aller seiner Werke, auch nicht an direkten hämischen Ausfällen gegen das Deutschtum fehlen läßt. Ich erinnere mich, in einem seiner Romane, ich glaube in „Wie Hilde Simon mit Gott und dem Teufel kämpfte", gelesen zu haben: „Als höfliche Leute rühmten die Franzosen das Wenige, was in Deutschland zu rühmen ist." Das ist aber noch nichts gegen die Art, wie er fast alle deutschen Stände in hämischer Weise glossiert. Geistliche, Professoren, Richter, Lehrer, Offiziere usw. erscheinen bei ihm als eine Gesellschaft durchaus verlogener, vertrottelter Individuen, gegen die Kokotten und andere außerhalb der Gesellschaft stehende Existenzen sich wohltuend abheben. Trotzdem findet Landsberger in vielen großen deutschen Zeitungen eine wohlwollende, ja begeisterte Aufnahme und „Lu, Die Kokotte" erlebt im Kriegsjahre 1916 die 16. Auflage! Diese Tatsache allein spricht Bände. Dagegen erscheinen die Romane Heinrich Manns, dieses deutschen „Balzac", wie uns gepredigt wird, noch verhältnismäßig harmlos, so undeutsch und unzeitgemäß auch ihr Inhalt und ihre Form sind. Ich zweifle nicht, daß sich die Reihe dieser „wahrhaft

modernen Schriftsteller" noch wird beträchtlich verlängern lassen. Da suchen Staat und Gesellschaft die körperliche Volksgesundheit mit allen Mitteln zu heben, aber die geistige Volksgesundheit, die doch die Grundbedingung der ersteren ist, die läßt man ruhig vergiften. Was geschähe im feindlichen Auslande mit einem Verleger, der als besonderen Vorzug der Erscheinungen seines Verlags hervorhebt, daß sie vor allem frei seien auch von jedem nationalen Vorurteil! Als ob wir nicht gerade jetzt nationale „Vorurteile" bitter nötig hätten. Wer wissen will, welche Romane der Deutsche nicht lesen soll, der braucht nur die in Kurt Wolffs Verlag erscheinende Sammlung „Der neue Roman, Ein Almanach", zur Hand zu nehmen und besonders den Anhang zu studieren. Quousque tandem? Es ist höchste Zeit, daß man von platonischen Protesten gegen diese Art „Literatur" zu praktischer Abwehr übergeht. — Dr. Friedrich Werner.

△ **Probe der Suggestionsliteratur.** Es scheint seit einigen Jahren, als ob die arische Rasse wie alles Deutsche überhaupt, mittels einer besonderen Schundliteratur in Deutschland selber absichtlich verfälscht, geschwächt, heruntergemacht werden soll. Wir haben schon einmal auf jene ruchlose Tendenz gewisser Schöngeister hingewiesen, die weitere Kreise unseres Volkes systematisch verwirren, entwurzeln und atomisieren wollen; wir finden aber alle Befürchtungen noch weit übertroffen durch den Roman „Das Gänsemännchen", den Jakob Wassermann aus Fürth, der Verfasser der „Juden von Zirndorf", jüngst in deutscher Sprache wider uns losgelassen hat. Bemerkenswert ist auf dem Umschlag die der „Wiener Abendpost" entnommene Empfehlung des Verlags S. Fischer, Berlin: „Vermöge weitausgreifender Lebensfülle, breiter umfassender Gesellschaftsschilderung, des Hineinspiels politischer und kultureller Zeitgeschehnisse ein wahrhafter Roman: Im Rahmen der Leidens- und Werdegeschichte eines deutschen Musikgenius entrollt die Dichtung auch Deutschlands Seele, Nervenzustand, Kulturströmungen. Tief und voll aus dem Menschlichen ist die Dichtung geschöpft." Um den „Musikgenius", Daniel, aus Eschenbach-Mittelfranken, dreht sich nun in der Tat eine Schar von Gestalten aus Nürnberg und Umgegend. Aber alle Verhältnisse, die Wassermann dem Leser als „deutsche" vorführt, schimmern verdrießlich, unfreundlich, hämisch und bis zur Widerwärtigkeit spießbürgerlich. Der Held, in seinem dumpfwilden Rasen, ist frech, verstockt, anstands- und manierenlos, aber „mit einer wunderbaren Fähigkeit des Erratens im passenden Augenblick" begabt. Ihm gesellen sich Musikprofessoren mit öligen Stimmen zu, die den „als germanischen Messias kostümierten Verballhornisten und Komödianten Richard Wagner verehren". Sonst wirken alte und junge Edelleute, Wucherer, Versicherungsagenten, heruntergekommene Künstler, Schreiber und wer weiß was sonst noch in der Geschichte mit. Als „Deutsche" sind es ausgemachte Trottel, Lumpen und Faulenzer, oder Halunken und Betrüger, feige, verlogen, rach- und klatschsüchtig und pietistisch ohne Halt. Sie haben Klumpfüße, fette oder sehr lange Hälse, rotes Haar, entzündete Augen, Körperfehler und sind Flegel. Auch unsere Frauen, Jungfrauen und kleinen Mädchen werden in der Mehrzahl als unschön, mit viereckigen Köpfen und flachen Busen, käsigen Gesichtern und Triefaugen empfunden und wissen, soweit sie nicht hysterisch, verrückt, zurückgeblieben oder bösartig sind, vor Leichtfertigkeit und Afferei nicht ein noch aus. Dreiviertel dieses „Menschenunflats", wie der Verfasser aus Fürth selber sagt, ist von einem finstern, grimmigen Haß gegen irgend etwas erfüllt. — Dagegen erscheint als Lichtgestalt auf diesem Kehricht Daniels jüdischer Freund, ein Herr Doktor Benda: halb blond, halb schwarz, mit gradliniger Nase, wohlerzogen, gut gekleidet, hilfreich, edel, hochherzig, nachsichtig, von zarter Schonung selbst bei der Verführung jungverheirateter arischer Frauen, nie auf seinen Vorteil bedacht, resigniert inmitten des blödsinnigen Gelichters um ihn her, und wissenschaftlich ein Phänomen, das nur von der engherzigen, schwachen und mißgünstigen Gelehrtenwelt verkannt wird. Und dieser edle Lampe, nicht das Musikgenie Daniel, ist denn auch des Pudels Kern in dem Roman. — Das in drei Teilen langweilig dahinplärrende, höhnisch-dunstige Geschmuse, das Wassermann übrigens „seinem brüderlichen Freunde Moritz Heimann" gewidmet hat, verhält sich zum Deutschtum

wie die Wucherblume Rafflesia der Urwälder Indiens mit ihrem faulen, leichenhaften Geruch zum Veilchen unserer Gärten. Mit dieser schändlichen, fremdartigen, antichristlichen und antigermanischen Literatur, die unsern Markt überschwemmt und beherrscht (auf Meyrink kamen wir bereits zu sprechen), muß aber behördlicherseits Schluß gemacht werden; sie bringt nichts, was erfrischen, erheben und stärken oder was uns dienen könnte. Da ist keine heldische Kraft, kein Wagemut, kein Blumenduft, kein Himmelsblau und Lerchenschlag, nicht Liebeslust und -leid, Erinnerung an Vergangenes, Hoffnung der Zukunft, keine Schelmerei und kein Witz, keine Demut vor Gott und seinem Geheimnis, sondern nur ein beklommener, mißgünstiger, mürrischer Grimm darüber, daß unser tapferes Volk sich leider noch immer nicht so vollständig hat „neuorientieren" lassen, wie es der tüchtige Bethmann Hollweg vor einiger Zeit so bemerkenswert unter dem Jubelgeheul der Internationaille eingeleitet hatte.

Bücherbesprechungen.

Wilhelm Kotzde, Die Wittenbergisch Nachtigall. Eine Dichtung. Stuttgart 1917, Verlag von J. F. Steinkopf.

Kotzdes „Wittenbergisch Nachtigall" dürfte das bedeutendste der bisher zur vierhundertjährigen Reformationsjubelfeier erschienenen dichterischen Werke sein. Der Verfasser wußte wohl, was er tat, als er es eine „Dichtung", und nicht, obwohl es in Prosa geschrieben ist, einen Roman nannte: die Ansprüche, die man an den historischen Roman seit Walter Scott stellt, muß man zu Hause lassen, wenn man an dies Werk geht; man hat hier nicht ruhig fortschreitende Erzählung und weiterhin Entwicklung eines geschichtlichen Ereignisses und des hinter ihm stehenden Helden, sondern einfach eine große Zahl von Stimmungsbildern, die zusammen wohl auch ein Bild der Reformation (weniger von Luthers Leben und Schaffen) ergeben, aber doch nicht in epischer Handlung und mit schrittweise vorgehender Motivierung, nicht einmal in reiner, deutlicher Gestaltung. Vor nicht langer Zeit ist ein Werk von Ricarda Huch, „Der große Krieg" erschienen, das den Dreißigjährigen Krieg in einer Fülle von Einzelbildern vorführt — an dieses Werk gemahnt das Kotzdes, nur, daß Ricarda Huch ihre Bilder nach Art des gleichzeitigen Chronisten, in objektivem Geiste gestaltet, während Kotzde als moderner Stimmungsmensch, als Impressionist meinetwegen, an die Ereignisse herangeht. Er ist ohne Zweifel an den meisten Orten, wo die Reformation spielt, in Wittenberg, Worms, Augsburg, auf der Ebernburg, in Mühlhausen usw. gewesen, hat die örtlichen Stimmungen auf sich wirken lassen und zugleich die Personen und Ereignisse nach eindringenderen Studien zu schauen versucht — dann aber hat er nicht in ruhiger Arbeit entwickelt, sondern jedes einzelne Bild gewissermaßen herausgeschleudert, eine Menge charakteristischer Züge, Farbenstriche durch eine fortreißende Gesamtstimmung verbunden, aber nicht im einzelnen sorgfältig gestaltet. Sein Werk ist keineswegs ohne eigene Erfindung, er hat zwischen die geschichtlichen Gestalten eine ganze Reihe ihm selbst gehöriger, meist aus dem Volke gestellt, läßt sie auch öfter wieder auftreten, gibt ihnen Schicksale, aber auch sie sind zuletzt Stimmungsniederschlag, wohl öfter „momentan" sehr deutlich, greifbar, dann aber wieder im Stimmungsnebel, möchte ich sagen, verschwindend. Ich brauche kaum zu erwähnen, daß die Kotzdesche Weise nicht jedermanns Sache ist — mir selber, der ich in einer dramatischen Trilogie Luther ruhig-historisch entwickelt habe, liegt sie auch nicht besonders. Jedoch, es wäre unrecht, dem Kotzdeschen Werke seine innere Berechtigung abzusprechen, den poetischen Reichtum, den es zweifellos aufweist, zu verkennen. Es ist das ganze Deutschland der Reformation darin: Wir schauen nicht bloß Luther in Wittenberg und Worms, auf der Wartburg und auf der Feste Coburg, wir schauen ebensogut Karl V. in Aachen und

Mecheln, am Manzanares und in Innsbruck und Augsburg, wie schauen Hutten und Sickingen, Dürer und Hans Sachs, Wendelin Hipler und Thomas Münzer und noch viele andere Gestalten der großen, aufgeregten Zeit, schauen sie in ihrer natürlichen Umgebung, wenn auch von wechselndem Licht beleuchtet, nicht immer in voller körperlicher Rundung. Und wie die Menschen ziehen auch die Ereignisse vorüber, der Reichstag von Worms, der Bauernkrieg, die Erstürmung Roms (diese allerdings sehr flüchtig), der Reichstag zu Augsburg, dann die Ereignisse in Luthers Leben, sein Aufenthalt auf der Wartburg, seine Heimkehr, seine Verheiratung mit Katharina von Bora usw. Immer sind die Einzelbilder auch voll Jahreszeit- und Naturstimmung: Die Sonne scheint, Wolken ziehen, Wälder rauschen, Blumen blühen, Schnee und Regen stellen sich auch ein. Überhaupt ist viel Bewegung in dem Werke, ein steter Wechsel von Licht und Schatten, und so erleben wir doch eben alles mit, wenn auch vielleicht nicht alles tief genug — man weiß, was ich meine, wenn ich sage, daß ich mich hie und da an Lienhard erinnert fühlte. Aber nochmals, es wäre unrecht, der besonderen Art des Werkes die innere Berechtigung abzusprechen, seine Bedeutung zu verkennen. Unzweifelhaft war es dem Dichter um ein farbiges und bewegtes Gesamtbild der Reformation oder doch ihrer wichtigsten Zeit (von 1520—30) zu tun, und er sagte sich, daß das eben nur impressionistisch, nicht in ruhiger Gestaltung zu gewinnen sei; denn hätte er alles, was er hier gibt, in der Weise des alten Geschichtsromans geben wollen, er wäre auf Gutzkows und Laubes neun Bände gekommen, während jetzt alles in einen einzigen Band von noch nicht 500 Seiten ging. Aber überhaupt liegt Kotzde die impressionistische, die Stimmungskunst: Auch sein bestes Werk, der brandenburgische Bauernroman „Wilhelm Drömers Siegesgang" ist solche, aber natürlich schlichtere und mächtigere, weil einzig und allein vom Heimatgeist getragen.

Adolf Bartels.

Bumm, Ernst. Über das deutsche Bevölkerungsproblem. Rede zum Antritt des Rektorates der kgl. Friedrich Wilhelms-Universität in Berlin (15. Okt. 1916). Berlin 1917. 48 S.

Die Erkenntnis der großen Bedeutung des Geburtenrückganges ergreift immer weitere Kreise. Als Zeichen hierfür kann man es begrüßen, daß der bekannte und verdienstvolle Berliner Geburtshelfer Prof. Bumm das Bevölkerungsproblem zum Gegenstand seiner Rektoratsrede gemacht hat. Wenn er sich auch damit etwas von seinem eigentlichen medizinischen Gebiete entfernt, so ist es ihm doch gelungen, eine Reihe der wichtigsten Punkte treffend darzustellen. So weist er nachdrücklich darauf hin, daß nicht etwa eine zunehmende Unfähigkeit zur Kindererzeugung (infolge angeborener Mängel oder Infektion mit Geschlechtskrankheiten) die Ursache des Geburtenrückgangs ist, sondern vielmehr die absichtliche Geburtenverhütung. Auch der sinnlosen Mythe von dem „Altern der Völker" tritt er entschieden entgegen. Ebenso hat er mit erfreulicher Klarheit erkannt, daß innerhalb weniger Generationen unmöglich eine Entartung des Volkes durch äußere keimschädigende Einflüsse in bemerkbarem Maße stattfinden kann, da „die pflanzliche und tierische Erbmasse gegen äußere Einflüsse in hohem Maße unzugänglich ist". Übersehen hat er jedoch, daß es außer den direkten Schädigungen der Erbmasse noch eine andere Ursache der Entartung gibt, die sogar sehr viel wichtiger ist und die nach Ansicht der biologischen Fachgelehrten den Verfall der alten wie der gegenwärtigen Kulturvölker auf dem Gewissen hat: die Gegenauslese (Kontraselektion), das ist eine Auslese, bei der die Minderwertigen ausgelesen (d. h. in ihrer Fruchtbarkeit gefördert) und die Tüchtigen ausgemerzt werden. Dieses Übersehen des Verfassers ist allerdings leider ein Zeichen der Zeit; denn die grundlegende Bedeutung der Auslese ist immer noch nicht in das Bewußtsein weiterer Kreise gedrungen.

Bedenklich werden die Ausführungen Bumms, wo er auf die Vererbung zu sprechen kommt. Nach seiner Ansicht könnte man deshalb, weil die Vererbung sehr

kompliziert sei, höchstens auf einzelne Merkmale, wie Augenfarbe, Kopfform usw. züchten, nicht aber auf Widerstandskraft, Gesundheit oder geistige Fähigkeiten, da diese Dinge komplizierte Einrichtungen darstellen. Ist dem Verfasser unbekannt, daß unsere praktischen Tier- und Pflanzenzüchter sehr häufig und mit Erfolg auf Gesundheit, Widerstandskraft, Ertragreichtum usw. gezüchtet haben, und daß z. B. unsere Hundezüchter auch mit der bewußten Züchtung auf geistige Fähigkeiten ganz hervorragende Ergebnisse erzielt haben? Und wenn Verfasser meint, daß „die glückliche Mischung von Erbanlagen, die zur Bildung eines genialen Gehirns führt, . . . leider nicht vererbbar" sei, so vergißt er, daß doch aber die wertvollen Bestandteile, aus denen sich die „glückliche Mischung" zusammensetzt, desto sicherer vererbt werden, und daß wir deshalb, wenn auch nicht die Vererbung einer besonders eigenartigen und abnormen Genialität, so doch überall die Vererbung der geistigen Begabung aufs deutlichste beobachten können. Weshalb es also unmöglich sein soll, geistige Fähigkeiten beim Menschen zu züchten, ist einfach unverständlich; man braucht doch den Begabten und Tüchtigen nur zur Sammlung und Vermehrung zu verhelfen; irgendwelche theoretischen Zweifel können doch dabei gar nicht bestehen!

Aus diesen biologischen Irrtümern Bumms erklärt sich wohl auch, daß er den schweren Gefahren, die der Geburtenrückgang für unsere Rasse und für unsere Kultur im Gefolge hat, mit einem eigentümlichen Gleichmut gegenübersteht. An der Spitze dessen, was er über die Bekämpfung des Geburtenrückganges zu sagen weiß, steht das müde Wort: „Gesetzliche Maßnahmen helfen nichts." Wie kann man so etwas behaupten, wenn man ein paar Seiten weiter den treffenden Satz niederschreibt: „Der Geburtenrückgang . . . ist eine Frage der wirtschaftlichen Verhältnisse und der öffentlichen Moral"? Sind etwa wirtschaftliche Verhältnisse und öffentliche Moralanschauungen nicht durch staatliche Maßnahmen beeinflußbar? Allerdings müßten die gesetzlichen Maßnahmen anders aussehen als die proletarische Boden- und Wohnungspolitik, in die Bumms Schriftchen etwas flach ausmündet.

Hoffen wir, daß ein so ausgezeichneter Arzt und Gelehrter wie Bumm sich noch weiterhin mit dem Bevölkerungsproblem beschäftigen und bei späteren Veröffentlichungen die Fehler vermeiden wird, die wir hier angedeutet haben. Dann wird Bumms Tätigkeit auch auf dem Gebiete der Geburtenpolitik unserm Volke zum Segen gereichen.

Siemens.

G. Buschan, Die Bulgaren, Herkunft und Geschichte, Eigenschaften, Volksglaube, Sitten und Gebräuche. Mit 12 Tafeln. Stuttgart 1917, Strecker & Schröder.

In diesem handlichen, dem König Ferdinand gewidmeten Bändchen hat der völkerkundige Verfasser ein neues Zeugnis seiner unermüdlichen Schaffenskraft abgelegt und einer sehr naheliegenden, zeitgemäßen Pflicht genügt, nämlich das deutsche Volk bekannt zu machen mit einem der merkwürdigsten Völker der Balkanhalbinsel, unserem treuen und tapferen Verbündeten. „Eine großartige Vergangenheit liegt hinter ihm, und eine noch größere Zukunft scheint sich ihm zu eröffnen, seitdem sein Fürst mit dem ihm eigenen Scharfblick während des gegenwärtigen Weltbrandes die wirtschaftliche Überlegenheit und die moralischen Werte der Mittelmächte erkannt und sich frühzeitig als Bundesgenosse auf deren Seite geschlagen hat." Die Bulgaren gehören ursprünglich der finnisch-ugrischen Völkergruppe an und sind von Asien in den Südosten unseres Weltteils gekommen, wo sie zuerst im 5. Jahrhundert an der unteren Wolga in ihren ältest bekannten Wohnsitzen erwähnt werden und wo noch heute das Dorf Bolgary an ihren Namen erinnert. Von dort wanderten sie donauaufwärts in ihre heutige Heimat, wo sie ein mächtiges, hauptsächlich vom 9.—13. Jahrhundert blühendes Reich gründeten. In der sie umgebenden slavischen Völkerflut konnten sie ihre angestammte Sprache nicht behaupten, sondern nahmen eine in der Hauptsache slavische Mundart an. In seiner leiblichen Beschaffenheit kann

aber das jetzt über 6 Millionen zählende Volk seine Herkunft nicht verleugnen. Es haben selbstverständlich auch hier wiederholte und tiefgehende Blutmischungen stattgefunden, doch läßt sich immerhin noch ein etwa zwei Drittel des Volksganzen ausmachender Kern erkennen, bei dem mongolische Merkmale, runder Kopf, dunkle Farben, stämmiger Wuchs, vereinzelt sogar noch Schlitzaugen, vorherrschen. Die seelischen Eigenschaften sind meist lobenswert: Einfachheit, Nüchternheit, Sparsamkeit, Vaterlandsliebe, Tapferkeit sind hervorzuheben. Die Tracht ist malerisch und geschmackvoll, besonders durch die bunten Stickereien, in den Sitten haben sich manche Erinnernngen aus Heidentum erhalten. Unter den Beschäftigungen überwiegt bei weitem der Ackerbau; außer Halmfrüchten bringt das fruchtbare Land auch Gemüse, Baumwolle, Öl und Wein hervor. Bekannt ist die bulgarische Rosenzucht; um ein Kilogramm des wertvollen, etwa 1400 Mark geltenden Rosenöls herzustellen, sind 6000 mal soviel Rosenblätter erforderlich. Möge es, wenn der Friede seinen Einzug gehalten, unseren beiden Völkern vergönnt sein, „auch auf dem Gebiete der Wissenschaften Hand in Hand weiter zu arbeiten, möge deutsches Wissen zum bulgarischen Streben sich hinzugesellen". Ludwig Wilser.

Von der Schicksals- zur Lebensgemeinschaft (Deutschland, Österreich und Ungarn). Von Dr. Richard Bahr (Reichsverlag Hermann Kalkoff, Berlin W. 35. Preis 1 Mk.).

Als Einleitung zu einem demnächst erscheinenden größeren Handbuch, das sich zum Ziele setzt, Reichsdeutschland in das Verständnis der habsburgischen Monarchie und vor allem Deutsch-Österreichs einzuführen, ist dieses bei nur 45 Seiten sehr inhaltreiche Bändchen gedacht. Es kommt zur rechten Zeit. Der Krieg hat uns zwar im Norden wie im Süden militärpolitisch aneinandergekettet, die kultur- und wirtschaftspolitische Entfremdung aber nicht vermindert. Auf beiden Seiten sind Partikularisten am Werk, die unglückliche Sonderentwicklung energisch weiterzuführen, die das große deutsche Volk seiner von Natur aus nach Südosten gewiesenen Ausbreitungsmöglichkeiten berauben, das Deutsch-Österreichertum und mit ihm die Deutschen Ungarns aber dem Untergange weihen würde. Der Verfasser, Balte von Geburt, hat für die Nöte und Wünsche der halb vergessenen Brüder an der Donau feinfühlendes Verständnis. Das Büchlein gehört in jedes deutsche Haus. W. M.

In der Sammlung „Die baltischen Provinzen" (Felix Lehmann Verlag G. m. b. H., Charlottenburg) ist kürzlich der sechste und letzte Band erschienen. Er bringt „Bilder aus baltischer Vergangenheit", Erlebnisse deutscher Geschlechter und hervorragender Einzelpersonen im Laufe der letzten sieben Jahrhunderte. Die Christianisierung und Germanisierung der drei Länder, die Gründung der stolzen Städte Riga und Reval, der Ordensmeister Plettenberg, das Leben zur Zeit des Unterganges livländischer Selbständigkeit, Rigas Belagerung durch Gustav Adolf, der geniale unglückliche Patkul, Herzog Friedrich Kasimirs von Kurland Hochzeit, Dietrich von Keyserling (der Freund Friedrichs des Großen), Herder in Riga u. a. m. bis zu den hoffnungslosen Kämpfen der deutschen Balten gegen die Verrussung am Ausgang des 19. Jahrhunderts: ein großartiges wechselvolles, aber auch düsteres Bild deutschen Ringens und deutschen Leidens. Arend Buchholtz hat hier eine treffliche Auswahl aus der Geschichte des durch den Weltkrieg endlich wieder in unseren Gesichts- und Interessenkreis gerückten, mit edlem Bruderblut gedüngten Bodens gegeben, die anläßlich der ruhmreichen Einnahme Rigas und der Inseln Ösel und Dagö auf weiteste Verbreitung rechnen darf. 14 gute Abbildungen schmücken den stattlichen Band, dessen Preis nur 3 Mk. beträgt. W. M.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 27. 10. 17.

Druck von Dr. L. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVI. 9 — 1917

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Wie kann das deutsche Volk innerlich geeinigt werden?

Vom Herausgeber.

Seit dem Eintritt der Germanen in die Weltgeschichte, der bekanntlich durch den ersten Zusammenstoß mit den Römern (113 v. Chr.) erfolgte, gilt es als das einzige Mittel, diese, wie man ohne weiteres zugesteht, sonst unüberwindlichen Völkerschaften zu besiegen, die Erregung von innerer Zwietracht. Selbst die weltbeherrschenden Römer leugneten auch auf der Höhe ihrer militärischen Macht nicht, daß es ihnen nur auf diese Weise möglich geworden sei, einige — bekanntlich nicht dauernde — Erfolge in Germanien zu erringen. In der Folgezeit hat dann jeder Feind des deutschen Volkes die Weisheit der alten Römer: „Divide et impera" auf irgendeine Weise sich zunutze zu machen gesucht und fand leider nur zu oft günstigen Boden dafür. Das ist denn auch wohl der hauptsächlichste Grund, warum erst so spät, vor noch nicht einem halben Jahrhundert und überdies nur für die große Mehrzahl der deutschen Stämme eine wirtschaftliche, militärische, politische Einigung zustande kommen konnte.

Kaum aber war diese wenigstens äußerliche Einigkeit vollendet, so versuchten unsere Feinde das „Divide et impera", das nun auf die einzelnen Stämme nicht mehr anwendbar war, auf die einzelnen Gesellschaftsschichten, Stände, Berufe usw. zu übertragen. Man wollte offenbar der äußern (staatlichen) Einigkeit die innere (soziale) Zerklüftung entgegensetzen. Es scheint also, als ob die „Welt", „Europa" oder was man so

nennt, ein dringendes Interesse daran habe, Deutschland niemals ganz einig werden zu lassen. Da unsere Feinde leider auch in Hinsicht der innern (sozialen) Zerklüftung steigende Erfolge zu verzeichnen haben, so könnte man die Frage aufwerfen, ob der einzelne Deutsche mehr als der Durchschnitt anderer Nationen zur innern Zwietracht, gleichviel welcher Art, geneigt sei.

Diese Frage möchte ich nicht nur entschieden verneinen, sondern ich möchte im Gegenteil behaupten, daß der einzelne Deutsche, namentlich in neuerer und neuester Zeit, im allgemeinen friedlicher, verträglicher, gerechter gesinnt ist, als unter sonst gleichen Umständen der Durchschnitt anderer Nationen. Die gegenteilige Behauptung ist meiner Ansicht nach böswillige Verleumdung, die nur zur Verschleierung oder Entschuldigung feindlicher Verhetzungsversuche dienen soll.

„Ja — aber warum war denn die Zwietrachtstiftung stets nur bei uns so erfolgreich und anderswo nicht?"

Darauf ist zu erwidern: Bei anderen uns feindlichen Völkern deshalb nicht, weil wir so was dort noch gar nicht versuchten, weil wir als männlich und heldisch gesinntes Volk gemeine, niederträchtige, den schwachen Weibern und feigen Händlern eigentümliche Kampfmittel selbst bei unseren Todfeinden (mit der alleinigen Ausnahme Hermanns, des Cheruskers, der aus Notwehr in der höchsten Not seines Volkes mit römischen Listen die Römer gründlich besiegte) bisher stets verschmähten, weil wir uns bisher auch noch immer auf unsere gesunden Kräfte verlassen konnten und noch nicht nötig hatten, auf weibisch-händlerische Gaunerei und Gaukelei auszugehen. Hätten wir das aber getan, dann wäre die Zwietrachtstiftung, vorausgesetzt, daß wir es nicht allzu plump angefangen hätten, bei unseren Feinden, die unter sich viel unzufriedener, unverträglicher, ungerechter sind als wir, wohl auch erfolgreich gewesen.

Bei uns selbst aber war die Zwietrachtstiftung deshalb so leicht, weil der Durchschnittsdeutsche dieselbe gerade, männliche, heldische, ehrenhafte Gesinnung bis zum Beweise des Gegenteils bei jedermann, bei Freund und Feind vorausgesetzt und gar nicht vermutet, daß es auch anders sein könnte. Daß man sich nicht um die reine Wahrheit streiten oder gar Zwietracht um der Zwietracht willen erregen könnte, das hält der Durchschnittsdeutsche, der noch immer politisch ein Kind ist, gar nicht für möglich. Dazu kommt noch, daß der Durchschnittsdeutsche zu dem Ausländer oder fremdblütigen Inländer, der sich mit glatten Worten oder heiligen Beteuerungen, mögen sie noch so heuchlerisch sein, bei ihm einzuschmeicheln sucht, vielfach noch immer wie zu etwas Höherem hinaufsieht, namentlich wenn dieser ihm in der äußerlichen Kultur durch die zufällige Gunst der Umstände etwas vorausgekommen ist. Behandelt ja doch der Durchschnittsdeutsche noch heute, wo doch die Absicht der Zwietrachtstiftung für jeden politisch halbwegs Geschulten klar am Tage liegt,

gewisse Ausländer oder gewisse „auchdeutsche" Staatsbürger, die gegen Bezahlung oder freiwillig zugunsten unserer Feinde im Innern Zwietracht säen, nicht etwa so, wie jedes selbstbewußte Volk heimliche Feinde oder Vaterlandsverräter behandelt, sondern wie „freie" Menschen, die auch im Kriege ihre von anderen abweichende Ansicht vor jedermann frei aussprechen dürfen, ja — um des demokratischen und parlamentarischen Prinzips willen — aussprechen sollen!

Dieser allgemein menschliche Gerechtigkeitssinn, der bei vielen unter uns sich geradezu bis zur Narrheit ausgewachsen hat, erlaubt uns augenscheinlich nicht, ohne schlüssigen juristischen Beweis gegen Volks- und Vaterlandsverräter vorzugehen. Wann und wo aber wird jemals ein schlüssiger, juristischer Beweis gegen solche Subjekte, die doch nicht gerade zu den Dummen und Unvorsichtigen zu rechnen sind, geführt werden können?

Das alles, und nicht etwa eine sonderlich unfriedliche, unverträgliche, aufrührerische Gesinnung, macht es den äußeren und inneren Feinden unseres Volkes, unserer Weltanschauung und Lebensauffassung so leicht, bei uns Zwietracht zu säen und Ohnmacht zu ernten. Der germanische Individualismus und Personalismus, der sonst auch dafür verantwortlich gemacht wird, ist anderswo, in England, Amerika, Skandinavien, noch stärker ins Kraut geschossen, als bei uns, hat dort aber, aus Mangel an Ausnutzung von unserer Seite und namentlich infolge eines weit größeren Nationalstolzes nicht die übeln politischen und sozialen Folgen gehabt, die jeder wahre Vaterlandsfreund bei uns so tief beklagt und die uns gerade jetzt, im bedeutungsvollsten Augenblicke unserer Geschichte, so gefährlich, ja verhängnisvoll werden können. Und doch könnten wir im Innern wie nach außen hin einiger sein als selbst die Franzosen, Engländer, Skandinavier, wenn wir nur endlich unsere große politische Unklugheit ablegten und uns von unseren Feinden, den äußern wie den innern, nicht zum Narren halten ließen.

Eine gute politische Schulung würde auch bei der in jeder Hinsicht so großen geistigen Bildungsfähigkeit des deutschen Volkes vergleichsweise leicht sein, wenn nur erst einmal unsere Regierung und die sonstigen auf Autorität Anspruch machenden Kreise den ernsthaften Versuch machen wollten, unser Volk politisch wirklich aufzuklären. Eine solche Aufklärung dürfte sich freilich nicht nur auf die unteren Schichten erstrecken, sondern müßte, worauf schon im letzten Oktoberhefte, S. 342, aufmerksam gemacht wurde, von oben nach unten erfolgen; denn wäre unsere Nation auch nur in ihren oberen Schichten politisch wirklich aufgeklärt, dann wäre die fahrlässige Duldsamkeit gegen die fremden Verwirrer, Verführer, Zwietrachtstifter gar nicht möglich gewesen. Von oben nach unten läuft das Wasser von selbst bis in die kleinsten Kanäle; aber es von unten nach oben hin zu bringen, dazu bedarf es eines besonderen Kraftaufwandes. Die leidige deutsche Michelei, der Trost unserer sonst hoffnungslosen

Feinde, erstreckt sich aber gerade in politischer Hinsicht viel weiter nach oben, als man bei der sonstigen hohen Bildungsstufe dieser Schichten annehmen könnte. Das wissen offenbar auch unsere Feinde, namentlich die innern, und darum sind sie ja so besorgt um die Erhaltung dieses für sie so überaus erfreulichen Zustandes. Für sie wäre nichts unangenehmer, gefährlicher, als eine wirkliche politische Aufklärung von oben herab, und darum wehren sie sich, wie man aus jener stürmischen Reichstagssitzung vom 9. Oktober und aus ihrem Echo im feindlichen Auslande entnehmen kann, mit Händen, Füßen und Mäulern gegen jede wirkliche Aufklärung. Es war die Furcht vor der Wahrheit, welche die jetzige Reichstagsmehrheit am 9. Oktober so ganz aus dem Häuschen brachte. Auf die — an sich ja ganz selbstverständliche — militärische Aufklärung schlug man, aber die ziviliſtische Aufklärung, die, wie man fürchtete, vielleicht darauf folgen könnte, die meinte man, und daher der sonst ganz ungenügend begründete wüste Radau.

Für eine politisch halbwegs kluge Staatsleitung hätte das ein Wink mit dem Zaunpfahle sein müssen, diese gefürchtete ziviliſtische Aufklärung nun gerade erst recht der militärischen folgen zu lassen. Statt dessen wich man vor den wüsten Radaumachern zurück, zwar nicht sofort und unmittelbar, aber doch allmählich und auf Umwegen. Weshalb? Etwa deshalb, weil man die bereits klaffende Wunde des innern Zwiespalts nicht noch weiter aufreißen wollte? Als wenn jemals eine Wunde dadurch geheilt wäre, daß man vor dem Verbinden unterließ, sie gründlich zu reinigen, die Wundränder von Fäulniserregern, Zersetzungsbazillen zu befreien! Oder wich man deshalb zurück, weil die Hintermänner der Reichstagsmehrheit vor der Gefahr der innern Zersetzung warnten? Nun — wenn die Zwietrachtstifter vor Zwietracht warnen, dann ist es Zeit, sie festzunehmen; denn dann wollen sie den Verdacht von sich ablenken.

Es ist schwer, gegen ein solches „staatsmännisches" Verhalten nicht starke, sehr starke Worte zu gebrauchen. Mit Ausnahme des Kriegsministers v. Stein, der im richtigen soldatischen Empfinden den Hieb für die beste Deckung ansah, unterließ man alles, wozu die Gunst der Lage im Interesse des Vaterlandes geradezu herausforderte. So behielten denn die wüsten Schreier, hinter denen nichts als das feindliche Ausland und die eigene politische Torheit — nicht etwa die Mehrheit des deutschen Volkes — stand, gewissermaßen recht und konnten von einer „Krisis", nicht etwa für sich, sondern — für die Regierung!! sprechen. Gehorsam unterließ die Regierung denn auch die ziviliſtische Aufklärung nicht nur, sondern rückte sogar von der „Deutschen Vaterlandspartei", die diese Aufklärung dankenswerterweise aus privater Initiative übernommen hat, merklich ab oder tat jedenfalls nichts, was ihr den Rücken stärken konnte. Sie offen zu bekämpfen, wagte man freilich auch wieder nicht. Man trat also weder für die eine noch für die andere der beiden sich unüberbrückbar und unvereinbar gegenüberstehenden

Gruppen ein und tat damit das vom Standpunkte der obersten Leitung Verfehlteste, was überhaupt möglich war. Denn dadurch wurde keine der beiden Gruppen recht befriedigt, beide vielmehr vor den Kopf gestoßen und dadurch die innere Zwietracht, die man mildern wollte, nur noch verschärft, verbittert. Auch daß die Regierungskrisis dadurch nicht etwa gehoben werden konnte, sondern erst recht erzeugt werden mußte, hat die Folge nur zu sehr erwiesen.

Es ist ein verhängnisvoller Irrtum, wenn eine Regierung meint, auch im Falle unüberbrückbarer, bis in die tiefsten Abgründe der Weltanschauung gehender Parteigegensätze über den Parteien stehen und damit eine für sie und das Land vorteilhafte Stellung einnehmen zu können. Das ist ganz unmöglich. In einem solchen Falle muß die Regierung Partei ergreifen — so, oder so. Sonst ist sie eben keine Regierung, vielmehr das Gegenteil davon. Auf welche Seite aber in dem hier in Rede stehenden Falle unsere Regierung treten mußte, wo der wahre Wille der Volkheit und das wahre Interesse des Landes sie mit Naturnotwendigkeit hindrängten, — darüber konnte doch angesichts der Haltung sowohl der äußern wie der innern Feinde nicht der mindeste Zweifel sein. Oder sieht man etwa auch hier, wo man doch die letzten Absichten der Feinde am besten kennen sollte, zur öffentlichen Meinung des Auslandes wie zu etwas Höherem hinauf? Glaubt man auch hier, daß die öffentliche Meinung des Auslandes unsere Partei nehmen und uns zum Guten raten könnte? Wenn wir bezw. die Maßgebenden bei uns in dieser Hinsicht nicht endlich lernen wollen, dann werden wir uns nie in der Welt als große Nation auch nur durchsetzen, geschweige denn eine gewichtige Rolle spielen können. Eine Regierung ohne Stolz und ohne Würde ist auch ohne Autorität, wird von niemand geachtet, von den Feinden aber, den innern wie den äußern, geradezu verachtet, verlacht. Dasselbe gilt auch von einem Volke ohne Stolz.

Fragen wir uns nun, wie dieser verderbliche Zustand geändert, das Selbstbewußtsein unseres Volkes erst einmal erweckt, die innere Einigkeit erst einmal hergestellt und vollendet werden könnte — sie war ja selbst 1914, wie man jetzt erkannt hat, nur scheinbar vollständig —, so kann die Antwort darauf nur lauten: Zuerst gründliche Aufklärung von oben nach unten, und dann bezw. gleichzeitig Ausscheidung, Unschädlichmachung aller Elemente der Zwietracht und Flaumacherei. Es sind deren verhältnismäßig nicht viele. Nach ihrem Geschrei kann man nicht auf ihre Zahl schließen, denn es sind immer dieselben, die schreien. Was zur innern Einigung aber vor allem nottut, das ist eine kraftvolle politische Führung im unzweideutig nationalen Sinne[1]). Alles, was in einem so furchtbaren Daseinskampfe auch nur von ferne nach Inter- oder Über-

[1]) Vergl. voriges Heft: „Die Personenfrage in der Staatskunst".

nationalität, nach Weltbürgerei und Verständigungssucht um jeden Preis aussieht, das muß von vornherein als verdächtig angesehen werden, denn es kann sich dabei nur entweder um politische Torheit, um die leidige deutsche Michelei, oder um bewußten Verrat am Vaterlande handeln. Ein Drittes ist für jeden politisch halbwegs Geschulten undenkbar. Die Toren müssen darum aufgeklärt, die bewußten Verräter aber, die sich auch durch sonnenklare Gründe nicht überzeugen lassen, müssen, soweit sie nicht infolge unzweideutiger Handlungen der verdienten Strafe zugeführt werden können, wenigstens durch ausreichend starke geistige Gegenwirkung unschädlich gemacht werden.

In einem so furchtbaren Daseinskampfe, der bis in die tiefsten Tiefen der Weltanschauungen und Lebensauffassungen hinabgeht, kann es (zum mindesten innerhalb unserer staatlichen Grenzen) nur heißen: „Wer nicht für uns ist, der ist wider uns." Es gilt da auch nichts Halbes, Laues, Zweideutiges, sondern nur etwas Ganzes, Volles, Unzweideutiges. Die sogenannte „Menschheit", das sogenannte „Europa" usw. sind Begriffe, die eines realen Inhaltes und Hintergrundes völlig entbehren und von unseren Feinden, den äußern wie den innern, nur zu unserer Irreführung und Übervorteilung aufgestellt werden. Es handelt sich dabei entweder um einen fremden Nationalismus, der für sich unter kosmopolitischer Maske Propaganda macht, oder um einen alle Kulturnationen ohne Unterschied ausbeuten wollenden Klassenimperialismus (vergl. Oktoberheft 1917). Andere treibende Kräfte existieren in der Weltgeschichte nicht, haben nie existiert und werden niemals existieren. Es wird endlich Zeit, daß man wenigstens in der Politik mit Phantasiegebilden aufräumt.

Der Realpolitiker hat also nur die Wahl zwischen Klassen- bezw. Parteiimperialismus und gesamtvölkischer Machtpolitik. Was das Eine, und was das Andere ist, habe ich im Oktoberheft 1917 ausführlich dargelegt, kann es also wohl als bekannt voraussetzen. Wenn man nun die staatlich-volkliche Gemeinschaft der unwiderleglichen Wahrheit entsprechend als Organismus auffaßt, so ergeben sich von selbst die Lebensgesetze, die dieser Organismus befolgen muß, wenn er sich nicht selbst aufgeben und dem Untergange anheimfallen will. Die Befolgung dieser Lebensgesetze ist das, was ich im Oktoberheft als „gesamtvölkische Machtpolitik" ausführlich gekennzeichnet und gegen alle verleumderischen Mißdeutungen sichergestellt habe. Ein Volk muß hiernach alles, was sein Leben bedroht oder seine Entwicklung zu höheren Daseinsformen hemmt, als Feind ansehen und als solchen behandeln. Tut es das nicht, dann verdient es den Untergang, der dann mit naturgesetzlicher Notwendigkeit über es hereinbrechen wird.

Es gibt auch keine andere Möglichkeit, die Lebensformen in der Natur wie in der Kultur gesund, stark, schön oder auch nur begrenzt lebensfähig zu erhalten. In der bildhaften und gefühlsstarken Ausdrucksweise, die das Volk am besten versteht, vielleicht überhaupt nur versteht, lautet das so: Der Teufel

holt nur, was Gott aufgegeben, verlassen hat, weil es seinen Willen nicht tun mag. Das gilt für alles Lebende, sofern man von den individuellen Erscheinungsformen absieht und nur das Ganze, die Art[1]) ins Auge faßt. Das Volk, das Gemeinwesen also, welches die von Gott gewollten ehernen, ewigen Lebensgesetze erfüllt, wird nicht nur ewig, sondern auch in dauernder Gesundheit, Kraft und Schönheit leben. Es wird weder selbst ein armer, häßlicher und gehaßter Teufel für die übrigen werden, noch jemals vom Teufel geholt werden. Die Teufelei, das ausgesprochen Böse in der Welt ist sozusagen eine Art von Rückversicherung der Gottheit gegen die Übertretungen ihrer Gebote. Der Teufel ist nach Goethe „ein Teil von jener Kraft, die stets das Böse will und stets das Gute schafft". Es war sozusagen der Teufel selbst, der in der letzten, für ihn so erntereichen Zeit des nahezu hemmungslosen Mammonismus den Glauben an ihn zur Lächerlichkeit, zur Rückständigkeit stempelte bezw. von seinen Dienern auf Kanzel und Lehrstuhl stempeln ließ. Es war das Satans bester Witz und stärkste List. Dadurch wurde nicht er, sondern sein Gegenpol, Gott, indirekt verleugnet und ins Hintertreffen gedrängt. Und womit man sündigte, damit wurde man bestraft oder wird noch bestraft werden, soweit es nicht schon geschehen ist, denn das Weltgericht der Geschichte hat erst begonnen.

Unser deutsches Volk aber durchlebt jetzt, wie unser Großadmiral v. Tirpitz in jener denkwürdigen ersten Versammlung der „Deutschen Vaterlandspartei" sagte, seine Schicksalsstunde. Wird es sie erkennen und auszunutzen verstehen? Noch ist es Zeit dazu, aber nicht mehr lange. Die nationalen Parteien, Verbände, Bünde, Orden usw. müssen jetzt endlich aus der bisherigen Verteidigungsstellung zum Angriff übergehen, wie unser Heinrich Claß, der erste Vorsitzende des „Alldeutschen Verbandes", in Nr. 577 der „Deutschen Zeitung" (Berlin SW. 11, Hedemannstraße 12) in vortrefflicher Weise erläutert hat. Wenn unser Volk sich jetzt zur vollen, ungeteilten Einigkeit im Siegeswillen zusammenfindet, dann wird keine Macht der Welt es je wieder auseinander reißen, und der Sieg sowie die Früchte des Sieges werden ihm dann in einem Maße zufallen, wie es noch keinem Volke beschieden war. Wenn es aber seinen teuflischen Verführern zur Uneinigkeit, Zwietracht, zum Verzicht auf Sieg und Siegesfrüchte folgt, dann wird sein Untergang für immer besiegelt sein, und es selbst wird sich dann die Schuld daran beimessen müssen. Der Untergang wird sich dann aber nicht ohne furchtbare innere Kämpfe und Krämpfe vollziehen. Der „furor teutonicus", den man in törichter oder verräterischer Verständigungssucht nicht nach außen hin erregen wollte, wird sich dann nach innen richten. Wehe dann denen, die für die verderbliche Wendung der für uns jetzt noch glänzend stehen-

[1]) Friedrich der Große sagte zu seinen Ministern: „Prägen Sie sich die Überzeugung ein, daß sich die Natur um die Einzelwesen keine Sorge macht, wohl aber um die Gattung."

den Dinge verantwortlich zu machen sind. Das Volksgericht, das dann die Stelle des Weltgerichts vertreten wird, wird sie dann mit furchtbarer Schwere treffen und sich zur Bestrafung vielleicht gerade die am wenigsten Schuldigen aussuchen, während die eigentlichen Verführer sich noch rechtzeitig in Sicherheit bringen, d. h. bei unseren jetzigen Feinden, denen sie wissentlich oder unwissentlich den Sieg verschafft haben, ein Unterkriechen finden können.

Man sollte meinen, wenn nicht die Liebe zu unserem Volke, dann müßte die Furcht vor dem dann mit tödlicher Sicherheit heraufziehenden Volksgericht nach dem Kriege diejenigen, die sich von unserem Volke und seinem Schicksale im Falle der Not nicht so leicht trennen können wie gewisse fremdblütige „Auchdeutsche", dazu treiben, endlich die Männer zu finden und die Maßregeln zu ergreifen, die zur innerlichen Einigung und hellen Entflammung des Siegeswillens bis zum Ende erforderlich sind.

„Ja — aber", werden die ewig Ratlosen ausrufen — „wie soll es denn gemacht werden?"

Darauf kann immer nur wiederholt werden, was schon vorher gesagt worden ist: großzügige Aufklärung von oben nach unten mit allen verfügbaren Mitteln und Unschädlichmachung aller derjenigen — es werden nicht viele sein —, die diese Aufklärung gewaltsam hindern wollen. Dabei mag man innerhalb der gesetzlichen Schranken den Gegnern ruhig dieselbe Freiheit der Meinungsäußerung lassen, wie den zweifellosen Vaterlandsfreunden. Denn würde die öffentliche Meinungsäußerung, auch wenn sie in einwandfreien Formen erfolgt, mit Gewalt unterdrückt, dann würde die geheime nur um so mehr ins Kraut schießen und um so verderblicher wirken. Mögen also die Menschheitsbeglücker und Europaschwärmer mit Worten sich ausquetschen, so viel sie wollen. Wir werden dann um so besser in der Lage sein, sie zu widerlegen, ad absurdum zu führen; denn wir kennen dann die Argumente, die sie für ihren törichten Wahn oder ihre böse Absicht ins Feld führen. Sollten sie aber in geheimen Versammlungen abhalten, oder gar von den Worten zu Taten übergehen, dann lasse man die ganze Strenge des Gesetzes unerbittlich walten. Der nationale Staat hat als Rückgrat und Haupt der Nation nicht nur das Recht, er hat vielmehr die Pflicht, sich seines Lebens, wenn es bedroht wird, zu wehren. Das ist die Erfüllung seines Lebensgesetzes. Wehe ihm, wenn er es jemals verkennt, und wehe dem Staatsmann, der als Vertreter des Staates den Glauben an dessen Daseinsberechtigung in irgendeiner bestimmten Daseinsform nicht hat oder verloren hat. Er wird dann zum Verbrecher, wenn er auch nur einen Augenblick länger im Amte bleibt; denn wenn irgendeine große Sache, dann verlangt der Staat nicht halbe, sondern ganze Vertretung und als Vertreter nicht halbe, sondern ganze Männer[1]).

[1]) Vergl. voriges Heft: „Die Personenfrage in der Staatskunst".

„Ja — aber", werden die Verzagten wieder einwenden, „hätte denn unser Staat in seiner gegenwärtigen bundesstaatlichen Verfassung im Ernstfalle auch die Macht, sein Dasein gegen alle etwaigen innern Anstürme zu behaupten?"

Darauf ist zu erwidern: Unser Staat, das Meisterwerk Bismarcks, das sich gegen eine Welt von äußern Feinden mehr als drei Jahre lang siegreich behauptet hat, wird, vorausgesetzt, daß der rechte Mann mit dem rechten Willen an seiner Spitze steht, noch unendlich viel leichter imstande sein, sich der innern Feinde, deren Zahl, bei Lichte besehen, lächerlich gering ist, zu erwehren. Er bedürfte dazu nicht einmal der Gewaltmittel, obwohl auch diese im Notfalle ihm restlos zur Verfügung stehen würden. Schon allein die geistige Aufklärung, die großen Mittel und mannigfachen Werkzeuge, die er dazu ins Werk setzen könnte, würden überreichlich genügen, um alle seine Feinde im Innern, selbst bei gleicher Verteilung von Licht und Schatten, rasch niederzukämpfen. Hat denn irgend jemand im Inland oder Ausland gewußt, wie ungeheuer stark wir nach außen hin waren? Hat unsere militärische Führung in dieser Beziehung nicht Wunder getan? Warum sollte nicht eine halbwegs fähige politische Leitung mindestens das Gleiche im Innern vollbringen können? Wozu hat denn unser Staat seine Kanzeln und Lehrstühle, seine Verwaltungsbeamten und sonstigen geistig-sittlichen Stützen seiner unantastbaren Rechte? Außer diesen von ihm direkt abhängigen Stützen seiner Macht würden ihm aber noch unabhängige, freiwillige in unnennbarer Zahl zuströmen, sobald er nur erst einmal durch den rechten Mann den rechten Willen verkündet hätte, das Volk im Sinne des Sieges und gesamtvölkischer Machtpolitik aufzuklären.

Man lasse sich dabei nicht durch das viel gemißbrauchte Wort „Burgfriede" in die Irre führen. Wie kann von Frieden die Rede sein, wenn die inneren Feinde den innern Unfrieden wollen? Der Burgfriede ist von den innern Feinden während des Krieges in Wirklichkeit niemals gehalten worden. Er war ihnen nur ein willkommener Deckmantel, hinter dem sie mit oder ohne Unterstützung der äußern Feinde den wahren Burgfrieden ungehindert zu stören vermochten. Niemals ist ein Kaiserwort schnöder gemißbraucht worden, als das: „Ich kenne keine Parteien mehr, ich kenne nur noch Deutsche." Dieses Wort machten sich gerade die Parteien, auf welche es vorzugsweise gemünzt war, zunutze, um während der Kriegsnot ihre besonderen Parteiziele desto einseitiger und rücksichtsloser zu verfolgen. Es war das Kriegswucher schlimmster Art. Die Ergebnisse dieses hundsgemeinen erpresserischen Strebens einer machthungerigen Kamarilla liegen doch jetzt für jeden nicht ganz Blinden klar am Tage, und man sollte meinen: wenn diejenigen, die sonst immer für hemmungslose Volksaufklärung nach jeder Richtung hin waren, jetzt mit einem Male eine großzügige Volksaufklärung hindern wollen, dann müßte das doch auch

den Blödesten die Augen darüber öffnen, weß Geistes Kinder diese „demokratischen" Gegner der freien Meinungsäußerung im Sinne der Wahrheit sind.

In bezug auf jenes Kaiserwort handelt es sich um denselben Vertrauensmißbrauch, von dem schon eingangs die Rede war. Weil der Durchschnittsdeutsche dieselbe gerade, männliche, heldische, ehrenhafte Gesinnung bis zum Beweise des Gegenteils bei jedermann, gleichviel ob Freund oder Feind, voraussetzt, so glaubt er das noch viel mehr für alle Staatsbürger innerhalb der deutschen Bundesstaatsgrenzen annehmen zu können. Die ungewollte Wirkung dieses Glaubens war aber innerhalb genau dieselbe wie außerhalb. Man machte sich dieses schöne und hier ja auch nicht unstatthafte Vertrauen zunutze. Gewisse sogenannte „Auchdeutsche", namentlich jene besondere Sorte von „Tüchtigen", von denen in früheren Heften die Rede war, kochten ihre elende Parteibettelsuppe an dem heiligen Begeisterungsfeuer, das in schwerer Not für das ganze Vaterland und nur dafür von allerhöchster Stelle aus entzündet worden war.

Man könnte fragen, wie es möglich war, daß eine, wie gesagt, lächerlich geringe Anzahl von Personen einen so verderblichen, Zwietracht stiftenden Einfluß ausüben konnten.

Außer der politischen Harmlosigkeit, Leichtgläubigkeit, Vertrauensseligkeit weitgreifender und hoch hinaufreichender Kreise unserer Nation war auch dafür die Hauptursache der Mangel an richtiger politischer Führung. Aus Angst, die im Kriege so notwendige innere Einigkeit zu stören, wagte man nicht, gegen die Zwietrachtstifter, die man noch kurz vor dem Kriege durch die Zaberndebatte im Reichstage so schön kennen gelernt hatte, gleich im Anfange, wo es ohne weiteres möglich gewesen wäre, scharf vorzugehen. Ja, aus Dankbarkeit dafür, daß sie nicht gleich bei Ausbruch des Krieges den offenen Landesverrat gepredigt hatten — womit sie sogar bei ihren eigenen Gefolgen gründlich hineingefallen wären — kam man den Volksverführern weit entgegen, verhandelte mit ihnen wie mit unentwegten Reichsfreunden, stärkte dadurch ihr Ansehen bei den an ihnen schon irre gewordenen Gefolgen, setzte sie also gewissermaßen wieder in den Sattel, aus dem sie der Kriegsbegeisterungssturm geworfen hatte. Ein solches Verhalten politisch klug zu nennen, — dazu gehört entweder eine eiserne Lügnerstirn, oder eine abgrundtiefe politische Torheit.

Auch die Beeinflussung der öffentlichen Meinung, die publizistische Führung, stand ganz und gar nicht auf der Höhe. Einerseits wagte man nicht, die Lau- und Flaumacher so zu behandeln, wie es von jedem national selbstbewußten Volke, von jeder auf Stolz und Würde haltenden Regierung für selbstverständlich gehalten wird, andererseits war die (infolge zu enger Bindung nicht immer geschickt gehandhabte) Zensur daran schuld, daß die Gegenwirkung der national bewußten Kreise nicht rechtzeitig und nicht scharf genug einsetzen konnte. Ja, die allzu gerechte, allzu unparteiische

Haltung gegenüber den in ihrem vaterländischen Empfinden sehr verschiedenwertigen Parteien lief indirekt und unbewußt geradezu auf eine Begünstigung der in nationaler Hinsicht lauen, flauen oder ganz zweifelhaften, fremdsüchtigen Elemente hinaus. Die Beobachtung der mittleren Linie zwischen der äußersten Rechten und der äußersten Linken milderte zwar manchmal die allzu dreiste Verhetzung und Verwirrung auf der einen Seite, lähmte aber auch die Gegenwirkung auf der andern. So konnte das nationale Temperament, der „furor teutonicus", trotzdem ihn unser Hindenburg in einem Briefe an den Reichskanzler von Bethmann Hollweg geradezu gewünscht hatte, einerseits gar nicht recht erwachen, andererseits hatten die Reichsfeinde unter dem Vorwande der „Objektivität" und „nüchternen Überlegung" nur zu reichliche Gelegenheit, ihre Lau-, Flau- und Schlappmachereien überall, wohin ihr Einfluß reichte — und der soll sehr weit und sehr hoch gegangen sein — anzubringen.

Nun vergleiche man einmal dieses Verhalten mit dem entsprechenden auf seiten der Entente, namentlich Englands. Wo wäre die Entente geblieben, wie hätte sie ihre für eine ungerechte Sache listig verführten Völker solange bei der Stange halten, so viele anfangs Neutrale zu sich hinüberlocken können, wenn bei ihnen die öffentliche Meinung, die publizistische Führung ebenso, wie bei uns, gehandhabt worden wäre!!

Lernen wir doch auch einmal, wenigstens in etwas vom Feinde. Nicht, daß wir mit der Lüge ebenso schamlos arbeiten sollten, wie er; aber wir sollten die Wahrheit nicht aus Angst vor einem falschen, von den eigentlichen Burgfriedensstörern freiwillig gar nicht gehaltenen Burgfrieden und vor einer gar nicht zu erwartenden übeln Wirkung auf das Ausland zu kurz kommen lassen. Die bei uns immer vor einer Rückwirkung auf das übelwollend neutrale oder gar noch das feindliche Ausland warnen, die wissen ganz genau, daß sie damit die Interessen unseres Landes nicht fördern. Daß das nicht der Fall ist, müßte doch denen, die so etwas trotzdem zu glauben vorgeben, die bisherige Erfahrung lehren. Was haben wir denn mit der bisherigen Rücksichtnahme auf die innern und äußern Feinde erreicht? Im Innern wachsenden Unfrieden, abnehmenden Siegeswillen, nach außen hin immer neue Feinde, immer stärkere feindliche Zuversicht und immer weitere Hinausschiebung eines für uns annehmbaren Friedens, ja selbst eines Friedens um den Preis völligen Verzichts auf Eroberung und Entschädigung. Unsere Heeres- und Flottenverbände mochten noch so große Erfolge erringen. Jeder dieser militärischen Erfolge wurde durch die schwächliche politische Haltung und Führung wenn nicht ganz zunichte gemacht, so doch in der sonst möglichen politischen Wirkung bedeutend abgeschwächt.

Die Krone setzte dem allen jener mehr als sonderbare Beschluß der Reichstagsmehrheit auf. Was dieser — um kein schärferes Wort zu gebrauchen — politische Idiotismus uns bei Freunden, Feinden und Neu-

tralen geschadet hat, von wem er also in letzter Linie nur ausgegangen sein kann, das wird erst nach dem Kriege ganz offenbar werden.

Seit dem Abgange von Bethmann Hollweg ist es ja in mancher Beziehung etwas besser geworden, aber wir sind noch immer weit entfernt davon, unsere Politik im Innern und nach außen hin so zu führen, wie die Interessen des Landes in einem so furchtbaren Kriege es erfordern. Also endlich einmal von der bloßen Verteidigung zum Angriff! Das ist echt preußisch-deutscher Geist, der wie auf militärischem so auch auf politischem Gebiete zum Siege führen wird. Gewiß kann nicht alles Versäumte wieder gut gemacht werden; aber noch immer könnte eine starke und richtige politische Führung die Gesamtlage, die ja militärisch für uns glänzend ist, auch politisch zu unseren Gunsten umwerfen und einen baldigen für uns brauchbaren Frieden ermöglichen. Unser Bismarck hat einmal gesagt: „Wenn wir einig sind, können wir den Teufel aus der Hölle schlagen." In der Tat: würde die letzte Hoffnung unseres Hauptfeindes: die Verschärfung der innern Zwietracht und Entstehung ernster revolutionärer Bewegungen bei uns (für deren Herbeiführung Lloyd George in einer geheimen Sitzung 500 Millionen Mark bewilligt erhalten haben soll) elend zuschanden und zwar so, daß es aller Welt sichtbar würde, dann würde auch England endlich einsehen, daß es auf die Hilfe des Teufels, des Vaters der Lüge und der Zwietracht vergeblich gewartet hat und müßte, durch die steigenden innern Nöte gedrängt, den Frieden, den wir ihm bisher vergeblich angeboten haben, selbst in aller Öffentlichkeit nachsuchen. Nur unter solchen Umständen wäre auch ein für uns brauchbarer Frieden erreichbar.

Aber die entsetzlich lange Kriegszeit und die furchtbaren Opfer an Gut und Blut? Das alles hätte doch nicht zu sein brauchen, wenn die politische Führung der militärischen von allem Anfange an auch nur einigermaßen ebenbürtig gewesen wäre! Dann hätten wir doch einen für uns brauchbaren Frieden schon lange!

Gewiß, das ist durchaus richtig; aber wir wollen mit der Vorsehung nicht rechten. Vielleicht war es gut, daß uns der volle Sieg und ein ruhmvoller Friede nicht, wie es anfangs schien, rasch und leicht in den Schoß gefallen ist. Nur zu wahr ist es, was als gelegentliche Äußerung des Kriegsministers von Stein schon im Oktoberhefte am Kopfe des Kriegsvortrages: „Die heilige Not" angeführt wurde: „Schnelle und leichte Siege hätten unserem Volke nicht zum Glück gedient, und die nach den Erfolgen 1870—71 hervorgetretenen Auswüchse würden sich noch stärker geltend gemacht haben. Denn seit jener Zeit hat der gewaltige Aufschwung einen größeren Ausschlag zur materiellen Richtung verursacht."

Diese Befürchtungen, die in der Tat dann noch in weit größerem Maße als 1870—71 eingetreten wären, sind es aber nicht allein, die dabei in Betracht zu ziehen sind. Unser größter Fehler, unsere schwächste Seite ist

die politische Unklugheit im Innern sowohl wie nach außen hin. Ein noch größerer Schade, als ihn das noch so schlimme Überhandnehmen des Mammonismus mit sich gebracht hätte, wäre uns aus einem schnellen und leichten Siege dadurch erwachsen, daß wir des Teufels Macht und List nicht in der abgründigen Tiefe kennen gelernt hätten, wie sie im Verlaufe des Krieges vor aller Welt offenbar geworden ist. Wir wären dann dem Teufel und allen seinen Werkzeugen, von denen die Mammonsdiener für uns noch nicht einmal die gefährlichsten sind, nur um so leichter und vollständiger in die Hände gefallen. Wir wären, anstatt wachsam, gottesfürchtig und politisch klug, nur sorglos, übermütig und gottlos geworden. Wir wären im Innern und nach außen hin dann noch törichter aufgetreten, als es selbst jetzt, nach den furchtbarsten Prüfungen und klarsten Offenbarungen, möglich gewesen ist. Vielleicht sollte und soll uns durch des bösen Feindes Macht und List erst das Äußerste des Ertragbaren aufgebürdet werden, damit wir auf dem Umwege über ihn, den „Vater der Lüge", uns endlich zu Gott bekehren sollten, zu unserem Gott, nicht zu jenem fremden Teufelsknechte, an den uns jetzt anscheinend sogar gewisse angebliche Diener Gottes unter Mißbrauch seines heiligen Namens verraten wollen.

Vielleicht war es nötig, diesen entsetzlichen Betrug endlich einmal vor aller Welt zu enthüllen, vielleicht mußten und müssen wir darum das äußerste Maß des Schmerzes ertragen, damit wir mit unseren Kindern und Enkeln würdig werden, nach dem Siege zur reinen Freude des Daseins einzugehen. Wenn wir siegen, kann sich ja für uns auch jetzt noch alles zum besten kehren. Die äußern wie die innern Feinde erscheinen dann als die „betrogenen Betrüger", die für uns das Böse wollten und das Gute für uns gerade durch ihre unentwegte Hartnäckigkeit im Bösen vollbringen mußten. Glauben wir doch endlich, was unser Emanuel Geibel, der sich während des Krieges so oft als wahrer Prophet erwiesen hat, in jenem herrlichen Gedichte offenbart:

„Auch der Schmerz ist Gottes Bote; ernster Mahnung heil'ge Worte
Bringt er uns und öffnet leise tiefe geheimer Weisheit Pforte.
Aber unser weinend Auge, viel getrübt vom Staub der Mängel,
Nicht erkennt es in der dunkeln Schattentracht sogleich den Engel.
Daß sein bittrer Kelch uns fromme, ach, es dünkt uns eitles Wähnen
Und das eigne Heil mißachtend, grüßen wir's mit heißen Tränen.
Erst wenn scheidend der Verhüllte wiederum sich von uns wendet,
Sehn wir plötzlich überm Haupt ihm, eine Glorie, die uns blendet.
Durch die dunklen Schleier brechen Silberflügel, klar geteilet,
Und die Seele ahnt es schauernd, welch ein Gast bei ihr verweilet."

Ranke und die weltgeschichtliche Rolle der Germanen.

Ludwig Schemann.

(Fortsetzung.)

II.

Ehe wir nun aber darangehen, unsere eigene Gegenaufstellung gegen Ranke-Meinecke durchzuführen, haben wir zuvor noch eine Klärung der ganzen strittigen Frage dem letzteren gegenüber vorzunehmen. Meinecke bezeichnet die Auffassung, welche dem germanischen Geiste die erste Stelle im Völkerleben anweist, als „grobklassifizierend". Ich vermute, er werde diese Äußerung, als im Tone vergriffen, unbedenklich zurücknehmen, wenn er, wozu ich einige Handhaben zu bieten denke, sich klar gemacht haben wird, wer alles im deutschen Geistesleben an dem von ihm gerügten Verfahren sich beteiligt hat. In der Tat trifft seine Äußerung eine gar nicht zu übersehende Reihe bester Deutscher und selbst Ausländer; sie konnte überhaupt nur aus einer völligen Verkennung der für jene geschichtliche Weltanschauung maßgebenden Gesichtspunkte heraus getan werden.

Bevor ich dies wissenschaftlich begründe, kann ich nicht umhin, hier wenigstens im Vorbeigehen der Behandlung zu gedenken, die diesen Dingen auch auf dem nicht rein wissenschaftlichen Felde zuteil geworden ist. Kaum einer unserer Großen, dem nicht einmal sein Tiefblick ins Weltgetriebe jenen Stand der Dinge mehr oder minder klar enthüllt und der ihm nicht gelegentlich einmal seherischen Ausdruck verliehen hätte. Schillers Worte über deutsche Größe sind gerade neuerdings so stark in Umlauf gekommen, daß ich hier darauf verzichten darf, sie anzuführen. Weniger bekannt sind die Heinrichs von Kleist, der (ganz im gleichen Sinne) die deutschen „eine Gemeinschaft" nennt, „in deren Schoß die Götter das Urbild der Menschheit reiner als in irgendeiner anderen aufbewahrt hatten . . ., die den Grundstein des Obelisken der Zeiten gelegt hat und vielleicht den Schlußblock darauf zu setzen bestimmt war". Daß beiden großen Sehern bei den Deutschen zugleich die Germanen vorschwebten, ist ohne weiteres klar: sie sagten das Richtige aus, ohne noch voll und klar darüber unterrichtet zu sein, von wem sie es aussagten. Deutlicher erhellt dies schon bei den verwandten Äußerungen Klopstocks. Ihnen allen, den begeisterten Propheten des Deutschtums von Hutten bis herab auf Wagner, hat Germanenherrlichkeit zu dessen Preise die Zunge befeuert. Keiner vielleicht hat sich diese innere Zusammengehörigkeit und zugleich den tieferen Sinn des germanischen Vorrangs klarer gemacht, als Friedrich Ludwig Jahn, wenn er unser Volk das „ehrwürdige Mittelvolk und Mittlervolk Europas" und unsere Urahnen die „Weltretter" nennt, was an Gobineaus „Weltordnende Rasse" zu vernehmlich anklingt, als daß dieser Parallelismus hier unbeachtet bleiben dürfte. Genügend bekannt (und übrigens auch von Meinecke selbst schon herangezogen) sind wiederum

die flammenden Zeugnisse Fichtes; weniger die Arndts, der aber, wie auch J. Grimm, mit gutem Fug unter den Männern der Wissenschaft seine Stelle finden soll. In welchem Maße Bismarck die Quintessenz der europäischen Geschichte auf den Germanen beruhend fand, hat er in einer Reihe denkwürdig deutlicher Aussprüche bekundet.

Was Wunder, wenn schließlich auch die Vertreter der Wissenschaft gelegentlich nicht davor zurückgescheut sind, in gleicher Weise die Dinge beim Namen zu nennen, wie wenn etwa Treitschke Hellenen und Germanen als die vielleicht (dies offenbar nur eine captatio benevolentiae für Überobjektive) edelsten Nationen der Weltgeschichte bezeichnet. (Politik I, 286.) Hierin liegt durchaus keinerlei Willkür noch Befangenheit, ihn leitete vielmehr der gleiche Gedanke, dem wiederum F. L. Jahn Ausdruck gibt, wenn er Griechen und Deutsche „der Menschheit heilige Völker" nennt, in dem Sinne, daß kein anderes Volk wieder für die Menschheit nach allen Seiten das bedeutet und geleistet habe wie jene beiden.

Was aber insbesondere die Germanen anlangt, so ist doch wohl weit über Deutschlands Grenzen hinaus allen Wissenden und Sehenden angesichts der überragenden Leistungen ihrer Denker und Künstler längst eine Ahnung davon aufgegangen, daß der Atem, der Blick, die Stimme dieser Großen, eines Shakespeare und Wagner, eines Goethe und Beethoven, denen wir heute aus unserer erweiterten Kenntnis heraus naturgemäß Dante, Lionardo, Cervantes und Molière anreihen werden, weiter hinausgedrungen ist, als es je bei den Sprossen anderen Geblütes denkbar gewesen wäre. Nicht viel anders liegen die Dinge bei den Männern der Taten. Ein Franzose (Ampère, hist. littér. de la France avant le 12e siècle T. I. p. XXI.) hat Karl den Großen als den vielleicht vollkommensten Menschen (d. h. Herrscher), den es je gegeben, bezeichnet und als den bei weitem schöpferischsten unter den für die Weltgeschichte wichtigsten Gestalten (Alexander, Cäsar, Karl d. Gr. und Napoleon) gefeiert. Ähnlich ragende Gestalten erblicken wir in mehreren späteren deutschen Kaisern, in Ludwig dem Heiligen, in den höchsten Rittertypen, zumal des Zeitalters der Kreuzzüge. Würdiger, höher, edler, als in den Vorschriften der im wesentlichen doch germanischen Ritterschaft sind die Aufgaben und Ideale der Menschheit nie gefaßt worden. Ein Universalwirken durch Menschheitswohltaten und Bindesymbole, wie die polyphone Musik, die Gotik, den in Tönen dramatisierten germanischen Mythos — das Wagnersche Drama — ist nur den Germanen vergönnt gewesen.

Vergessen wir nur bei diesem allen nicht, daß, wer diese Anschauung würdigen und teilen will, gemeingermanisch-europäisch denken und empfinden können muß — ein Franzose, ein Italiener kann sie so gut hegen wie ein Deutscher —, daß es sich hier nicht um eine Nebenbuhlerschaft einzelner Völker, sondern um eine Aufeinanderfolge von Gesellschaften handelt. Keinem der großen europäischen Kulturvölker wird auch nur im mindesten

sein berechtigter Nationalstolz verkümmert, sobald wir uns nur immer erinnern, daß das durch die Völkerwanderung in alle Gaue getragene germanische Blut den Kitt der ganzen heutigen Kulturwelt bildet, daß, mit der gemeinsamen Unterordnung jener Völker unter eine germanische Mutterrasse und Anweisung verwandter, geschwisterlicher Rollen, von einer Klassifizierung, vollends einer groben, überhaupt keine Rede mehr sein kann: zum mindesten könnte nicht mehr nebeneinander (Franzosen, Italiener, Deutsche usw.), sondern nur allenfalls nacheinander (französische, italienische, deutsche Germanen) klassiziert werden, indem eben die Germanen als treibende Kraft und Blutsunterlage sukzessive in allen großen Entwicklungsreihen, im Frankenreich und frühesten Frankreich, in Italien einschließlich Renaissance, in der zweimaligen großen deutschen Erhebung, wirksam gewesen sind.

Freilich vermag sich zur Objektivität und Abgeklärtheit einer solchen Betrachtung nur eine sehr gereifte Wissenschaft zu erheben (die landläufigen Begriffe und Vorurteile der Völker haben sich weitaus anders gestaltet!). Diese aber darf sich getrost des Bewußtseins erfreuen, unter der Flagge der Gerechtigkeit mit um so sichererem Kompaß in alle Weiten der Forschung hinauszusteuern, in je größeren Dimensionen es ihr gelingt, die Wertabwägung unter den Menschengruppen vorzunehmen.

Großes, weithin Umwälzendes ist der neueren Anthropologie in dieser Hinsicht, wie überhaupt in dem, was wir die anthropologische Geschichte der Zivilisation nennen können, geglückt. Sie ist in gewissem Sinne die erfolgreichere Nachfolgerin der vergleichenden Sprachwissenschaft, ihr Blonder, Nordländer, der Erbe des Indogermanen. Und wenn nicht alles trügt, stellt sich in dem anatomisch-anthropologischen Gerüst des Homo europaeus, der nordischen Rasse, ein ungleich festerer Unterbau dar, als einst in dem des Indogermanen unserer Sprachforscher, der sich schon aus dem Grunde, weil Sprachen vielfach von rassenfremden Stämmen, die sie nicht erzeugt haben, übernommen werden, nicht als genügend fester Träger für wie viele historische Konstruktionen und Kombinationen erwiesen hat. Mögen immerhin hier freie Phantasien, ja Phantastereien Einzelner die von aller Vorgeschichtsforschung — und sie spielt nun einmal in starkem Maße in alle Germanenforschung hinein — ohnehin unzertrennlichen Nebel vorerst noch vielfach verdichten[1]), so bricht doch auch Strahl um Strahl immer kräftiger hindurch, und ein sicherer Grundstock von Erkenntnissen wird — nein ist — heute schon gewonnen.

Daß die Blonden dem Norden entstammen, und daß sich Blonde, als beherrschende und führende Elemente, als die geistig Schöpferischen und Regsamen, mit denen alle höhere Kultur steht und fällt, in allen in Betracht kommenden Völkern der die alte Welt bildenden drei Erdteile

[1]) Ist das übrigens bei den Schwelgereien, in denen sich vor Jahrzehnten die Linguisten und Historiker des Indogermanismus ergingen, anders gewesen?

finden; daß die Völkerwogen aus dem schaffenden Schoße des Nordens Jahrhunderte und Jahrtausende hervorgebrandet sind, in ganz anderem Umfange als die alten Quellen — fast ausschließlich den klassischen Völkern entstammend — ahnen lassen, die ihrer nur dann Erwähnung tun, wenn sie ihrer Welt, dem Römerreiche zumal, lästig und gefährlich wurden; daß die Germanen, als letzter unverbrauchter Kern der höchstentwickelten Menschenrasse des Homo europaeus oder Nordländers, der Stammrasse aller europäischen Kulturvölker, mit den führenden Elementen der letzteren teils eng verwandt, teils identisch sind und sich durch die Völkerwanderung, den historisch greifbaren Abschluß einer langen prähistorischen Bewegung, nur individuell-selbständiger, s. z. s. plastischer aus dem Gewoge der Weltgeschichte herausgehoben haben —: das sind Wahrheiten, welche die Völkerkunde mit ihren Analogieschlüssen, die Anthropologie mit ihrer somatischen Diagnostik, die germanische Vorgeschichte und Altertumskunde mit ihren großartigen Funden und Entdeckungen, man darf wohl sagen: zu gleichen Teilen, ans Licht gezogen haben. Die Umwälzung, von der ich zuvor — vornehmlich mit Rücksicht auf die Unzulänglichkeit der Ergebnisse der Sprachwissenschaft — sprach, darf man, nicht allzu kühn, wie mir scheint, dahin bezeichnen, daß die früheren, auf sprachliche Anzeichen vorwiegend oder ausschließlich sich stützenden Forscher vielfach gleichsam nur Surrogate von Menschen und Völkern vor Augen gehabt haben, wogegen erst heute die wirklichen leibhaftigen Gebilde allgemach zutage treten.

Wir können die Ergebnisse und Folgerungen dieser neuen Wissenschaft hier nicht im einzelnen weiter verfolgen, nur eines muß hervorgehoben werden, was auf die uns hier beschäftigenden Fragen ein ganz neues und bezeichnendes Licht wirft.

Jeder Leser Rankes weiß, welch ungemeinen Wert der Meister auf die von ihm immer aufs neue hervorgehobene abendländische Gemeinschaft, auf die innere Verwandtschaft und Einheitlichkeit der Hauptvölker Europas gelegt hat. Er hat hierin ein rein geistiges Phänomen, hat nur auf die in ihnen allen gemeinsam fortwirkenden Kulturelemente gesehen; und doch war jene Gemeinschaft in ganz anderem Maße, als er ahnte, schon anthropologisch bedingt und vorgebildet, indem mindestens die Oberschichten, die Aristokratien, die ausschlaggebenden Elemente überall durchweg der nordischen Rasse entstammten. Einzig um diese, nicht um die Massen, kann es sich doch aber auch im Sinne Rankes nur handeln: um jene treibenden und schaffenden Kräfte einer Epoche und eines Volkes, welche denselben Inhalt und Farbe verleihen, jene geistigen Potenzen, welche am Ende doch auch die von Ranke so gerne in den Vordergrund gerückten Ideen verkörpern, entwickeln und zur Geltung bringen.

Auch die Frage des Vorrangs würde unter weitergefaßten anthropologischen Voraussetzungen eine unvergleichlich viel glattere und unbedenk-

lichere Lösung finden. Wenn über den Gegensatz römisch-(romanisch)-germanisch hinweg in den Blonden eine höhere Einheit hergestellt erscheint, wenn die höchstwertigen, kulturbedingenden Elemente der Gegenlager, wenn italischer, keltischer, germanischer Adel als anthropologische Wesenheiten zusammenfallen, in denen ein mehr unpersönliches rassenhaftes Element mit dem persönlicheren ihrer Volkszugehörigkeit mehr oder minder verschmilzt, so wären für den Forscher Nebenbuhlerschaften ausgeschaltet, welchen jene selbst als historische Größen freilich immer unterliegen werden, und es bliebe für den Anthropologen nur noch der Streit um einen etwaigen Vorrang des Nordländers oder des Mittelländers auszutragen, der ja auch — insbesondere mit italienischen Gelehrten — sich längst entsponnen hat.

Aber wir wollen uns nicht verhehlen, daß diese ganze anthropologische Betrachtungsweise bis auf weiteres noch einen gewissermaßen esoterischen Charakter trägt. Was uns im Germanenpunkte feststeht, ist, trotzdem die Gegner mit der Zeit zusammenschmelzen, noch nicht allgemein genug anerkannt — die europäische Urheimat der Germanen (Indogermanen) wird noch immer von einem Teil der Historiker, ihr Primat noch immer von einem Teil der Anthropologen bestritten —, um uns dieser Ergebnisse im Kampfe mit Historikern, deren anfängliche skeptische Zurückhaltung ohnehin nur zu begreiflich erscheint, mit Aussicht auf Erfolg bedienen zu können. Ich trage somit dem bis zu einem gewissen Grade hypothetischen Charakter obiger Wahrheiten Rechnung und lege den weiteren Ausführungen dieser Arbeit andere Voraussetzungen unter, das heißt, ich nehme die Germanen, unter Ausschaltung alles Prähistorischen, lediglich auf streng historischem Boden, innerhalb der auch von den Historikern im allgemeinen anerkannten, wenn auch längst nicht weit genug gezogenen Grenzen.

Da muß denn nun aber doppelter Wert darauf gelegt werden, eine Verständigung mit den Historikern der Rankeschen Richtung unter diesen gemäßigteren Voraussetzungen zu erzielen. Allzuschwer dürfte dies nicht mehr sein, nachdem schon manches in dieser Richtung geschehen und auch Äußerungen wie die oben (S. 400) angeführte Meineckes ein solches Verständigungsbedürfnis unzweideutig erkennen lassen. Eine Stellungnahme wie die unserer beiden großen römischen Historiker zur Germanenfrage, von denen der eine, Niebuhr, eine erheblichere Einwirkung der Germanen auf das italienische Volkstum direkt leugnet, der andere, Mommsen, wenigstens implicite die umgestaltende Wirksamkeit des germanischen Blutes in Abrede stellt (Näheres in meinem vorerwähnten Buche S. 366), wäre doch heute bei einem ernsten Forscher nicht mehr denkbar. Auch die zuvor gekennzeichnete anthropologische Einheitsbasis der Völker Europas, mit allem, was sie an kulturellen Einwirkungen bedingt, dürfte prinzipiell kaum mehr bestritten werden, da ja die im wesentlichen germanische Herkunft des europäischen Adels, der zum guten Teile das geistige Leben

geschaffen, und der Ritterschaft, die die politische Geschichte an erster Stelle mit beeinflußt hat, fest steht. Eine Meinungsverschiedenheit besteht also im Grunde nur noch darüber, wie weit diese Einheit geht, wie weit, mit anderen Worten, die Einflußsphäre der Germanen sich erstreckt.

Wir kommen damit auf den Streitpunkt zurück, von dem wir anfangs ausgegangen sind, und sind uns nunmehr darüber klar, daß eine Abgrenzung von Romanismus und Germanismus auf neuer Basis stattzufinden hat, daß diese Begriffe, und damit die weiteren romanischer und germanischer Geist, vor allem aber Romanen und Germanen (Romanentum und Germanentum) fortan eine andere Bedeutung, jedenfalls einen anderen Inhalt für uns bekommen. Wenn Meinecke sich bemüht bezw. über Bemühungen berichtet, die geistigen Komponenten des mittelalterlichen Staates zu ergründen, darf wohl vom Standpunkte strengster Wissenschaft mit allermindestens gleichem Rechte der Anspruch erhoben werden, dies auch für die anthropologischen zu tun. Den entscheidend wichtigen Gesichtspunkt, daß das Menschenmaterial, das anthropologische Substrat der neueren Geschichte, insbesondere aber das Edelmetall des mittelalterlichen Lebens, zum unverhältnismäßig überwiegenden Teile, was wenigstens den Wert anlangt, auf germanischer Seite zu suchen ist, hat Ranke überhaupt nicht berücksichtigt, in seiner Auffassung, nach welcher Romanentum und Germanentum als mehr oder minder vollwertige abstrakte Begriffe sich darstellen und entsprechen, sich auch durch den Umstand nicht beirren lassen, daß der eine dieser Faktoren den anderen mehr und mehr nicht nur zurückgedrängt, beerbt, daß er ihn im höheren Sinne geradezu ausgeschaltet, ersetzt hat.

Es ist klar, daß das Beginnen, vor dem Ranke nicht sowohl zurückschreckte, nicht sowohl das Auge verschloß, als er vielmehr überhaupt für dessen Möglichkeit, geschweige Notwendigkeit, gar keinen Blick gehabt zu haben scheint, hier zu sichten, zu scheiden, neu zu gruppieren, alles andere eher als ein leichtes ist. Die Ranke geläufigen Dokumente reichen nur zum kleinen Teile aus, wiewohl auch sie zuvor nur in sehr ungenügendem Maße herangezogen worden sind. Die Gefahr, sich vom Gefühle mit leiten zu lassen, Stimmungsurteile, subjektive Regungen in eine wissenschaftliche Erörterung hineinzutragen, die mehr als irgendeine andere der Kontrolle durch Verstand und Methode bedarf, wird niemand unterschätzen. Freilich, ganz entbehren können wir die Mitwirkung des seelischen Momentes nicht — hat es doch auch auf der Gegenseite, in den Rankeschen Konstruktionen, in mindestens gleichem Maße mitgewirkt —, ja, es würde sogar von entschiedenem Werte sein, die Erlebnisse, welche nicht nur bewußt suchende Forscher, auch ahnungslose Laien in romanisch-germanischer Vor- und Umwelt gehabt haben, einmal zusammenzustellen und auf ihren geistigen Gehalt zu analysieren. Ich begnüge mich mit der Anführung einiger weniger mir bekannt gewordener.

Oft genug ist das Angeheimeltwerden des Deutschen durch die Typen der italienischen, insbesondere der älteren italienischen Malerei hervorgehoben worden. Er trifft auf Fleisch von seinem Fleische, Geist von seinem Geiste, wenn er die Gemäldegalerien Oberitaliens durchwandert. Wem hätte nicht das Herz höher geschlagen, wenn er zum ersten Male die herrliche Seineinsel betrat, neben sich das Denkmal Karls des Großen, vor sich die Fassade von Notre-Dame erblickte? Hier, wie auch in der Sainte Chapelle umfängt ihn ein Stück geistiger Heimat wie nur irgendwo in seinem politischen Vaterlande. Vollgraff wähnte in Rouen, rein auf Grund des Städtebildes, sich in Nürnberg zu befinden. Ganz anders noch sprechen Erfahrungen wie die Arndts (Versuch usw. S. 210), der sich nach Eindrücken von den lebenden Menschen einzelner burgundischer Ortschaften plötzlich im Geiste unter seine Landsleute versetzt fühlte, und des Verfassers, der aus einzelnen oberitalienischen Städten ganz gleiches berichten kann. Aus Feldberichten des Weltkrieges tönt uns — namentlich wiederum aus französisch-germanischen Gebieten — ähnliches entgegen.

Es versteht sich, daß solche innere Stimmen, daß überhaupt das Gefühlsmoment da nicht mitzusprechen hat, wo im einzelnen sichere Schlüsse zu ziehen, Beweise zu führen sind. Wohl aber darf und muß es als allgemein verstärkendes Moment für die Lösung dieser ganzen Fragen hinzutreten. Ja, in einzelnen Fällen kann auch rein wissenschaftlich ein gewisser Wert auf ein solches Imponderabile zu legen sein, wie da, wo es der Zuteilung geschichtlicher Persönlichkeiten an die rivalisierenden Blutsgebiete gilt. So z. B. bei Belisar, auf den vier bedeutende Männer, von solcher innerer Stimme geleitet, unabhängig voneinander, die Hand gelegt haben. In vielen Fällen freilich wird eine Entscheidung nie zu fällen sein: der Streit um wie manchen hervorragenden Mann der Geschichte wie der Kulturgeschichte wird zwischen Romanen und Germanen ewig unausgetragen bleiben.

So wird denn also hier immer und unter allen Umständen nur eine annähernde Erkenntnis möglich sein; nicht alles wird aus dem Dunkel gezogen werden können. Auch das sicherste Mittel moderner Forschung, die Induktion, wird hier nie vollständig wirken können; und anderseits ist doch sie das Einzige, was wirken kann und was daher in erster Linie herangezogen werden muß. Einzig dank ihr gelangen wir dahin, ein uns so fern gerücktes Bild, soweit möglich, wieder in seinem wahren Lichte, in seiner natürlichen Beleuchtung zu sehen, während bisher an seinen bedeutsamsten Stellen künstliche Lichter darüber gelagert hatten.

Was in dieser Richtung geschehen, ist fast ausschließlich einem Manne zu verdanken, der durch eingehendste und gewissenhafteste induktive Nachprüfung uns das bestätigt hat, was Gobineau als Ganzes intuitiv ausgefunden hatte: das über alle Erwartung, über alles Ahnen tiefe Ein-

dringen des germanischen Blutes in Leben und Geschichte der abendländischen, insbesondere auch der romanischen Welt.

Um Woltmann in seiner ganzen Genialität gerecht zu werden, muß man sich gegenwärtig halten, daß er ohne jeden Vorgänger war, daß er sich seine Methode ganz selbst schaffen mußte, daß insbesondere deren typologischer Teil ganz seine Zutat, seine Erfindung war. Indem er, zum ersten Male, sprachliche, genealogische und anthropologische (typologische) Beweisstücke häufte und vereinigte, ist es ihm möglich geworden, die germanische Herkunft der weit überwiegenden Mehrzahl der hervorragenden Männer Italiens, Frankreichs und Spaniens vom Mittelalter bis fast auf unsere Tage nach Leibesbeschaffenheit und Abstammung, nach den unfehlbaren Merkmalen der nordischen Rasse, aus Bildnissen, Lebensbeschreibungen, Namen und Stammbäumen festzustellen.

Es hat an scharfen Angriffen auf Woltmanns Vorgehen nicht gefehlt, seine kühnen und neuen Gesichtspunkte, vielfach unvermittelt hingeworfen, erregten Anstoß, ja Verblüffung. Seine Etymologien sind zum Teil mit Recht angezweifelt, der weite Umfang, in welchem er anfänglich die germanischen Namen als Beweise germanischer Herkunft verwandte, beanstandet worden (später hat er selbst zugegeben, daß germanische Namen nur für die älteste Zeit und beim Adel beweiskräftig sind). Dies alles ist begreiflich und erscheint als der gewohnte, naturnotwendige Rückschlag besonnener, unbefangener Kritik gegen das unvermeidliche Überszielschießen des in ein neues Gebiet in ungebundener Begeisterung hineinstürmenden Genies. Alle kritischen Einwände aber, denen bei der Fortführung von Woltmanns Werk durch immer strengere Vervollkommnung seiner Methode bei ausgedehntestem volkskundlichem und genealogischem Einzelstudium der romanischen Völker Rechnung zu tragen wäre, beeinträchtigen weder den Wert dieser Methode selbst in ihrem Kerne, in ihrer überwältigenden Kraft vereinigter psychologischer, anatomisch-anthropologischer, genealogischer und schließlich doch auch sprachlicher Gründe, noch den Hauptbestand, das Wesentliche des Inhaltes und der Erkenntnisse der Woltmannschen Bücher. Ihre Mängel sind vorübergehend, ihre Grundgedanken, ihre Haupterkenntnisse bleibend. Siegreich hat er das Banner der Induktion, des Schauens, gegen die bisher von vielen Seiten geübte Weise der Konstruktion, des Reflektierens aufgepflanzt, die auch dadurch nicht an Dauergehalt gewonnen hat, daß einer unserer größten Geister, der Hochmeister der deutschen Historik, um einer noch so großartigen Lieblingsidee willen sie sich zu eigen machte.

Es ist klar, daß fast jede der Woltmannschen Thesen auch weiterhin noch den Ausgangspunkt eingehender, vielfach auch streitender Erörterungen bilden wird. Aber unwiderleglich stehen schon heute eine ganze Reihe derselben da, und es gehört schon künstliche Verblendung, wenn nicht gar böser Wille dazu, sie zu bestreiten. So die seiner „Germanen in Frankreich", daß durch die Anthropologie der Völker und Klassen, vor allem

aber der Genies, die Geschichtswissenschaft auf ihre natürliche Basis, auf die Menschen selbst, zurückgeführt werde, und indem die Völker, Klassen und Individuen festgestellt werden, von denen die entscheidenden Ideen und Taten ausgegangen sind, das entdeckte Lebensgesetz der Rasse die politischen und geistigen Schicksale der Staaten offenbare.

Die uns durch und seit Gobineau geläufigen Sätze, daß die physische Organisation ein Abbild der geistigen Kräfte, daß die Gesetze des Rassenlebens entscheidend auch für die Entwicklung der Ideen und Einrichtungen seien, daß der Gehalt eines Volkes an blonder Rasse seinen Kulturwert, insbesondere auch seinen Anteil an der Genieproduktion bestimme, haben für uns seit ihrer induktiven Nutzanwendung durch Woltmann noch unvergleichlich an Wahrheitswert gewonnen. Sein Gemälde einer allgemeinen Rassen- und Geistesgeschichte des Menschengeschlechtes gipfelt in der Skizze derjenigen Periode, die in der neueren Kulturgeschichte die größte Rolle gespielt hat: der Renaissance. Wenn er in jenem allgemeineren Gemälde für alle Länder und Völker, insbesondere auch die romanischen, das Überwiegen germanischen Voll- und Mischblutes in den führenden Schichten und Ständen, dank der Bedeutung der germanischen Rasse und den Leistungen ihrer natürlichen Höherbegabung, zur Anschauung bringt, so steigert er diese Anschauung zu sozusagen handgreiflicher Deutlichkeit in dem Nachweis, daß die Germanen im wesentlichen die Erzeuger der neuen Kultur Italiens gewesen seien und nur eine geringe Anzahl von Talenten der vorgermanischen Bevölkerung zugeschrieben werden können. Aus den anthropologischen Wandlungen der Stände, der Städte und der Kirche Italiens erwuchs die neue italienische Nation. Der anthropologische Inhalt des Namens Römer ändert sich. Romanisierte Germanen und deutsche Germanen ringen um die Vorherrschaft. Die Renaissance ist keine Wiedergeburt des Altertums, sondern eine eigenartige Leistung der germanischen Rasse, sie bedeutet den Höhepunkt der Entfaltung der germanischen Stämme unter einer fremden Hülle (unter der Hülle einer fremden Sprache). Dem einheitlichen Grundzug der geistigen Entwicklung, welchen die romanischen und die nordischen Kulturen erkennen lassen, entspricht die einheitliche Wurzel, welcher alle nachrömische Kultur entsprungen ist. Es ist dies eben der Geist der germanischen Rasse, für welche sich eine anthropologische und historische Kontinuität bis zur Renaissance und zur Gegenwart nachweisen läßt und welche den Völkern der alten Welt eine neue, in ihrer Kraft und Eigenart begründete Seele eingeflößt hat.

Wer dies alles mit der überreichen Verbrämung durch Einzelbelege, die ihm Woltmann gibt, in sich aufgenommen, wer überhaupt seine drei Hauptwerke, nach genügender Berücksichtigung und innerer Überwindung ihrer Mängel, nach ihrem Geist und ihrer Wahrheit verarbeitet hat, wer dann die Schlußbetrachtungen seines letzten Werkes (der „Germanen in Frankreich") liest, mit dem Abschiedswort, das er an Welt und Wissenschaft gerichtet,

„Die Antike hat zweifellos durch Überlieferung und durch bewußtes Zurückgreifen auf ihre Bildungsschätze ihren Einfluß nie verloren. Aber in Wirklichkeit wurde unter diesen Einflüssen etwas ganz Neues geschaffen; eine neue Seele trat in die historische Erscheinung, deren Kraft und Eigenart in einer anderen Rasse wurzelte. Es war ein anderer Zweig der nordischen Menschenfamilie, der Schwert und Griffel aus der sinkenden Hand des Römers empfing; ein verwandter Geist, der den Germanen aus Hellas und Rom entgegenkam, und eine kongeniale Rasse, die diesen Geist innerlich ergriff und zu neuen Lebensformen der Freiheit und Schönheit führte",

der frage sich dann, als ein Wahrhaftiger, ob er in dem Augenblicke nicht an einem der großen Wendepunkte seiner geschichtlichen Erkenntnis sich angelangt sehe. (Fortsetzung folgt.)

Die heilige Not.

Ein Kriegsvortrag. Sommer 1917.

(Schluß.)

Man mag einwenden, das sei zu weltfremd gesehen, denn in Wirklichkeit hätten sich die Dinge oft anders abgespielt und mancher Tod wäre auch ohne jedes Heldentum, unfreiwillig und in Ängsten, nur weil er sein mußte, erlitten worden. Es gibt atomistisch-sezierende Leute, die so und immer nur so sehen, weil sie mit ihren engen Augen und ihrer kranken fremden Seele nicht die völkerschaffende und -erhaltende Pflicht kennen, die den Einzelnen von uns, er mag wollen oder nicht, treibt. Sie ist uns geblieben, nachdem der herrliche August von 1914 verglüht war, — die Pflicht, die uns in und hinter der Front Unendliches ertragen lehrte, und die den Mann auf dem sinkenden Luftschiffe im Meer seinem Weibe jene Flaschenpost, die wir alle erschüttert gelesen haben, senden ließ.

Um aber den deutschen Heldengeist durchzusetzen und zu erhalten, hat es einen, bis ins kleinste ausgearbeiteten, ungeheuren Organismus gebraucht, dessen nüchternes Äußere leicht über das Große, das er verbirgt, täuscht. Was unsere Wehrkraft bis hin zu den Leistungen dieses Sommers gesteigert hat, das ist jener kriegerische Geist, in dem sich des deutschen Volkes Wille zum Leben, seit mehr als hundert Jahren, wunderbar im einzelnen und ganzen ausgeprägt hat. Preußischer Schwertgeist ruht auf göttlichem und christlichem Grunde; er ist in Lucas 16, 10 beschlossen: „Wer im Geringsten treu ist, der ist auch im Großen treu." —

Die einzelnen Stämme und Äste des Reichs brauchen nicht über ihre Beiträge zum Ganzen zu streiten, was z. B. München mit seiner bildenden Kunst, Weimar mit Goethe, der Norden mit Kant, Bismarck, Tirpitz und den Reventlows, der Süden mit Schiller, Uhland und Zeppelin geboten

und geleistet haben. Eins nährt und treibt das andere. Der Baum kann nicht ohne Wurzeln und Laub bestehen. — Aber wir dürfen nie vergessen, daß die Urkraft, der wir Deutschen unser Leben in neidischen Zeiten danken, daß eben der kriegerische Geist von Friedrich dem Großen, dem Freiherrn von Stein, Blücher, Clausewitz, Gneisenau, Scharnhorst, Moltke und Bernhardi, d. h. von Preußen und seinen Königen aus, auf die andern Bundesstaaten übergegangen ist und von dem in harter Schule erzogenen Nordlande ihnen allen zum Segen mitgeteilt ist. —

Und wenn wir im Faust auch die Not nicht aus dem Kreise ihrer grauen Schwestern lösen können, so reimen wir statt Not auf Tod: Not auf Gebot. Die Not ist unsere Mahnerin, die von dem Irdisch-Vergänglichen auf das Ernste, Bleibende weist, eine Lehrmeisterin, die durch Leid und Qualen läutert.

Auch manches Schlagwort hat sie nachzuprüfen gelehrt. „Macht vor Recht", hieß es vordem bei jeder Vergewaltigung, — aber „Recht mit Macht" muß es in Zukunft heißen, wo das Recht endlich auch eine unumschränkte Gewalt zu seiner Verfügung haben soll, um alles Unrecht unter Vormundschaft zu stellen. Es ist ja eben so bequem wie falsch zu sagen, daß sich das Gute und Rechte im berühmten „freien Spiel der Kräfte" von selber Bahn bräche; es hat vielmehr alle unsere Anspannung nötig, um zu siegen, denn als bloßer Gedanke „allein" stellt sich das Gute immer sehr leb- und hilflos an; es will von uns durch den Kampf hindurch getragen, behütet und verteidigt sein, und jeder von uns muß in der Sündflut der Welt zu einem heiligen Christophorus werden. Ja, der ewige Gott will gesucht und gefunden sein, während alles andere sich Einem ganz von selbst an den Hals wirft. — In der „Ecclesia militans", der wehrhaften Kirche, lag etwas sehr Vornehmes, Heldenhaftes, Aufrüttelndes, aufbauend Schöpferisches, lag Wille zum Sieg, während das verneinende „Macht vor Recht" nie etwas anders als ein wüstes Niederschreien alles Edleren gewesen ist, das wir nicht länger dulden wollen.

Noch ein anderes wird uns die Not auf ihren göttlichen Händen bringen, das Geheimnis Christi, als etwas Neues und Wunderbares, als ein Sinnbild des vom Mammon verfolgten und gekreuzigten Idealismus. Bittere Tränen haben endlich den Staub vom Bild des Heilands gewaschen, das viele vergessen hatten; aber sie werden es mit seiner Segensfülle nun wieder in ihres Herzens Kammer hüten. Oft ist in diesen Jahren bei der Qual unseres Volkes an Christus erinnert worden, — nicht bloß von Dichtern, die mit ihren Vergleichen hoch greifen, auch von schlichten Leuten draußen in den Gräben, deren Briefe von gemeinsamer Kümmernis meldeten: „Herr mein Gott, warum hast Du mich verlassen." Wir Deutschen sind wohl das Beste, aber auch das Gekreuzigtste unter den Völkern der Erde. Und wie der Schmerzensreiche ist unser Volk geschmäht und vergewaltigt und sein Antlitz bespien und mit Kot beworfen worden.

Unsern Kaiser und Herrn wollte man entthronen und töten, Franzosen haben um die Kleider, die sie uns vom Leibe rissen, würfeln lassen. Man hat gegen das Gesetz der Rasse Neger in Afrika zu Vorgesetzten überfallener Germanen gemacht, und verwundete Gefangene in Europa in die Feuerlinie gepeitscht, wo sie von unsern Kugeln getroffen werden mußten. Wir wissen noch nicht alles, was man uns angetan hat, denn der Tod hat manchen Mund der Unsern geschlossen, und die Sonne ward stumm bei dem deutschen Gram, den sie sah; wir werden noch vieles erfahren, wenn erst die Reste gefangener Brüder mit den Malen am Körper und den Erinnerungen in der Seele in die Heimat zurückgekehrt sind. Wir geben wohl mit reinem Gewissen wieder her, was in unsere Hände fiel, und haben die Greuel nicht oft genug mit entsprechenden Maßregeln beantwortet, weil uns das innerlich unmöglich war. Durch solch schweres Leid aber sind wir Christus und dem Vater wieder zugeführt. Und wenn wir, nach der Erschütterung dieses Krieges einfacher geworden, uns aus den Großstädten wieder mehr aufs Land und in die Natur verpflanzen, wenn wir nicht mehr in den stürmischen Fortschritten der Technik, im Zeichen des Verkehrs und der unseligen Händlerei, das Heil sehen, dann werden wir uns immer mehr nach der seelischen Seite entwickeln und die göttlichen Geheimnisse wieder entdecken, deren unsere Ahnen schon inne waren, die aber uns bei all der Unruhe, Hast und Betriebsamkeit längst verloren gingen.

Und es kommen Zeiten, wo Deutsche wieder zum Verkehr mit Göttern reif geworden sein werden. Unsere Enkel wird nur noch nachts die Erinnerung wie ein Alp an jene Tage vor und in diesem Kriege beschleichen, wo Tschandala seinen Tisch unter uns decken und unsere blondeste Jugend, Knaben und Mädchen in seine verschlossenen Gärten locken und dort verkommen lassen durfte. — Man wirft wohl ein, daß das schöne, aber doch weltentlegene Vorstellungen sind: es war aber immer der Geist, der sich den Körper baute und Vorgeschautes, bloß Geahntes nachher wahr machte, und deutscher Geist kommt jetzt zur Geltung und Macht: die deutschen Weltalter dämmern herauf.

So ahnen wir über den Krieg hinaus Vieles, das uns erst schrittweise, eins nach dem andern, während des Geschehens selber, zum Bewußtsein kommen wird. Wir sehen im Lichte nur die Höhe, wohin die Richtung strebt, ohne zu wissen, was dazwischen liegt: Täler, Fluren und Seen oder Sümpfe, wo Vieles noch versinken kann. Das Leben wird aber nimmermehr am Tage des Friedens mechanisch da wieder anknüpfen, wo es am 31. Juli 1914 aufgehört hat, etwa wie Turmuhren nach der Aufbesserung ruhig weiter gehn und schlagen. Diese drei Jahre lassen sich nicht auswischen. Die alte Menschheit mußte in die Tiefe fahren, eine neue aber wird auferstehn und sich aus der wahnsinnigen Mammonswirtschaft herausleiten lassen. Selbstverständlich geht das nicht plötzlich vor sich: aus dem Höllen-

schlunde, dem wir entrannen, wird noch ein Feuerschein über die nächsten Jahrzehnte fallen, aber die Aufwärtsentwicklung läßt sich nicht zurückschrauben. So kann es sich nachher für uns auch niemals wieder bloß um die Weltmärkte drehen, wo wir farbigen oder abgeblaßten Gaunern den mit unserer Hände Fleiß hervorgebrachten „Komfort" zu verkaufen hätten. Dafür haben nicht die Millionen Deutsche geblutet, denen es um Höheres, um die Rettung der Seele unseres Volkes ging, das dann wohl in einer ärmeren Hülle als vor dem Kriege dastehen, aber gerade darum doch glücklicher sein wird.

Daß aber eine solche, bisher ganz unwahrscheinliche Wendung der Dinge zum Guten und zum Rechten einmal eintreten kann, wäre nicht verwunderlich. Man muß auf alles gefaßt sein, — gerade auf das Unerwartetste und das nie Gewesene, Gutes sowohl wie Schlimmes. — Niemand hätte in Deutschland 1811 geglaubt, Napoleon je zu besiegen: denn er hatte die Macht, er verkörperte in sich selbst Europa, und war doch schon nach drei Jahren erledigt. — Und im Hohenzollern-Museum in Berlin hängt neben den goldenen Kränzen von Königgrätz und Wörth die Dornenkrone, die unserm Kronprinzen 1869 auf seiner Fahrt nach Jerusalem gewunden, gleichsam sein späteres Schicksal ankündigte, als das Reich in seiner Herrlichkeit vor ihm lag, und er doch verzichten mußte. Daran hatte damals Niemand gedacht, weil ein so tragisches Geschick gegen alles verstoßen hätte, das je erlebt war. — Und wer hätte annehmen können, daß einmal ein böser Geist den deutschen Reichstag so beherrschen würde, daß er unter Führung des international-demokratischen Kapitalisten Paul Singers, Bismarck zum 80. Geburtstag 1895 den Glückwunsch weigerte? Und heute, dieser Aufstand der Welt gegen uns, — die meisten Deutschen schalten vor 1914 jeden einen Toren, der das nur anzudeuten wagte! Darum soll man nun nicht, wenn wir einmal mehr weiße Bilder in die Zukunft hineinsehen, unsere Hoffnung bloß deshalb hinfällig nennen, weil dergleichen angeblich noch niemals verwirklicht worden und ohne alle Wahrscheinlichkeit sei. Wir halten an der Voraussage fest. Wie ein Arzt aus Reizungen und Störungen des Leibes eine Krankheit vorhersieht, noch ehe sie ausbrach, — läßt sich umgekehrt aus den Zeichen der Zeit für unsern Volkskörper die Wendung zur Genesung herauslesen. Und warum sollen denn nicht einmal die irdischen Dinge einen Ruck nach Rechts nehmen, und die Menschen aus den großen Städten, die nach der Bibel der Brudermörder Kain gegründet hat, wieder aufs Land ziehen? Die Welt ist nicht des Teufels wegen da, selbst wenn er auf ihr sein Wesen so wild getrieben hätte, daß man schließlich an nichts anderes mehr glaubte als an ihn. Auch die anderen Völker schreien aus ihrer tiefen Not nach Wahrheit; und bei der sinkenden Herrschaft der Schlechten und der steigenden der Guten werden sich uns Deutschen, deren Freundschaft lange verpönt war, auch aus den Reihen der Feinde allmählich Bundes- und Wandergenossen zugesellen.

Das wäre der Anfang jener weißen Internationale, einer Genossenschaft, die einst die dunkle, rote und goldne ablösen wird. Das Wunder wird sich gerade, trotz des Hungers und trotz der Not vollziehen, die jahrelang unsere Gesellen sind und auch bleiben werden. Der Geist der deutschen Jugend, die da fiel und jede Schwierigkeit mit dem höchsten Einsatz löste, wird über alle kommen und mit am Werke beteiligt sein. Und die Erneuerung wird die Welt ergreifen, auch unsere Feinde; sie werden, wenn erst die Zeitungslügen sich lahm gelaufen haben, Deutschlands ordnende Kraft erkennen und sich von selber zu uns begeben, wie einst die Russen zu den Nordlandsleuten, den Warägern sagten: „Kommt und herrscht über uns, denn wir selber können es nicht."

Dieses zweite Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts ist die Wehestunde des neuen Zeitalters, das in Deutschland geboren werden soll. Nur windet sich dabei die Gegenwart, das lebende Geschlecht, in Schmerzen und droht, wie Siglind am Sigfrid, an der Geburt zu sterben. Denn entsetzliche Jahre liegen hinter uns. Drei Frühlinge haben unser Land mit Blatt und Blumen und drei Winter es mit Schnee geschmückt, aber unsere Augen merkten nichts davon, weil unser Gedenken in der Ferne bei all denen weilte, die in Gluten kämpften oder in Frost und Dunkel auf der Wacht standen. Kein Sommer kann in Deutschland wieder kommen, wie dieser ernste von 1917, wo über unsere Zukunft entschieden wird. Wird nicht der nächste Lenz Blüten tragen, die wir auch wieder sehen? —

Dieser Krieg ist der erste Teil allergrößter Begebenheiten; die Gesamtreinigung der Welt wird sich noch lange nicht mit Friedensschluß vollzogen haben. Es kommt vieles, auch in andern Ländern, das vielen nicht gefällt, denn das 19. Jahrhundert, in dem man um des lieben Geldes wegen alles hatte gehen und schleifen lassen, hält jetzt seine Abrechnung. Und das dauert seine Zeit. Der Mist im Stall der Welt lag zu hoch, und an dem Brodem der aufgewühlten Massen können noch viele sterben, bis der Unrat hinausgeschafft und alles beglichen und gesühnt ist, was von 1812 oder vom Wiener Kongreß an aufgehäuft und bis zur Kriegserklärung Englands 1914 verwesend dagelegen hat. Es haftet auch kein Segen am Golde, in das Amerika und andere Plätze mit ihrem Wucher oder Rüstungshandel unser Blut verwandelt haben. Die bösen Geister werden sich schließlich gegen ihre Herren selber wenden, und man braucht kein Wahrsager zu sein, um für Amerika Dinge vorauszusehen, die an Schrecken weit hinter sich lassen, was wir erlitten haben. In keinem Land hat so wie dort das Geld alle Beziehungen der Menschen zueinander unterhöhlt. Es wird zu einem Zusammenbruch von unbegrenzten Möglichkeiten, einem Ausweichen ins Bodenlose kommen. —

Es hat unter den Menschen und Völkern immer zwei entgegengesetzte Arten des Weltführens und Weltbeherrschens gegeben; die eine galt fast unumschränkt in der Vergangenheit, die unter dem Zeichen des blutsaugen-

den Vampyrs stand, jenes Geschöpfes der Sage, das mit leichenhaftem Mund nachts die Schlafenden überfällt, um mit ihrem Blut dem eigenen toten Körper zu einem Schein- und Trugdasein zu verhelfen. So wurden Menschen, Sippen und Völker von vampyrhaften Großschmarotzern und internationalen Überkapitalisten bis zum Weißbluten ausgepreßt. Die mächtigsten Reiche der Welt, vom alten Rom an bis zu Paris unter Ludwig XIV. und den Napoleonen, bis zu London, dieser Kaiserin von Indien, und zu den Hauptstädten Washington—New-York, die das Zentrum Amerikas, ja, der ganzen Erde werden möchten, — sie haben alle nur die Umgebungen geplündert, haben von und auf den andern gelebt und ihnen die Kosten ihres Daseins aufgeladen; sie sind immer wie der Wolf über Herden hergefallen. Dabei war die Überlegenheit dieser Raubtiere nicht etwa in einer größeren Kraft, sondern nur in der größten Gaunerei und Gewissenlosigkeit begründet; während die Opfer gerade wegen ihrer besseren Eigenschaften, wegen Treu und Glauben, die man trog, unterlagen. So sah im großen und ganzen der Betrieb in der Vergangenheit aus, der viel Elend in die Welt brachte, aber einmal doch ausgerast haben muß. Denn an der Übersättigung gingen die Weltreiche schließlich selbst eins nach dem andern, zugrunde: das alte Rom zerfiel, Paris sank zusammen, die englische Insel wankt, und für die Verbrechen Amerikas wird das herausgeforderte Schicksal sicher noch mehr als einen Schlag bereit halten.

Und einer neuen Weltführung und Weltherrschaft, die sich jetzt durchsetzen will, gehört die Zukunft, — einer menschlicheren, die seit je gerade in dem Lande gelegentlich schon verwirklicht worden ist, gegen das heute die kapitalverrückte, goldberauschte Meute der Internationaille tobt, oft unter der Maske der „Demokratie", — in Deutschland. Dort hatte sich bereits in alten Tagen ein Sinn für Ordnung und gemeinsames Gedeihen, einer mit und für den andern, keiner auf und von dem andern, entwickelt. Herzöge wußten sich auf Tod und Leben für ihre Mannen verantwortlich, und umgekehrt; und Friedrich der Große, wie jüngst auch unser Kaiser, haben sich in königlicher Demut für die ersten Diener des Staates, und Bismarck hat sich für den treuesten deutschen Vasallen seines edlen Herrn erklärt. Und in Deutschland sorgten auch die Regierungen, die das Volk aus seinen Abgaben unterhielt, für das Volk, ohne sich wie in Frankreich mit seinen monopolisierten und trotz aller sogenannten „Gleichheit" privilegierten Kriegsgesellschaften auf Kosten der Steuerzahler nebenbei schamlos zu bereichern. Aber rein und sieghaft ist jener Gemeinschaftsgedanke auch bei uns nicht mehr verwirklicht, vielmehr von persönlicher Gier sehr oft beeinträchtigt. Doch war er niemals ganz tot, selbst nicht 1871—1914, während der unumschränkten Herrschaft des goldenen Kalbes. Aber die eigentliche Zeit des Mit- und Für-andere-Lebens wird erst nach diesem Kriege kommen, und der Gedanke einer gesunden, weitblickenden

Selbstlosigkeit sich in schweren Kämpfen zunächst in seiner Heimat, bei uns in Deutschland, und von da aus in der Welt durchsetzen. Und die Menschen werden merken, daß auf die Dauer jeder von ihnen am besten fährt, wenn mit ihm zugleich die Gemeinschaft gedeiht, — daß aber er sowohl wie die Gemeinschaft untergehen müssen, sobald sich Einzelne auf Kosten des Ganzen so grenzenlos bereichern und ausleben dürfen, wie das bisher, selbst in Deutschland, der Fall war. Die alte Wirtschaft ist durch diesen Krieg endgiltig widerlegt. Jetzt muß am andern Ende angefangen, und jeder dahin gebracht werden, daß er sich als Teil mit und für das große Ganze verantwortlich fühlt und dessen Lebenskreise nicht mehr stört, sondern fördert.

Am Himmel sind nach dem Gesetz die kleinen Sterne um die größeren geschart, und ein einziger Wille herrscht, der alles zu seinem Recht kommen läßt. Es hat gewiß lange genug gedauert, bis Vernunft in die Planeten, Monde und die Kometen kam; aber nun klappt auch alles; und in den verschnörkeltsten Bahnen tanzen mehr als ein halb Dutzend kleinerer Begleiter ohne Zwischenfall um den Jupiter herum, und die Sonne, der von allen gehuldigt wird, gibt dafür allen Leben, Wärme und Licht und hält sie zusammen. So wird es auf Erden unter Menschen und Völkern noch einmal in einem, wenn auch noch so fernen Reich der Zukunft, ein Zusammenleben geben, wo alle und jeder zugleich zu ihrem Rechte kommen. Wir Deutschen aber sind das Sonnenvolk, um das dereinst die andern kreisen müssen, — nec soli cedit „erweicht nicht einmal der Sonne", dieser Wahlspruch des preußischen Aars bedeutet nichts anderes, als den Befehl, der Sonne entgegenzuziehen, d. h. ihr ähnlich zu werden und hier unten alle Völker zu ordnen, zu befruchten und mit wahrem Leben zu erfüllen, so daß aus ihrem Chaos unser Kosmos wird, und wir hier unten die Harmonie verwirklichen, die am Himmel über uns zwischen der Sonne und den Sternen herrscht. So wird Deutschland einst in der Mitte aller Völker stehen, weil Deutschlands Fürsten, Denker und Mannen die Möglichkeit einer solchen organischen Gemeinschaft zuerst erfaßt und verkündet haben, — ein an Waffen und Willen starkes Deutschland, um das sich die andern behütet und gefördert scharen! Dann wird es mit den Mißgeburten der Nacht, sie mögen so toll, geschwollen und übergroß sein wie sie wollen, zu Ende gehen: die Vampyr-Rassen müssen sterben, wenn sie andern nicht mehr das Blut und die Seele aussaugen können. Und niemand wird sich dann mehr an den Börsen bereichern, sondern sich nur noch durch schöpferische Arbeit zu eigenem Nutzen und zu dem der Gesamtheit am Leben halten; kein Volk mehr unter den Völkern wird weiter auf Kosten der andern faulenzen können, sondern jedes wird in dem nur von deutschen Augen überseh- und erkennbaren großen Menschheitsgebilde, aus deutscher Hand, zum Heil und Dienst des Ganzen im Schweiße seines Angesichts die Aufgaben entgegennehmen, zu denen es befähigt ist.

Daß die Welt einst am deutschen Wesen genesen soll, heißt also nicht, daß wir nach alter Räuberart wie Cäsar, Napoleon, oder neuerdings die New-York—Petersburger internationale „demokratische" Hochfinanz, die Völker erobern und unterdrücken, es heißt vielmehr, daß wir zunächst ein wahrhaft deutsches Wesen in uns selber erwecken, und von unserm guten Platz an der Sonne aus die Erde in Gerechtigkeit leiten, auf der andere keine Ordnung zu schaffen vermochten. Etwas Derartiges, Überlegenes, dem Geist der Menschheit letzthin Verantwortliches, spricht schon heute aus den Entschlüssen unserer Heeresverwaltung, wenn sie zu den furchtbarsten Waffen, die wir haben, greift, eben weil sie nicht bloß um unseret-, sondern auch um der Menschheit willen diesem entsetzlichen Kriege um jeden Preis ein Ende bereiten will, nachdem alles gütliche Zureden versagt hatte. Das oft als schwächlich mißverstandene Gebot Christi: „Liebet Eure Feinde" wird uns zum Hinweis auf die Zukunft, wo wir mit allen zu Gebote stehenden Mitteln der Kraft und Gewalt Ordnung und Recht auch bei denen zu schaffen haben, die das nicht einsehen wollen oder können, bei Feinden, die wir um Gottes willen „lieben", indem wir sie züchtigen. Deutschland als Erzieher der Völker dieser Erde, darauf wird alles hinauslaufen! Und ob auch die Aussicht auf die völlige Verwirklichung des deutschen, menschenfreundlichen Weltplans heute noch so schwach erscheint, — nun gut, wir müssen Unmögliches verlangen, um Mögliches zu erreichen. Wenn aber bisher das schwarze Magiertum eine Weltherrschaft, an der kaum ein Titelchen mehr fehlte, begründen wollte, — warum sollen sich die weißen Kräfte nicht einmal in lichter Klarheit und auf allen Fronten zu denselben Erfolgen durcharbeiten, den drüben seit Jahrhunderten in Logen und Bünden usw. die Vampyre erzielt haben. Nicht Gelder, Zahlen und Massen, nicht die Materie entscheidet die Zukunft, sondern der Geist, das Unwäg- und Unmeßbare, deutscher Geist, der jetzt schon Herr der Elemente in Wasser, Luft und Feuer, einst auch Herr der Völker werden wird, die ihn heute mißverstehen und bekämpfen. Je besser er aber sich selber erkennt und je strenger er an sich arbeitet, um so eher wird er allein auch die ganze Menschheit ihrer Zukunft entgegenführen und einmal an seiner gesunden Art gesunden lassen können. In diesem hohen Sinne hat Deutschland die Millionen-Opfer dieses Krieges der Deutschen gebracht.

Es handelt sich also auf dieser Erde unter den Menschen letzten Grundes um einen Kampf zweier Gewalten, des Schöpferischen, das jeden Einzelnen als Glied des Ganzen fördert, mit dem Verbrauchend-Zerstörenden, wo sich jeder Einzelne auf Kosten der andern selber übermäßig fördert, um dadurch schließlich alles, das Ganze und sich, zu vernichten, — um einen Kampf der Vernunft und des Lichts gegen Unvernunft, Unnatur und Vampyrismus, um einen Kampf Gottes und seiner Engel gegen den Götzen, Teufel oder gegen Mammon, mit dem dann auch das wilde

Zinseszinssystem fallen muß, unter dem die Menschen seufzen. Noch ist es auf dem Höhepunkt, und die Völker sind dabei wie seine Spielfiguren; so etwas stirbt nicht in ein paar Kriegsjahren ab. Berauscht von Blut bläht sich der Dämon gerade jetzt noch einmal auf — als ob nicht auch für ihn hinter dem Zwist der Völker, den er erregt hat, ein Ende mit Schrecken lauerte. Im Frieden war das Trugbild mit keinem Mittel klein zu kriegen: so hat man fast auf das Erdbeben dieses Krieges gewartet, das den Turm von Babel bräche und verschlänge, darauf oben in Wolkenhöhen Satan ruht, um mit seinen Fangarmen Länder und Meere zu umspannen und abzuweiden. Mit dem Sturz seines Sockels wird sich das Gespenst und Gespinst oben von selber auflösen. — Und den Gefallen eines so hilfreichen Bebens tun uns jetzt die Ereignisse, dies Erzittern aller Welten; und der tiefere Sinn dieser Zeit bleibt der, daß Gott im Himmel jenen Spuk auf Erden nicht länger mehr zu dulden dachte. —

Einmal muß Babylon fallen, die Große, wie es in der Offenbarung Johannis c. 18 heißt, „eine Behausung der Teufel, in welcher reich geworden sind alle, die da Schiffe im Meere hatten, von ihrer Ware. Dann hebt an das Geschrei all der Könige, die mit ihr Mutwillen getrieben haben, v. 15. Die Händler solcher Ware, die von ihr sind reich geworden, werden von ferne stehen vor Furcht ihrer Qual, weinen und klagen. 16. Und sagen: Weh, weh, die große Stadt, die bekleidet war mit köstlicher Leinwand und Purpur und Scharlach, und übergüldet war mit Gold und Edelgestein und Perlen! 17. Denn in Einer Stunde ist verwüstet solcher Reichtum. Und alle Schiffherrn und der Haufe, die auf den Schiffen hantieren, und Schiffleute, die auf dem Meer hantieren, stunden von ferne. 18. Und schrien, da sie den Rauch von ihrem Brande sahen, und sprachen: Wer ist gleich der großen Stadt? 19. Und sie warfen Staub auf ihre Häupter, und schrien, weineten und klagten und sprachen: Weh, weh, die große Stadt." — — —

Wenn wir uns hoch genug über die Erde erheben könnten, um von dort aus alles zu überblicken, würden wir es rings um die deutschen Länder und Meere wie Hecken von Feuer lodern sehen. So schlief Brünhild unter Flammen dem neuen Leben und ihrem Retter Sigfrid entgegen; und so werden auch die Gluten um Deutschland, dessen Leib und Seele man gewaltsam in Schlaf und Tod versenken wollte, erst verglimmen, wenn nach aller heiligen Not der Siegfrieden kommt, — der Frieden nach dem Siege, der aus der Ferne von den U-Booten geholt über die kampfumlohten Zinnen der flandrischen Siegfriedsstellung hell und göttlich zu uns herniedersteigen wird.

Geburtenrückgang.

Kathinka von Rosen.

Männer der Wissenschaft, Ärzte, Landwirte und Beamte beschäftigen sich seit Jahren mit dem Geburtenrückgang. Untersuchungen wurden angestellt, um die Ursachen zu erforschen. Geschrieben wurde viel. Ich las mit großer Aufmerksamkeit die Aufsätze, die in der deutschen Presse und in den Zeitschriften erschienen, ich hatte aber immer die Empfindung, als ob die gelehrten Herren an der Oberfläche haften blieben und als ob sie die Quelle nicht erforscht hätten, vielleicht auch nicht erforschen wollten. Die Ursachen des Geburtenrückgangs sollten Geschlechtskrankheiten und die Not sein. Jetzt wird wiederum mit Eifer die Frage erörtert, wie dem Geburtenrückgang abzuhelfen sei, da während des Krieges so viele kräftige, gesunde Männer ihr Leben lassen müssen, so liegt dem Staat die Pflicht ob, für einen zahlreichen Nachwuchs zu sorgen. Es werden eifrige Beratungen gepflogen. Man ist zu der Ansicht gelangt, daß nur die Not die Ursache des Geburtenrückganges ist. Es wurde beschlossen, an den Reichstag ein Gesuch einzureichen mit der Bitte, der Regierung ein Gesetz vorzulegen über Gehaltserhöhung der unteren Beamten. Vom dritten Kind an angefangen, soll den Eltern das Schulgeld auch für die höheren Klassen erlassen werden. Dem Arbeitgeber wird die Verpflichtung auferlegt, seinen Arbeitern, die eine große Familie haben, einen höheren Lohn zu geben.

Mit diesen Beschlüssen wird man sich einverstanden erklären und manche Familie wird dadurch vor Not geschützt sein; doch der Geburtenrückgang wird weiter bestehen. Die Not hat nichts damit zu schaffen. Bis man nicht den Mut hat, die Quelle des Übels aufzudecken, wird man keine Abhülfe schaffen können. Schuld an dem Geburtenrückgang tragen nur die Frauen! Weshalb bei dieser Frage niemals der Frauen erwähnt wurde, ist mir unverständlich. Unsere Ärzte hätten doch schon längst die Frau als die Schuldige erkennen müssen.

Vor Jahren ließen sich die Frauen der gebildeten Stände das Zweikindersystem suggerieren. Mit zwei Kindern hatten sie nach ihrer Ansicht ihren ehelichen Pflichten genügt, daß sie auch Pflichten gegen den Staat hatten, war ihnen ein Gedanke, der ihnen nie kam. Das Zweikindersystem wurde ihnen von einem Mann fremder Rasse gebracht. Da sich nun aber der Mann auf das Zweikindersystem nicht einlassen wollte, so verschafften Händler und Hebammen Mittel, der Empfängnis vorzubeugen. Schlugen die fehl, so wurde das keimende Leben vernichtet.

Schriften aller Art, die gute Ratschläge erteilten, wurden verteilt. Nach einiger Zeit zogen Hausierer in kleinen Städten und auf dem Lande herum, um gleichfalls für das Zweikindersystem Propaganda zu machen.

Welcher Rasse diese Menschen angehören, brauche ich wohl nicht näher zu bezeichnen, nennen wir sie unsere inneren Feinde. Die Männer haben an dem Geburtenrückgang keine Schuld. Der reinrassige Deutsche will Kinder, viele heiraten überhaupt nur der Kinder wegen, in denen sie fortleben und denen sie die Früchte ihrer Arbeit hinterlassen wollen.

Ich hatte als Pflegerin vielfach Gelegenheit gehabt, in das moderne eheliche Leben hineinzublicken. Der Gatte war mit den zwei Kindern nicht zufrieden. Er fürchtete, für belastet, krank gehalten zu werden und war tief besorgt um die Gesundheit seiner Frau!

Er schickte sie auf Anraten der Ärzte in alle möglichen Bäder. Auch ich war unaufgeklärt und erst als ich in Syrien von einer jungen Engländerin gebeten wurde, ihr die Mittel, kinderlos zu bleiben, zu verschaffen, bat ich unsern deutschen Arzt um Aufklärung.

Mit Gehaltserhöhung ist die Sache nicht abgetan. Apotheker und sonstige Geschäfte, die solche Mittel verkaufen, müssen hart bestraft werden. Die Hausierer werfe man zum Lande hinaus.

Die Geburtshülfe ist ein Beruf für gebildete Frauen. Man gebe daher den Hebammen irgendeinen Titel, meinetwegen ein „Doktordiplom", um den Beruf „salonfähig" zu machen; dann werden Frauen, die sich jetzt in alle Männerberufe drängen, den sehr einträchtigen Beruf einer Hebamme wählen.

Wie kommt es aber, daß die moderne Frau lieber zu einem Verbrechen greift, als den ihr von jeher bestimmten Beruf zu erfüllen? Der Beruf des Weibes ist, Kinder zu gebären, was sie sonst noch leistet, hat für das Volk keinen Wert.

Die Ursachen sind verschieden; viele Frauen wollen die kleinen Unbequemlichkeiten während der Schwangerschaft nicht ertragen, weil sie dadurch an ihren Vergnügungen gehindert werden. Andere ziehen es vor, durch einen Beruf außer Haus sich vom Gatten unabhängig zu machen, oder sie fürchten, durch zahlreiche Geburten ihre Jugend und Schönheit zu verlieren. Diesen Frauen erteilte ich stets den Rat, eine vierzigjährige Mutter im Kreise ihrer Kinder mit einem gleichalterigen „Fräulein Doktor" zu vergleichen. Die Mutter sieht frisch und gesund aus, der Ausdruck mütterlichen Glücks verschönt sogar manche häßliche Frau. Das „Fräulein" macht den Eindruck einer alten, vergrämten Jungfer. Nein, das Doktordiplom mag für kurze Zeit den Ehrgeiz befriedigen, aber Gattenliebe und Mutterglück ersetzt es nicht.

Am zahlreichsten sind jedoch jene modernen Frauen, deren Gesundheit, einen kräftigen Nachwuchs zu schaffen, nicht gestattet. Schwache Nerven, Mangel an Pflichtgefühl sind Folgen der schlechten Erziehung unserer weiblichen Jugend, bei der wir auch die „inneren Feinde" an der Arbeit finden. Hierüber werde ich mich ein anderes Mal aussprechen.

Der Franzose sagt bei allem: „Suchet die Frau." Und wenn wir beim Geburtenrückgang nicht die Schuld der Frau suchen, so werden wir nie zum Ziel gelangen.

Englands Sieg in Deutschland.

Otto von Pfister.

Vorbemerkung der Schriftleitung: Nachstehendes ist ein Stück aus der außerordentlich bemerkenswerten Broschüre: „Ziel und Sieg" von Otto von Pfister (Zeitgemäße Broschüren. Herausgegeben von Curt Trützschler von Falkenstein. Falkenverlag zu Darmstadt). Die Überschriften der einzelnen Stücke sind: „Der Kampf um das Deutschtum. — Internationaler Schiedsgerichtshof und Weltfriede. — Das Ziel. — Das Verhältnis von Ziel und Sieg im Kriege. — Friedenssicherheiten. — Bestimmtheit in Wort und Willen. — ‚Annexionen'. — Englands Sieg in Deutschland. — Bismarcks Geist und Gedächtnis. — Schicksalsmahnen." — Wir empfehlen diese vorzügliche Schrift von 36 Seiten unsern Lesern auf das wärmste. Der Abdruck des Nachstehenden wird diese Empfehlung am besten rechtfertigen. Vergl. die Notiz S. 464.

Es war das offensichtliche Bestreben Englands gewesen, das immer von neuem wieder, amtlich und nichtamtlich, erkennbar wurde, zunächst alsbald während des Krieges eine Bresche in unsere innere Front zu schlagen und ferner, uns dauernd für die Zukunft im Innern zu schwächen und zu lähmen.

Mit der England eigenen unerbittlichen Entschiedenheit und nervenstarken Tatkraft und Rücksichtslosigkeit hat es bis zur Stunde von diesem Ziele nicht abgelassen, unterstützt hierbei von seinen Verbündeten, insbesondere von Nordamerika, das ihm von Kriegsbeginn an unbedingter Freund und Helfershelfer gewesen war und ist.

Sein erstes dieser Ziele, die Durchbrechung unserer geschlossenen inneren Front, hat England, Gott sei es geklagt, bereits in vollem Umfange erreicht. Eine Verhehlung dieser Tatsache wäre eitles Blendwerk und würde die etwa noch mögliche Besserung nur hemmen. Hier kann nur, um eine gewisse Heilung noch zu erreichen, der Finger in die offen vor aller Welt vorhandene Wunde gelegt werden.

Das zweite Ziel, unsere seitherigen festen, so glänzend bewährten Grundlagen, die sich vor allem in einer lebenswahren und wesensstarken Monarchie, sowie in dem so viel geschmähten und angefeindeten Militarismus verkörpern, dauernd für unsere Zukunft zu unterwühlen und zu beseitigen, hat England auch wohl schon teilweise erreicht.

Möglich waren diese englischen Erfolge auf Deutschlands Boden allein nur durch eine Unterstützung und Förderung, die jene fein und boshaft ausgedachte englische Maulwurfsarbeit aus dem deutschen Volke selbst heraus gefunden hat.

Wir haben Leute, die bewußt das eigene Volk und Land schädigen, denen deutsches Volk und Reich überhaupt keine hehren, heiligen Begriffe sind. Aber die Mehrzahl derjenigen, die eine beklagenswerte, tieftraurige Arbeit im tatsächlichen Dienste Englands und seiner Genossen bei uns verrichten und verrichtet haben, tun dies an sich ohne vaterländischen Gesinnungsmakel. Sie wollen ihr Vaterland nicht bewußt schädigen, sie sind nur Opfer ihrer eigenen Verblendung und ihrer Verkennung der wahren Sachlage und der Folgewirkung für Gegenwart und Zukunft. Sie sind vom Schicksale uns beschiedene Träger jener deutschen politischen Fehlsicht, jener deutschen Kleinmütigkeit und Uneinigkeit, die durch alle Zeiten unserer Geschichte wahrzunehmen sind, die uns als stetes Hemmnis zu dauernder Größe und gesicherter Wohlfahrt beigegeben sind. Ohne diesen deutschen Rassenfehler möchten wir wohl, dank unserer sonstigen hervorragenden Eigenschaften, zu überragend in der Welt dastehen. So haben wir auch jetzt wieder in politischer Verschwommenheit und Zerfahrenheit auf den Köder fest angebissen, den uns England mit teuflischer List hingeworfen hat, auf den Zankapfel der Demokratisierung und Parlamentarisierung, auf die Verquickung innerpolitischer Angelegenheiten mit den Kriegs- und Friedensfragen unseres furchtbar ernsten Daseinskampfes. Wir haben zunächst das englische Machwerk des Lugs und Trugs durchschaut gehabt, das darin gipfelte, daß England nicht gegen das deutsche Volk kämpfe, daß es vielmehr nur gegen die angebliche deutsche Autokratie, gegen die Tyrannenherrschaft der Hohenzollern, gegen die Raubgier des preußischen Militarismus streite, während ihm ein freiheitlich regiertes und demokratisiertes deutsches Volk lieb und wert sein würde. Das war die Aufforderung zur Beseitigung der kriegs- und friedensstarken ruhmvollen Monarchie und zur Einführung westeuropäischer demokratischer Einrichtungen. Wir haben zunächst hierüber gelächelt und gespöttelt; der englische Plan und Wunsch erschien uns doch zu plump und offensichtlich. Wir haben uns gesagt gehabt, daß ein neidischer, habgieriger Todfeind uns nichts Gutes raten würde, daß er vielmehr nach seiner eigenen Auffassung uns nur den Weg des Verderbens zu führen bemüht sein könne. Aber unser Rassenfehler liegt uns doch zu tief im Blute, und so haben wir schließlich die gesunden, warnenden Gedanken doch wieder vergessen und sind in die Bahnen eingebogen, in welche England uns haben wollte, weil es anderweit der zu Lande, zu Wasser und in der Luft mannhaft und heldenmütig streitenden deutschen Söhne nicht Herr werden kann, mögen ihm auch noch so viele Bundesgenossen aus allen Erdteilen zur Seite stehen. So ist ihm denn der deutsche Volksfehler innerer geistiger und politischer Schwäche und Uneinigkeit der listig begehrte Bundesgenosse geworden, der uns selbst gefährlicher ist, als der Feind da draußen auf der blutigen Walstatt.

Was im furchtbarsten äußeren Kampfe um Volk und Reich, Deutschtum und Vaterland unmöglich und unfaßlich sein sollte, es ist doch ge-

kommen: Wir stehen mitten im inneren politischen Kampfe, wir machen Fragen der Kriegsführung und des gesicherten Friedensschlusses von innerpolitischen Erwägungen und Richtungen abhängig, wir führen den Kampf von Deutschen gegen Deutsche.

Das ist seither Englands einziger, aber glänzender Sieg gegen uns! Wir bedürfen der ganzen Selbstbesinnung und aller Tatkraft, um uns diesem englischen Erfolge entgegenzustemmen, um die innere Geschlossenheit so rasch wie nur irgend möglich wiederherzustellen, um die seitherige geltende Verfassung jetzt während des Weltkrieges förmlich und tatsächlich unangetastet zu lassen. Wenn die Sturmflut die Deiche zu unterwaschen und zu überfluten droht, da streitet man nicht über die Deichsatzung, sondern streitet und ringt Mann für Mann gegen die äußere Gefahr. Das sollen wir nie vergessen. Diese Mahnung sei uns nicht umsonst jetzt gesagt!

Das russische Volk, das wahrhaftig unter einer selbstherrlichen und moralisch faulen und verderbten Willkürherrschaft, namentlich infolge eines verkommenen und bestechlichen Beamtentums zu leiden hatte, und das an Bildung und sozialer Schichtung weit unter uns steht, hätte dennoch während des Krieges sich nicht zur politischen Umwälzung hinreißen lassen, wenn auch hier nicht Englands Agenten dieses Ziel vorbereitet und erreicht hätten, weil ihm das Zarentum nicht gefügig genug und friedensverdächtig erschien.

Diese englische Mache hat dann ebenfalls aus Rußland heraus zu uns nach Deutschland hineingewirkt und die demokratische Welle und die parlamentarische Phrase zu uns verstärkt hineinströmen lassen. So war England unmittelbar und mittelbar gegen uns erfolgreich am Werke und hat uns planmäßig in den demokratischen Wirbel und Streit gestürzt und unseren inneren machtvollen Halt gelockert.

So steht England als auflösende Kraft mitten unter uns und schickt seine deutschen Hilfstruppen, die sich ihrer Rolle in Verblendung leider meist nicht bewußt werden, gegen die ehrenreiche, segensvolle deutsche Monarchie, die an der Spitze aller Staaten und Völker uns die soziale Fürsorge gebracht hat, von der die Menschheit unendlich viel mehr hat, als wie von allen Wahlrechtsordnungen und sonstigen politischen Gebilden. Wir lassen uns auch den Glauben nicht rauben, daß unsere Freiheit und Gerechtigkeit wahrer und echter ist, als wie wir sie in allen sog. Demokratien finden.

Aber wie auch unsere Stellung und Ansicht im Innern sein möge, ob wir einen Verzichtfrieden oder einen deutschen Siegesfrieden verkünden und erstreben, es kann jetzt für alle nur eine Losung geben, wenn wir nicht in das Verhängnis hineintreiben wollen: Wiederherstellung der inneren Geschlossenheit, unbedingte Zurückstellung aller innerpolitischen Streitfragen bis nach beendetem Krieg, keine parteiselbstsüchtige und erpresserische Politik,

sondern das Vaterland über alles! Geschieht dies nicht, dann werden wir noch nicht einmal den Verzichtfrieden erreichen, sondern wohl schließlich den Zusammenbruch als ein Stück eigener deutscher Totengräberei. Noch ist es Zeit. Vieles ist zwar endgültig verdorben, aber immer noch können uns starke, gute deutsche Geister mit eherner, unbeugsamer Kraft, nicht durch verfehlte Mehrheitsbeschlüsse beirrt und gehemmt, dem deutschen Siege und Glücke entgegenführen. Das walte Gott!

Berichte und Notizen.

Offener Brief an die Herren Naumann, Haußmann, Erzberger, Scheidemann und Genossen. Da Sie, meine Herren, seit der russischen Revolution und seit der Aufstellung der englisch-nordamerikanisch-französischen Forderung nach Demokratisierung des Deutschen Reiches so warm und unermüdlich für die restlose Parlamentarisierung unseres Vaterlandes eintreten, gestatten Sie einem Reichsdeutschen, der nicht wie Sie pro domo spricht — der weder Abgeordneter ist, noch je ein solcher werden will — einige Bemerkungen. Ich möchte, um unnötige Bemühungen Ihrerseits zu vermeiden, zuerst feststellen, daß ich die ganze unleidliche und gefährliche Angelegenheit ausschließlich als guter Deutscher betrachte, der weder dem Alldeutschen Verband, noch der Deutschen Vaterlandspartei, noch der konservativen Fraktion, noch überhaupt einer politischen Gruppe angehört. Keine Parteibildung entspricht voll und ganz meinen Anforderungen, geschweige denn meinen Idealen — ein Umstand, der vielleicht gerade die Besten bisher abgehalten hat, ihre Anschauungen der Doktrin eines parlamentarischen Klüngels unterzuordnen.

Warum ich zu keiner Partei mich bekenne? — möchte ich frei nach Schiller ausrufen — Aus Liebe zum Deutschtum! Ihnen ist natürlich pars pro toto die Hauptsache!

Mehr als zwölf Jahre habe ich im Ausland, besonders in Rußland und Österreich-Ungarn zugebracht, und mir einen Blick erworben für die Nöte und Notwendigkeiten des deutschen Volkes in und außerhalb des Bismarck-Reiches. Ich betrachte die Weltverhältnisse nicht unter dem engen Gesichtswinkel der meisten Neudeutschen, die ausschließlich von Partei-, Standes- und Geldfragen beeinflußt sind. Vor allem ist meine Überzeugung, daß das Deutschtum mit dem Jahre 1871 noch nicht seine endgültige Zusammenfassung gefunden hat; vielen wäre es ja schon recht gewesen, wenn man beim Norddeutschen Bunde stehen geblieben sein würde. Es ist nun bezeichnend, daß unsere politischen Parteien nie für die bedrängten Volksgenossen in Österreich-Ungarn, Rußland und anderswo eingetreten sind, daß sie nie erkennen wollten, wie verhängnisvoll die Einführung des parlamentarischen Systems dem deutschen Element in den benachbarten Ostreichen geworden ist. Gewisse Kreise sind ja imstande, ihrem Doktrinarismus die zwölf Millionen Deutsche im Donaustaate und die drei Millionen im ehemaligen Zartum ruhig zu opfern; würde aber das deutsche Volk solch einen Aderlaß ertragen können?

Leider hat dieses mehr als passive Verhalten auch die Billigung der jeweiligen Reichsregierung gefunden; die Früchte dieser Vogel-Strauß-Politik haben wir in diesem Kriege geerntet: Die Zerstückelung des deutschen Bestandteiles in Osteuropa und die Unzuverlässigkeit slawischer und romanischer Truppenkörper der Habsburger Monarchie haben uns schwere Sorgen bereitet, die Politik der österreichischen Slawen wird es noch weiterhin tun.

Nach außen versagten die verschiedenen deutschen Volksvertretungen völlig, im Innern wollten und wollen die Parteien nur ihr Parteisüpplein kochen. Kann man denn die Versuche, uns in das Fahrwasser englisch-nordamerikanisch-französischer Zustände hinein-

zubringlieren, anders verstehen? Die Sozialdemokraten haben begonnen, die Liberalen und Zentrumsleute sind gefolgt, um nur nicht zu viel Wind aus ihren Segeln zu verlieren. Die Demokratie sei der Weltfrieden, flunkert man. Ja, sind denn Grey, Poincaré, Wilson, Sonnino und Kerenski keine „Demokraten"? Es hieße Eulen nach Athen tragen, wollte ich Persönlichkeiten, Tatsachen u. a. m. hier anführen, die dies Gewäsch tagtäglich widerlegen.

Was uns vor dem Zusammenbruch bewahrt hat, bewahren wird, ist etwas ganz Anderes als die Demokratie.

Daß der Reichstag sich sein Verhalten vom 4. August 1914 und später immer als besonderes Verdienst angerechnet haben will, ist höchst eigenartig; er hat nur seine verdammte Pflicht und Schuldigkeit getan. Das kann man jedoch von seinem sonstigen Verhalten nicht sagen. Seien Sie überzeugt, daß sich das so oft von Ihnen in den Mund genommene Volk den Teufel um parlamentarische Staatssekretäre, Minister, Siebener-Ausschüsse usw. schert, wichtiger wäre ihm z. Z. ein tatkräftiges Eingreifen seiner „Vertrauensmänner" in die kriegswirtschaftlichen Fragen gewesen. Sie, meine Herren, haben aber weder den Kriegswucher, noch das Schieberwesen, weder das die Reichseinheit gefährdende Absperrungssystem einzelner Kreise und Länder, noch das Verderben von Nahrungsmitteln infolge restloser Beschlagnahme, weder die Einschränkung und Verteuerung des Verkehres, noch die Kohlennot — um nur einige Krebsschäden zu nennen — entsprechend bekämpft. Sie schlugen die allermeiste Zeit Ihrer Verhandlungen mit Reden und Entschließungen über Demokratisierung, Parlamentarisierung, Friedensangebote u. ä. tot. Sie gaben dem Volke, das hungerte, obwohl es das bei vernünftiger Kriegswirtschaft nicht gebraucht hätte, Steine — glitzernde falsche Spielsteinchen — anstatt Brot. Ich fuhr kürzlich vierter Klasse — Sie fahren ja nur erster Klasse, dafür aber frei — in Sachsen. Das Gespräch der Reisenden kam auch auf die Herren Abgeordneten. Ein biederer Mann äußerte sich unter allgemeinem Beifall wie folgt: „Gebben (köpfen) müßte man se alle, ooch de Roten." Das war Volksstimme. Ähnliche Äußerungen habe ich anderwärts ebenfalls gehört.

Was soll das Volk dazu sagen, daß der Reichstag am 10. Oktober 1917 die vom Staatsanwalt in Tilsit beantragte Genehmigung zur Strafverfolgung des Abg. Kopp (Freisinnige Volkspartei) wegen Vergehens gegen die Verordnung über Speisefette versagte? Eine Krähe hackt der anderen kein Auge aus.

Noch eins: Wie erklären Sie Ihre unglaubliche Angst vor einer Mitwirkung der im Felde stehenden Wähler an den geplanten Änderungen? Ich kann Sie versichern, daß diese Leute Manns genug sind, sich ihr Vaterhaus nach ihrer Rückkehr selbst zurecht zu zimmern, sie verzichten auf Ihre ungebetenen und aufgedrungenen Dienste. Ich spreche aus Erfahrung, da ich — ungedienter Landsturm — über zwei Jahre Soldat war.

Zum Schluß noch eine höchst beachtenswerte, wahrheitsvolle Stelle aus dem Werke eines Schriftstellers, der als französischer Schweizer — also als Nichtdeutscher und Republikaner — Ihnen gewiß maßgebend erscheinen dürfte. Der berühmte Zeichner und Novellist Rudolf Töpffer aus Genf schreibt in seinen „Reisen im Zickzack"[1]), beim Vergleiche seines mit „freiheitlichen Institutionen gesegneten" Volkes mit den „im Absolutismus schmachtenden" Tirolern:

„Man sieht, wie Völkerschaften, die nicht frei sind, ein glückliches Leben führen; man sieht andere, die frei sind, bei denen Freude, Gemütsruhe und Gefühlssicherheit auf ewig gebannt zu sein scheinen, und da steigt einem, unter dem Eindruck dieser Anschauungen, unwillkürlich Zweifel an der Überlegenheit der Dinge, die man immer in den Himmel gehoben und Zweifel an der Schlechtigkeit derer auf, die man zu verschreien gelernt hat. Ganz von selbst erscheint einem die Politik als ein trauriges Gemisch zweifelhafter, von den Parteien gegen die Regeln des gesunden

[1]) Neu herausgegeben bei Georg Müller, München.

Menschenverstandes unterbrochener Prinzipien, als eine gefahrdrohende Rüstkammer im Dienste gekränkter Eigenliebe, ungerechten Strebertumes, ungeduldiger ehrgeiziger Richtungen und aller losgelassenen Leidenschaften und Eifersüchteleien. Man kommt schließlich zu der Ansicht, daß die Masse der friedlichen, ehrenhaften und arbeitsamen Bürger um so weniger beunruhigt und in ihrem nützlichen und berechtigten Aufschwung behindert wird, je weniger Menschen die Schlüssel zu dieser Rüstkammer besitzen. Sicherlich sind es heutzutage (das war 1842 so wie 1917) weniger die Monarchen als die Demagogen, weniger die Regierungen als die Parteien, weniger die Gesetze als die Entartung der Meinungen und Prinzipien, Politik genannt, die auf das Volk ihren Druck ausüben und mit hartnäckiger Selbstsucht den Herrschaftsantritt des inneren Friedens, der Ordnung und der Beständigkeit hintanhalten."

Diesen innern Frieden, die Ordnung und Beständigkeit haben Sie uns genommen, nur ein starker Wille kann ihn uns wieder geben. Der innere Frieden bringt uns auch den äußeren. — Felix Frank.

Selbstmord. Aus dem Felde wird uns geschrieben: Inmitten fröhlicher Kameraden hat sich ein Fliegeroffizier erschossen. Ich kann das verstehen. Manchmal kann einem das Leben leid werden, und es stößt einem plötzlich auf, den Kontakt mit dem Leben auszuschalten. Man braucht ja nur zu knipsen. Doch in solchen Anwandlungen muß man sich zusammennehmen: Feigheit ist das! Weiterleben ist viel schwerer. Manchmal sind halt die Drähte — die Nerven — nicht mehr in Ordnung. Da genügt ein kleiner Anstoß. Und so wird es auch in diesem Falle gewesen sein. Rücksichtsvoll gegen die Kameraden und Angehörigen ist es gerade nicht, so die Tür hinter sich zuzumachen. Im Kriege besonders gibt es bessere Gelegenheiten. Ganz abgesehen davon, daß das Leben dem Vaterlande gehört. Selbstmord im Kriege ist Fahnenflucht. Geistige Verwirrung. Das ist etwas, was ich mit unserm Gottesglauben nicht vereinbaren kann. Geistig Irre machen auch mich immer irre an unseren Theorien in dieser Beziehung.

Wie ein Soldat auf Posten vor einem Lager soll jeder sich während des Patrouillierens überlegen, was alles vorkommen kann. Dann wird er gewappnet sein und in allen Fällen zu handeln wissen. Selbstzucht! Es bleibt nur das unverständliche geistig Irrewerden. Und mir kommt es manchmal vor, als wenn es auch Epidemien von geistigen Krankheiten gäbe. Zum Beispiel unsere Feinde. Kann es ihnen denn immer noch nicht klar werden, daß sie sich für England aufopfern und verbluten. Wird es ihnen denn niemals bewußt, welche Schmach es für sie bedeutet, sich über eine Minderzahl zu stürzen. Ja, unsere Feinde wollen uns zum Selbstmord zwingen. Sie lassen nicht locker, weil sie erkennen, daß schon eine Reichstagsmehrheit dafür bereit ist. Auch diese Leute in unserem Vaterlande kommen mir geistig erkrankt vor. Sind sie sich denn der Verantwortung bewußt, die sie für die Zukünftigen übernehmen? Schützt sie das Volk mit Leib und Leben, damit sie in Ruhe nachsinnen können, wie sie alle Erfolge zunichte machen können? Wollen sie, daß der tapfere Soldat dann die Waffe gegen sich selbst kehrt zum Selbstmorde; denn dann können die in vielen Schlachten erprobten Nerven reißen.

Schon jetzt faßt man sich manchmal an den Kopf, nicht wegen der nervenpeitschenden Gefahren von Vorne, sondern wegen der Heimtücke im Rücken.

Meines Erachtens sollen wir alle einen christlichen Glauben haben, der nicht in Äußerlichkeiten und Dogmen besteht. Heinrich v. Treitschke sagte das schon 1861, und wir sind heute immer noch nicht so weit. Da es nun aber einmal immer noch Katholiken, Protestanten, Reformierte, Lutheraner, Wiedertäufer usw. gibt, wie konnte es dann ein protestantischer Staat so ohne weiteres hinnehmen, daß im Reformationsjahre das Jesuitengesetz aufgehoben wurde? Das muß doch die Reibungsflächen, die leider noch da sind, verstärken und nicht friedenfördernd, sondern wieder krieggebärend wirken. Die meisten Kriege sind Religionskriege gewesen. Auch dieser Krieg ist im gewissen Sinne ein Religions-

krieg. Man sehe nur das Gebaren des Katholiken Erzberger. Und dann kommt der Papst mit einer Friedensnote!

Ich will gar nicht die gute Absicht verkennen, die in all den Friedensvermittlungen liegt, und ich bitte sehr um Verzeihung, daß ich noch am Leben bin. Nichts könnte dem Feinde lieber sein, als wenn wir alle den Heldentod gestorben wären. Für Beschleunigung schlägt er uns jetzt sogar das „Amerikanische Duell" vor. Schon faul! Und ich bin fest davon überzeugt, daß England uns den Atlas als Grabstein setzen würde und mit weitleuchtenden Lettern in amerikanischem Golde darauf schreiben: „Aus Dankbarkeit!" Das würde es sogar als strenggläubig und orthodox tun, wenn wir Selbstmord begingen.

Doch wir wollen ihm den Gefallen nicht tun!

Da hatte ich neulich in einsamen Stunden wieder mal Zeit, in der Geschichte zu blättern. Als ich das Buch aus der Hand legte, hatte ich eine Vision. Durch die edelmütige Vermittlung des Papstes kam der heißersehnte Friede über die Lande. Deutschland konnte im Schweiße seines Angesichtes und mit Ketten der Sklaverei rasselnd, von seinen Nachbarn als Hungerleider verachtet, sein Brot essen. Deutschland war es zufrieden. Das Morden hatte aufgehört, wenn man auch alle Tage von Selbstmorden ganzer Familien aus Hunger, Einbrüchen und Raubmorden las, so war doch der schreckliche Krieg beendet. Niemand durfte mehr in der Öffentlichkeit Kriegsauszeichnungen für Tapferkeit tragen; denn sie erinnerten ja an jene entsetzliche nutzlose Kriegszeit. Und damit diese Greuel niemals wiederkehren durften, hatte man, ohne Deutschland, das ja an allem schuld gewesen war, zu fragen, für alle politischen Streitfragen ein Schiedsgericht eingesetzt, als obersten Schiedsrichter den heiligen Vater, den Papst. Der Katholik Erzberger war es wohl gerade geworden, weil er am meisten zum Weltfrieden beigetragen hatte, und so am besten zum Friedensfürsten paßte. Und der Papst hatte wieder Gewalt über alle Herrscher und Völker. Sollte in einem Lande ein Mann von Mut und völkischem Sinn zum Präsidenten oder Monarchen gesetzt werden, so gab er nicht seine Einwilligung, um des lieben Friedens willen. Und so war er in Wirklichkeit der einzige wahre Herrscher in allen Kulturvölkern, und er schleuderte den Bann gleich einem Blitze auf ein Haupt, das sich aus der allgemeinen gebückten Welthaltung erheben wollte, ließ das Schwert aufräumen unter den Heiden und Barbaren, zu denen auch die Deutschen gehörten, denn sie hatten ja einmal die gefährliche Religion der Vaterlandsliebe, die mit Stumpf und Stiel als friedensgefährlich ausgerottet werden mußte. Im übrigen las der heilige Vater viel in der Geschichte, in der das alles schon einmal vorgekommen war, und man brauchte ja nur nachzuschlagen, um als ein weiser und milder Mann zu wissen, wie man sich zu verhalten hatte. Gott war wieder ein eifernder und furchtbarer Gott geworden, und so wiederholte sich etwas, was ja auch schon in der Bibel zu lesen ist.

Bei dem Erwachen aus dieser Vision mußte ich meine ganzen Sinne zusammennehmen, um nicht Selbstmord zu üben. Erst der Kanonendonner beruhigte mich. Es war ja noch ehrlicher Krieg und Hoffnung auf ehrlichen, gerechten Frieden, hoffentlich an einem Weihnachten! — Hptm. Corsepius.

Ziel und Sieg. Es regnet politische Broschüren. Der Federkampf ist seit langem im vollsten Gange, die Offensive auf allen Fronten eröffnet. Ein nicht gerade erbauliches Schauspiel. Es wird mit allen Mitteln gefochten; wo die ehrliche Waffe, das starke, mannhafte Wort, versagt, da tritt der Giftpfeil, die Verleumdung und Verdächtigung der Gegner, an seine Stelle. Wie gesagt: der Federkrieg ist eine zuweilen recht trübe Sache, sozusagen das Satirspiel zu dem Kampf der Völker. Mit um so größerer Freude beobachtet man da einen Fechter, der in diesem Kampfe mit Ruhe und Besonnenheit seine Klinge schlägt, der weiß, wo der Feind steht und wie er zu packen ist. Otto von Pfister ist solch ein Kämpfer in seiner Schrift „Ziel und Sieg, Deutsche Tagesfragen", die dieser Tage in der Reihe zeitgemäßer Broschüren (Herausgeber Curt Tützschler von Falkenstein) im Falkenverlag in Darmstadt erschienen ist. Im Einleitungskapitel legt Pfister dar, warum

dieser Krieg, soviel auch dagegen gesagt wird, letzten Endes nichts als ein Kampf ums Deutschtum ist. Es führt nur zur Selbsttäuschung, wollten wir auf wohlgesinnte und gerechte ausländische Stimmungen und Meinungen allzuviel Gewicht legen; für uns kann nur die Meinung von Bedeutung sein, die sich durchzusetzen versteht und verstand: „Das war und ist aber bei den uns gegenüberstehenden Völkern diejenige Auffassung, welche sich nur dann mit unserm Wesen und Dasein abfinden will, wenn wir uns mit der Rolle eines genügsamen Gimpels, eines harmlosen Träumers oder eines schöngeistigen Schwärmers und Dichters begnügen, wenn wir in stiller, scheuer Ehrfurcht nur an den Ufern des Weltmeeres stehen ..." Verblendung und Verhängnis zugleich wäre es, wenn wir uns nur auf Abwehr beschränken und im Falle des Sieges uns mit geldlichen Entschädigungen seitens unserer Gegner begnügen würden. Da die Gegner dabei nicht viel wagen, so wäre für sie geradezu eine Prämie auf die Wiederholung solcher Überfälle ausgesetzt. Das Thema „Internationaler Schiedsgerichtshof und Weltfriede" erörtert Pfister mit der kühlen Sachlichkeit des Juristen und beweist durch sicher geführten Vergleich mit dem bürgerlichen Rechts- und Prozeßwesen die Brüchigkeit der ideologischen und utopistischen Theorien der Schiedsgerichtsfreunde. Scharf, aber treffsicher in seiner Schlagkraft ist das Kapitel „Englands Sieg in Deutschland". Hier legt der Verfasser Englands Absicht, uns dauernd für die Zukunft im Innern zu schwächen und zu lähmen, schonungslos bloß, indem er zeigt, wie weit England schon seinen Plan verwirklicht hat. Die Durchbrechung unserer geschlossenen Front hat England bereits im vollen Umfange erreicht. Eine Verhehlung dieser Tatsache wäre wirklich nur eitel Blendwerk. Auch das zweite Ziel, „unsere seitherigen festen, so glänzend bewährten Grundlagen, die sich vor allem in einer lebenswahren und wesensstarken Monarchie, sowie in dem soviel geschmähten und angefeindeten Militarismus verkörpern, dauernd für unsere Zukunft zu unterwühlen und zu beseitigen", auch dieses Ziel hat England „wohl schon teilweise erreicht". Daß englische Wühlarbeit auf Deutschlands Boden Unterstützung und Förderung fand, daß viele Opfer in ihrer eigenen Verblendung und ihrer Verkennung der wahren Sachlage und der Folgewirkung für Gegenwart und Zukunft ihr Vaterland unbewußt schädigen, dies alles sieht Pfister als deutschen Rassen- und Volksfehler an, der „der listig begehrte Bundesgenosse (Englands) geworden ist der uns selbst gefährlicher ist, als der Feind da draußen auf der blutigen Wahlstatt. Pfister zeigt uns die Folgen, die England als auflösende Kraft mitten unter uns haben kann und wird, wenn wir nicht mit aller Kraft gegen diese Zersetzung arbeiten. In Bismarcks Geist und Gedächtnis ist dieser Kampf zu führen. Bismarcks Geist möge uns leiten, „jener Geist einer klaren, unbeugsamen Entschiedenheit, einer gesunden völkischen Selbstsucht, der für das Wohl des eigenen Volkes allein maßgebende, unverrückbare Richtschnur ist". Otto von Pfisters Schrift, von der hier nur einige wichtige Punkte angedeutet werden konnten, ist gänzlich frei von Phrasenprunk und rhetorischen Finessen; in klarer, ruhiger, überzeugungskräftiger Sprache werden Tatsachen dargelegt, Ereignisse neu beleuchtet, „Stimmungen" gewertet, Ideologien erbarmungslos zerpflückt, wird die politische Lage in so sicheren Strichen gezeichnet, daß der Leser klar sehen und zu eigenem Urteil kommen kann. — g.

Deutsche Schwesternschaft. Im vierten Heft des „Neuen Lebens", herausgegeben von Dr. Ernst Hunkel, Berlin, macht Frau Margart Hunkel Mitteilung von der Gründung einer „Deutschen Schwesternschaft" und wirbt mit tief empfundenen eindringlichen Worten um Förderung und Beitritt. In bezug auf das Wesen der Gründung heißt es: „Warum wir uns Deutsch-Schwestern nennen? Weil wir den innern Ruf, die Kraft des Herzens und der Hände und den strömenden Segen allein vom deutschen Wesen empfangen, von keiner anderen geistigen Macht der Welt. Alle Schwesternvereinigungen, die bisher in Deutschland liebestätig wirken, sind entweder, als Gründungen der beiden Bekenntnisse, Stützen der Kirchen und ihrer Macht und fördern damit zugleich die religiöse Zersplitterung des deutschen Volkes, oder aber sie haben wie die freien (welt-

lichen) Schwesternbünde der allerneuesten Zeit überhaupt keine religiöse Einstellung, sind bloße Standesvereine, die sich mit der Förderung von Berufsaufgaben und der Vertretung der Standesbelänge begnügen. Es fehlt ihnen das Leitbild, dem sie in gemeinsamer Arbeit dienen, das Heilige, das sie verbinden könnte, während die christlichen Schwesterorden von einem inneren Gesetze beherrscht werden, dem Gebote der allgemeinen Menschen- und Nächstenliebe. Der große Gedanke, der die Deutsche Schwesterschaft beseelt und durchglüht, ist der Dienst an deutschem Blut und Wesen. Gesundes, starkes deutsches Leben zu pflanzen, zu pflegen und zur Blüte zu bringen, das soll ihr Gottesdienst sein."

Deutsch-Schwester kann dementsprechend nur die werden, die an Eides Statt bezeugen kann, daß sie deutscher (arischer) Herkunft und von jüdischem und farbigem Bluteinschlag frei sei. Und „nur das mütterliche Weib kann und soll Deutschschwester werden, ob es nun leiblich Mutter sei oder nur seinem Seelenaufbau nach, in seinem Gefühls- und Willensleben. Mutter und mütterliche Frau gehören eng zusammen: sie sollen in der Deutschen Schwesterschaft fest und treu zusammenstehen und Hand in Hand miteinander wirken im Blütengarten deutscher Zukunft. Freundinnen unserer Schwesterschaft können alle Frauen und Mädchen werden, die unseren Bestrebungen nahestehen und sie fördern wollen, Schwestern — nach einer gewissen Prüfungszeit — nur solche, die in einem ausgesprochen weiblichen und mütterlichen Berufe tätig sind oder doch eine abgeschlossene Ausbildung dafür hinter sich haben (wie insbesondere Hebammen, Säuglings- und Krankenpflegerinnen, Erzieherinnen, auch Hausgehilfinnen, Wirtschafterinnen, Gärtnerinnen usw.), oder die Hausfrauen und Mütter sind. Daß wir auch verheiratete Frauen gleichberechtigt in den Ring der Schwestern aufnehmen, unterscheidet uns in einem wesentlichen Punkte von allen bestehenden Schwesternvereinigungen: wir wollen eben nicht nur eine deutschvölkische Berufsvereinigung schaffen, sondern den Grundstein legen zu einer wahrhaft deutschvölkischen Frauenbewegung, die im Gegensatze zu den meist international gerichteten Rechtlerinnen ihre hohe Lebensaufgabe im Dienste an Rasse und Volkstum erblickt, im Dienste am deutschen Kinde. Wer die Kinder hat, hat die Zukunft! Wohlan, meine deutschen Schwestern, hier bei den Kindern ist unser angestammter Platz, von hier aus können wir entscheidend die Volksseele beeinflussen, von der Wahlurne aus niemals!"

Neben den sehr verdienstvollen „Deutschen Bund gegen die Frauenemanzipation", der aber in der nur negativen Richtung seiner Aufgabe eine nicht zu verkennende Schwäche zeigt, tritt hier eine Vereinigung mit positiven Zielen, der wir vom Standpunkte biologischer deutscher Politik unsere freudige Zustimmung geben und tatkräftiger Unterstützung angelegentlichst empfehlen. — H. G. Holle.

Ein ernstes Mahnwort. Seit dem ersten Kriegswinter haben deutsche Männer, klein an Zahl, aber groß an Treue, sich redlich gemüht, die Erkenntnis zu verbreiten, daß wir mit starken, dunkel aber machtvoll waltenden Kräften im Inneren zu rechnen haben, die danach trachten, die sieghafte Durchführung des Krieges zu stören, oder, wenn das nicht gelingt, doch es nicht dazu kommen zu lassen, daß wir die Früchte unserer Siege ernten. Nur allzuwenig ist es bisher gelungen, weitere Kreise für diese Erkenntnis zu gewinnen. Unser Volk vertraut so gern. Möge es diese edle Neigung sich bewahren! Aber höher als sie sollte ihm stehen die heilige Pflicht, die Augen aufzumachen, wo es des Vaterlandes Zukunft gilt. Wer das tut — es gehört auch die Überwindung geistigen Schlendrians dazu — der muß und wird erkennen, daß es Dinge und Menschen auf deutschem Boden gibt, denen gegenüber höchstes Mißtrauen am Platze.

Wo aber diese Erkenntnis durchgedrungen ist, da scheut man sich noch viel zu sehr, sie offen auszusprechen. Taktische Bedenken, die sich bisher schlecht bewährt haben, auch Rücksichten persönlicher Natur, die mit wahrem Patriotismus nicht vereinbar, stehen im Wege.

Nun ist von hoher Stelle ein Wort gesprochen worden; an die Jungmannen der Rheinprovinz war es gerichtet. „Es sind Kräfte am Werke, die das Deutsche Reich und

die Monarchie antasten wollen, die Zwietracht säen wollen zwischen Volk und Fürst, weil sie wissen, daß anders Deutschland unüberwindlich ist."

Dem, der dieses Wort sprach, sei Dank dafür gezollt! Möge es weit hinschallen in die deutschen Lande, die Zweifelnden festigend, die Lauen aufrüttelnd, die Selbstsüchtigen zur Einkehr führend. Und möge dann auch im Inneren jenes andere Wort beherzigt werden: Es gilt nicht nur abwehren, es gilt angreifen. — Franz von Bodelschwingh.

Gefühlspolitik. Über dies Kapitel wäre vieles zu sagen; das ist ein weites Feld, würde Fontane sagen.

Daß unser politisches Denken noch immer schwach entwickelt ist, weit davon entfernt ist, politisches Denken zu sein, hat dieser Krieg wieder geradezu erschreckend gezeigt. Trotz Bismarcks und vieler anderer politischer Erziehungsarbeit ist unser Volk noch immer ein unpolitisches Volk — wie wäre sonst eine solche Führung der Reichsgeschäfte, solch eine Haltung der Volksvertretung, solch eine Stellung in den Kriegszielfragen möglich?

Selbstverständlich gibt es genug Männer in unserem Volk, die politisch denken, d. h. den richtigen Blick für das Wohl des Staates haben und den Willen, dies Wohl des Staates mit allen Mitteln des Möglichen zu erstreben, aber wievielen oben und unten und in der Mitte fehlt dieser Blick und dieser Wille! Mit was für Mitteln sind bei uns politische Zwecke verfolgt worden, werden sie noch verfolgt! Was für politische Harmlosigkeiten laufen uns noch immer unter! Wie verständnislos stehn wir darum auch so vielem gegenüber! Weil unsre Politik überwiegend Gefühlspolitik ist, auch jetzt in diesem harten Krieg noch darum zum großen Teil diese Fehler, Enttäuschungen, Nackenschläge!

Zu dieser Gefühlspolitik gehörte es auch und gehört es leider noch immer und zwar bei Regierenden und Regierten, daß wir die Dankbarkeit, die Dankbarkeit der Völker, in die Rechnung unsrer Politik einstellen und daß wir Dankbarkeit sogar da erwarten, wo von Dankbarkeit gar keine Rede sein kann.

Daß die Engländer uns nicht dankbar waren für all unser Entgegenkommen und Zurückweichen, daß die Franzosen uns nicht dankbar waren für all unser Liebeswerben und all unsre Liebenswürdigkeiten (mußte doch Baron de Schoen immer der erste sein, dem uns so freundlich gesinnten Präsidenten der uns so freundlich gesinnten „großen" Republik das tiefste Beileid auszusprechen, wenn da irgendein Unglück geschehen war); daß die Amerikaner nicht dankbar waren für den Besuch des Prinzen Heinrich, den Bau des Prinzen Heinrich, den Bau der kaiserlichen Jacht auf einer amerikanischen Werft, für die irgendwo in die Ecke gestellte Statue des großen Friedrich, für die würdelose Umschmeichlung ihres großen Theodore (der uns das jetzt so reizend heimzahlt), für die Bevorzugung amerikanischer Multimillionäre, die uns mit ihrem Besuch beehrten (war doch jeder amerikanische Jachtbesitzer in der Kieler Woche eines Besuchs des deutschen Kaisers gewiß, mußte doch ein kommandierender General antreten, irgendeinen grünen jungen Vanderbild zu begrüßen); daß Rußland nicht dankbar war für unsere freundliche Haltung und moralische Unterstützung im Krieg gegen die Japaner, für die Freundschaft, die unser Kaiser immer dem Schwächling auf dem russischen Thron bewies; daß Italien nicht dankbar war für unsere politische und wirtschaftliche Hilfe, und für die Extratouren, die wir ihm mit Bülowschem Lächeln freundlichst gestatteten — man könnte die Reihe so ziemlich bei allen inzwischen gegen uns Kriegführenden und auch den noch neutralen Staaten beliebig fortsetzen — das wollte vielen doch gar nicht in den Sinn.

Gewiß: hier hätten wir Dankbarkeit erwarten können — wenn es so etwas in der Politik, im Leben der Völker überhaupt gäbe, und da nicht ganz andere „realere" Dinge das erste und letzte Wort sprächen. Aber wir erwarteten Dankbarkeit auch da, wo von dieser höchst unpolitischen Tugend gar keine Rede sein konnte.

Waren wir nicht empört und sittlich entrüstet über Japans und der Buren Undankbarkeit? Und den Japanern hatten wir doch im Bunde mit Rußland und Frankreich einen Frieden von Shimonoseki bereitet, es um die Frucht seines Sieges über China, um

das heißbegehrte Port Arthur, gebracht, und weiter seine Rachsucht aufgestachelt mit seinem Bilde: „Völker Europas, wahret eure heiligsten Güter!" — was verschlug es demgegenüber, daß wir ihm Ärzte und Professoren gegeben, ihm militärisch und kulturell aufgeholfen, seine Studenten und Ingenieure bereitwillig bei uns aufnahmen? Das ließen sie sich alles gern gefallen, aber das politische Schuldkonto wurde dadurch in nichts geändert. Und den Buren hatten wir doch trotz des Krügertelegramms, als sie nun drin saßen, nicht geholfen, und der alte Ohm Paul durfte nicht einmal als Bittflehender vor dem offiziellen Deutschland erscheinen, und jener Brief an den englischen Lord enthüllte noch Jahre nachher dem geschlagenen Volk, wem sie ihr endliches Schicksal eigentlich zu danken haben sollten. Und da sollten wir auch noch Grund zur Dankbarkeit bei den Buren haben?

Wohl aber hätten wir Grund, uns über manches zu besinnen, was wir getan und nicht getan, und für die Zukunft daraus zu lernen. Oft aber sieht es auch heute noch so aus, als hätten wir auch darin nichts gelernt und vieles vergessen. Siehe das neueste Experiment mit Polen! Und auch diese neueste Erfahrung mit der schönen Dankbarkeit der edlen Polen scheint uns den frommen Glauben, „daß Dankbarkeit auf Erden nicht ausgestorben sei", nicht rauben zu können: versuchen wir's doch wieder mit Rußland — und muß man doch manchmal fürchten, wir wollen es selbst mit Frankreich und womöglich auch mit England noch versuchen.

Es ist bekannt, wie Bismarck über die Dankbarkeit in der Politik dachte, wie er die eigentlich selbstverständliche Wahrheit seinen Deutschen einzukämmern suchte, daß in der Politik nur das Interesse des eigenen Volkes mitzusprechen habe. Aber die neue Staatsweisheit war auch darin über die alte hinausgewachsen. Bismarck war auch darin eben nur — Bismarck gewesen. Wir aber haben den Schaden davon. Ein gewesener höchster Beamter des Reichs und verantwortlicher Leiter unsrer Politik lebt zwar des Glaubens (Brief an General von Gebsattel, allem Volke und aller Welt zur Kenntnisnahme vorgelegt), die bösen Alldeutschen sorgten dafür, daß uns die Fensterscheiben eingeworfen würden, aber man darf wohl auch hierin etwas anderer Meinung sein als Herr von Bethmann.

Jedenfalls wollen wir's uns abgewöhnen, über Undankbarkeit in der Politik zu klagen, und gar in solchen Fällen, wo wir auf Dankbarkeit gar keinen Anspruch haben. Wir wollen uns endlich einmal diesen Rechenfehler politischen Denkens abgewöhnen; wir ersparen uns dann wenigstens allerlei Enttäuschung und Verärgerung, womit wir uns zudem vor den anderen nur lächerlich machen und ihre Einschätzung unserer politischen Reife nur unterstützen — nicht zum Nutzen, aber immer neuen Schaden für uns. „Diese Deutschen sind zu dumm", schrieb der Matin in den ersten Monaten des Kriegs im Blick auf unser Spekulieren auf französische Dankbarkeit (noch immer — auch damals noch! — „edle, ritterliche" Nation und ähnliches!) Sorgen wir dafür, daß solche Urteile wenigstens für unsere Presse und die Haltung unseres Volkes, verschwinden! Wir dürfen nicht ewig als der „dumme" deutsche Michel in den Augen der anderen dastehn! — Albert Klein.

Schirmherr. In der Zeitschrift „Hammer" 15. 9. 1917 (Leipzig, Königstraße 27) lesen wir folgende Anzeige: „Deutschvölkischer Verein, der sich dem Schutz und Schirm (Protektorat) eines deutschen Fürsten anvertrauen möchte, bittet Gesinnungsfreunde um Nachricht, welcher deutsche Fürst, der das Blutsbekenntnis ablegen kann, für deutschvölkisches Wollen aus der Not der Zeit heraus Verständnis und Liebe hat, und auf welchem Wege eine Schirmherrschaft zu erbitten und zu erreichen wäre. Nachrichten unter ‚Schirmherr' an den Hammer-Verlag erbeten." Schon vor dem Kriege haben sich deutsche Männer und Frauen, die den bekannten von Ph. Stauff herausgegebenen „Semi-Kürschner" (Verlag F. Roltsch, Weimar) geschaffen haben, an die deutschen Fürsten gewandt, — wir wissen nicht mit welchem Erfolge. Das Werk trägt folgende, vom „Tage der Freiheitsschlacht zu Leipzig, 1913" datierte ehrerbietige Widmung: „Dies Buch redet von der Not des Volkes, das durch blutsfremde

Mächte innerhalb der Landesgrenzen Eurer von Gott gewollten Führung entwunden wird. Denn die Lassalle, Marx und Singer haben mit ihren, Völker und Fürsten trennenden und beide zugleich vernichten wollenden Lehren schon ein Drittel des deutschen Reichstags in Händen. Zeitungen und Bücher reißen tagtäglich in deutscher Sprache herunter, was uns die Väter und Ahnen an Gut und Gabe schenkten. Man spottet unserer besten Empfindungen, der Liebe zu Kaiser und Reich, zu Fürst und Land, zu Weib und Kind, man spottet unserer Ehre, Sitte und der Treue zum Staat und spottet unseres Glaubens, indem man höhnend sich dabei auf die unerschütterliche deutsche Geduld verläßt. Fremde Veranstaltungen, Warenhäuser und Banken zernichten den Mittelstand, fluchwürdiger Mädchenhandel wuchert mit unserm Fleische, und in Theatern und Hallen grinst uns nur noch das entgegen, was aus Oberflächlichkeit, Lüsternheit und Barbarei geboren, mit deutscher Kunst nichts mehr zu tun hat. Weil deutsche Männer und Frauen nun wahrlich nicht wissen, womit sie diese Knechtschaft und so viel Leid geistig und wirtschaftlich verdient haben, wenden sie sich an Euch, erlauchte Vertreter hoher Geschlechter, die früher in Neid und Not gegen innere und äußere Feinde vorangingen. Bei der Schicksalsfrage unseres Volkes, die Daniel Frymann in seinem Buche „Wenn ich der Kaiser wär" (Verlag Theod. Weicher, Leipzig) Euch nennt, nahen wir uns Euch in Ehrfurcht, mit der Bitte, uns Mittel und Wege zu zeigen, die aus der Enge und Unseligkeit, in die uns Fremde wiesen, zur Freiheit und zum Lichte führen, wonach uns Deutschen verlangt. Frymanns Buch hat man Euch vorenthalten, — wir sind auch nicht sicher, ob dieser Schrei aus der Tiefe Euer Ohr erreicht: denn zwischen Fürst und Volk steht, als wäre er Euer Freund, der volksfremde Mittler, um von Euch fernzuhalten, was seinem Sinne und seiner Rasse nicht genehm ist, und deutsches Edelblut zu Handlangern seiner uns allen schädlichen Stammesanliegen zu machen. Aber trägt gütiger Zufall doch dies Buch bis hinauf an die Throne, so wollen deutsche Fürsten darin auch zwischen den Zeilen lesen, und über dem Jubel und Triumph der Fremden den Kummer und die Verzweifelung nicht überhören, die zitternd alle Schichten erfaßt hat. Die Glocken dieses Jahres klingen ernst, viel ernster als 1813; aber wie damals seid Ihr Fürsten von Gottes Gnaden — des Einen, Ewigen und Lebendigen Gottes — vor Eurem Gewissen jetzt wiederum berufen, dem Volk der Deutschen zu helfen, das Euch, seinen Herzögen, die Blutstreue bis in den Tod seit Tausenden von Jahren willig wahrend, nicht dienen könnte den fremden Herrn, den „friedlichen Eroberern" von des Mammons, eines toten Götzen Gnaden, — ohne daß es sich selber ganz verlöre und innerem wie äußerem Verfalle entgegenginge."

Evangelische Geistliche und Berliner Tageblatt. Rittergutsbesitzer von Bodelschwingh-Schwarzenhasel stellt uns aus Briefen an einen evangelischen Geistlichen, der gemeinsam mit Herrn Theodor Wolff, Chefredakteur des Berliner Tageblattes, eine, vaterländische Aufgaben betreffende Erklärung unterzeichnet hat, das folgende zur Verfügung. Ich gestatte mir auszusprechen, wie sehr es in gut deutsch und christlich gesinnten Kreisen Befremden erregen muß, wenn der Name evangelischer Geistlicher, und insbesondere so hoch gestellter, in einer solchen, vaterländische Aufgaben betreffenden Kundgebung gemeinsam mit diesem Manne erscheint. Das Berliner Tageblatt hat seit seinem Bestehen alles darangesetzt, um das christliche Bewußtsein in unserem Volke zu untergraben. Auch über seinen gefährlichen Charakter in politischer Beziehung konnte schon vor dem Kriege nicht wohl ein Zweifel bestehen. Wo das aber doch der Fall gewesen sein sollte, da hätte doch die furchtbar schädliche Wirkung, die das Blatt während des Krieges geübt hat, ihn beseitigen müssen.

.... Wenn Leute von der Richtung des „Berl. Tagebl." vaterländische und humane Aufgaben betreffende Kundgebungen unterzeichnen, die nach der Meinung deutscher und christlicher Männer Nützliches und Gutes zu fördern geeignet sind, so geschieht das, von ganz verschwindenden Ausnahmen abgesehen, nicht um im gleichen Sinne zu wirken, sondern um den Zielen der jüdischen Rasse zu dienen. Man bezweckt dabei Verschleierung

dieser Ziele und Anknüpfung nützlich erscheinender Verbindungen; wie gerade die Berliner Verhältnisse zeigen, mit nur zu großem Erfolg. Jeder deutsche und christliche Mann hat die Pflicht, so viel an ihm ist, unser Volk über den Charakter von Zeitungen wie das „Berl. Tagebl." aufzuklären. Diesem Bemühen wird aber wesentlich Abbruch getan, wenn der von der Judenpresse Betörte darauf hinweisen kann, daß ja evangelische Geistliche gemeinsam mit Redakteuren jüdischer Zeitungen öffentliche Kundgebungen unterzeichnet haben.

Wenn Luther heute wieder aufstände, er würde mit gewaltigem Wort die Christenheit zum Kampfe gegen die jüdische Gefahr aufrufen. Ob zwar am 31. Oktober von einer evangelischen Kanzel auch nur andeutungsweise von dieser Gefahr gesprochen worden ist, wage ich zu bezweifeln.

Der Deutschbund, E. V. (Bundeswart Prof. Langhans, Gotha), der sich um die völkische Ertüchtigung im Sinne unseres kaiserlichen Kronprinzen bemüht, hat ein Flugblatt herausgegeben, das näheren Aufschluß über seine Arbeit erteilt und kostenlos von seiner Kanzlei in Gotha bezogen werden kann.

Bücherbesprechungen.

Th. Arldt, Die Völker Mitteleuropas und ihre Staatenbildungen. Mit 4 Karten. Leipzig 1917, Dieterichscher Verlag.

In diesem handlichen Büchlein sucht der vielseitige, in neuerer Zeit von der reinen Naturwissenschaft zur Völkerkunde und Geschichte abgeschwenkte Verfasser den „Begriff Mitteleuropa", der in diesem Kriege eine ganz besondere Bedeutung erlangt hat, zu umschreiben und „mit entschiedener Betonung des vaterländischen Standpunktes" einen Überblick über dessen Rassen und Völker und „die geschichtliche Entwicklung ihrer Staatenbildungen zu geben". Er faßt den etwas schwankenden Begriff „politisch-geographisch", so daß Italien, das seiner Lage nach zweifellos dazu gehört, „aus rein politischen Gründen" zu Westeuropa geschlagen wird. Hinsichtlich der „natürlichen Grenzen" sei bemerkt, daß auch dies ein sehr dehnbarer, von den einzelnen Völkern recht verschieden, meist aber — es sei nur an den Rhein erinnert — zu ihrem Vorteil gedeuteter Begriff ist. Außer Deutschland, dem „Mitteleuropa im engsten Sinne", werden noch dazu gerechnet Skandinavien mit Finnland, die baltischen Küstengebiete, Polen mit Litauen und Wolhynien, Österreich mit den Karpathen- und Balkanländern, die Niederlande mit Belgien und Luxemburg und endlich die Schweiz. Anerkennend ist hervorzuheben, daß die hellfarbige, langköpfige „nordische Rasse", mit deren Verbreitungsgebiet sich annähernd „die Wohnsitze der reinen Germanen decken", als „die eigentliche Hauptrasse" aufgefaßt wird, die stets, „soweit wir auch immer in der Geschichte zurückgehen", die kulturgeschichtliche und staatliche Entwicklung unseres Weltteils „beherrscht" hat. Im übrigen schließt sich aber der Verfasser ganz dem Franzosen Deniker an, dessen Rasseneinteilung den Nachteil hat, den in der ganzen Naturgeschichte üblichen Brauch der Namengebung nicht zu befolgen und offenbar durch Kreuzung entstandene Mischvölker als „Grundrassen" anzusprechen. Auch sonst finden sich in des Verfassers Darstellung allerlei Irrtümer, die meist aus der Zeit stammen, als das „Ostseegebiet" noch keineswegs als „Heimat" der hauptsächlich in den Germanen vertretenen Menschenart anerkannt war. Da ich ohne triftige Gründe keine Ausstellungen zu machen pflege, sei mir die Anführung einiger Beispiele gestattet. Wenn auch „Spa" statt „Spy" als Druckfehler gelten mag, so durften doch bei den Fundstätten des Urmenschen (der „Neandertalrasse") die sehr wichtigen französischen nicht über-

gangen werden. Der Kiefer von Mauer stellt, seit die noch affenähnlicheren von Ehringsdorf gefunden sind, nicht mehr die „altertümlichste" Stufe menschlicher Entwicklung dar. Sehr richtig ist dagegen die Bemerkung, daß man die urgeschichtlichen „Rassenbeziehungen" kennen muß, wenn „man die Heranbildung der heutigen Völker recht verstehen will". Auch die Deutschen als „das eigentliche Kernvolk Mitteleuropas" aufzufassen, ist zweifellos richtig, in ihrer Stammesgliederung aber manches verfehlt. Die heute als „oberdeutsch" bezeichneten Volksteile sind durchaus nicht alle „suebischer" Herkunft, die Schwaben zwischen Schwarzwald und Lech keine Alemannen, die Baiern dagegen wohl Herminonen, doch keine Schwaben im engeren Sinne. Die Burgunden stammen nicht aus dem „Warthegebiet", das sie auf ihrer Wanderung nur berührt haben, und die Sachsen, als letzter Nachschub aus der nordischen Stammesheimat, gehören nicht zu den die deutsche Geschichte mit dem Kimbernzug eröffnenden Ingävonen. Die Mediomatriker und andere belgische Völkerschaften dürfen nur insofern als „halbgermanisch" bezeichnet werden, als sie, der letzten keltischen Verbreitungswelle angehörend, den Germanen noch sehr ähnlich, nicht aber, weil sie mit solchen vermischt waren. Von den übrigen Völkern sind die Rumänen nicht romanisierte „Thraker und Slaven", sondern, wie schon ihr Name „Walachen" zeigt, aus den Donaugalliern hervorgegangen, später aber stark mit benachbarten Volksteilen durchsetzt worden. Auch die Etrusker als nahe Verwandte der Hellenen haben nach Schädelfunden und Bildwerken ursprünglich der langköpfigen, lichthaarigen Nordlandsrasse angehört und erst nachträglich, besonders in der Nachbarschaft der Alpen, rundköpfige und schwarzhaarige Bestandteile aufgenommen. Diese Blütenlese ließe sich leicht vermehren, doch mag das Angeführte genügen, um zu zeigen, daß das besprochene Buch nicht in allen Stücken als unbedingt zuverlässiger Führer gelten kann. Am gelungensten und brauchbarsten ist entschieden der Abschnitt über „staatliche Bildungen", besonders im Mittelalter, der viel Beachtenswertes und nicht allgemein Bekanntes enthält. Aus den „Schlußbemerkungen" sei der Satz hervorgehoben: „Eine volle staatliche Selbständigkeit würde für die meisten Völker Mitteleuropas ein Unglück sein." Die kleineren müssen in Zukunft ihr Heil im engeren Anschluß an die schon bestehenden großen Reiche, in erster Reihe Deutschland und Österreich, suchen. „Noch lassen sich nicht bestimmte Ziele umreißen, denen die weitere Entwicklung Mitteleuropas zustrebt"; das hängt von dem Ausgang des großen Krieges ab, aus dem unser Weltteil jedenfalls wesentlich verändert, hoffentlich auch in seiner staatlichen Ausgestaltung verbessert hervorgehen wird.

Ludwig Wilser.

Prof. Dr. Erich Becher, Die fremddienliche Zweckmäßigkeit der Pflanzengallen und die Hypothese eines überindividuellen Seelischen. — Verlag von Veit & Comp., Leipzig. — 148 Seiten 8°. — Preis 5 Mk., geb. 6,50 Mk.

In dem Werke bewährt der Verfasser wieder seine Fähigkeit, sich auch in entgegengesetzte Meinungen sozusagen liebevoll hineinzudenken und sie mit voller Unbefangenheit zu prüfen. Um so vertrauensvoller folgt man seiner eigenen feinsinnigen Beweisführung, daß die in vielen Fällen wohl kaum zu bestreitende „fremddienliche Zweckmäßigkeit der Pflanzengallen", von denen er viele Beispiele sorgsam analysiert, nur durch die Hypothese eines überindividuellen Seelischen verständlich wird, für die auch Ref. immer eingetreten ist.

Sehr treffend sind seine Bemerkungen über die „metaphysische" Entwicklung der Physik und Chemie in neuerer Zeit, der gegenüber die Annahme seelischer Faktoren in der organischen Welt bei deren unzweifelhaft durch das Selbstbewußtsein des Menschen zu erkennenden und durch Analogie in der tierischen Psychologie auch für andere Wesen zu erforschenden Wirksamkeit weniger Metaphysisches an sich hat, als etwa mechanische Theorien des Lebens oder die Selektionslehre.

Der Verfasser würde sich seine Aufgabe, die Annahme eines überindividuellen Seelischen zu begründen, wesentlich erleichtert haben, wenn er dem Umstande mehr Beachtung geschenkt hätte, daß überall im Naturleben die vererblichen Anpassungen auf die Erhaltung der Art gerichtet erscheinen, und die Erhaltung des Individuums nur als Mittel zu diesem Zweck aufgefaßt werden kann, und wenn er weiter die Schwankungen im Begriff der Individualität besonders der Pflanzen beachtet hätte. Bei diesen hat ja die „ganze" Pflanze fast noch weniger eine feste Grenze als der einzelne Sproß, der alle Erbqualitäten der Art auszuwirken fähig ist, oder gar die einzelne Zelle des Urmeristems, die diese Erbqualitäten der Anlage nach in sich vereinigt. Das im Meristem durch die Generationen der Individuen hindurch zusammenhängende Keimplasma sehe ich, wie ich in „Leben und Beseelung" (Bd. XIII, Nr. 6 dieser Zeitschrift) ausgeführt habe, als den eigentlichen Träger des überindividuellen Seelischen an und halte in Hinblick auf die unzweifelhafte Abschwächung des individuellen Seelenlebens in der absteigenden Stufenfolge der Organismen es für leichter vorstellbar, den in der Neuanpassung liegenden „Schöpfungsgedanken", den Tatsachen dieser Anpassung entsprechend, als durch lange Zeiträume sich hindurchziehend zu betrachten, als mit Pauly das „Empfinden des Bedürfnisses" und „Ausprobieren des Mittels" als unmittelbare seelische Tätigkeit des Individuums aufzufassen (wogegen auch des Verfassers eigene Versuche mit Mimosen, S. 139, sprechen) und „Vererbung erworbener Eigenschaften" des Individuums anzunehmen, statt wie ich es ausgedrückt habe, „Erwerbung vererbbarer Eigenschaften" durch das Keimplasma.

H. G. Holle.

Berliner Tageblatt und Frankfurter Zeitung. Von August Eigenbrodt. Verlag von A. Albrecht, Berlin-Schöneberg. Preis 2 Mk.

Die sehr verdienstliche Arbeit bringt bemerkenswerte, vom flüchtigen Leser nur zu rasch vergessene Äußerungen der beiden „großen" Blätter im Wortlaut aus der Zeit von 1887—1914. Das Verhalten dieser, nacktestem Klassenimperialismus dienenden Presse zu den nationalen Fragen wird hier schonungsloser vernichtender Kritik unterzogen. Vor allem liegt nun die gegen Bismarck und seine Anhänger gerichtete Tätigkeit des Engländertumes und seines reichsdeutschen Preßklüngels offen zutage. Mögen die Bestrebungen des Verfassers, die schädliche Publizistik ebenso aus dem Felde zu schlagen, wie die Auslandfeinde, von Erfolg gekrönt sein; vor allem möchte man die genannten Blätter nicht mehr in den Händen deutscher Offiziere und Beamten sehen! W. M.

Die **„Vorposten"** des Verbandes gegen Überhebung des Judentums beleuchten im Oktober-November-Hefte den Einfluß der Freimaurer auf die Kriegführung Napoleons I. und ihren Anteil an den Staatsumwälzungen im 19. Jahrhundert. Unter „Geldhändler und Staatsanleihen 2" wird der Anteil der jüdischen Bankleute an den Verhandlungen von 1871 über die französische Kriegsentschädigung anschaulich dargelegt. Ein Aufsatz „Die Dynastie Rathenau" schildert die Verpflanzung jener berüchtigten amerikanischen Mammutbetriebe der Rockefeller, Morgan und Carnegie durch Emil Rathenau in Gestalt der A. E. G. auf deutschem Boden. Ein Nachruf für Fritz von Friedländer-Fuld zeigt den „märchenhaften" Aufstieg armer Juden durch rechtzeitige Ausbeutung der „Konjunktur". Unter „Valuta 3" wird an verblüffenden Beispielen aus unserem Handel mit der Schweiz gezeigt, wie wenig wir es bisher verstanden haben, die Preise für unsere Verkäufe im Auslande der gesunkenen Kaufkraft unseres Geldes anzupassen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.

Abgeschlossen am 27. 11. 17.

Druck von Dr. E. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVI. 10 — 1918

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Wodurch Völker geführt und genasführt werden.

Vom Herausgeber.

Wohl kaum eine Frage ist durch den gegenwärtigen Krieg, seine Ursachen und seinen bisherigen Verlauf so sehr in den Vordergrund des Interesses gerückt worden, als die in der Überschrift angedeutete. Etwas genauer und vollständiger gestellt lautet sie so: Wer und was sind in einem großen Gemeinwesen das Mächtigste? Sind es

1. die Stärksten, Mutigsten, Tapfersten mit ihren gleichgearteten und unbedingt gehorsamen Gefolgen? — Sind es
2. die Klügsten, Weisesten, Erfahrensten mit ihren gelehrigen Adepten, Jüngern, Schülern? — Sind es
3. die Listigsten, Verschlagensten mit ihrem Anhang von Genasführten und Betrogenen? — Sind es
4. die an Geld und Gut Reichsten, aber an Zahl Ärmsten? — Sind es
5. die an Geld und Gut Ärmsten, aber an Zahl Reichsten?

Mit Ausnahme der letzten Gruppe, die, soweit sie nicht auch unter 1 bis 3 vertreten ist, samt allen außer den vorher genannten Gruppen noch übrig bleibenden immer nur Objekt und niemals, trotz aller Redensarten, Subjekt der Führung bezw. Nasführung ist, hat jede der unter 1 bis 4 genannten Gruppen einen je nach Umständen mehr oder weniger großen Anteil an der Führung bezw. Nasführung des ganzen, auf höherer Kulturstufe

aus „Staat" und „Gesellschaft" bezw. „Staat" und „Volk" bestehenden Gemeinwesens. Ganz allein führt bezw. nasführt selten irgendeine der unter 1 bis 4 näher gekennzeichneten Gruppen, es geschieht das immer nur im Bunde mit einer oder mehreren von den übrigen. Noch seltener ist es, daß innerhalb einer allein führenden Gruppe ein Einziger allein die ganze Macht ausübt. Sogar in (der Verfassung nach) absoluten Monarchien wird das nur selten der Fall sein. Ein solcher Einzelner muß dann stets die Eigenschaften von mehr als einer der unter 1 bis 4 genanten Gruppen in höchster Potenz in sich vereinigen. Sollte eine Gruppe allein die Macht haben, was am leichtesten für die erste möglich ist, so handelt es sich für die übrigen nicht um eine (mehr oder weniger freiwillige) Gefolgschaft, also eine Führung, sondern um eine (erzwungene) Herrschaft, von der hier ja nicht die Rede sein soll. Immerhin wollen die entsprechenden griechischen Fachausdrücke: 1. Aristokratie, 2. Hierarchie, 3. Hekistokratie, 4. Plutokratie, 5. Demokratie die entsprechenden Herrschaftsformen bedeuten, auch wenn es sich nur um Führerschaften handelt. Die „Demokratie" existiert übrigens, wie indirekt schon gesagt, immer nur in der Einbildung des Demos, niemals in der Wirklichkeit. Sie wird dem Demos entweder von der zweiten, oder dritten, oder vierten Gruppe unter gewissen dafür günstigen Umständen vorgespiegelt. Die Demokratie fällt also voll und ganz unter den Begriff der „Nasführung", des Betrugs. Es ist das hier schon so oft und von so verschiedenen Standpunkten aus gezeigt worden, daß wohl nicht noch einmal darauf eingegangen zu werden braucht.

Sind in einer Nation bezw. einem Gemeinwesen alle fünf Gruppen gleichzeitig vorhanden, was keineswegs immer, gewöhnlich nur in einem rassisch gemischten Gemeinwesen auf höherer Kulturstufe der Fall sein wird, so bekämpfen die vier ersten Gruppen sich untereinander solange, bis eine von ihnen zur Vorherrschaft und damit zur unbestrittenen Führung gelangt ist. Es gibt in diesem Kampfe vollkommene Triumphe und entsprechende Friedensschlüsse, oder halbe Siege mit den dazu gehörigen ausdrücklichen oder stillschweigenden Waffenstillständen, und vollkommene Anarchie mit entsprechendem Kampfe aller gegen alle.

Nach ihrem Werte für die Gesamtheit gemessen ist die beste, das heißt edelste, schönste, idealste Form der Volksführung (1a) die monarchische Aristokratie im Bunde mit irgendeiner (geistigen oder geistlichen) Hierarchie, wobei aber natürlich vorausgesetzt ist, daß die Vertreter beider Gruppen in jeder Beziehung gesund und vollkräftig, nicht irgendwie (körperlich, geistig, sittlich) entartet oder verkümmert sind. Auch darf dann die zweite Gruppe kein monarchisches oder monarchenähnliches Oberhaupt haben.

Schon nicht mehr ideal, aber vergleichsweise noch immer gut (2b) ist unter derselben Voraussetzung innerer Gesundheit und Kraft die (in diesem Falle wohl nur geistliche, d. h. priesterliche) Hierarchie im Bunde mit einer echten Aristokratie, die aber in diesem Falle besser kein monarchisches

Oberhaupt hat. Denn hätte sie es, so müßte es mit dem (in diesem Falle notwendigen) Oberhaupte der geistlichen Hierarchie (Papst, Hoherpriester) fortwährend in äußerst gemeinschädliche Konflikte geraten. **Zwei** monarchische oder monarchenähnliche Oberhäupter sind ein Widerspruch in sich selbst.

Keineswegs mehr gut, aber eine gewisse Zeitlang allenfalls noch erträglich (3$\frac{b}{=}$) ist die Plutokratie im Bunde mit einer noch lebensfähigen Aristokratie oder Hierarchie, wobei freilich ein wirklich monarchisches Oberhaupt weltlicher oder geistlicher Artung nicht mehr möglich ist und dem Volke nur noch als schöner Schein eine Zeitlang vorgespiegelt werden kann. Die Nasführung des Volkes tritt also hier schon in größerem oder geringerem Maße an die Stelle wahrer Führung. Lange wird dies unnatürliche Bündnis auch nicht wirksam sein können, denn die Plutokratie oder Mammonsherrschaft verdirbt sowohl die echte Aristokratie wie die echte Hierarchie. Sie macht die Starken und Mutigen teils durch Blutmischung, teils durch Entwöhnung vom Waffendienst schwach und feige, die Klugen durch die Herrschaft des Nützlichkeitsprinzipes listig, die Weisen unweise, die Heiligen unheilig, denn: „Ihr könnt nicht Gott dienen und dem Mammon."

Sobald dieser Zersetzungs- und Vernichtungsprozeß weit genug fortgeschritten ist, muß sich die Plutokratie nach anderen Stützen umsehen, wenn sie sich an der stets gefährdeten Spitze aufrecht erhalten will. Das werden dann die Listigen, Verschlagenen sein müssen, soweit die Plutokraten nicht selbst schon zu dieser Gruppe gehören. Mit deren Hilfe wird dem Volke vorgespiegelt, daß es sich selbst regieren könne, wenn es nur wolle. Das törichte Volk fällt natürlich darauf hinein und mit reichlicher Nachhilfe von Bestechung und allerlei sonstiger Korruption wird sich eine Art von Ordnung notdürftig und mühsam aufrecht erhalten lassen. Diese wird aber von noch kürzerer Dauer sein als die vorausgegangene und dem Werte nach mit 5$\frac{b}{=}$ beurteilt bezw. verurteilt werden müssen. Nach ihrem Zusammenbruche muß hoffnungslose Anarchie eintreten. Das Volk wird dann einsehen, in welch schamloser Weise es genasführt worden ist, und wird jedem Starken, der es von der Anarchie erlöst, er sei, wer und was er sei, sich in unbedingter Ergebenheit zu Füßen legen. Es wird dann die falsche Freiheit, mit der man es genasführt hat, verfluchen und jede Art von Ordnung segnen, selbst wenn diese mit wahrer Freiheit, die nur in freiwilliger Gefolgschaft bestehen kann, nichts mehr zu tun hat und die Schultern des armen Mannes hart bedrückt. Eine geraume Zeit wird dann vergehen, ehe das verführte und verirrte Volk sich einigermaßen wieder zurechtfindet und die auf jedem Gebiete zerstörten Werte mit Hilfe wahrer Führung allmählich wieder aufbaut.

Das sind sozusagen die typischen, in der Geschichte am häufigsten vorkommenden Formen der Macht- und Führungsorganisation. Die mannigfachen Zwischenstufen und Übergangsformen habe ich nicht be-

sonders gekennzeichnet und bewertet. Jeder mag sie sich nach Bedürfnis selbst zusammenstellen und ausmalen.

Es bleibt nun noch übrig, diese typischen Formen natur- und kulturgeschichtlich von ihren Anfängen aus bis zu ihrer Vollendung zu verfolgen und ursächlich zu begründen.

Die unter 1. und 2. genannten Arten der Führung zeigen sich auf der primitivsten Entwicklungsstufe bereits in der tierischen Herde. Es sind hier gewöhnlich die stärksten und mutigsten Männchen, die in stillschweigender Verbindung mit den ältesten und klügsten Weibchen die Führung der Herde ohne weiteres usurpieren. Die Herde läßt sie sich instinktiv, wie selbstverständlich gefallen und macht nicht den geringsten Versuch, sich dagegen aufzulehnen. Kämpfe um die Führung finden natürlich auch statt, aber gewöhnlich nur zwischen den stärksten und mutigsten Männchen. Bei den Rinderherden z. B. genießt der stärkste und mutigste Bulle als Leitbulle unbedingte Autorität, soweit es sich um den Schutz der Herde gegen wilde Tiere und äußere Feinde handelt. Dagegen scheinen hinsichtlich der Pfadfindung und Warnung vor feindlichen Naturgewalten (Feuer, Wasser usw.) die ältesten, erfahrensten Kühe die feinste Witterung und sonstige Sinnesschärfe zu haben und darum in dieser Hinsicht eine stärkere Gefolgssuggestion als der Leitbulle auszuüben. Es kann also schon auf dieser Stufe von einem männlichen und einem weiblichen bezw. mütterlichen Prinzip bei der Führung der Herde die Rede sein.

Bei den in Herden lebenden Affen scheint die Verfassung mehr aristokratischer als monarchischer Art zu sein. Es sind hier gewöhnlich mehrere starke und mutige Männchen, die sich in die Führung der Herde bei Angriff und Abwehr teilen. Wie weit die älteren und erfahrenen Weibchen den übrigen Teil der Führungsarbeit übernehmen, entzieht sich meiner Kenntnis. Ich weiß nicht, ob darüber schon zuverlässige Beobachtungen gemacht worden sind. Bezüglich der Übertragung des Willens der Führer an die Gefolgen scheint hier schon eine Art von Signalsprache, ähnlich wie bei den Vogel- und Bienenschwärmen, zu existieren. Von einer besonderen Organisation der Führerschaft kann aber auf dieser Stufe noch nicht gesprochen werden, wenn man nicht das Anstellen von Posten als Aufpasser und Späher dazu rechnen will.

Bei den menschlichen Horden auf der primitivsten Entwicklungsstufe der Jäger, Fischer und Nährpflanzensucher, wie sie in Afrika, Amerika, Australien bei der Entdeckung vorgefunden wurde, teilt sich der Häuptling mit dem sogenannten „Medizinmann" in die Führung. Aus ersterem entwickelt sich dann auf dem Wege der immer mehr vervollkommneten Kriegführung und Gerichtsbarkeit allmählich der König, aus letzterem der Priester, der hier gewissermaßen das weibliche bezw. mütterliche Prinzip der Führung vertritt und zwar uneingeschränkt da, wo das Weib in der Regel gekauft oder geraubt und damit als Sklavin des Mannes angesehen

und behandelt wird. Um sich in solchem Verhältnis einigermaßen schadlos zu halten, mußte das Weib dem Manne gegenüber zur List, ja zur Tücke, Verführung, Nasführung greifen, und darauf bezieht sich wohl als angeblich göttliche Ordnung der bekannte Spruch in der biblischen (wohl nur als Gleichnis anzusehenden) Legende: „Ich will Feindschaft setzen zwischen dir und dem Weibe, zwischen deinem Samen und ihrem Samen. Derselbe soll dir den Kopf zertreten, und du (das Weib) wirst ihn in die Ferse stechen." Mit der in der Legende eine Hauptrolle spielenden „Schlange" soll offenbar die weibliche List, ja „Tücke", wie sie der Sklavin eigentümlich ist, mit dem „Samen" das männliche bezw. weibliche Wesen, die „Art" versinnbildlicht werden. Auch das, was man am Weibe das „Dirnenhafte", das Käufliche und Verkäufliche nennt, hat wohl in jener sklavenhaften Behandlung seinen Ursprung und seine Ursache.

Bei reinen und hochstehenden Rassen jedoch, wo eine Vermischung mit minderwertigem Blut ausgeschlossen und das Weib wohl nur im Ausnahme- oder Notfalle und zwar aus Stämmen derselben Rasse geraubt oder im gewöhnlichen Sinne gekauft wurde, behielt das Weib, jedenfalls das edelgebürtige, einen gewissen Anteil an den Funktionen der Priesterschaft und stand dem Manne keineswegs feindselig gegenüber. So hatten die alten Germanen ihre „weisen Frauen" und die alten Römer ihre „Sibyllen" und „Vestalinnen", in denen sich das weibliche bezw. mütterliche Prinzip der Führerschaft neben dem Priester in durchaus gutartiger, dem Manne und dem Gemeinwesen keineswegs feindseliger Weise verkörperte. Es scheint auch in vorgeschichtlicher Zeit Völkerstämme gegeben zu haben, in denen das Weib bezw. die Mutter eine Art von Matriarchat (Mutterherrschaft) genau so wie anderswo der Häuptling das Patriarchat (Vaterherrschaft) ausgeübt hat. Daß diese Völker fast ganz untergegangen sind, d. h. den Wettbewerb mit den patriarchalisch regierten Stämmen nicht bestanden haben, beweist am besten die Unnatur bezw. Unkultur dieser sozialen Einrichtung. Die heutige Dekadenz ist freilich auf dem besten Wege, diese Unnatur und Unkultur wieder einzuführen. Man nennt diesen atavistischen Rückschlag hier aber bekanntlich „Fortschritt". Auch das gehört mit zu dem, wodurch Völker genasführt werden.

In den darauf folgenden, bereits großenteils in das helle Licht der urkundlich beglaubigten Geschichte fallenden Epochen scheint sich dann bei gewissen nichtarischen oder nur schwach arisch gemischten Stämmen und Völkern zwar nicht das Weib, aber doch das weibliche bezw. mütterliche Führungsprinzip in der Gestalt des Priesters durchgesetzt und behauptet zu haben, wenn auch hier männliche Episoden von monarchisch-aristokratischer Verfassung keineswegs ausgeblieben sind und sich längere oder kürzere Zeit erhalten haben. Es zeigt sich das besonders in der Geschichte des jüdisch-israelitischen Volkes. Dagegen hat bei den rein-arischen oder stark arisch-gemischten Stämmen und Völkern immer mehr das männliche, nach und

nach sich zum Heldischen, Heroischen steigernde Führungsprinzip über das weibliche bezw. priesterliche den Sieg davongetragen und den Vorrang wohl ohne Rückschläge behauptet.

Diese Stämme und Völker gelangten unter solcher starken monarchisch-aristokratischen Führung im Innern immer mehr zu fester, schon ausgesprochen staatlicher Ordnung und damit zu wirtschaftlichem Wohlstand, nach außen hin zu Macht, Ansehen, Sicherheit. Zwischen dem männlichen und dem weiblichen bezw. mütterlichen Führungsprinzip scheint nach dem endgültigen Friedensschlusse zwischen beiden eine überaus wohltätige, heilsame Teilung der Arbeit stattgefunden zu haben, indem ersteres ausschließlich die kriegerische und politische, letzteres ausschließlich oder überwiegend die geistig-sittliche und allgemein kulturelle Führung übernahm. Von allen älteren Kulturvölkern am besten, dauerhaftesten, segensreichsten scheint diese Arbeitsteilung bei den Römern und zwar von deren zweitem Könige, Numa Pompilius, vorgenommen und geordnet worden zu sein. Sein Bestreben war bekanntlich ausschließlich darauf gerichtet, in dem neugegründeten Staat einen geordneten, auf Religiosität gegründeten Zustand einzuführen. Er verteilte daher die von Romulus, dem ersten Könige, eroberten Ländereien unter die (vollfreien) Bürger, setzte deren Grenzen durch Grenzsteine fest und errichtete dem Gott Terminus (Grenzstein) und der Göttin Fides (Treue) besondere Heiligtümer. Er ordnete den bis dahin selbst nach den damaligen Hilfsmitteln der Zeiteinteilung fehlerhaften Kalender. Er setzte die Priesterkollegien (Pontifices) ein, damit sie das ganze Religionswesen besser überwachen könnten. Er errichtete dem zweiköpfigen Janus ein in einem Doppeltor bestehendes Heiligtum, welches nur während des Krieges geöffnet werden sollte und unter seiner Regierung stets geschlossen blieb. Wegen seiner großen Weisheit machte ihn die Sage zum Schüler des berühmten griechischen Philosophen Pythagoras und gab ihm die Göttin Egeria zur Gemahlin, mit der er im Hain der Kamenen seine Zusammenkünfte gehalten haben soll. Er starb 672 v. Chr. und wurde unter dem Janiculus begraben, wo 181 v. Chr. seine angeblichen Schriften aufgefunden, aber auf Befehl des Senats verbrannt wurden, vielleicht um monarchische Rückschläge für die inzwischen aufgerichtete aristokratische Republik zu verhüten.

Montesquieu schreibt bekanntlich in seinem weltberühmten Werke: „Causes de la grandeur des Romains et de leur décadence", die Grundlegung der spätern römischen Weltmacht allein den sieben Königen zu. In der Tat: sie allein waren es, die das „ewige Rom" in jeder, das heißt kriegerischer, staatlicher, geistig-sittlicher, kultureller Beziehung aufgebaut haben. Was nach ihnen an innern — nicht äußern — Ereignissen folgte, war ein einziger, anfangs langsam, zögernd, später immer schneller fortschreitender Verfall, auch wenn der äußerliche Machtzuwachs noch so groß wurde. Er beschleunigte nur die innerliche Zersetzung und konnte schließlich auch nach außen hin den völligen Zusammenbruch nicht mehr aufhalten.

Nun soll man aber nicht etwa annehmen, daß dieser innerliche Zerfall und schließlich auch äußerliche Zusammenbruch hätte vermieden werden können, wenn sich das Königtum in Rom dauernd erhalten hätte. Das wäre falsch gedacht. Der Sturz des Königtums nach mehr als zweihundertjährigem Bestehen war nur sozusagen eine „Funktion", eine Auswirkung der allmählich immer mehr zuungunsten der arischen Bestandteile sich geändert habenden Rassenzusammensetzung des römischen Volkes. Die geführten anarischen Bestandteile samt den zum Volke gar nicht gerechneten Sklaven überwucherten immer mehr die führenden arischen Elemente, die sich teils durch die vielen Kriege, teils durch geistig-kulturelle Überlastung, teils durch Verführung zur Genußsucht mehr und mehr aufbrauchten und zuletzt nahezu ganz ausstarben, bezw. im Rassenchaos untergingen. Erst mit der Aufnahme neuer arischer Elemente, der Germanen, die zuletzt bekanntlich nicht nur als einfache Legionare und Centurionen, auch als oberste Führer im Kriegs- und Staatsdienst verwendet wurden, erlebte Rom noch einmal eine wenigstens staatliche — nicht volkliche — Kraftauffrischung, die aber nur von kurzer Dauer sein konnte, weil es ja die Germanen selbst waren, die der durch germanisches Blut vorübergehend sozusagen galvanisierten römischen Staatsleiche den endlichen Garaus machten. Diese Änderung in der rassischen Zusammensetzung des römischen Volkes war die erste und die letzte Ursache seines Verfalls und schließlichen Zusammenbruchs. Es gehört nicht zur richtigen geistigen Führung der Völker, wenn gewisse Historiker diese Ursache nicht sehen können oder nicht sehen wollen[1]).

Welche Rolle die Germanen dann nach Zerstörung des römischen Weltreiches in Europa gespielt haben und weiterhin spielen werden, gehört der Weltgeschichte an und braucht hier nicht besonders dargelegt zu werden. Für die Wiederaufrichtung und Festigung der monarchisch-aristokratisch-hierarchischen Führungsorganisation, die in vollkommener Ausbildung hier mit I$\frac{a}{a}$ bewertet wurde, bedeuten die Germanen geradezu alles. Daß nur auf dieser monarchisch-aristokratisch-hierarchischen Grundlage eine wirklich feste staatliche wie gesellschaftliche Ordnung und damit persönliche Freiheit für alle ordentlich leben wollenden Menschen möglich ist, also allein bessere Natur und höhere Kultur gedeihen können, — das dürfte die mittelalterliche, neuere und neueste Geschichte hinlänglich bewiesen haben und wird auch die Zukunft über jeden ernsthaften Zweifel sicherstellen. Selbst Nichtgermanen, wie Dr. Walther Rathenau, geben ohne weiteres zu, daß gesetzliche und sittliche Ordnung, Sicherung des Lebens und Eigentums, Reinlichkeit in jedem Sinne des Wortes, also wahre Freiheit und Entwicklungsfähigkeit für alle ordentlich leben wollenden Menschen in dem Maße von Norden nach Süden, Westen nach Osten, Osten nach Westen abnehmen,

[1]) Vergl. Ludwig Schemann: „Ranke und die Rolle der Germanen in der Weltgeschichte" im vorigen wie in diesem Hefte.

als der germanische Rasseneinschlag sich vermindert und den anderen, nichtarischen Elementen Platz macht. Darüber kann unter auch nur einigermaßen Wahrheitsliebenden gar kein Zweifel mehr bestehen. Der Bestand der europäischen Kultur ist also solange, aber auch nur solange gesichert, als in den europäischen Hauptkulturländern, namentlich in Deutschland, noch ein genügend großer Hundertsatz von rein oder überwiegend germanischen Rassenelementen vorhanden ist und zum mindesten für den Kriegs- und Staatsdienst verfügbar bleibt.

Das wird aber in Deutschland auf die Dauer nur möglich sein, wenn das deutsche Volk einen Fehler ablegt, der, weil er eine zum Laster ausgeartete Tugend ist, ihm zum tragischen Verhängnis zu werden droht. Das deutsche, das von allen Seiten bedrängte arische Volk der Mitte, hatte von jeher eifriger als andere arische Völker das Bestreben, gegen jedermann, gleichviel ob Freund oder Feind, gerecht und weise zu sein[1]). Im Laufe der Zeit aber artete dieses an sich schöne und edle Bestreben aus und wurde dadurch das, was schon Salomo mit leisem Tadel „allzu gerecht" und „allzu weise" nennt. Der Deutsche wurde dadurch dem eigenen Wesen vielfach untreu und sah zu dem Fremden wie zu etwas Höherem hinauf, auch wenn es ihm in Wahrheit oft nicht einmal bis an die Schulter reichte. Vielleicht hoffte der biedere deutsche Michel dadurch die Feinde ringsum versöhnen zu können; aber diese Hoffnung erwies sich als eitel, und zwar nicht erst durch den gegenwärtigen Krieg. Die Nachbarn sowohl wie die mit ihm zusammenlebenden Nichtgermanen, aus denen sich besonders häufig jene eingangs unter 3. gekennzeichnete Gruppe zusammensetzt, sahen nicht oder wollten nicht sehen, „wie schön sein Fehler ist" (Klopstock), und machten sich diesen Fehler für ihre eigenen Sonderzwecke zunutze. Dazu kam noch als sehr erschwerender Umstand, daß der weibliche bezw. mütterliche Teil der Führung, der in der „Kirche" bezw. den „Kirchen" organisiert ist und dessen Aufgabe es gewesen wäre, diesen Fehler nicht aufkommen zu lassen, alles tat, um ihn noch zu verschlimmern. Die Kirchen, die sonst überall, sei es aus Interesse, sei es aus Neigung, bestrebt waren, sich dem völkischen Wesen anzupassen, es zu pflegen und seine Durchschlagskraft zu verstärken, gingen in Deutschland vielmehr darauf aus, wenn nicht geradezu das Fremde, so doch das widervölkische, internationale, menschheitliche Banner zu entfalten.

Erst durch Luther wurde in Deutschland die Kirche, auch soweit sie sich von Rom nicht völlig lossagte, dem nationalen Leben und Interesse in gewissem Maße zugeführt; aber es dauerte nicht lange, so machten sich selbst in der protestantischen Kirche internationalisierende Bestrebungen bemerkbar.

---

[1]) Vergl. voriges Heft S. 426 usw.

Das alte Leiden ist also schon wieder da, und es scheint vorläufig noch nicht, daß alle Deutschen wahrhaft christlichen Glaubens die Kraft finden, sich in einer einzigen Nationalkirche zu vereinigen, indem sie alles Trennende vergessen und alles Einigende, wenn auch unter gegenseitigen Opfern, in den Vordergrund stellen. Möchte doch unser Volk die Kraft dazu finden und dadurch endlich einmal eine richtige Führung auch hinsichtlich des mütterlichen Prinzips erhalten.

Man unterschätze das in der „Kirche" organisierte mütterliche Führungsprinzip nicht. Wie wirksam es für die Erhaltung und Durchsetzung der besonderen völkischen Eigenart werden kann und geworden ist, sehen wir ja doch mit Ausnahme des deutschen an allen Völkern. Die romanischen Völker haben an der römisch-katholischen Kirche eine wahre Mutter, die ihre Kinder selbst dann noch liebt, wenn sie von ihnen, wie z. B. von ihren ältesten Töchtern, Italien und Frankreich, hundeschlecht behandelt wird. Uns Deutschen dagegen war sie stets eine Stiefmutter[1]), trotzdem sie bei uns zu allen Zeiten besser als irgendwo anders behandelt wurde. Ähnlich, oder noch ausgesprochener als mit der römisch-katholischen Kirche hinsichtlich der Romanen verhält es sich mit der griechisch-katholischen hinsichtlich der Slawen. Sie ist für diese Völker eine wahrhafte Nationalkirche, die das Slawentum, wenn der Zarismus endgültig erledigt sein sollte, allein wird zusammenhalten müssen. Auch die protestantischen Kirchen sind in England, Amerika, Skandinavien ein nicht zu unterschätzender Faktor für die Wahrung und Förderung der völkischen Eigenart, der sie sich in England und Amerika sogar auf Kosten der Ethik und Ästhetik angepaßt haben, indem sie hier der „Verhändlerungsseuche"[2]) und allem, was dazu gehört, geradezu Vorschub leisten.

Am stärksten von allen aber hat sich das in der Kirche organisierte mütterliche Führungsprinzip beim israelitisch-jüdischen Volke erwiesen. Von ihm wäre auch nicht der Schatten eines Schattens mehr vorhanden, wenn die Kirche hier ebenso versagt hätte, wie das in Deutschland seit etwa

[1]) Die Reformation und Kirchentrennung war zu einem großen Teile mit durch jene liebloſe, stiefmütterliche Behandlung des deutschen Volkes und der germanischen Völker überhaupt verursacht.

[2]) Vergl. Novemberheft 1917, S. 391.

einem Jahrtausend durchschnittlich, von rühmlichen Ausnahmen abgesehen, geschehen ist. Man mag über das jüdische Volk und seine Eigenart denken, wie man will; aber daß es nur durch seine Priesterschaft unter erschwerendsten Umständen seit Jahrtausenden zusammengefaßt und in seiner Eigenart selbst nach Verlust der Muttersprache erhalten worden ist, wird niemand leugnen können. Man kann ja darüber streiten, ob es gut war, diese rassische und völkische Eigenart der Menschheit zu erhalten, denn viele und darunter sogar Juden selbst betrachten sie als ein überaltertes Wesen oder gar als eine Leiche, die man leider rechtzeitig zu begraben vergessen hat und die darum mit ihren Zersetzungsprodukten die Luft verpestet. Aber daß sie überhaupt noch da ist, verdankt sie doch einzig und allein den als „Kultusbeamten" von den Abtrünnigen des eigenen Volkes am meisten bespöttelten und belachten Rabbinern. Daß diese Führungskünstler aus ihrem Volke nichts Besseres haben machen können, lag vielleicht weniger an ihnen als an dem für höhere, edlere Kulturzwecke meist völlig untauglichen Menschenmaterial. Vielleicht hat es ihnen an gutem Willen gar nicht so sehr gefehlt, wie wir nach den Ergebnissen ihres Bemühens anzunehmen geneigt sind. Jedenfalls müssen die Rabbiner in einer gewissen Art der geistigen Führung unübertroffene Meister sein, und die entsprechenden Vertreter der christlichen Völker könnten in dieser Beziehung vielleicht manches von ihnen lernen.

Daß die geistig-sittliche Führung des Volkes nach einem bestimmten, jedem großen Volke eigenartigen Hochziele (Gott) hin der eigentliche Zweck, und die Religion bezw. Konfession nur Mittel zu diesem Zwecke sein soll, wird von den Vertretern der christlichen Kirche beider Konfessionen bei uns in Deutschland mehr als anderswo vergessen, ist hier wohl überhaupt noch nicht recht erkannt worden. Die eine (römisch-katholische) Art von Vertretern verwechseln vielfach die Kirche mit dem Staate, die Religion mit der Politik. Sie streben über den nationalen wie territorialen Staat hinaus und möchten die ganze Christenheit unter ein einziges staatlich-kirchliches (cäsaro-papistisches) Oberhaupt bringen, dem alle weltlichen Oberhäupter zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet sein sollen. Daß so etwas bei der rassischen Ungleichheit der Völker und der Gegensätzlichkeit ihrer politischen und wirtschaftlichen Interessen zu beständigen äußern und innern Konflikten führen und überdies auf einen der im Oktoberhefte 1917 näher gekennzeichneten Klassenimperialismen, nämlich den der Priesterklasse, hinauslaufen muß, hat die Geschichte des Mittelalters hinlänglich bewiesen und sollte für jeden politisch Geschulten von vornherein klar sein. Ein solcher Imperialismus mag bis zu einem Grade ebenfalls durchführbar sein, solange das rassische, nationale und staatliche Selbstbewußtsein der Völker noch schwach und der Anlehnung an etwas in der Organisation bereits Fortgeschritteneres, Stärkeres bedürftig ist; aber in dem Maße, als sich auf rassischer Grundlage die natürliche und kulturelle Eigenart der

Völker entwickelt, ihre staatliche und wirtschaftliche Organisation fortschreitet, wird jener kirchlich-staatliche Oberherrschaftsanspruch zu einem unerträglichen Hemmnis, das zu beseitigen die Völker bezw. ihre Oberhäupter um so stärker drängen werden, je weniger eine wirkliche Macht — auch materieller, nicht bloß geistiger Art — dahinter steht. Die Völker bedürfen eben eines mütterlichen Gängelbandes nur solange, als sie noch in den kleinsten Kinderschuhen stecken, noch nicht allein gehen können. Wenn aber gar die Völker staatlich, gesellschaftlich, wirtschaftlich erwachsen sind und auf eigene Faust ihr Glück in der Welt versuchen wollen, dann werden sie sich mit Gewalt von jenem Gängelbande losmachen.

Das geschah bekanntlich in Deutschland durch die Lutherische Reformation und in anderer Weise auch da, wo man sich aus irgendwelchen Gründen nicht gänzlich von Rom lossagte. Die römisch-katholische Kirche konnte sich eben von jetzt an auch bei den nicht von ihr abgefallenen Völkern nur dadurch behaupten, daß sie sich den nationalen und sonstigen Bedürfnissen der Völker besser anpaßte, sich enger an den nationalen Staat anschloß und den überstaatlichen priesterlichen Klassenimperialismus einschränkte. Sie hätte weiser gehandelt und ein Gott wohlgefälligeres Werk vollbracht, wenn sie ganz auf diesen Imperialismus verzichtet und völlig in den Völkern aufgegangen wäre. Dadurch wäre der fremde, unvölkische, bis zu einem Grade sogar widervölkische Ursprung der christlichen Kirche allmählich verwischt worden, und die Völker wie ihre Staaten hätten sie uneingeschränkt als wirkliches, nicht vorgespiegeltes Organ der mütterlichen Führung in sich aufnehmen, einverleiben können. Für alle vernünftigen, zeitgemäßen Reformen wäre dann auch auf kirchlichem und religiösem Gebiete der Weg frei gewesen, und jene Reformation, der Deutschland unter vielen anderen Kriegen auch den sogenannten dreißigjährigen verdankt, hätte nicht zu kommen brauchen. Aber die römisch-katholische Kirche wollte eben nicht den christlichen Völkern dienen, sondern unter Vorspiegelung des Dienens über diese Völker herrschen, und dazu bedurfte sie außer einem Cäsar-Papst auch eines dogmatischen Apparates, den alle Völker, auch wenn er zu ihrer Eigenart ganz und gar nicht paßte, bis auf das kleinste Tüpfelchen anerkennen sollten. Vielleicht sieht man jetzt endlich ein, daß so etwas nicht nur gegen den Geist wahren Christentums, sondern auch gegen alle gesunde Natur und wahre Kultur verstößt.

Die andere Art von Vertretern der christlichen Kirche, denen auch in Deutschland gewisse namentlich protestantische Richtungen nicht fern stehen, verfallen in das andere Extrem, sie vermeinen: Kirche, Religion, Konfession usw. sei reine Privatsache des Einzelnen und habe mit Staat, Volk usw. gar nichts zu tun. Sie betrachten es als ihre Aufgabe, das metaphysische Bedürfnis des Einzelnen auf irgendeine, wenn auch noch so sonderbare Weise zu befriedigen, und lehnen jede leidenschaftliche Teilnahme am staatlichen und volklichen Leben schroff ab. Kirche, Gemeinde und allenfalls noch Familie sind für

sie alles. Auf diese Weise verlieren Kirche und Religion ganz den Charakter eines Organs der geistigen Volksführung und kommen somit von ihrem hauptsächlichen Zwecke völlig ab. Solche kirchliche und religiöse Sekten dienen mehr der völkischen Uneinigkeit als Einigkeit, stiften mehr Unfrieden als Frieden und werden dadurch für das große Ganze nicht nur unnütz, sondern geradezu schädlich. Die weitgehende Duldsamkeit gegen solche kirchlichen und religiösen Spielereien ist darum gar nicht am Platze. Sie sind, wie so manches andere, Ausflüsse bezw. Auswüchse des modernen anarchischen Überindividualismus und stehen schon aus diesem Grunde dem Gemeinschaftsleben in größerem (staatlich-volklichen) Rahmen fremd, wenn nicht gar feindlich gegenüber. Die christlichen unter solchen Sekten sind meist harmlos; es können sich unter den nichtchristlichen aber auch gemeingefährliche Verschwörerbanden verbergen. Jedenfalls sollte der Staat sich ihnen gegenüber nicht so wohlwollend verhalten, wie es gewöhnlich geschieht.

Weder das eine noch das andere der beiden vorher gekennzeichneten Extreme in dem Verhalten der Kirche zum Staate und Volke ist das Richtige und Normale. Das eine greift zu weit, das andere zu eng. Das Heilsame, den Hochzielen der Völkerführung am besten Dienende liegt in der gesunden Mitte zwischen Universalismus und Sektiererei. Es sollte für die Zukunft allein noch in Betracht kommen.

Von allen Völkern am meisten haben wir Deutsche unter der falschen Führung hinsichtlich des mütterlichen Prinzips zu leiden gehabt. Man muß sich eigentlich wundern, daß der Schaden, der dadurch unserem Volke an der Einheitlichkeit seines Kulturstils sowie an der innerlichen Einigkeit überhaupt erwuchs, nicht noch größer, daß unser Volk nicht noch mehr auseinander gerissen wurde[1]). Es zeigt das immerhin von einem recht erklecklichen Fonds von robuster Natur- und Kulturkraft, der für eine in dieser Beziehung *hellere* Zukunft zu den besten Hoffnungen berechtigt. Zeit wird es aber endlich, daß wir uns um den *mütterlichen* Teil der Volksführung mehr und mit *besserem Verständnis* bekümmern, als es bisher leider geschehen ist. Der Staat, mag er noch so tüchtig sein, kann eben nicht *alles* leisten.

Fassen wir nun diesen männlichen, väterlichen Teil der Führung, dessen Organ eben der *Staat* ist, etwas näher ins Auge. Solange sich der Staat bei uns auf die eingangs unter 1. gekennzeichnete Gruppe hauptsächlich stützen konnte, vermochte er einigermaßen zu ersetzen und wieder gut zu machen, was das mütterliche Führungsprinzip versäumt oder verfehlt hatte. Es scheint aber, daß, wenn nicht ein Wunder geschieht, die unter 1. genannte Gruppe die Führung, die sie bisher nur mit Gruppe 2 geteilt hatte, auch mit den unter 3. und 4. gekennzeichneten Gruppen in Zukunft wird teilen müssen. Jedenfalls machen die internationalen Pluto-

[1]) Vergl. voriges Heft: „Wie kann das deutsche Volk innerlich geeinigt werden?“

kraten mit ihrem freiwilligen oder bezahlten Anhang von Listigen und Verschlagenen augenblicklich die größten Anstrengungen, um unter dem Aushängeschilde der „Demokratie" die unter 5. genannte Gruppe und alle die übrigen, politisch Blinden und Tauben ganz unter ihren Einfluß zu bringen. Schon im vorigen Hefte wurde darauf hingewiesen, daß man dabei vor gemeinen Erpressungen unter Ausnutzung der Kriegslage nicht zurückschreckt. So etwas ist eben bei der geistigen und sittlichen Verfassung besonders der unter 3 genannten Gruppe gar nicht verwunderlich. Gelänge es ihnen, auch das deutsche Volk, wie so viele andere Völker vorher, mit der sogenannten „Demokratie" zu nasführen, dann wäre das für Deutschland noch mehr als für andere Länder gleichbedeutend mit fortschreitender sozialer und politischer Zerklüftung, zunehmendem Verfall und zuletzt völligem Zusammenbruch auf allen Gebieten. Denn dem deutschen Volke würden dann noch mehr als den anderen „demokratisierten" Völkern jene Gegengewichte fehlen, die diese Völker in ihrem stärkeren Nationalgefühl, in ihrer größeren kulturellen Stileinheit und in ihrer besseren mütterlichen Führung haben.

Vielleicht gelingt es aber, wenn der kritische Augenblick gekommen ist, den unter 1. und 2. genannten Gruppen, die Führung wieder an sich zu reißen und die weitere Nasführung der fünften Gruppe zu verhindern. Die beiden ersten Gruppen müssen sich also bei Zeiten eifrig suchen, rechtzeitig finden und so fest zusammenbleiben, daß alle weiteren revolutionären Anschläge der dritten und vierten Gruppe scheitern.

Die Möglichkeit eines solchen Scheiterns ist, wie schon angedeutet, bei uns in Deutschland noch vorhanden, denn der germanische Bluteinschlag, aus dem sich die ersten beiden Gruppen hauptsächlich und großenteils auch die fünfte Gruppe zusammensetzen, ist bei uns noch stark genug, um sich bei festem, klarem Willen und richtiger Führung durchsetzen zu können. Anderswo, namentlich in den sogenannten romanischen und slawischen Ländern, dürfte das so ziemlich aussichtslos sein, weil dort der anarische Bluteinschlag namentlich in der fünften Gruppe zu stark ist und die ersten beiden Gruppen größtenteils hoffnungslos verhändlert sind. Der ganze Krieg jetzt dreht sich ja im tiefsten Grunde (sowohl außerhalb wie innerhalb unserer Grenzen) darum, ob das monarchisch-aristokratisch-nationale, oder das plutokratisch-händlerisch-weltbürgerliche, das schaffende, oder das raffende Prinzip auch für die Mittelmächte — die letzten „pièces de ré-istance" unter der ganzen europäischen Völkergruppe — in der Politik wie in der Wirtschaft maß- und zielgebend werden soll. Bisher war das plutokratisch-händlerische Prinzip nur in den Ländern der Entente allein herrschend. Das genügte den Beherrschern um so weniger, als sie wußten, daß sie nicht bloß militärisch, auch wirtschaftlich auf die Dauer nicht den Wettbewerb mit Deutschland würden bestehen können. Die stärkeren Natur- und namentlich

Kulturkräfte schöpferischer Art arbeiten eben in und für Deutschland. Gegen diese geistige und sittliche Überlegenheit glaubten die Weltplutokraten nicht anders als durch die ungeheure Überlegenheit der Zahl sowie der toten Materie ankämpfen zu können, und darum brachten sie mit allen Mitteln der Lüge, Verstellung, Bestechung usw. ein Weltbündnis gegen Deutschland zustande. Aber alle vermeintlich ganz genauen mechanischen Berechnungen nach Maß, Zahl und Gewicht wurden an dem Geiste und an der Seele unseres Volkes elend zuschanden. Das wissen oder ahnen alle unsere Feinde, und daher ihr maßloser Haß gegen diesen Geist und diese Seele. Unser Großadmiral von Tirpitz hatte darum nur zu recht, wenn er auf jener denkwürdigen ersten Versammlung der Vaterlandspartei sagte, daß man die „Seele unseres Volkes morden" wolle.

Darauf läuft ja auch die „Demokratisierung" und „Parlamentarisierung" letzten Endes hinaus. In bezug auf diese innern Feinde könnten sich alle guten Deutschen jenes Christuswort zu Herzen nehmen: „Fürchtet euch nicht vor denen, die den Leib zu töten, aber die Seele nicht zu töten vermögen. Fürchtet euch vielmehr vor denen, die Leib und Seele verderben können in die Hölle."

Ehe unser Volk sich nicht über diese von innen aus drohende Gefahr vollkommen klar ist, eher wird es im Siegeswillen nicht einig werden und auch nicht imstande sein, die Früchte des Sieges, den unsere Armee und Flotte bald erkämpft haben wird, einzuheimsen. Wir haben also in gewissem Sinne eine innere Front genau so wie eine äußere[1]). Hat aber unser sonst gutes und tüchtiges Volk diesen gefährlichsten innern Feind erst einmal erkannt, dann ist der böse Zauber, mit dem man es solange genarrt und genasführt hat, verflogen, und der Weg zu einer großen, schönen, herrlichen Zukunft steht ihm dann offen.

Wie dieser Entscheidungskampf auch an der innern Front zum Siege geführt werden kann, davon ist im vorigen Hefte die Rede gewesen. Möchte doch die politische Führung der militärischen endlich einmal wenigstens halbwegs ebenbürtig werden! Dann würde auch Englands Sieg im Innern, der einzige, den es gegen uns bis zu einem Grade zu

[1]) Vergl. voriges Heft: „Englands Sieg in Deutschland".

erfechten vermochte, elend zuschanden, und auch die innern Feinde könnten uns dann nicht mehr schaden.

Wir harren nunmehr des rechten politischen Führers und des Wunders, das uns diesen Führer bringen soll. Möchten wir darüber nicht zu Narren werden! Möchten die Krone und die zur Beratung der Krone Berufenen von dem Geiste erfüllt werden, der in der höchsten Not den rechten Führer finden lehrt! Herr, erlöse uns von dem Übel der Mittelmäßigkeiten, der Durchschnitts- und Unterdurchschnittsköpfe, die vom demokratischen Gleichheitswahn und allen, die vor ihm niederknien, als Nasführer mehr denn als Führer an die Spitze gebracht werden. Weg mit diesem Wahn! Wir haben schon schwer genug darunter gelitten. Fort auch mit denen, die ihn sich zunutze machen wollen!

Selbstverständlich ist das Thema: „Wodurch Völker geführt und genasführt werden" mit dem Vorstehenden noch lange nicht erschöpft. Es wird noch mancherlei sehr Überraschendes darüber gesagt werden müssen. Davon das nächste Mal.

Der Wille zur Macht.

Dr. Franz Haiser.

„*Πόλεμος πατὴρ πάντων.*" — „Der Streit ist der Vater aller Dinge." (Heraklit.)

Ein Mann der Wissenschaft schrieb mir vor einiger Zeit einen langen Brief, voll der bittersten Vorwürfe, weil ich angeblich auch zu jener Gruppe von Männern zähle, die es am Gewissen haben, daß Deutschland heute von der ganzen Welt gehaßt wird und isoliert dasteht. Völlig undeutsche Elemente, wie zum Beispiel ein Nietzsche, hätten das Schlagwort vom „Willen zur Macht" aufgebracht und damit überall das größte Ärgernis erregt. — Als Dank dafür erzählte ich ihm einen Traum. Mir war, so schrieb ich ihm, als stünde ich auf einem hohen Ringgebirge unseres Trabanten und predige den Steingeröllen einer ewig toten und kalten unorganischen Natur. Ein furchtbares Grauen erfaßte mich plötzlich,

> Denn ihre Antwort war nur tiefes, tiefes Schweigen.
> Kein Echo folgte meiner Stimme, tonlos nur
> Verhauchte sie im Nichts des unbegrenzten Äthers.

Auch der Inhalt dieses Briefes war für mich nur tiefes Schweigen, denn ich hörte darin kein Echo meiner Stimme, bloß den Alltag hörte ich heraus, wenn auch in etwas gespreizter, würdevoller, gelehrter und leidenschaftsloser Form.

Wenn der Philosoph vom „Willen zur Macht" spricht, so denkt er dabei in erster Linie weder an einzelne, noch an Gruppen oder Völker, sondern ihm schwebt eine geistige Macht, ein geistiges Prinzip vor Augen,

vor dem schließlich der müde Mensch, den ein plan- und sinnloses Chaos schier zu Tode gequält hat, in die Kniee sinkt. Der Wille zur Macht ist ihm gleichbedeutend mit Welterlösung, mit dem Siege des Guten über das Böse, das niemals bekehrt, sondern nur unterworfen und in Schach gehalten werden kann. Der Böse muß schließlich selbst einsehen lernen, daß das Böse in ihm niemals zum Glücke führt, und daß er noch immer glücklicher unter der Herrschaft des Edlen lebt, als sich selbst überlassen und frei. Um die Herrschaft des guten Prinzipes verwirklichen zu können, ist freilich eine Herrschergewalt vonnöten, aber diese erscheint dem Denker niemals in Gestalt eines eigenwilligen, kindischen Selbstherrschers, sondern gleichfalls nur als Untergebener, als Beamter des Reiches Gottes. Jeder sei einem Höheren untergeordnet.

Es gab auch Propheten und Heilsverkünder, die Ähnliches lehrten, aber trotzdem auf einem ganz anderen Standpunkte standen. Sie meinten, Liebe, Gerechtigkeit, Wahrheit, Schönheit, — Güte sollte die Welt regieren und alle Menschen würden in Eintracht und Glück leben. Diese Lehre hat aber zur stillen Voraussetzung, daß alle Menschen zur gleichen Art von Liebe, Gerechtigkeit, Wahrheit, Schönheit, Güte usw. bekehrbar seien, weil es doch nur eine einzige Art des Ideals geben könne, nämlich die höchste, die einzig richtige, die vollkommene, die — wahre! Der, der sie gefunden zu haben vermeint, mißt sich also eine göttliche Eigenschaft bei, nämlich die des absoluten Geistes, absolut — denken zu können. Nein, so einfach ist die Sache lange nicht. Wohl lebt die ewig unfehlbare Größe des absoluten Geistes, das Ideal, der Inbegriff aller Vollkommenheit, aber der Mensch ist bloß ein dahinfließendes Verhältnis, denn er ist an die irdische Relativität gebunden. Dem edlen Menschen erscheint wohl das Ideal, aber immer nur als Ahnung, sozusagen als virtuelles Bild, das er niemals realisieren kann; nicht nur praktisch nicht, auch theoretisch nicht. Das menschliche Ideal hat keinen Fixpunkt, es fließt dahin im Strome der Entwicklung, weil es selbst Entwicklung ist. Können wir daher auf Erden durch eine wissenschaftliche Lehre je zu einem gemeinsamen, unwiderleglichen Ziele gelangen, bei der Verschiedenheit der Menschenart, in der sich das Bild des göttlichen Strahles der ewigen Wahrheit nur in Form von unzähligen Verschiedenheiten, Gleichnissen und Ahnungen widerspiegelt? Hätten wir es wenigstens mit einem einzigen Volke, mit einer einzigen Rasse „in reiner Linie", wie der Biologe sagt, zu tun, dann wäre wohl anzunehmen, daß ein gleicher Geist, und infolgedessen nur eine einzige — subjektive Wahrheit die Menschen beherrschen würde. Da wir es aber heute selbst innerhalb der Völker mit einem Rassen-Durcheinander zu tun haben und nur innerhalb der gleichen Art „Wahrheit" möglich ist, so vermag nichts anderes mehr Ordnung zu schaffen, als der Zwang. Dem reinen, einheitlichen Volke gebührt die Freiheit, denn es beseelt eine gleiche, unbewußte Richtlinie, die ungeleitet zum Reiche Gottes führt, dem Völker-

chaos aber der Herrscher. — Dem Rom der Republik sein „senatus populusque Romanus", dem spätrömischen Völkermischkessel sein Imperator! —

Das Streben nach dem idealen Imperativ ist zu allen Zeiten erkennbar. Saß er nicht schon unbewußt in der Volksseele, so mußte er gesucht oder nachgeahmt, verändert und angepaßt werden. Die Menschheit rang, stritt und blutete, um zu einem überindividuellen Imperativ zu gelangen, der sie von Streit, Blut und Chaos erlösen, vom selbstsüchtigen Begehren der sinnlichen, bösen Natur des einzelnen befreien sollte, um dem Geiste zum Siege über das Materielle zu verhelfen. Wenn alles entsagt, dann ist das Entsagen leicht, das Gesetz befreit! Aber kein Papsttum, keine Krone, keine Demokratie, kein Revolutions-Diktator war stark genug, um ihn zu erringen. Ins planlose Chaos verfiel immer wieder die Menschheit, das freie Spiel der mechanischen Kräfte des tierischen Begehrens gewann stets den Sieg über den guten Willen. Aber war der Geist der Herrschenden und sein Wille zur Macht auch immer rein und edel? Unterlag er nicht selbst seinem eigenen Leibe, seinen niederen Trieben, wie konnte er sich daher anmaßen, über andere zu herrschen? Der überindividuelle Imperativ und die Kraft ihn durchzusetzen offenbart sich also nur dem geistig völlig Freien, dem Unabhängigen, der in gar nichts mehr unter dem Imperativ seiner niederen Begierden steht. Welchen Rassen entströmte ferner der Geist der Herrschenden? Welchem Mischkessel von Elementen, die sich gegenseitig vielleicht durchkreuzten, aufhoben, entwerteten? Das Ideal dieser Welt, sagten wir, ist kein absolutes Ideal, es läßt sich nicht finden, ergrübeln, erdichten, es bleibt stets nur eine Ahnung vom absoluten Ideale göttlicher Vollkommenheit. Irdische Ideale sind daher immer vermenschlicht und individualisiert. Aber wir besitzen trotzdem einen Prüfstein für sie, ob sie transzendenten Ursprunges sind oder bloße Modepuppen, die einige Großkonfektionäre als Jahresneuheit auf den Markt geworfen haben. Das Ideal muß Einheitlichkeit besitzen, das heißt, es muß der einheitlichen Rassenseele entsprungen sein und auf ein klares und bestimmtes Ziel hinweisen, das weder ausgerechnet noch gesucht werden kann, wenn der Wille, dahin zu gelangen, nicht vorher schon in der Menschenbrust saß. Im Willen also offenbart sich des Menschen Bestimmung und sein Weg, den er zu wandeln hat, die willenlose Rechnung hingegen ist ein Kalfakter, sie läuft jedem nach und folgt ihm nach rechts wie nach links. Das Herz ist der Kompaß, der die Richtung angibt, das Hirn hat nur den Weg zu verbessern. Paradox könnte man ausrufen: „Mensch folge deinen Vorurteilen, aber hüte dich vor deinen Urteilen!" — Dieser Ausspruch ist selbstverständlich nicht für die Allgemeinheit bestimmt, er gehört unter die Mysterien, die die Priester aller Religionen stets geheim zu halten wußten.

Was folgt nun aus diesen Betrachtungen?

1. Daß Weltanschauungen und die Weltordnungen, die daraus entspringen, natürliche Arten sind, weil sie Arten entsprangen und von Arten aufgebaut wurden.

2. Daß verschiedene Arten verschiedene Wege gehen, über die uns nur ein menschliches, niemals aber ein darüberstehendes Gottesurteil zukommt.

3. Daß es nur eine Urpflicht gibt, auf die sich alle übrigen Pflichten zurückführen lassen. Sie lautet: „Verharre in Treue bei deiner Gruppe, so lange du einen Blutstropfen besitzst und eines Atemzuges fähig bist."

4. Daß das Radikalböse nicht im Tun, sondern im Sein des Menschen zu suchen ist. Der Biologe wird mich sofort verstehen, wenn ich hier auf die verdeutschten Fachausdrücke „erbbildliche" und „erscheinungsbildliche" Eigenschaften der Lebewesen verweise, die wir Herrn H. W. Siemens verdanken[1]). Setzen wir statt der allgemeinen Begriffe in die philosophischen und biologischen Formeln, die sich hier die Hände reichen, bestimmte soziale Werte ein, so haben wir den Satz vor uns: „Der Schlechtgeborene, aber bekehrte, ist gefährlicher, als der Wohlgeborene, aber verführte." — Erscheinungsbilder, wie sie hier vorliegen, sind eben nur Augenblicksbilder, das Gute wie das Übel hingegen liegt im „Erbbilde", das trotz Bekehrung, beziehungsweise Verführung in den folgenden Geschlechtern immer wieder zum Vorscheine kommt. Die Lehre des Christentums von der größeren Freude über einen einzigen Bekehrten, als über neunundneunzig Gerechte erscheint hier auf den Kopf gestellt. Auf spekulativem Wege bin ich schon längst zu dieser Überzeugung gekommen, die Biologie hat meine Überzeugung nur noch mehr befestigt. Freilich dürfen wir diese Lehre nicht zu weit treiben. Die Art ist nicht so starr, wie manche Anhänger Weismanns sie zu machen suchten; wir gelangten sonst wieder bei den Schöpfungstagen und beim Paradiese an. Der natürliche Rasseninstinkt aller Völker weist außer auf das Wohlgeboren immer auch auf das Wohlerzogen hin, wohlahnend, daß ein dauernd schlechtes „Erscheinungsbild" auch ein verschlechtertes „Erbbild" im Gefolge haben muß. Zucht, Körper- und Gesundheitspflege und die Schaffung einer veredelnden, erhebenden Umwelt war stets die Sorge aller instinktbegabten Staatsmänner. Denn die Gestaltung des Erscheinungsbildes soll nicht bloß die Erhaltung des Erbbildes bewirken, sie soll auch zu seiner beständigen Erhebung beitragen. Der Geist soll Sieger über den toten Kreislauf des mechanischen Geschehens werden, und der Eingriff des Geistes vermag auch wirklich alles, denn er ist transzendenten Ursprunges, der Mensch ist bloß seine Vermittlungsstation, sein Empfänger, Umformer, Relais, Kohärer, wenn diese Fachausdrücke der Elektrotechnik hier statthaft sind. Eine uns unbekannte göttliche Kraft wird hier in Lebensenergie umgeformt. Deshalb soll der

[1]) Siemens, „Die biologischen Grundlagen der Rassenhygiene", J. F. Lehmann, München.

Mensch seine Aufnahmefähigkeit für diese Kraft beständig erhöhen, er soll für ihre feinsten Schwingungen empfindlich werden, um sie hierorts als irdische Tat verwirklichen zu können. Wie hat sich doch der Mensch in dieser Beziehung vergröbert! Statt danach zu streben, ein Präzisionsinstrument zu werden, das auf alle möglichen Reize reagiert, wurde er ein ausgeglichener Motor, der nur mehr für den — Arbeitsstrom empfänglich ist! Aber freilich, das wissenschaftliche Präzisionsinstrument stellte ein geistreicher Feinmechaniker in seiner Privatwerkstätte persönlich her, kein anderer konnte es ihm abgucken und nachmachen, die Arbeitstiere der Elektromotore hingegen liefert eine Fabrik zu Hunderttausenden. Wir wollen damit nur andeuten, daß

5. der Mensch sein Sollen beständig zu heben hat. Sind seine Pflichten bereits in Fleisch und Blut übergegangen und ein Müssen geworden, so hat damit das Menschengeschlecht seine Aufgabe noch keineswegs gelöst, denn alsbald werden sich neue Pflichten auftürmen, die seiner Seele noch fremd, noch nicht anvertraut sind. Deshalb kommen wir niemals obenauf, auf einen Ruhepunkt, auf jenen Aussichtsturm mit Restaurant, wohin die Demagogen ihre Wähler mit den Wahlwürsteln vertrösten wollten. Wir müssen wieder religiös werden und an einen jenseitigen Lohn glauben lernen, denn den wohlverdienten blauen Bogen des ewigen Ruhestandes bringt nur der Tod.

Es ließen sich noch unzählige andere Schlußfolgerungen aus der Relativität unseres Daseins ziehen, doch es heißt sich kurz fassen. Nur auf den „Willen zur Macht" müssen wir nochmals zurückkommen.

Wenn nun des Menschen Lebenszweck so harte Arbeit ist, so will er doch wenigstens seine Arbeit gesichert wissen, er will richtig geleitet und — gehoben werden. Er hat Sehnsucht nach Ordnung und Sicherheit seines Zieles und tiefe Abneigung gegen Planlosigkeit und Irreleitung, die sein Werk in Bahnen bringen, die entweder in Sackgassen führen oder zu babylonischen Türmen machen, die immer wieder umgestoßen werden müssen. Alle Weisen beseelte darum die Sehnsucht, nach einer alles ordnenden Staatsgewalt zu gelangen, der Weise ruft immer nach Gehorsam und Unterordnung, nur Toren und Schlechtgeborene schreien nach Ungebundenheit und Anarchie; wer zum Gehobenwerden berufen ist, der muß sich der Disziplin fügen und allem niederen Begehren des Niederrassigen, des Tiermenschen entsagen. Der Wille der Weisen verlangt nach einer Macht, die das werdende Reich Gottes auf Erden erhalten, beschützen, gegen alle Gewalten des bösen Prinzips verteidigen und beständig heben soll. Die Menschenarten sind zu sieben, zu Gruppen zu ordnen und in gegenseitige Über- und Unterordnung einzureihen. Darum befaßten sich alle großen Geister des Altertums mit den Ständen, Kasten und Geschlechtern nicht nur wie mit einem gewissermaßen Unabänderlichen, das man hinnehmen müsse, weil es eben da sei, sondern sie erklärten ihren Sinn und

ihre Zweckmäßigkeit. Der gesunde Instinkt des hochrassigen Altertums gelangte auf ganz natürlichem Wege zur Staatsordnung der geborenen Stände. Zu Staatslenkern, Befehlenden und zur wehrhaften Gruppe sollten nur Edle und Weise gelangen, deren reiner Geist über ihre eigene sinnliche Natur Sieger geworden ist, um als leuchtendes Beispiel ihren Untergebenen voranzuleuchten. Wir kennen keinen Philosophen Athens, der sich mit der Demokratie seiner Vaterstadt befreunden konnte; alle lagen im Kampfe mit ihr, schielten nach Sparta hinüber und mußten in die Fremde wandern, um nicht verbannt oder gar hingerichtet zu werden.

Aber auch die reine Rasse ist nichts Fertiges, wie wir sahen; auch sie hat einer göttlichen Idee zuzustreben und ihr Sollen beständig zu steigern, ja sie hat geradezu das schwerste Werk zu vollbringen, weil sie an eigener Person den vollständigen Verzicht des materiellen Begehrens zugunsten einer geläuterten Seele, die nur mehr der Gottesidee dienstbar sein soll, durchzufechten hat. Platos Ideen sind starr, etwas Unveränderliches, Fertiges, Vollkommenes. Er glaubte sie so begreifen zu müssen, weil sie ihren Ursprung vom Göttlichen ableiten, aber gerade darin liegt die Schwäche des platonischen Systems. Wohl ist ihr Ursprung so zu begreifen, aber ihr irdisches Bild ist virtuell, ihre Bildwerdung wird durch die dahinfließende Entwicklung und Veränderung bedingt, ihre Erscheinung bleibt stets nur eine Ahnung vom Göttlichen, die von Gruppe zu Gruppe, von Volk zu Volk Verschiedenheiten aufweist, sie wird zu gar vielen Wegweisern auf den verschiedenen Wegen der organischen Entwicklung.

Das ist der überindividuelle Wille nach Macht, der Wille nach Herrschaft eines hebenden, reinen Geistes über das tote mechanische Geschehen, das sich in niemals stillbaren sinnlichen Begierden, in Chaos, Anarchie und Sackgassenentwicklungen verirrt, um babylonische Turmbauten aufzurichten, die regelmäßig der Baumeister selbst wieder umstoßen muß. Der überindividuelle Wille zur Macht verlangt nach einem übermächtigen, führenden und ordnungsschaffenden Prinzipe, dem wir uns vertrauensvoll und kritiklos unterwerfen können.

Der kausale Zusammenhang des nur-mechanischen Geschehens, die tote Gangart der Natur, wenn wir so sagen dürfen, läßt sich einigermaßen mit den Strömungen und Vorgängen in unserer Atmosphäre vergleichen. Ihr Augenblicksbild, die Witterung, erscheint einem feinfühligen Wetterkundigen stets als ein anderes, weil es von unzähligen Faktoren bedingt wird. Und trotzdem: selbst die feinsten Tönungen in der Wetterstimmung wiederholen sich. Eine abgegrenzte, endliche Natur (ideal gedacht, auch gegen Energieverluste abgegrenzt) geht eine tote Gangart, verfällt in ein perpetuum mobile, nur der Zusammenhang mit der Seele des Alls trägt eine Störung in diesen Kreislauf hinein, bringt Veränderung und Aufstieg (vergl. die Fauna Australiens). Die tote Gangart behält alle Strömungen und Bewegungen, die einmal in sie hineingelegt wurden, in

absoluter Trägheit bei; wenn sie sich dabei auch in unzähligen Variationen ergehen sollte, so bleiben es doch nur Bilder des Spielzeuges Kaleidoskop, die sich ändern, die Werte aber verharren in ewiger Starrheit. — Nun lassen wir aber durch kosmische Einflüsse eine Störung in unseren planetarischen Kreislauf hineintragen, denken wir uns, unser Sonnensystem träfe beispielsweise mit einem Sternhaufen zusammen, kosmische Massen veränderten den Bewegungsmechanismus unseres Systems, den Druck und die Zusammensetzung unserer Atmosphäre, die chemische Tätigkeit des Sonnenkörpers usw. Mit einem Schlage hätten wir ganz andere meteorologische Verhältnisse vor uns, die sich aber im Laufe der Zeit abermals auf einen gewissen Uhrwerksgang einstellen würden. Selbstverständlich reicht dieser materielle Vorgang nicht annähernd hin, den Eingriff einer transzendenten Störungsursache in das mechanische Geschehen zu veranschaulichen, aber es wird uns klar, worauf wir lossteuern: der Geist ist wohl nicht die bewegende, aber er ist die fortbewegende Kraft der Natur, die die tote Gangart vom ewigen Schlafe erweckt, — zu einem guten oder zu einem bösen Leben, je nachdem der Umformer beschaffen ist, der die geistige Kraft in die mechanische umsetzt. Die niederen Lebewesen sind noch sehr unvollkommene Umformer, der Mensch, der bisher ausgebildetste, aber gerade seine hohe Stellung birgt die Gefahr in sich, daß er, falls er sich als ein schlechtes „Relais" erweisen sollte, ein Entwicklungshemmer oder gar ein katastrophaler Zerstörer der Schöpfung werden kann. Die wahre Moralität des Menschen, sagten wir, liegt in seinem Sein, sein Tun ist nicht sein Erbbild, es ist nur das Erscheinungsbild. Die wahre Moralität, die die Erhebung zu Gott bewirkt und die Welt zu erlösen hat, ist also die Rasse, das ist's, worauf wir abzielten. Auch spekulativ kommt man zu diesem Schlusse. Nur der Edelgeborene, der Edle an Leib und Seele darf ein Mutant der Art werden, denn Mutation, Veränderung soll beim Menschen nur Erhebung bedeuten. Die Philosophen aller Zeiten drangen stets auf Hebung, sie waren die Führer auf dem Wege zum absoluten Geiste, ihr Wissen war kein bloßes Registrieren und Kritisieren, das sich erst fünfzigmal überlegt, ob etwas möglich sei oder nicht, kein bloßes Nachbeten des mechanischen Geschehens, ihr Auge sah nicht bloß, sondern es besaß auch Willen, den Willen zum Brechen mit diesem Geschehen. Wer an den Geist glaubt, für den ist nichts unmöglich, der Materialist freilich spricht von Unmöglichkeiten und verfällt dem Fatalismus. Der objektive Wissenschaftler ist nur ein Photograph, der Philosoph hingegen ist Maler, er legt Stimmung in seine Bilder! Das „Wie bist du?" beschäftigt ihn weniger, als das „Wie sollst du sein?" — Plato beseelte der richtige Instinkt, daß nur der edelgeborene Weise zur Herrschaft berufen sein kann, und daß die Herrschaft der Masse einer Festtrennung in das Chaotische, Grausame und Sinnlose gleichkommt.

Kaum waren diese Zeilen geschrieben, so fiel mein Blick auf die drei Aufsätze des letzten Septemberheftes der „Politisch-Anthropologischen Monats-

hefte". Auf politischem, geschichtlichem und biologischem Wege gelangen die drei Autoren zu dem gleichen Resultate. Der mit seltener Klarheit durchgearbeitete Aufsatz Professor Holles wird ein nie verblassendes Dokument unserer gegenwärtigen Übergangszeit bleiben. Überall schießen die Mutanten, vom reinen Geiste getrieben, in die Höhe und stemmen sich mit herkulischer Kraft gegen die Fesseln der Hemmungen und die Tätigkeit einer verrannten Entwicklung. Sie kannten einander nicht, lernen sich erst jetzt allmählich kennen, und trotzdem schritt jeder unabhängig vom anderen dem gleichen Ziele, wenn auch auf eigenartigem Wege, entgegen. Wer möchte da nicht die Hand Gottes erkennen, die die Denker zu den Waffen ruft? Philosophie brauchen wir wieder, ein tiefes, gottesfürchtiges Sinnen über die letzten Dinge, denn Philosophie ist keine leere Gedankentändelei, keine bloße Theorie, sondern sie bestimmt, wenn auch unbewußt, die ganze Praxis des Lebens. Jede Zeit hat ihre Philosophie und der gefährlichste Zeitgeist ist der, der die Philosophie verleugnet, aber gerade durch sie die Massen beherrscht. Darum kann gegen die Philosophie unseres Zeitgeistes wieder nur mit Philosophie gestritten werden, mit einer neuen, gottbegnadeten, intuitiven, leidenschaftlichen, die radikal zerstört, die erst den alten Kram zertrümmert, bevor sie Neues dafür aufbaut. Dieses Feld ist keine Tätigkeit für Kathedertemperamente, die hunderttausend Meinungen zitieren, ohne eine eigene zu besitzen, hier soll der Hammer donnern, bis alles alte Gemäuer zusammenbricht, um der neuen Feste Platz zu machen. Duldsamkeit und das gewisse versöhnliche, anscheinend zusammenleimende Element sind nichts anderes, als der zum Prinzip erhobene Zweifel an dem Gesetze, die böse Aussaat des Haders und des Kampfes aller gegen alle; denn wer gleichstellt, der verhetzt! Nicht bloß Ringwälle und Verteidigungswerke sollen wir um unsere neue Feste ziehen, auch Geschütze müssen wir bauen, schwere, alles weithin zerstörende, denn nur der Angriff erobert! Wir wollen keine „Partei" bilden, denn alle Parteien durchzieht ein demagogisches Nervennetz; sie gleichen Staaten, die sich durch Diplomatenränke bekriegen, die Kraft der offenen Wahrheit sinkt zu Boden und die Hexe List regiert durch Teufelsblendwerke. Wir gleichen vielmehr dem vorchristlichen Christentume, sind zerstreut, vorläufig ungeordnet und führerlos, nur die Ahnung ist unser gemeinsames Ziel, aber gerade deshalb durchleuchtet uns noch immer der edle Götterfunke reinster Aufrichtigkeit. Hüten wir uns vor dem Zuviel, hüten wir uns vor dem Allgemeinverstandenwerden, auf daß es uns nicht so ergehe, wie dem Propheten, von dem man sagen konnte: „Endlich hörte die Welt auf seine Worte und hat sie verstanden, aber von nun an ward er — mißverstanden!" Wenden wir uns viel mehr mit bilderreicher Sprache an die Volksseele, und sie wird uns unbewußt antworten; wollten wir alle zu Wissenden machen, so hätten wir mit einem Male mehr Redner als Zuhörer. Wir streben nach einem überindividuellen Gesetze, das zwar über allen Häuptern

schweben, aber trotzdem in den verschiedenen Herzen sich zum abwechselungsreichen Bilde gestalten wird. Wahren wir daher die natürliche Differenzierung und unterscheiden wir zwischen Hieroglyphen und Kursivschrift.

Der Streit sei der Vater der kommenden Dinge! Alles Bestehende ist unfertig und unwahr, im Streite muß es sich gegenseitig fällen. Der Streit ist Liebe, denn der Kampf ist gleichsam der Begattungsakt zweier feindlicher Gewalten, weil er neues, junges Leben zeugt. Alles Irdische ist mit sich selbst und mit anderem in Widerspruche, es gibt keinen darüberstehenden, immanenten Logos, keinen Fixpunkt, zu dem sich die Vernunft je durchringen könnte, denn dieser Ruhepunkt ist transzendent und der Weg dahin ist nur der unendliche Streit, weil das Endziel unendlich hoch liegt. Und dieser Aufstieg verschlingt Energie in Fülle, er fordert als Kraftquelle den grünen wie den roten Lebenssaft der Lebewesen und heizt seine Lokomotiven mit den Trümmern verklungener Überzeugungen.

Das ist unser Wille zur Macht! Wer ihn nicht verstehen kann oder nicht verstehen will, den werden wir weiter mit dem ewig toten Steingerölle dort oben auf unserem kalten Monde vergleichen, dem man Millionen Jahre predigen könnte, ohne auf warmes, aber schmerzenreiches Leben zu stoßen mit seinem glühenden Verlangen, einst im absoluten Geiste aufzugehen.

Ranke und die weltgeschichtliche Rolle der Germanen.

Ludwig Schemann.

(Fortsetzung.)

III.

Im unverbrüchlichen Besitze der Errungenschaften, die wir Gobineau und Woltmann verdanken, wird es uns nun verhältnismäßig leicht sein, die Gesichtspunkte, die Ranke nicht genügend berücksichtigt hat und unter welchen wir über ihn werden hinausgehen müssen, zu einer eigenen Betrachtungsreihe zusammenzufassen; sodann darzutun, wie vielfältig diese Gesichtspunkte mit denen der Früheren sich berühren oder decken, und endlich nochmals die Frage zu wagen, ob nicht doch auch in dem Vielklang Rankeschen Schaffens eine urverwandte Stimme zu entdecken sei.

Das wichtige Kapitel „Rom germanisch", die Unterlage und der Ausgangspunkt aller Erörterungen romanisch-germanischer Fragen, ist in den letzten Jahrzehnten der Gegenstand einer immer ausgedehnteren Literatur (in Büchern, Schulprogrammen, Abhandlungen aller Art) geworden. Diese hat das Eine unzweifelhaft ergeben, daß wir uns das Einströmen des germanischen Elementes in die absterbende Römerwelt gar nicht ausgedehnt genug vorstellen können; vor allem aber, daß es alle Schichten und Stände derselben mehr oder minder gleichmäßig durchdrang, indem nicht nur das erobernde Herrengeschlecht, sondern lange vorher schon, und zwar

jahrhundertelang, germanische Sklaven in unübersehbaren Massen auf den Boden des Reiches übersiedelten bezw. übergesiedelt wurden. „Germanen überall" war schließlich die Losung, die schon nach dem dürftigen Stande unserer Quellen erhoben werden konnte; und dabei ist mit Recht des öftern darauf hingewiesen worden, daß nach berechtigten Analogieschlüssen noch vieles Weitere sich ahnen lasse[1]).

Wenn somit schon für die Zeit, da das Römerreich noch existierte und nominell die Römer noch herrschten, das Wort eines neueren Historikers fallen konnte: „Der alte Name Rom umfaßt ein neues Geschlecht; junges Germanenblut rollt in des römischen Volkes Adern" (Seeck in seiner Geschichte des Unterganges der antiken Welt), wie mußte da vollends das Gepräge dieses neuen Geschlechtes immer deutlicher zutage treten, seit die Herrschaft über die abendländische Welt immer entschiedener und unbestrittener in seine Hände hinübergeglitten war! seit die Germanen sich als die großen Beweger der Völkergeschicke, weit mehr noch als in den tumultuarischen Vorgängen der Völkerwanderungs-Jahrhunderte, in den darauffolgenden der Neugestaltung und des Aufbaues des modernen Europas bewährten!

Um uns klar zu machen, in welchem Maße sie das Übergewicht in der neueren Geschichte, vollends aber im Mittelalter, sich zu sichern und auszuüben vermocht haben, müssen wir drei Dinge festhalten: erstens, die unerschöpflichen Menschenmassen, die unversiegliche Zeugungskraft der damaligen Germanenwelt. „Zahllos wie die Bäume ihrer Wälder" erfüllten sie das Abendland. Die Römer wurden nicht müde, ihrem Staunen über diese Mengen Ausdruck zu verleihen, und noch im achten Jahrhundert meinte Paulus Diakonus, indem er das öde Italien mit dem gefüllten Germanien verglich, daß „der Norden mit seinem Eis und Schnee die Vermehrung der Menschen begünstige, der Süden mit seinen Krankheiten die Völker dahinraffe". Dazu kommt aber — worüber heutzutage kaum mehr ein Wort verloren zu werden braucht —, daß Niedergangsrassen, gewollt oder ungewollt, gemeiniglich nur noch geringe Nachkommenschaft liefern. Das muß namentlich auch für die Beurteilung des mittelalterlichen Adels in Anschlag gebracht werden, der ja allerwärts die Haupttaten jener Zeit getan hat, dessen unbedingte Identifikation mit Germanen freilich nicht angängig ist, da wir vielmehr wissen, daß in den fränkischen, burgundischen, westgotischen, zuletzt auch in den langobardischen Adel alt-

[1]) Jakob Grimms Ausruf: „Wären nur die Listen der patricii, Präfekten, magistri militum usw. erhalten", hat, namentlich in Verbindung mit seiner andern Äußerung (kl. Schr. III, 230 ff.): „wahrscheinlich wäre Byzanz wie Rom früher gesunken, hätten sie nicht die leibliche Kraft deutscher Stämme mannigfach in ihrem Dienste zu verwenden verstanden", typische Bedeutung. Ich muß hier natürlich darauf verzichten, die Literatur über das Germanentum in Rom im einzelnen anzuführen. Sie findet sich zum guten Teile verzeichnet in Brunners „Deutscher Rechtsgeschichte", Bd. I, 2, S. 51, wo auch (S. 61—61) eine sehr gute knappe Darstellung des Prozesses der Germanisierung des römischen Staates und Heeres gegeben wird. Ausführlicheres bei Seeck, „Der Untergang der antiken Welt".

einheimische Elemente eingedrungen sind. Aber der Verlauf des sich entwickelnden Wettbewerbsprozesses zwischen dem Adel der beiden Rassen muß, zumal die zurückgehende, absterbende von Hause aus hier zweifellos in der Minderzahl war, mit der Zeit sich für die aufstrebende, jugendfrisch auf den Plan getretene immer günstiger gestaltet, das Verhältnis der Zusammensetzung des Adels sich nach obigem Gesetz immer mehr zum Vorteil der Germanen verschoben haben. Und das gleiche wie für den obersten Stand gilt, vielleicht noch in höherem Grade, für die niederen, bis herab zu demjenigen, dessen üblichste Bezeichnung wir gerade mit Rücksicht auf die Fülle seiner Nachkommenschaft gewählt haben.

Zweitens, die Germanen waren durchweg in den höheren, ausschlaggebenden Stellungen. Das bedarf in der Hauptsache keiner Ausführung. Alle Herrscherhäuser Europas, mit Ausnahme des osmanischen und einiger weniger gänzlich nebensächlicher, sind bis auf den heutigen Tag germanischem Geblüt entstammt. Desgleichen hatten die Umwälzungen der sinkenden alten und der entstehenden neuen Welt die führende Rolle auf allen Gebieten, nicht zum mindesten auch der Kirche, der noch eine besondere Betrachtung gewidmet werden soll, den Germanen in die Hände gespielt.

Endlich drittens aber: wenn die Germanen den ihnen durch den Verlauf der geschichtlichen Ereignisse zugefallenen Vorrang nicht nur zu behaupten, zu befestigen, sondern mit der Zeit immer glänzender zu gestalten, zu vermannigfachen und zu vertiefen verstanden haben, so war das nicht am letzten auch ein Ergebnis ihrer überlegenen Begabung, vor allem ihres höheren Dranges und ihrer stärkeren Initiative. Darauf gefaßt, diesen Satz nicht allgemein anerkannt, ihn als Glaubensartikel für der wissenschaftlichen Durchschlagskraft entbehrend erklärt zu sehen, kann und darf ich ihn doch hier nicht unausgesprochen lassen. Er ist vielen Tausenden ein Axiom. Da es indessen eine Fülle von Wahrheiten, von Handgreiflichkeiten gibt, die sich einem Teil unserer Mitmenschen nie als solche erschließen werden, so können wir nichts Anderes tun, als auf das hinzuweisen, was sich irgend zum Beweis, oder doch zur Inslichtsetzung derselben beibringen läßt.

Vielleicht gibt es kein bezeichnenderes Symptom für diese Überlegenheit der Germanen, als ihre Unentbehrlichkeit, ihr entscheidendes Eingreifen in kritischen Augenblicken der Geschichte selbst da, wo sie nicht herrschen, sondern dienen, wo ihnen scheinbar keine Haupt-, sondern nur eine Nebenrolle zugewiesen ist. Pharsalus haben, wie schon das Annolied und später Klopstock und Jahn gefeiert haben, Germanen entschieden. Wie jahrhundertelang früher die Waräger im Griechenreiche, so hat auch in den letzten Zeiten, bei der Verteidigung Konstantinopels bis zu dessen Falle, ein deutscher Ingenieur an erster Stelle gestanden. Stein hat dem Kaiser

Alexander zum Vernichtungsschlage gegen Napoleon die Hand geführt. Das sind nur so einige wenige symptomatische Fälle.

Allbekannt und von niemanden bestritten ist es, daß während des ganzen Mittelalters und bis tief in die Neuzeit die staatliche, soziale, wirtschaftliche und geistige Verfassung Zentral- und Westeuropas im wesentlichen germanisch gewesen ist. In den Gilden, Zünften und Kommunen der Städte nicht weniger als in den Staats- und Heeresverfassungen obsiegte deutscher Geist, deutsches Vorbild. Nicht nur als herrschender Grundbesitzender und Militäradel, auch als bürgerliche und bäuerliche Pioniere haben die Germanen-Deutschen ihre agrarischen und wirtschaftlichen Eigentümlichkeiten, ihr Gefolgs- und Lehnswesen, ihre Gerichtsverfassung, ihre Stadtrechte, ja ihr Geistesleben in alle Fernen, vieles davon auch in die östlichen Länder, wo einsichtige Fürsten diesen Prozeß lebhaft förderten, getragen und so auf die politische und kulturelle Entwicklung fast des gesamten Europas den größten Einfluß gewonnen.

Trotzdem sie infolge der Überfülle des auf sie eindringenden bildenden Stoffes größere Gegensätze als jemals andere Völker in sich zu verarbeiten hatten — heidnischen Glauben und Christentum, antike Geschichtsschreibung und deutsche Sage, römisches Städteleben, mittelländischen Handelsverkehr und deutsche Bauernwirtschaft —, trotzdem sie, bei der Mannigfaltigkeit, ja Gegensätzlichkeit ihrer Anlage und dadurch bedingten Schmiegsamkeit von überall her aufnahmen, vermochten sie doch wiederum ihrerseits allem das vornehmlichste Gepräge zu geben. Die neuesten Forschungen der germanischen Altertumswissenschaft haben den Bereich germanischer Eigenkultur ganz ungemein erweitert; die Nichtabhängigkeit der Germanen vom Orient, vom klassischen Altertum und vom Christentum ist an vielen Stellen dargetan, wo man früher Abhängigkeiten annahm. Dazu aber noch kann man das Wort Platos „Was die Griechen von Barbaren überkamen, haben sie vervollkommnet", in entsprechender Umbildung von den älteren Brüdern (mit denen sie überhaupt so vieles gemein haben) mit gutem Fug als Motto auf die Germanen übertragen. So reich war der Quell ihres inneren Lebens, so stark ihre Eigenart, daß sie nach allen Seiten davon mitzugeben, aus jederlei Boden und Umwelt Früchte hervorzuzaubern vermochten. In erstorbene Massen und Gebilde brachten wir damals den Geist der Persönlichkeit, der Individualität zurück, gaben fahlen Länder- und Völkerkomplexen die unterscheidende Farbe, hauchten allem eine neue Seele ein. Bei keiner Nation zeigt sich das so deutlich wie bei derjenigen, welche auf die so vielfach gemißbrauchte Bezeichnung „romanisch" doch wohl den ersten und nächsten Anspruch hat, weil bei ihr das Romanische sich zeitlich, räumlich und anthropologisch ganz unmittelbar aus dem Römischen entwickelt hat: bei der italienischen. Das geistig sterilste unter den großen Völkern taucht plötzlich, germanisch wiedergeboren, als das fruchtbarste wieder auf; unter anderem wächst es nicht nur in den bildenden Künsten

über alle anderen hinaus: eine ganz neue Kunst, von der die Römer keine Ahnung gehabt, die Musik, haben ihm die Nordländer zugetragen, so daß es nun auch darin als der ersten eines dasteht.

Wenn je ein wahres Wort gesagt worden, ist es das Wilsers („Deutsche Vorzeit" S. 89): „Für den tiefer blickenden Geschichtsforscher ist es keine Frage, daß ohne den Sturz des Götenreiches das Zeitalter der ‚Wiedergeburt' früher und vielleicht auch schöner angebrochen wäre", und das andere (ebenda S. 87): „Wie sich die Geschichte unseres Weltteiles gestaltet haben würde, wenn die glückliche und segensreiche Herrschaft Hermanrichs Bestand gehabt hätte, ist gar nicht auszudenken." Was hier an zwei Beispielen dargetan wird, gilt ganz allgemein: am Schicksal der Germanen und ihrer Reiche hing das Schicksal der Welt, mindestens der damaligen Kulturwelt, mehr oder minder ausschließlich. Einzig sie vertraten nicht nur der alten Welt des Orbis Romanus sondern auch der neu hinzutretenden des Ostens gegenüber das produktive, schöpferische Element im Völkerleben. Leider nicht auch durchweg mit derjenigen Energie und Härte, welche diese Welt nun einmal verlangt. An diesem Mangel ist der soeben erwähnte, unser edelster und bildsamster Stamm, zugrunde gegangen. Auch die Abtrünnigkeit vom heimischen Volkstum tritt früh, und bei allen Stämmen, auf — schon Stilicho liefert uns eines der ersten historischen Prachtexemplare des sein Blut verleugnenden Germanen-Deutschen —, und, was das Schlimmste, der dämonische Schicksalszug „Germanen gegen Germanen", dieses wahre Verhängnis der germanischen Geschichte, hat den Umkreis des Germanentums, welcher ursprünglich die allerweitesten Gebiete Europas umfaßte, immer mehr eingeengt, so daß erst dadurch die romanischen und slawischen Massen als rivalisierendes Element überhaupt ernstlicher in Betracht kamen und nach äußerem Anschein das Mittelalter als germanisch in Zweifel gezogen werden konnte. Bei Philippi fing dies an, in den Völkerwanderungskämpfen war es ganz gewöhnlich, auf den katalaunischen Feldern gipfelte es. Theodorich beseitigte Odovakar. Langobarden haben das Gotenreich stürzen helfen. Am stärksten waren von deutschen Stämmen in Vernichtung germanischer Mitelemente die Franken, welche in Südgallien fast methodisch austilgten und später in den Kämpfen gegen Allemannen, Thüringer, Langobarden und Sachsen die germanischen Bestände gewaltig lichteten. Im eigentlichen Mittelalter dann in Italien die jahrhundertelangen Kämpfe aller gegen alle, insbesondere die zwischen Guelfen und Ghibellinen, Päpstlichen und Kaiserlichen; in Frankreich die Krone gegen den Adel, die Religionskämpfe; in England Dänen gegen Sachsen, Normannen gegen Sachsen, dann die Adelskämpfe der roten und der weißen Rose, und so fort[1]).

[1]) Die Vernichtung des gesamten Korps der Wäringer durch Robert Guiscard im Jahre 1081 zeigt uns sogar Normannen gegen Normannen (wie ähnlich natürlich zahllose Vorgänge im Norden).

Das gleiche Bild des blinden Wütens in das eigene Blut zeigt uns ja auch wieder die griechische Welt. Aber diese hatte doch einen Vorzug, der den Germanen ebenfalls abging: die Griechen dehnten sich normal und auf immer leicht zu überschauendem und zu beherrschendem Gebiet aus. Das Zentrum blieb, und zwar im Mutterlande. Die Griechen empfanden sich daher, trotz aller Gegnerschaften, während der Hauptzeit ihrer Geschichte einheitlich und solidarisch und konnten in diesem Sinne die hellenistische wie die byzantinische Welt befruchten. Die germanische Geschichte verlief dagegen zum großen Teile, und nicht in ihren schlechtesten Teilen, durchaus exzentrisch. Ein germanisches Einheitsgebiet erschloß sich lange Zeit nur den allererleuchtetsten Köpfen, und zu einem Einheitsbewußtsein, einem bewußt einheitlich germanischen Empfinden kam es dementsprechend ebensowenig. Eine s. z. s. konstruktive Sammelperiode kam für das Germanentum erst, als die „romanischen" Germanen längst abgesplittert und zu Renegaten geworden waren. Im Kampfe gegen Rom und die Kirche vornehmlich gewann sich dann die Vormacht ihr germanisches Bewußtsein. Bis in die Zeiten des Humanismus war Deutschland ohne Kenntnis seiner Vergangenheit. Von einer germanischen Basis unseres Patriotismus kann erst seit der Wiederentdeckung des Tacitus die Rede sein.

Und trotz alledem wagen wir es, die Gesamtbilanz des Mittelalters als germanisch zu bezeichnen? Zweifellos, mit Rücksicht auf die ganz unverhältnismäßig in ihm vorwaltenden Werte und Kräfte. Mit gleichem Recht wie dem Mittelalter den germanischen, könnte man dem vorhergehenden Jahrtausend kulturell den griechisch-römischen Charakter absprechen. Dem gesamten römischen Altertum ist das etruskische, keltische, hellenisch-hellenistische genau in der gleichen Weise vor- und übergelagert wie dem Mittelalter das römische bezw. griechisch-römische. So auch hat in den Hellenen vieles fortgelebt, was sie von den Völkern des Orients überkommen, aber umgeprägt und mit dem Atem ihres Geistes erfüllt hatten, wie die Weisheit des Altertums und der christliche Glaube in den Germanen fortlebte, die ihrerseits wieder beides neu verkörperten und fortentwickelten. Das Maßgebende, Ausschlaggebende für die Beurteilung, für die Zuteilung einer Epoche ist und bleibt doch immer, wes Geistes Kinder die sie beherrschenden, oder die in ihnen vorherrschenden Menschengruppen gewesen sind. Das aber kann im vorliegenden Falle, wenn wir uns an die so sprechenden Ergebnisse der Anthropologie, aber auch an die offenkundigsten Tatsachen der Kulturgeschichte halten, nicht zweifelhaft sein.

Erinnern wir uns hier vor allem, in einem wie grellen Gegensatze im entscheidendsten Punkte, dem des Geistig-Schöpferischen, die unmittelbaren Vorgänger der Germanen zu diesen selbst gestanden haben. Im Rechts- und Staatsleben, in der Verwaltung, allenfalls in der Zivilisation, wie man sie eben im bescheidensten Sinne versteht, in Nutzbauten aller Art, öffentlichen Anlagen, Straßen usw. erschöpfte sich Rom. Stammes-

leben, und damit höhere Eigenart, hatte es im Bereiche seiner Herrschaft nie geduldet und so ein fahles, eintöniges Grau über seine Gebiete ausgebreitet. Daß die Latinität, nach Gobineau, einen Negativzustand bedeute, ist wohl etwas stark ausgedrückt, aber in der Sache völlig zutreffend. Ich habe („Gobineaus Rassenwerk" S. 362) eine Fülle von Zeugnissen zur Zerstörerrolle Roms beigebracht — ein Unisono, wie es wohl in geschichtlichen Dingen nur ganz selten erklingt, gipfelnd in den Aussprüchen Montesquieus und Mommsens. Der größte Verherrlicher, den das Römertum je finden konnte, hat doch von der Romanisierung gesagt[1]): „Das neue Leben, welches den Römern aus den Ruinen der von ihnen ausgetilgten Nationen erblühte, war nirgends voll und frisch und schön." Damit aber haben wir die Keime der romanischen Nationen, wie sie eben ohne die Germanen geworden wären. Lange vor ihrer äußeren Vernichtung waren die Einrichtungen des römischen Lebens entseelt. In vollkommener Indifferenz stand diese versiegende Römerwelt dem Orbis — soweit er nicht militärisch und administrativ von ihr beherrscht wurde — gegenüber; der tiefen geistigen Verwahrlosung, die daraus hervorging, entsprach die tiefe seelische Depression, die sie dem ihr entwachsenden Mittelalter als trauriges Erbe mit auf den Weg gab. Dem steht gegenüber die regenerative Umgestaltung des Abendlandes auf so ziemlich allen Gebieten, die enthusiastische Hineinziehung des Orients in den Kreuzzügen, die jugendlich heißhungerige Erschließung der Erde im Zeitalter der Entdeckungen, die ganze in tausend Strahlungen sich brechende Erhebung germanischen Geisteslebens von bescheidenen Anfängen bis zur erhabenen Beredsamkeit des Parzival und dem Himmelanjauchzen des Kölner Domes, der allein eine ganze Geschichte erzählt.

Um zusammenzufassen: Ranke und die um ihn wollen uns in den „Romanen" implicite die Römer zu sehr als etwas Lebendiges, als Fleisch und Bein, als Weggenossen durch die Geschichte zugesellen. In Wahrheit bedeuten sie uns bestenfalls etwas wie Laren und Penaten: die eigentlichen Menschen des Mittelalters sind Germanen, auch da, wo sie als Romanen wahrhaft etwas bedeutet haben.

Wenn denn aber nicht Rom, dann wenigstens das Christentum, dann die Kirche, die letzte Leistung, zu der sich das sterbende Rom zusammenraffte? Gewiß gibt es genug Geister, welche bei dem christlich-germanischen Charakter, der dem Mittelalter einhellig nachgesagt wird, den Nachdruck auf den ersteren Bestandteil legen wollen, und schwer genug mag es sein, mit Sicherheit zu bestimmen, welcher von beiden in jenem Gemeingefühl, das während der theokratisch-feudalen Jahrhunderte bis zur Ausbildung der neuen Nationen und deren Erfüllung mit Nationalgefühl die abendländische Welt beherrschte, der vorwiegende gewesen sei. Offenbar wechselte

[1]) Mommsen, römische Geschichte, Bd. V, S. 655.

und schwankte dies nach Zeiten und Ländern: in Spanien hat der Schwerpunkt ganz anders nach der christlichen Seite gelegen als in Frankreich oder in Deutschland. Aber das darf man wohl in jedem Falle ganz allgemein aussprechen; wie es sich bei dem gleichzeitigen Eindringen des Christentums und der Germanen ins Römerreich herausstellte, daß nicht eine neue Lehre, sondern nur ein neues Blut einer gesunkenen Volkskraft aufzuhelfen vermag, so auch sind die großen Leistungen des Mittelalters nicht sowohl aus jener Lehre an sich, geschweige aus den Nutzanwendungen, welche ihre ersten Bekenner daraus gezogen (dem Märtyrergeist der ersten christlichen Jahrhunderte), sondern aus dem, was germanischer Heldensinn daraus zu machen wußte, hervorgegangen. So gewiß der mittelalterliche Ritter nur christlich zu denken ist, so gewiß ist doch die eigentliche Wurzel des Rittertums in dem jugendlichen Tatendrang der germanischen Völker zu suchen. Erst in dem Maße, wie diese jungen Nationen sich in ihren Volkseigentümlichkeiten entwickelten, ist auch das Christentum nicht nur in seiner Wirksamkeit als Lehre, sondern vor allem als Leben, auf die Höhe gelangt. Mehr als das Christentum die Germanen, haben die Germanen das Christentum beeinflußt, das ohne sie mehr als einmal dem Untergang, oder doch der Veräußerlichung oder der Verkümmerung preisgegeben schien.

Ganz gewiß hat an der Kirche, dem sichtbaren Teile des Christentums, auch Rom seinen gewaltigen Anteil gehabt. Aber während an dem inneren Ausbau der Lehre im Laufe der Jahrhunderte die verschiedensten Völker des Morgen- und Abendlandes, und nicht am letzten die Germanen, mit- und zusammengearbeitet haben, ist jener Anteil Roms doch, entsprechend seiner ganzen weltgeschichtlichen Rolle, vorwiegend auf die Organisation, auf das Regieren, auf die Fortführung des traditionellen Herrschaftsgeistes beschränkt geblieben. Vom Papsttum insbesondere konnte Woltmann mit tiefer Berechtigung sagen, es sei „ursprünglich eine aus römischem Verwaltungstalent und jüdisch-christlichen Ideen hervorgegangene Institution, seine Erhebung zu einer politischen Weltmacht aber ein Werk des germanischen Stammes". Besagt übrigens Rankes oben (S. 406) wiedergegebene Äußerung im Grunde viel anderes? Nur machte sich Ranke dabei, wie so häufig, deren anthropologische Grundlagen nicht klar, die doch, wenn irgendwo, gerade hier entscheidend ins Gewicht fallen. Die größten und einflußreichsten Päpste, Urban II., Alexander III., Innocenz III., sind germanischen Blutes gewesen. Wenn ich darauf verzichte, Gregor VII. in dieser Reihe mit aufzuführen, so ist es, weil betreffs seiner immerhin Zweifel möglich bleiben. Kein Zweifel aber, daß auch er nur in einer durch und durch germanischen Epoche denkbar war und seine besten Kräfte daraus gesogen hat.

Kein Zweifel ferner, daß, wo die christliche Lehre am Ernstesten, am Tiefsten erfaßt wurde, immer Germanen dahinter zu suchen sind. Das begann gleich mit den großen Heidenaposteln. Albertus Magnus, Abälard,

Thomas von Aquino und wie viele andere waren Vollblutgermanen, und vollends jene einzige, unvergleichliche Erscheinung Bernhards von Clairvaux, der als einfacher Mönch die höchste Autorität des Abendlandes auf sein geweihtes Haupt zu ziehen wußte. Die geistlichen Ritterorden brauchen wir gar nicht erst auf ihr Blut zu prüfen. Aber auch mit den Mönchsorden ist es nicht viel anders. Insbesondere tritt der Germane immer hervor, wenn das Wort Reform erschallt, das heißt, wenn es von außen nach innen geht. So war der heilige Benedikt von Aniane, der Reformator der Klöster im Sinne Benedikts von Nursia, gotischen, Bruno von Cöln, der Begründer des Kartäuserordens, deutschen Geblütes. Die hervorragendsten Äbte von Cluny stammten aus fränkischen, burgundischen und auvergnatischen Edelgeschlechtern. Der Cisterzienserorden wurde von einem Edeling der Champagne gestiftet. Und so geht es weiter. Die Reform der Kirche ist von einem Verwandten des Kaiserhauses, Leo IX., begonnen, von einem anderen, Calixt II., zum Abschluß gebracht worden. „Es war", bemerkt Giesebrecht hierzu (Bd. III, S. 930 seiner Kaisergeschichte), „als ob alles Große auch jetzt noch die letzte Kraft aus dem Kaisertume saugen müsse."

Der Plan Franz Xaver Kraus', mit einer Geschichte der innerkirchlichen Reformbewegungen vor der Reformation seine glänzende Gelehrtenlaufbahn zu beschließen, ist leider nicht zur Ausführung gekommen. Sein Werk würde uns zugleich ein wertvollstes Stück Kirchengeschichte und germanischer Geistesgeschichte geliefert haben[1]).

Von der eigentlichen Reformation ist es hundertfach betont worden, daß sie eine germanische Tat gewesen sei. In der Tat hat sie auch in den nichtgermanischen Ländern noch einmal die stammverwandten Elemente zum großen Teile um ihre Fahne zu sammeln vermocht und es so bewirkt, daß der Sieg germanischer Freiheit über den ertötenden und erstarrenden Druck der römischen Hierarchie auch der gesamten romanischen Welt mit zugute kam. Wenn freilich von manchen Seiten versucht worden ist, alles mit der Reformation Zusammenhängende unserem Blute, alles von der Gegenseite dem des „Völkerchaos", wie Chamberlain nach Gobineaus Vorbilde die nichtgermanische Welt bezeichnet hat, zuzuweisen, so muß dies durchaus abgelehnt werden. Germanen und Germanismus oder germanischer

[1]) Erst nach Abschluß dieser Arbeit ist mir das Buch von Otto Hauser „Die Germanen in Europa" (Dresden 1916) bekannt geworden, das, neben Gewagtem und Unhaltbarem, doch auch viel Gutes zu unserem Thema bringt. In erster Linie kommt in Betracht der Abschnitt Seite 104—116 „Kirche und Papsttum", zu welchem Hauser, wenn ich recht sehe, an einzelnen Enden noch reichhaltiger zusammengetragen hat als Woltmann. So wenig ich die Verantwortung dafür übernehmen möchte, daß alles hier Gebotene auf festen Tatsachen beruht, so unzweifelhaft muß ich schon darin ein Verdienst erkennen, auch das minder Sichere, aber doch Wahrscheinliche, von den germanischen Bestandteilen der Kirche herausgefunden und der sorgfältigen Einzelprüfung Kommender überwiesen zu haben.

Geist sind zwar von Hause aus und in den meisten Fällen, aber nicht immer, Parallelerscheinungen. Schon Bonifatius, ein Vollgermane, und nach ihm wie mancher Papst, ist erzrömischen Kräften untertan und für erzrömische Dinge die ausführende Hand geworden. Ich habe anderen Orts (S. 372 ff. meines öfter angeführten Buches) darauf hingewiesen, daß selbst im Jesuitenorden eine unverhältnismäßig große Anzahl germanischer Persönlichkeiten sich vertreten findet.

Woltmanns Auffassung, die für die Germanen vor allem das Führermoment in den Vordergrund rückt (Klemms „Aktive Rasse"), dabei von Gut und Böse absieht und naive Konstruktionen, wonach alles Große und Herrliche den Germanen, alles Mißliche möglichst den Nichtgermanen zugeschoben wird, rücksichtslos über den Haufen wirft, ist, wie unvergleichlich viel größer in ihren Perspektiven, so auch unvergleichlich viel näher der Wahrheit. Wir müssen uns dazu verstehen, die Germanen als die Vertreter der treibenden Kräfte im Guten wie nicht selten auch im Bösen anzuerkennen. Sie sind in alles hineingewachsen, haben unendlich vielem sich angepaßt, aber immer und überall genug von ihrem eigensten Wesen an sich behalten, um ihren Willen, ihren Geist, ihre Seele auch gegen die widerstrebendsten Kräfte der Geschichte durchzusetzen. Das haben sie bewiesen, als sie zu Beginn des Mittelalters das weltliche und als sie am Ende desselben das geistliche Rom niederwarfen. Dies war vielleicht ihre letzte gemeinsame große Tat; seitdem hat die Losung „Germanen gegen Germanen", neuerdings unter Englands Leitung, ihren verhängnisvollen Lauf weiter genommen. Nur ein Teil der Germanen steht heute mehr im Kampfe gegen Schlimmeres, als selbst Rom je ausgesonnen, und fast wie ein ferner Jugendtraum scheint das Mittelalter hinter uns zu liegen. Und doch schließt die Stellung zu eben diesem Mittelalter nach wie vor die zur germanischen Rasse überhaupt in sich. Was man auch sagen möge, die Germanen sind das Mittelalter. Als ungeheures Massiv stehen sie in ihm vor uns. Sie erfüllen es in allen seinen Poren, sie geben ihm seine Säfte, sie sind sein wahres Fleisch und Blut, wie sein Atem und Leben. Sie tragen alle seine Verantwortung, aber ihnen leuchtet auch all sein Ruhmesglanz. (Schluß folgt.)

Die Urbevölkerung der russischen Ostseeprovinzen.

Paul Conradi.

Die ältesten Zustände des Menschen sind in den baltischen Provinzen, wie in andern Ländern, in tiefes Dunkel gehüllt. Auch hier gab es eine paläolithische Periode, eine ältere Steinzeit, wo nur der behauene, nicht bereits der polierte Stein Werkzeug war, aber für diese Zeit liegen keine sicheren Belege vor. Die ältesten Funde stammen aus der jüngeren, der

neolithischen Steinzeit und bestehen aus Geräten aus Feuerstein oder aus harten Geschieben, aus Grünstein, Porphyr, Quarzit u. a. Besondere Erwähnung verdienen die Fundstätten am Burtneckſee, bei Kunda und bei Pernau, die eine recht reiche Ausbeute an neolithischen Funden, die derselben Kultur angehören, gespendet haben; bei Pernau allein sind gegen 800 Stücke gehoben worden.

Gräber aus der metallosen Steinzeit sind überall selten, und in den baltischen Provinzen sind nur wenige aufgedeckt worden, die mit Sicherheit dieser Zeit zugeschrieben werden können. Das erste steinzeitliche Grab wurde im Jahre 1901 in Kölljal auf Ösel gefunden. Es enthielt ein menschliches Skelett, neben welchem durchbohrte Tierzähne und sieben flache unverzierte Ringe aus Ton lagen. Der Schädel war zertrümmert, doch ist später noch ein zweiter gut erhaltener gefunden worden, der brachykephal war, bei dem aber keine Beigaben lagen. Ein anderes Grab aus der Steinzeit ist in Woisek, Kirchspiel Pilliſfer, gefunden worden. Ein Bauer fand im Mai des Jahres 1902 ein auf dem Rücken ausgestreckt liegendes, mit drei Reihen schwerer Steine bedecktes Skelett, etwa 1½ Fuß tief unter dem Erdboden; neben der linken Schulter, etwa einen Fuß entfernt, lag ein steinzeitliches Messer aus geschlagenem Feuerstein, neben der rechten eine Hand voll Kohlen. Der Schädel wurde von Dr. Bolz in Alt-Fennern wieder hergestellt und gemessen. Er wies einen Längenbreitenindex von rund 67 auf, eine Zahl, die der äußersten bisher beobachteten Grenze der Langköpfigkeit recht nahe kommt. Eine Vergleichung mit den bei Galley-Hill in Südengland und dem bei Brünn in Mähren gefundenen Schädeln läßt keinen Zweifel zu, daß die Schädel ein und derselben Rasse angehören.

Fragen wir nach der Rasse des Schädels von Woisek, so ist die kurzköpfige ausgeschlossen und es bleiben nur die beiden langschädeligen Rassen. Da eine so extreme Langköpfigkeit aber bei der nordischen Rasse nicht vorkommt, kann nur die Mittelmeerrasse in Frage kommen. Diese ungemein langköpfige, mittelgroße, schwarzhaarige Rasse ist, wie L. Wilser überzeugend nachgewiesen hat, zur älteren Steinzeit im ganzen Norden und Osten unseres Weltteils weit verbreitet gewesen und allmählich von den später nachrückenden Rassen homo priscus und homo brachycephalus zurückgedrängt und durchsetzt worden, wobei offenbar vielfache Kreuzungen stattfanden.

Für uns ist der Fund des Schädels von Woisek von besonderer Bedeutung, da er es wahrscheinlich macht, daß in den Ostseeprovinzen zur neolithischen Zeit Vertreter der Mittelmeerrasse gelebt haben. Bestätigt wird diese Annahme durch kraniologische Untersuchungen an alten Livenschädeln aus dem 9. und 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung. Alle bisher gemessenen Schädel der alten Liven wiesen eine hochgradige Langköpfigkeit, das Merkmal der Mittelmeerrasse, auf. In Kurland ist m. W. nur ein Schädel gefunden, der mit ziemlicher Sicherheit als livisch bezeichnet

werden darf. In Dondangen, in einer noch bis in die neueste Zeit von Liven bewohnten Gegend, wurde der Schädel einer Frau aufgedeckt, der einen Längenindex von 77,1 und einen Höhenindex von 73,7 hatte, also einer mäßig hohen Mesokephalie entsprach. Von drei in Terwethen (Hof zum Berge) gefundenen Schädeln läßt sich nicht mit Sicherheit bestimmen, ob sie livisch waren, denn sie stammen aus einem Gebiete, wo anscheinend niemals livische Bevölkerung gesessen hat; ihre ausgesprochene Dolichokephalie (Index 74) spricht aber für livische Herkunft. Reich dagegen sind die Funde aus Livland; das Dommuseum zu Riga besitzt allein gegen hundert Schädel, die von der alten Liveninsel Holme zutage gefördert worden sind. Dr. Weinberg, der eine Reihe von alten Livenschädeln untersucht und eingehend beschrieben hat[1]), fand zweimal einen Längenbreitenindex von 67 (Schädel von Woisek 67), und der größte Index belief sich auf 77; die übrigen Indices schwankten um 75 herum. Ein an der Mündung des Salisflusses gefundener Schädel war sogar ultradolichokephal. Ein brachykephaler Schädel ist auf rein livischem Gebiet bisher nicht gefunden worden.

Wie ist nun diese Langköpfigkeit der alten Livenschädel zu erklären?

Die Liven und Esten sind bekanntlich sprachlich mit den finnischen Völkern verwandt und werden demzufolge der uraloaltaischen Völkergruppe zugerechnet. Als Stammrasse der Finnen ist die rundköpfige, von Asien ausstrahlende Menschenart (homo brachycephalus s. asiaticus) zu betrachten. Noch heute tragen die Finnen, wo sie sich unvermischt erhalten haben, die charakteristischen Merkmale der brachykephalen Rasse an sich. Während die Westfinnen infolge der Vermischung mit edlem, nordeuropäischem Blut nicht nur nach der Haar- und Augenfarbe, sondern auch in der Schädelgestalt (Index 78) den Schweden ziemlich nahe stehen, entfernen sie sich in den östlichen Teilen des Landes, wo schwarze Haare und Rundköpfe (Index 81) in der Überzahl sind, von diesen mehr und mehr. Die langköpfigen Liven können demnach nicht reine Finnen sein, sondern müssen aus der Vermischung eines langköpfigen Elementes mit einem kurzköpfigen, finnischen hervorgegangen sein. Da bei der extremen Langköpfigkeit der alten Livenschädel die nordische Rasse ausgeschlossen ist, kann nur die langköpfige Mittelmeerrasse in Betracht kommen, deren ältesten Vertreter bei uns wir im Menschen von Woisek zu suchen haben. Daß die Liven eine finnische Sprache sprechen, darf uns nicht irre machen, denn häufig haben ganze Völker ihre Sprache mit einer anderen vertauscht, ohne dadurch ihre körperlichen Eigenschaften zu verändern.

Daß die langköpfige Urbevölkerung der baltischen Provinzen nicht der nordischen Rasse angehörte, läßt sich aber auch durch die Funde der Steinzeit beweisen. R. Hausmann hat darauf hingewiesen, daß die Besitzer

[1]) R. Weinberg, Crania livonica. Dorpat 1902. Verlag der Naturforscher-Gesellschaft.

der älteren Steinzeitfunde sicher noch keine Haustiere gekannt und noch nicht Feldbau getrieben haben. Dieser Umstand spricht dafür, daß wir in den Trägern dieser Kultur ein vorarisches, längst vor den Ariern eingewandertes Volk zu sehen haben. Denn die Arier trieben schon im jüngeren Steinalter emsigen Getreidebau. Sie kannten schon mehrere Arten von Getreide, an den meisten Orten Gerste, Weizen und Hirse, an vielen auch den Lein. Auch die Viehzucht stand bei ihnen auf einer hohen Stufe: das Rind wurde bereits zur Arbeit auf dem Felde und im sonstigen Haushalte herangezogen, das Pferd als Reittier benützt. Als eigentliches Schlachttier wurde das Schwein gezogen, dessen Reste fast in allen steinzeitlichen Wohnstätten der Arier gefunden worden sind.

Nach Untersuchungen, die F. Waldhauer[1]) an lebenden Liven vorgenommen hat, ist das Gesicht der Liven lang und schmal ohne vorstehende Backenknochen, das Kopfhaar ist gewöhnlich braun oder dunkelbraun, oder in einzelnen Fällen schwarz; blonde Haare sind außer an Kindern höchst selten zu beobachten. Gewöhnlich tragen die Liven das Kopfhaar schlicht zur Seite herabgekämmt, doch ist lockiger Haarwuchs nicht selten. Die Farbe der Augen ist fast nie blau, meist grau, graubraun oder braun. Die Haut ist dunkel pigmentiert. Die Ähnlichkeit dieser Merkmale mit denen der Mittelmeerrasse ist nicht zu verkennen. Wo die Mittelmeerrasse ihre Reinheit bewahrt hat, ist sie extrem schmalschädelig (Index unter 70) und durch schwarze, oft krause Haare, braune Augen und eine bald hellere, bald dunklere, jedenfalls aber nicht reinweiße Hautfarbe gekennzeichnet. Nur in Hinsicht der Kopfform hat eine recht starke Veränderung stattgefunden; nach den Messungen Waldhauers ist der Kopf des modernen Liven mäßig lang und ziemlich breit; dem durchschnittlichen Kephalindex nach steht der moderne Live mit dem Esten (Index 79) auf fast gleicher Stufe, was auf eine starke Vermischung mit finnischem Blute zurückgeführt werden muß.

Auf Grund der anthropologischen Tatsachen werden wir demnach zu der Schlußfolgerung gedrängt, daß die Liven aus der Vermischung der Mittelmeerrasse (Urbevölkerung der Steinzeit) mit der brachykephalen Rasse (spätere finnische Einwanderer) hervorgegangen sind, wobei das langköpfige Element als das weniger widerstandsfähige allmählich fast ganz von dem rundköpfigen absorbiert wurde.

Aber nicht nur in den Liven lebt die Mittelmeerrasse fort, sondern auch den Esten, Karelen, Wogulen und Ostjaken muß ein ansehnlicher Bestandteil jener alten langköpfigen, dunkelpigmentierten Rasse zugeschrieben werden. Alle diese Völker sind mesokephal, aber ihre Schädelform weicht von der nordischen Rasse stark ab, so daß die Mesokephalie nicht von der blonden dolichokephalen Rasse herrühren kann. Den Liven besonders nahe stehen die Karelen, die dunkel pigmentiert und ein längliches Gesicht haben.

[1]) Zur Anthropologie der Liven. Dorpat 1879.

Die Zeit, in welcher die Vermischung dieser beiden Rassen vor sich ging, läßt sich nicht einmal annähernd bestimmen. Daß aber bereits in der neolithischen Periode die Vorfahren der Liven in nahe Beziehungen zu finnischen Völkern getreten sein müssen, beweisen die im Rinnehügel am Burtneckſee gefundenen und von Virchow untersuchten Schädel, die nach des berühmten Forschers Ansicht aus der Zeit der dänischen Kjökkenmöddinger stammen. Von den 28 Schädeln aus den Muschelschichten sind 5 brachykephal, 16 mesokephal, 7 dolichokephal. Erstere gruppierten sich im allgemeinen in der Tiefe, letztere an der Oberfläche. Wir werden wohl kaum fehlgehen, wenn wir die dolichokephalen Schädel als livische ansprechen, die mesokephalen als Mischtypen auffassen und die brachykephalen den Angehörigen des großen ugrischen Volksstammes, zu dem die Finnen gehören, zuschreiben. Demselben Volke wird auch der in Kölljal auf Ösel gefundene steinzeitliche Schädel angehört haben, der, wie bereits hervorgehoben, ebenfalls brachykephal war.

Gestützt wird diese Annahme durch die Tatsache, daß die Finnen bereits in prähistorischer Zeit den ganzen Nordosten unseres Kontinentes inne hatten. Schon Grewingk und Watson waren unabhängig voneinander zu der Überzeugung gelangt, daß das ganze Gebiet von Preußen bis Finnland in vorhistorischer Zeit von ugrofinnischen Stämmen besiedelt gewesen sei. Heute unterliegt es keinem Zweifel, daß außer Finnland und dem Ostbaltikum auch das heutige Großrußland und zum Teil auch Weißrußland vor der Ankunft der Slawen von finnischen Völkern bewohnt gewesen ist. Und zwar muß das Gebiet schon viele Jahrhunderte finnisch gewesen sein, denn die Gräber an der Oka, Wjatka, mittleren Wolga und Kama enthalten noch steinerne und knöcherne Pfeilspitzen, weisen also auf eine sehr frühe Zeit, wo die Finnen noch keine Kenntnis von Metallen hatten.

Zu diesen beiden Hauptrassen, aus denen die Liven und Esten zusammengesetzt sind, trat dann in historischer Zeit noch das nordische Element hinzu, das einen bedeutenden Einfluß auf Leibesbeschaffenheit, Sitte und Sprache dieser Völker ausgeübt hat. Der starken Beimischung mit nordischem Blute wird man es zuschreiben müssen, daß die Esten heute einen fast rein blonden Typ darstellen, wenigstens auf dem flachen Lande und in ihren nördlicheren Verbreitungsbezirken.

Viel umstritten ist auch die Frage, wann die Letten in ihre jetzigen Wohnsitze gekommen seien. Noch in jüngster Zeit hat Sophus Müller in seinem viel beachteten Buche „Die Urgeschichte Europas" die Behauptung aufgestellt, daß in der ersten Hälfte des ersten Jahrtausends n. Chr. auf dem Gebiete, das heute von Liv- und Kurland eingenommen wird, reine Germanen gesessen haben, und daß erst nach ihnen die freigewordenen Plätze von Liven, Esten und Letten eingenommen wurden. Diese Ansicht von der Priorität gotisch-germanischer Völker in unserem Lande läßt sich,

wie wir gesehen haben, mit den Ergebnissen der neuesten anthropologisch-historischen Forschungen nicht in Einklang bringen. Daß in unserm Gebiete nordgermanische Einflüsse in den ersten christlichen Jahrhunderten nachweisbar sind, wird sich freilich nicht bezweifeln lassen. Das lehren die Funde, darin stimmen alle Forscher überein. Ob Goten die Vermittler waren, vermögen wir zur Zeit noch nicht zu entscheiden. Die Germanen betraten aber nicht als erste unser Land, sondern fanden dort bereits eine Bevölkerung vor, nämlich die der Kuren, Liven, Esten und Letten. Bezzenberger, der überhaupt einen längeren Aufenthalt von Goten in Ostpreußen bestreitet, hat auf Grund geologischer und sprachlicher Untersuchungen den Nachweis erbracht, daß die aistischen Bewohner, die Vorfahren des littauisch-lettisch-preußischen Stammes, bereits vor 5000 Jahren ostwärts vom kurischen Haff saßen und daß ihre prähistorische Entwicklung, soweit sie sich in Ostpreußen vollzog, im großen und ganzen eine in sich geschlossene war, daß sich hier bis zur Ankunft des deutschen Ordens keine Völkermischungen vollzogen haben. In Kurland und Südlivland dagegen treten die aistischen Völker im Norden ihres Gebietes in einen Verkehr mit den Liven, welcher im allgemeinen als ein friedlicher erscheint, und dessen Spuren also der Annahme widersprechen, daß die Liven als Feinde der Aisten in deren Land eingebrochen seien. „Im weiteren Verlauf der Geschichte drängten die Nordostaisten, indem sie sich zugleich zum Volksstamm der Letten entwickelten, ihre Nachbarn mehr und mehr zurück."

Ist das richtig, und das Urteil eines Mannes, der sowohl für Linguistik wie Archäologie des baltischen Gebietes eine autoritative Stellung einnimmt, spricht dafür, so können auch die Letten nicht als Ureinwohner unseres Landes angesprochen werden, und die Annahme gewinnt an Wahrscheinlichkeit, daß die Priorität in den Ostseeprovinzen der steinzeitlichen Mittelmeerrasse gebührt, die in der Rassenmischung der Liven und Esten noch heutigentages unter uns fortlebt.

Völkerverpflanzung.

Josef Patry.

Wie immer der gegenwärtige Weltkrieg enden mag, eines ist sicher: Er wird sich im darauffolgenden Jahrzehnte wiederholen, wenn die deutsche Staatskunst es unterläßt, durch planmäßige Verpflanzung der nichtdeutschen Volkssplitter das zukünftige Gebiet des Deutschen Reiches in einem zehnjährigen Zeitraume derartig einsprachig zu machen, daß die gegenwärtigen Zwistigkeiten zwischen Deutschen einerseits und Polen, Franzosen und Dänen auf der anderen Seite für alle Zukunft aus der Welt geschafft werden, so daß die „friedliebenden" Nachbarn in West, Nord und Ost keinen Grund mehr haben, sich über Verletzung der Rechte ihrer bisher auf reichsdeutschem

Boden seßhaften Volksgenossen aufzuregen und einen neuerlichen Weltbrand anzufachen. Mit bismärckischer Entschiedenheit als Friedensbedingung aufgestellt, soll diese Forderung die Gegner zu der Überzeugung bringen, daß sie einen Vorteil erlangen, wenn sie die Auffaugung ihrer Volksangehörigen durch das Deutschtum durch Anweisung neuer Wohnsitze für die bisher reichsdeutschen Bürger ihrer Zunge verhindern. Diese Friedensbedingung müßte ungefähr lauten:

„Jeder Staat hat das Recht, nach dem Frieden den Besitz jener andersprachigen Bürger, die mit seinen gegenwärtigen und zukünftigen sprachen- und staatsrechtlichen Verfügungen nicht einverstanden sind, käuflich zu erwerben und die Regierung jenes Staates, dessen Bevölkerungsmehrheit die Sprache jener unzufriedenen Bürger spricht oder beherrscht, mit dem Ersuchen zu verständigen, den ‚abgestifteten'[1]) Bürgern neue Wohnsitze anzuweisen."

Jeder der kriegführenden Staaten erhält hierzu das Recht. Den Reichsdeutschen erwächst dann die Pflicht, für mindestens 20 Millionen deutscher Landwirte, Handwerker und geistiger Arbeiter Raum zu schaffen.

Notwendigkeit und Durchführbarkeit dieser Maßregel beweist der Hinweis auf die Güterzusammenlegung (Kommassation) in einzelnen bäuerlichen Gemeinden. Durch Erbschaft, Tausch und Kauf gelangen weit zerstreut liegende Grundstücke in den Besitz einzelner Landwirte. Mühselige, zeitraubende Bewirtschaftung und zahlreiche Rechtsstreitigkeiten sind schwer empfundene Nachteile solcher Wirtschaftsweise, so daß jeder, auch der minder gebildete Landmann, leicht zu bewegen ist, seine zerstreut liegenden, oft ungleichwertigen Felder, Wiesen und Wälder gegen andere, ungefähr gleichwertige und eine zusammenhängende Fläche bildende Liegenschaften zu vertauschen. Was in diesem Falle einfachen, oft einfältigen Bauern einleuchtet, wird doch in der Frage der Völkerverpflanzung hochgebildeten Staatsmännern und Politikern erstrebenswert erscheinen, wenn sie ernstlich den schwer geprüften europäischen Völkern für hundert Jahre Ordnung und Ruhe sichern wollen.

Unwillkürlich drängt sich bei der Lösung dieser brennendsten europäischen Frage ein Vergleich mit der Zeit der Völkerwanderung auf. Damals waren Landnot und Landhunger der deutschen Ackerbauern die Ursachen welterschütternder Kriegswirren. Heute fürchtet die Welt die Zusammenfassung der deutschen Kräfte im Mutter- und Auslande, in dem seit 200 Jahren unter unsäglichen Blutverlusten viele Millionen Deutscher zu Ehre und Wohlstand gelangten, deren Vorfahren aus religiösen und politischen Gründen, hauptsächlich aber deshalb die Heimat verließen, weil

[1]) „Abgestiftet" wurden um die Mitte des vorigen Jahrhunderts in Ungarn von meist madjarischen Grundherren, allerdings ohne jede Entschädigung, zahlreiche deutsche Pachtbauern, deren Vorfahren es unterlassen hatten, sich schriftliche Bescheinigungen über ihre Pachtverträge ausfolgen zu lassen.

sie ihnen kein freies Ackerland mehr bieten konnte. Unermeßlich ist die Gesittungsarbeit, welche die deutschen Bauern in Ungarn, Galizien, der Bukowina, in Rußland, im Kaukasus, in Rumänien, Palästina, Algier, Nordamerika, Brasilien, Argentinien, Chile und Australien geleistet haben, allen voran die deutschen Bauern aus dem Schwabenlande, das mit Recht die Wiege des Auslandsdeutschtums genannt zu werden verdient. Tüchtigere Wirtschafter gibt es kaum auf der Welt als die schwäbischen Bauern in Ungarn, Rußland, im Kaukasus, in Nordamerika und Brasilien. Ihr Ausdehnungsdrang ist schier unbegrenzt. Aus Rußland wanderten sie in die Dobrudscha, in den Kaukasus, nach Sibirien, Kanada und Brasilien, aus Slawonien nach Bosnien. Land, viel Land brauchen sie zu ihrer Wirtschaftsweise, die einen Zug ins Große hat. Hundert Joch den Kindern zu hinterlassen, ist das Lebensziel jedes schwäbischen Bauers im Auslande.

Grundverschieden von der Zeit der Völkerwanderung muß gegenwärtig die Art der Besitzergreifung sein. Das gegenwärtig geltende, allerdings vielfach gebrochene Völkerrecht kann durch das am Ende des Altertums übliche Kriegsbeuterecht nicht völlig ersetzt werden. Grundsatz muß werden: „Jedem abgestifteten Staatsbürger muß der Wert seines liegenden Gutes in barem ersetzt werden.“ Handelt es sich hier auch um gewaltige Summen, das deutsche Volk ist arbeitsam und fleißig genug, diese, ähnlich wie seinerzeit bei der „Grundentlastung“ nach Aufhebung der Leibeigenschaft und Robott durch Anleihen aufzubringenden vielen Milliarden in 100 Jahren durch mäßige Zuschläge zu den Steuern abzustatten. Für die Auslandsdeutschen soll dadurch ein wirksamer Anreiz geboten werden, ohne geldliche Schädigung in das Mutterland zurückkehren zu können.

Während des Krieges haben es die Russen allerdings anders gemacht. Sie haben Grund und Boden ihrer deutschen Bürger ohne viel Federlesens einfach als Staatseigentum erklärt, ihre deutschen Bürger mit einem Federstriche um Hab und Gut gebracht. Wollen sie diesen Standpunkt nach dem Friedensschlusse nicht ändern, so gibt er den reichsdeutschen Staatsmännern das Recht, alle bisherigen nichtdeutschen Grundeigentümer in den erworbenen Gebieten rücksichtslos ohne jede Entschädigung abzustiften. Das deutsche Volksvermögen wird dadurch nicht leiden, wohl aber das der Gegner.

Über den Umfang der vorgeschlagenen Rückwanderung läßt sich jetzt naturgemäß keine Schätzung aufstellen. Gelingt es, drei Vierteile der Auslandsdeutschen (das sind 15 Millionen ohne die Deutschen in Österreich und Ungarn) zur Heimkehr in das Mutterland zu veranlassen, so muß das Deutsche Reich eine bedeutende Erweiterung erfahren, wenn es für 15 Millionen neuer Bürger Wohnsitze schaffen soll. Großgrundbesitze müssen dann zum Teile in Bauernland umgewandet werden, ein Großteil der Rückwanderer, von denen gut zwei Drittel Landwirte sind, wird sich im Notfalle der lohnenden Gemüsegärtnerei zuwenden müssen, der leider

von uns Deutschen viel zu wenig Beachtung geschenkt wird. Italiener, Bulgaren und Holländer, welche die Gemüsegärtnerei planmäßig betreiben, verdienen alljährlich ungeheuere Summen an den Deutschen, welche den bedeutenden Wert derselben nicht einsehen wollen. Bis jetzt wird sie nur in der Nähe größerer Städte, dem großen Bedarfe noch immer nicht genügend, betrieben. Die Zukunft wird uns dazu zwingen, in jedem, auch dem entlegensten Dorfe Gemüsepflanzungen anzulegen, weil uns die Landnot dazu zwingen wird. Zwei Joch Grund bieten einem fleißigen, geschickten Gärtner ein auskömmliches Dasein, ein Zwergbauer mit zwei Joch Ackerland aber kann nicht leben und nicht sterben. Er muß sich, wie in Thüringen, der schlecht bezahlten Hausindustrie zuwenden, weil er weder in seinem, noch in den benachbarten Orten Verdienst als landwirtschaftlicher Arbeiter findet, da infolge der unbeschränkten Güterteilung die meisten Besitzer Zwergbauern geworden sind und landwirtschaftliche Arbeiter nicht benötigen. Nach dem Kriege müssen in jedem Gaue Gärtnerschulen entstehen, in denen nicht nur die Pflanzung der Gemüsesorten, sondern auch die zweckmäßige Herstellung von Dörrgemüse gelehrt wird, das uns im Winter so erwünscht ist.

Auch den österreichischen Regierungen ist dringend nahezulegen, von dem oben erwähnten Rechte der Abstiftung umfangreichen Gebrauch zu machen und die abgestifteten durch deutsche Bauern aus dem Auslande zu ersetzen, so daß wenigstens die alten deutschen Bundesländer ganz oder größtenteils einsprachig deutsch werden. Verläßlichere und treuere Bürger als die Deutschen gibt es in ganz Österreich nicht. Die Liebe der slawischen und italienischen Bürger werden in Österreich Herrscherhaus und Regierungen nie gewinnen trotz Begnadigung aller Hochverräter und Majestätsbeleidiger. Die Habsburg-Lothringer sind ihnen ein deutsches Fürstengeschlecht, und uns Deutsche hassen sie als Vollstrecker des habsburgischen Willens.

Den Politikern des „Deutschen Nationalverbandes" wird empfohlen, die Frage der Neuordnung Österreichs nach dem Kriege nach vorstehenden Grundsätzen zu erwägen, die jedem vernünftigen Tschechen einleuchten dürften. Zum Beweise dafür diene die wahrheitsgetreue Schilderung folgender Begebenheit:

Ich hatte vor etwa zehn Jahren in einem Wiener Kaffeehause mit ungefähr einem Dutzend tschechischer Zeitungsmänner einen anfänglich sehr gefährlich aussehenden Zusammenstoß, der nach Ablehnung der in deutschen Kreisen üblichen Austragung infolge der Nachgiebigkeit der Tschechen damit endete, daß einer der ältesten unter ihnen an meinem Tische Platz nahm und mit mir in einem halbstündigen Gespräche die Lösung des deutsch-tschechischen Gegensatzes behandelte. Ich setzte ihm auseinander, daß die Deutschen, vor allem die Reichsdeutschen, die Entstehung eines selbständigen slawischen Reiches zwischen Breslau und Wien, Dresden und Linz nie dulden würden, daß sie die Entstehung eines solchen Staates durch

einen Kampf bis zum letzten Mann verhindern würden, auch dann, wenn der große, mächtige russische Bruder diesen Plan unterstützen würde. Im weiteren Verlaufe legte ich ihm nahe, ob es nicht besser wäre, wenn die Tschechen ihr selbständiges Reich in Südrußland errichten würden (mein Gegenüber nahm es gar nicht übel auf, als ich ihm in heiterer Laune — es war zwei Uhr nachts — riet: „Machen sie ihr Geschäft in Südrußland auf!"), wo sich bei gutem Willen sicher Raum für 7 Millionen Tschechen schaffen ließe, die sich durch Aufsaugung tiefer stehender Russen und Ukrainer in 100 Jahren ein Reich von 15 bis 20 Millionen Menschen kampflos zimmern könnten und durch ihre ansehnliche Handels- und Geldwirtschaft, ihre gewerbliche und industrielle Überlegenheit den gesamten Osten Europas wirtschaftlich beherrschen könnten. Bald nachher lud er mich ein, an den Tischen seiner Landsleute Platz zu nehmen, was ich nicht ablehnte, da sie sich mir gegenüber sehr artig benahmen, und wiederholte in tschechischer Sprache den von mir gemachten Vorschlag. Aus den Blicken, die sie nach mir richteten, gewann ich den Eindruck, daß ihnen der angeregte Gedanke einer Erwägung wert sei. In deutscher Sprache meinte dann einer von ihnen: „Wir haben immer gedacht, daß die Deutschen an nichts anderes denken, als uns mit Stumpf und Stiel auszurotten."

So weit mein Vorschlag. Ganz verschwinden wird der Völkerkampf natürlich nie. Der nächste aber läßt sich für 100 Jahre hinausschieben, wenn dann manchem Volke der ihm zugewiesene Raum wieder zu enge geworden ist.

Die in dem vorliegenden Aufsatze niedergelegten Gedanken lassen sich nach der geschichtlichen, rechtlichen, politischen und volkswirtschaftlichen Seite hin zu einem umfangreichen Buche erweitern. Vielleicht findet sich ein Gesinnungsfreund, der sich dieser verdienstvollen Arbeit unterzieht. Angestrengte berufliche Arbeit macht mir dies unmöglich. (Abdruck aus dem um das deutsche Volkstum in Österreich hochverdienten „Alldeutschen Tagblatt", Wien 12/1, Haschkagasse 9.)

Berichte und Notizen.

Nach Bismarcks Abgang. Unter dieser Überschrift bringt das rühmlichst bekannte alldeutsche Organ, die „Deutsche Zeitung" in Nr. 606 einen überaus bemerkenswerten Artikel, gez. W. v. O., dem wir nachstehendes entnehmen: „Bei Bismarcks Abgang erschien im „Punsch" das bekannte Bild: Der Lotse verläßt sein Schiff! Unser erbittertster Feind von heute erkannte mit praktischem Blick die Folgenschwere jenes historischen Aktes, der sich in Berlin mit einem Federstrich vollzogen hatte. Während in Deutschland eine unnationale Presse den Scheidenden mit Schmutz bewarf und die Volksvertretung dem großen Staatsmann, der sie geschaffen, einen Fußtritt gab. Seit diesem verhängnisvollsten Drama unserer Geschichte ist ein Kanzler dem andern gefolgt. Das Schiff ‚Deutschland' aber wurde, bei Musik und Hurrageschrei, durch Orkan und Nebel, immer tiefer in

Klippen gesteuert. Bis es eines Tages festsaß. Da hieß es: Alle Mann an Bord! Lawinenartig ist das Schuldkonto unserer Reichsleitung — Kanzler, Bundesrat, Reichstag — gewachsen. Zur Freude der äußeren und inneren Feinde. Seit dem Sommer 1914 wird ein Wechsel nach dem andern präsentiert....

Genug und doch noch lange nicht genug ist über die Mißerfolge unserer auswärtigen Politik geschrieben. Wohin sie geführt — jetzt haben es die Blinden gesehen, die Tauben gehört! Die Wissenden ahnten seit Jahren, was kommen mußte. Aber ihre Warnungsrufe wurden übertönt vom Geschrei der offiziösen Presse und denjenigen, die unter der neuen Regierung ‚Carriere' machen wollten oder in deren geschäftliche Berechnung der Systemwechsel paßte.

Weniger bekannt ist der Niedergang in der Auswahl der für die auswärtige Politik des Reiches und deren Ausführung verantwortlichen Persönlichkeiten.

Der große Wurf, den Riesen zu stürzen, war gelungen! Nun begann die Beseitigung aller Bismarckianer. An Stelle des Geistes trat das Schema. Der Berliner Geheimrat atmete erleichtert auf! Sein von Bismarck stets bekämpfter Einfluß konnte sich entfalten. Zunächst noch unter der Führung des bald allmächtigen Herrn v. Holstein, eines immerhin technisch veranlagten Diplomaten, der aus seiner Junggesellen-Verborgenheit Deutschlands politische Fäden spinnenartig zog. Ihm folgten kl inere Geister, denen das Ausland ein Buch mit sieben Siegeln war. Die Besetzung unserer diplomatischen Posten aus sachlichen Gründen hörte mehr und mehr auf, um wilder Stellenjägerei mit den damit verbundenen Intrigen und Klatschereien Platz zu machen. Einer drängte den anderen von der Staatskrippe fort. Die wichtigsten Auslandsposten wurden mit Leuten besetzt, die ihre diplomatische Unfähigkeit durch Hochnäsigkeit, den Mangel an Kenntnissen durch stramme Haltung zu ersetzen suchten und die ihr Teil beitrugen, um das Deutsche Reich draußen verhaßt, ja verächtlich zu machen. Das weitsichtige England half durch seinen, von Eduard VII. bei uns geförderten gesellschaftlichen Einfluß: lobte die Unfähigen und unterminierte die Stellung der ‚Könner'. Die im Reichstag so oft erörterte Frage der Bevorzugung des Adels war eine von der Hauptsache ablenkende Farce. Die einzige Empfehlung für die Wilhelmstraße wurde die Mittelmäßigkeit, am liebsten aus der neugeadelten, stets nach England und Amerika schielenden Plutokratie." (Man vergleiche hiermit, was im Juniheft 1917 auf S. 422—25 gesagt worden ist. Die Schriftl.) Für den Angehörigen des alten Adels galt eine ausländische F au mit Geld als Empfehlung. Bis sich das Auswärtige Amt schließlich zu einer mit der internationalen meist jüdischen Hochfinanz eng liierten Clique verdichtete, in deren Teesalons „fin de siècle" der Tüchtige keinen Zutritt hatte, von der bis in diesen Krieg vertreten zu werden, Deutschland sich rühmen durfte. Dieser Clique in der Wilhelmstraße diente der für den Nachrichten- und Pressedienst bestimmten Fonds, für sie mußte eine „gute Presse" gemacht werden. Auf ihren geistigen Horizont mußten die Berichte unserer auswärtigen Mission zugeschnitten sein, abgesehen von der persönlichen Note „ad usum Delphini".

Der Untertan hatte nichts anderes zu denken, als was die Firma Hammann-Wolff zur Unterstützung des herrschenden Systems und seiner „deutschen", in Wahrheit undeutschen Politik verbreitete! So las der Deutsche jeden Morgen beruhigt von den zunehmend freundschaftlichen Beziehungen des Deutschen Reiches zu allen Staaten, von der Geschicklichkeit des Herrn von Flotow, dem kraftvoll deutschen Auftreten des „Baron de Schoen" oder der tiefen Weisheit eines Fürsten Lichnowsky, dem es vorbehalten blieb, das englische Herz zu entdecken. Allerdings etwas psychologisches Studium der in den Tages- und Wochenblättern periodisch wiederkehrenden Photographien unserer Herren Vertreter im Ausland hätte wohl nachdenklich stimmen können! Und die Berichte aus dem Ausland heimkehrender Geschäftsleute klangen nicht gerade beruhigend.

Da brach der Krieg aus! Keine Überraschung für das wohl vorbereitete Reichsmarineamt. Die Mobilmachung des Heeres funktionierte mit erprobter Sicherheit. Aber

die politische Überrumpelung trat grell zutage. Der Mangel an wirtschaftlicher Vorbereitung England gegenüber machte sich bald und immer stärker bemerkbar.

Wie ein Kartenhaus war die Politik der Reichsleitung zusammengestürzt! Hilflos stand der, zwischen tausend Bedenken sich windende Meister da! Hatte doch sein Famulus Riezler das direkte Gegenteil von dem gepriestert, was jetzt geschah.

Deutschlands Einkreisung war die Quittung für die Entfernung Bismarcks! Unsere Schicksalsstunde schlug — in den bleiernen Köpfen der Herren der Wilhelmsstraße dämmerte nichts. Das erste Wort des aus Paris geflüchteten Botschafters Baron de Schoen war: „Was wird aus mir?!"

Einen ähnlichen politischen Zusammenbruch hat die Geschichte noch nicht erlebt. Und dennoch hielt sich das System Bethmann bis in das vierte Kriegsjahr. Mit einer ebenso bewundernswerten, wie skrupellosen Geschicklichkeit suchte der staatsmännisch im großen so grenzenlos unbegabte, an kleinen Mitteln um so reichere Kanzler, gestützt auf die rote und goldene Internationale, weiter zu balanzieren.

Hat die furchtbare Lehre der Geschichte oben nicht gewirkt!? Hört man dort erst, wenn die Ohren abgeschnitten werden? Soll der Mittelmäßigkeit zynische Frechheit unser Volk noch weiter verführen? Unser herrliches Volk in Waffen, das seit über drei Jahren Heldentaten verrichtet, wie die Welt sie noch nicht gesehen! Sieg folgt auf Sieg! In Strömen fließt deutsches Blut fürs Vaterland. Soll in Berlin der Tanz um das goldene Kalb auch fürderhin ausgeführt werden? Der internationale Kapitalismus, mit dem das Auswärtige Amt sich immer mehr verstrickt hat, ist zu erschreckender Allmacht gelangt. Sollen die großen, hinter der Szene arbeitenden Finanzgruppen auch über Deutschlands Zukunft entscheiden? Soll Deutschland in denselben Zustand gebracht werden wie Frankreich, Italien und England, wo nur noch das Geld und seine bezahlte Presse das Volk knechten? Ist die Welt, ist Deutschland wirklich nur dazu da, um Geschäfte zu machen? Haben Friedrich der Große und Bismarck umsonst gelebt? Zurzeit braucht der herrschende Kapitalismus leider nicht besorgt zu sein, daß das Auswärtige Amt sich seinem Einfluß entziehen, daß eine starke politische Persönlichkeit die Pläne des internationalen Händlertums durchkreuzen könnte. Im ganzen Amt ist kaum ein zur Neubesetzung eines Botschafterpostens geeigneter Mann — will man nach den letzten Erfahrungen diese ganze Einrichtung nicht überhaupt für veraltet oder sogar für schädlich erklären — geschweige denn ein Staatsmann auch nur im gewöhnlichen Sinne dieses Wortes.

Das ist die Folge der von Caprivi bis Bethmann in Reinkultur gezüchteten charakterlosen Mittelmäßigkeit! Mittelmäßigkeit gepaart mit persönlicher Machtgier und zäher Maulwurfsarbeit. Ein schleichender Krankheitsprozeß, der nur durch einen energischen operativen Eingriff geheilt werden kann. Jetzt oder nie!

△ **„Wiedergutmachung".** Die feindlichen Staatsmänner wiederholen etwa seit Mitte 1916 bei Erörterung der Kriegsziele das seltsame Wort „Wiedergutmachung", das sich, bei der gleich- und regelmäßigen Betonung in der Presse aller Länder, unbedingt als ein von einem gewissen Mittelpunkt ausgegebenes Stichwort erkennen läßt, um seelische Einwirkung über den Erdball hin zu erzeugen. Nicht nur Land und Leute soll Deutschland reichlich bemessen abtreten, es soll die Flotte ausliefern, die Zollern absetzen und die Demokratie einführen, und — auch den angerichteten Schaden durch eine hohe und empfindliche Buße „wieder gutmachen". Man vermeidet dabei das zwischen Siegern und Besiegten selbstverständliche Wort „Kriegsentschädigung", sondern sagt immer „Wiedergutmachung", wie man von einem Verbrecher spricht, der in sich gehen und seine ruchlose Schuld durch Opfer sühnen muß, bevor er wieder in die Gemeinschaft aufgenommen wird. Asiatisch leidenschaftlicher Haß und unzähmbare Wut spielt in diesen fremdartigen Ausführungen eines feindseligen, bösen Geistes mit. Man will uns nicht nur völkisch, wirtschaftlich und sittlich zerschmettern, Greise, Frauen und Kinder aushungern, uns politisch und körperlich zu Sklaven machen, und Deutschtum bis auf den Grund verderben, — es

muß mehr sein. Man glaubt förmlich, eine Art Wunderrabbi im Rat der geheimen Könige unserer Feinde zu sehen, wie er in giftgeschwollener Anmaßung nicht nur über fabelhafte Kostenentschädigungen an Geld und über Fronarbeiten zum Wiederaufbau der hochheiligen feindlichen Länder brütet, sondern auch, wie er das arische Deutschland kränken, beleidigen, erniedrigen und mit Füßen zu treten hofft.

Die Wiedergutmachung hat eine merkwürdige Analogie im Alten Testament, 1. Samuel, C. 4, wo Israel vor den Philistern geschlagen ist.

„Und da das Volk ins Lager kam, sprachen die Ältesten Israels: Warum hat uns der Herr heute schlagen lassen vor den Philistern? Laßt uns zu uns nehmen die Lade des Bundes des Herrn von Silo, und laßt sie unter uns kommen, daß sie uns helfe von der Hand unserer Feinde. Und das Volk sandte gen Silo, und ließ von dannen holen die Lade des Bundes des Herrn Zebaoth, der über den Cherubim sitzt. Und waren da die 2 Söhne Elis', mit der Lade des Bundes Gottes, Hophni und Pinehas. Und da die Lade in das Lager kam, jauchzete das ganze Israel. Da aber die Philister hörten das Geschrei, daß die Lade des Herrn ins Lager kommen wäre, fürchteten sie sich: wer will uns erretten von der Hand dieser mächtigen Götter? Das sind die Götter, die Ägypten schlugen mit allerlei Plage in der Wüste. So seid nun getrost und Männer, ihr Philister, daß ihr nicht dienen müsset den Ebräern, wie sie euch gedient haben. Seid Männer und streitet. Da stritten die Philister, und Israel ward geschlagen und ein jeglicher floh in seine Hütte; und es war eine sehr große Schlacht, daß aus Israel fielen 30000 Mann Fußvolks. Und die Lade Gottes ward genommen und die 2 Söhne Elis, Hophni und Pinchas, starben." Eli fällt bei der Trauerbotschaft hintenüber vom Stuhl und bricht den Hals. Die Philister, Kap. 5, bringen dann die Lade nach Asdod in das Haus ihres Gottes Dagon. Am anderen Morgen lag aber ihr Götterbild auf der Erde vor der Lade und als sie es aufgerichtet hatten, lag es am anderen Morgen mit abgehauenem Haupt und Händen wiederum auf der Erde. Es kamen allerlei „heimliche Plagen an heimlichen Orten" über die Leute, so daß die Philisterfürsten die Lade nach Ekron zu bringen beschlossen, wo aber auch Plagen kamen. Kap. 6: „Also ward die Lade des Herrn 7 Monde im Lande der Philister. Und die Philister riefen Priester und Weisjager und sprachen: Womit sollen wir die Lade des Herrn an ihren Ort senden? Sie sprachen: Wollt ihr die Lade des Gottes Israels senden, so sendet sie nicht leer, sondern sollt ihr vergelten ein Schuldopfer; so werdet ihr gesund, und wird euch kund werden, warum seine Hand nicht von euch läßt. Sie aber sprachen: Welches ist das Schuldopfer, das wir ihm geben sollen? Sie antworteten: 5 goldene Ärsche und 5 goldene Mäuse nach der Zahl der 5 Fürsten der Philister; denn es ist einerlei Plage gewesen über euch alle und über eure Fürsten. So müsset ihr nun machen gleiche Gestalt euren Ärschen und euren Mäusen, die euer Land verderbet haben, daß ihr dem Gott Israel die Ehre gebet. Vielleicht wird seine Hand leichter werden über euch und über euren Gott und über euer Land. Warum verstocket ihr euer Herz, wie die Ägypter und Pharao ihr Herz verstockten? Ist's nicht also, da er sich an ihnen beweisete, ließen sie sie fahren, daß sie hingingen? So nehmet nun und machet einen neuen Wagen, und zwei junge säugende Kühe, auf die nie ein Joch kommen ist, und spannet sie an den Wagen und laßt ihre Kälber hinter ihnen daheim bleiben. Und nehmet die Lade des Herrn und setzet sie auf den Wagen und die güldenen Kleinode, die ihr zum Schuldopfer gebet, tut in ein Kästlein neben ihre Seite, und sendet sie hin und lasset sie gehen."

Priester und Weisjager der Philister arbeiten anscheinend im geheimen Einverständnis mit dem Feinde auf „Verständigungsfrieden" und „Wiedergutmachung" zur Demütigung des eigenen Volkes hin, während die Philister selber doch die Sieger sind. Die Fürsten aber, durch den tobenden Parlamentarismus verwirrt und geschwächt, gehen in die Netze der hohnlachenden Dritten.

Sie brachten nun die Lade an den Grenzort Bethseme auf israelitischem Gebiet, wo sich die Leute sehr freuten. „Der Wagen aber kam auf den Acker Josuas, des Bethsemiters, und stand daselbst stille. Und war ein großer Stein daselbst; und sie spalteten das Holz vom Wagen und opferten die Kühe dem Herrn zum Brandopfer. Die Leviten aber huben die Lade des Herrn herab und das Kästlein nebendran, darinnen die güldenen Kleinode waren, und setzten sie auf den großen Stein. Aber die Leute zu Bethsemes opferten dem Herrn desselben Tages Brandopfer und andere Opfer. Da aber die 5 Fürsten der Philister zugesehen hatten, zogen sie wiederum gen Ekron desselben Tages. Dies sind aber die güldenen Ärsche, die die Philister dem Herrn zum Schuldopfer gaben: Asdod einen, Gasa einen, Asklon einen, Gath einen und Ekron einen. Und güldene Mäuse nach der Zahl aller Städte der Philister unter den 5 Fürsten, beider der gemauerten Städte und Dörfer, und bis an das große Abel, darauf sie die Lade des Herrn ließen, bis auf diesen Tag, auf dem Acker Josuas des Bethsemiters usw. —." Später wurden dann die Philister fortwährend geschlagen und „also wurden Israel die Städte wieder, die die Philister ihnen genommen hatten, von Ekron an bis gen Gath samt ihren Grenzen". —

Es bleibt genauerer Forschung vorbehalten, was mit dem „Ärsch" und „Maus", wie Luther wiedergibt, gemeint ist. Die Kautzschen Textbibel übersetzt: Pestbeulen. Die holländische Bibel sagt: „speen", was die goldene Ader, Hämorrhoide, auch Saugwarze bedeutet und sich im Deutschen als Span in Spanferkel findet. Mit „Maus" ist jedenfalls nicht das Tier gemeint, sondern ein Körperteil. Vielleicht findet Lanz-Liebenfels, den wir schon manche merkwürdige Erkenntnis über das alte Testament danken, die Lösung der wohl sehr vieldeutigen Worte. Immerhin war damals fremder Geist fähig, eine derartige Form der „Wiedergutmachung" auszubrüten und den Philistern mundgerecht zu machen. Die Philister waren übrigens, wie die Wissenschaft festgestellt hat, Arier.

Wenn wir nun für die zehn Gaben der sieghaften Philister an die besiegten Juden zehn goldene Dosen à 3—8 Milliarden oder mehr einsetzen, so haben wir am Ende das, was die besiegte Internationale von uns sieghaften Deutschen außer der Herausgabe Belgiens fordert, zur „Wiedergutmachung" des Schicksals, das diesem Lande der Felonie durch uns hat bereitet werden müssen. Hoffentlich läßt sich aber Deutschland nicht so, wie die täppischen Philister von den Juden, einseifen und über den Löffel barbieren. Denn es kann nach dem Siege auch ohne die ihm hinterlistig auferlegten Opfer, ohne „Wiedergutmachung", wieder gesund werden. Ottomar Beta, der über „Deutschlands Verjüngung" vor Jahren ein totgeschwiegenes Buch schrieb, pflegte zu sagen, es steht alles schon in der Bibel. Er hatte nicht so unrecht, man muß sie nur mit offenen Augen zu lesen wissen, dann findet man nicht nur in den Büchern Samuelis, sondern auch in der Thora, d. h. in den 5 Büchern Mosis, Sachen, die uns ganz ungeahnte seelische Vorgänge aus der Moderne der Modernsten zu erschließen imstande sind.

Zur Begründung der Wahlrechtsvorlage. Bei der Begründung der Wahlrechtsvorlage scheint uns ein besonders beachtenswerter Punkt in der Presse noch nicht genügend hervorgehoben zu sein. Wir kommen deshalb noch einmal darauf zurück.

Wir wüßten nicht, welchen Zweck eine deutsche Regierung haben könnte, wenn nicht den, über das Wohl des ihr anvertrauten Volkes zu wachen. Wenn sie also eine einschneidende Reform vorschlägt, so wird daher ihre erste Frage sein müssen: wird das Ergebnis meines Reformvorschlages meinem Volke zum Segen gereichen? Diese Frage hat aber die preußische Regierung bei der Aufstellung der Wahlrechtsvorlage nicht gestellt! Wir stellen ausdrücklich fest, daß wir zu unserer großen Verwunderung diese Fragestellung in der Rede des Ministers des Innern Drews vollständig vermißt haben. Dagegen hat der Minister viel Mühe darauf verwandt, die von ihm vertretene Wahlrechtsvorlage als eine Vorlage hinzustellen, welche auf einem ethischen Prinzip beruhe, und welche „insbesondere" (!) den Forderungen entspricht, „die die Jetzt-

zeit an uns stellt". Bisher galt es immer für ein Vorrecht der Sozialdemokratie, die Politik nach schönen Prinzipien zu betreiben, und daneben außer acht zu lassen, ob die praktische Durchführung dieser schönen Prinzipien auch wirklich für das deutsche Volk segensreiche Ergebnisse zeitigen würde; so wurde es das hervorstechendste Kennzeichen der Sozialdemokratie vor dem Kriege, daß sie immer bereit war, das Wohl und die Notwendigkeiten des Vaterlandes einem schönen Prinzip zu opfern. Hierin, in der Überordnung eines schönen Prinzips über die Erwägungen des Volkswohls, ist ihr nun kein Geringerer als der preußische Minister des Innern gefolgt. Dem preußischen Volke ist nicht damit gedient, wenn er dabei sein schönes Prinzip mit dem prunkvollen Worte Ethik drapiert. Wir sehen die tiefste Ethik eines Staatsmannes darin, daß er das Wohl des ihm anvertrauten Volkes überall und jederzeit in den Vordergrund seiner Betrachtungen und Taten stellt. Nach Drews aber handelt es sich bei den „großen und letzten Zielen der innern Politik" nur „um Erwägungen des Verhältnisses des Staatsganzen zu seinen einzelnen Gliedern"; die ganze innere Politik ist ihm also nur ein rein formales Problem. So konnte es denn auch kommen, daß bei der vielleicht einschneidendsten Vorlage, die die preußische Regierung seit Gründung des Deutschen Reiches eingebracht hat, die Frage nach dem Erfolg dieser Vorlage für die Macht des Staates und das Wohl des Volkes von dieser selben Regierung überhaupt nicht ernstlich aufgeworfen wurde.

Bismarck hat einmal das Wort gesprochen, daß er Preußens Ehre darin sehe, sich von jeder schmachvollen Verbindung mit der Demokratie fernzuhalten. Noch ist kein Menschenalter verstrichen, seit dieser Große seine Augen geschlossen hat, und schon sehen wir die preußische Regierung sorglos auf den Prinzipien herumreiten, die ihr die gütige Sozialdemokratie zur Verfügung gestellt hat.

Aber was wollt ihr klagen und anklagen? Was schert euch die Frage nach dem Wohl des Volkes und nach seines Staates Macht? Ist denn die neue Vorlage nicht „ethisch", ist sie denn nicht „gerecht", und schließlich: entspricht sie denn nicht „ins besondere" — der „Jetztzeit"? — H. S.

△ **Deutscher Geist in Deutschland.** Nach einem Vortrage des verdienten Weimarer Professors Adolf Bartels in der Stadthalle zu Elberfeld am 10. 12. 17 über die „deutsche geistige Not" wurde von einer vielhundertköpfigen Versammlung folgende Entschließung des Herrn F. Wingershaus einstimmig angenommen und versandt: „Unser Volk, das in diesem Kriege schier Unglaubliches geleistet hat, verdient, daß es sich selbst kennen lernt. Zu diesem Zweck ergeht an alle deutschen Regierungen die dringende Bitte, fortan das deutsche geistige Leben bewußt auf das deutsche Volkstum einzustellen. Um von Grund auf eine deutsch-völkische Erziehung auf allen Gebieten zu gewährleisten, wird ferner an die deutschen politischen Parteien das Ersuchen gerichtet, ein Gesetz anzustreben, durch welches die Forderung erhoben wird: 1. daß alle Professoren für deutsche Geschichte und Literatur, 2. die Leiter aller deutschen Theater, 3. alle Hauptschriftleiter der deutschen Zeitungen deutschgeboren sein müssen. Nur durch solche Bestimmung wird wieder deutscher Geist in Deutschland zur Herrschaft gelangen und der Wille zum Volk in allen Kreisen gestärkt werden." In Praxis wären die einzelnen Posten der Entschließung natürlich nicht so eng zu fassen. So fallen unter 1. doch wohl auch die Professuren sämtlicher anderer Geisteswissenschaften, die nicht nur der Wissens-, sondern auch der Charakterbildung deutscher Tugend zu dienen haben. 2. und 3. wären auf Dichter, Schauspieler, Schriftleiter und Mitarbeiter auszudehnen.

Ziele der Fichte-Gesellschaft von 1914. Die Fichte-Gesellschaft von 1914 will die völkische Kraft und Einmütigkeit, wie sie sich in den Augusttagen von 1914 offenbarte, wachhalten und fördern. Sie will ihre Aufgaben mit jener Entschiedenheit ausführen, die durch den Namen Fichte gekennzeichnet ist. Sie erkennt in Fichte den Zielweiser völkischer

Lebensgestaltung, der dem völkischen Gedanken zuerst und auf die Dauer den klarumrissenen Inhalt gegeben hat. Darum erstrebt sie die Wiedererweckung Fichtes durch Verbreitung seiner Werke und solcher Aufsätze und Abhandlungen, welche in gemeinfaßlicher Weise die Gedankenwelt dieses Denkers erschließen wollen. Sie erstrebt die Deutschwerdung der öffentlichen Werkzeuge einer völkischen Volkserziehung: Schule, Bühne, Presse, Kunstvermittelung, Buch- und Vortragswesen. Sie erstrebt die Schaffung von städtischen und ländlichen Volkshochschulen. Um diese Aufgaben durchführen zu können, bedarf sie der Mitarbeit aller Völkischen, für deren Zusammenschluß sie denn auch ganz besonders eintritt. So will die Fichte-Gesellschaft also verstanden sein als eine umfassende völkische Erziehungsgemeinschaft, die mit allen ihren Einrichtungen bestrebt ist, den Deutschen zum Deutschen zu erziehen, und zwar zu der Bewußtheit des Willens, die Fichte vom Deutschen verlangt. Jedes Zeitalter muß aus den Tiefen seines Inneren heraus einen neuen Wert des Lebens schaffen, der Geltung für die Zukunft hat. Was unser Volk im August 1914 unwiderstehlich ergriff, was in Fichte klare Kraftgestalt erhalten hat, das will auch mit Deutlichkeit der Wert werden, den unser Zeitalter als das ihm Eigene zu schaffen und weiterzugeben hat. Eine völkische Weltanschauung will geboren werden, die alle politische, religiöse und soziale Klüftung unseres Volkes eint. Mit der Gestaltung eines solchen Hochzieles kämpft unser Zeitalter um seinen Sinn. Der Ernst dieses Kampfes wird um so unerbittlicher sein müssen, weil der Deutsche bei diesem Kampf um seine völkische Eigengestaltung niemals vergessen darf, an die anderen Völker zu denken. Der völkische Gedanke im Sinne Fichtes und aller unserer großen Denker und Dichter ist nur dann Deutschtum, wenn es fähig ist, die ganze Welt zu durchdringen. Dieses Deutschtum durch bewußt strengvölkische Bildung ins Volk zu pflanzen, das ist das Ziel der Fichte-Gesellschaft. Der Mitgliedsbeitrag beträgt halbjährlich 6 Mark. Die Mitglieder erhalten das Amtsblatt, die Monatsschrift „Deutsches Volkstum" (der Bühne und Welt 19. Jahrgang) kostenfrei zugesandt. Aufklärende Werbeschrift durch das Arbeitsamt der Fichte-Gesellschaft von 1914, Hamburg 36, Holstenwall 3—5.

„Korrespondenz aus Österreich". Unter diesem Titel erscheint seit dem 3. 11. 1917 in Wien (Wien VII, Sigmundsgasse 7) eine politische Korrespondenz, die, keiner politischen Partei dienend, aber im entschieden deutschen Sinne geleitet, zunächst den Zeitungen Deutschlands tagesschriftstellerischen Stoff zum Abdrucke liefert. Herausgeber dieser Korrespondenz ist der auch unseren Lesern aus einer Reihe von Beiträgen bekannte frühere Hauptschriftleiter des Wiener „Alldeutschen Tagblattes" Viktor Lischka. Die wöchentlich ein- bis zweimal erscheinende „Korrespondenz aus Österreich" (als Handschrift gedruckt, Bezugspreis Mk. 12 ganzjährig, Mk. 3 vierteljährlich) bringt Aufsätze und Berichte über die politischen und nationalen Verhältnisse Österreichs, deren genaue Kenntnis heute für die Öffentlichkeit Deutschlands notwendiger ist denn je. Von diesem Gesichtspunkte aus lenken wir die Aufmerksamkeit unserer Leser auf die „Korrespondenz aus Österreich", die der Vermittelung jener Kenntnis vorzüglich dient.

Demokratie und Kapitalismus. Auf die Widersprüche zwischen Ideal und Leben, zwischen demokratischer Phrase und sozialer Notlage in allen angelsächsischen Ländern, macht ein Artikel des Stockholmer „Aftonbladet" vom 10. Juni aufmerksam. Es heißt dort: „Wenn man lange Zeit in Amerika und England gelebt hat, wenn man gleichzeitig Deutschland aus eigener Anschauung kennt, dann hat man so seine eigenen Gedanken, wenn man in der Presse des Verbandes und auch in gewissen schwedischen Zeitungen liest, das Ziel des Weltkrieges sei die Vernichtung des germanischen Imperialismus durch die englisch-amerikanische Demokratie? Branting stellt bisweilen die kapitalistische und die demokratische Gesellschaft einander als unerreichbare Gegensätze gegenüber. Nun gibt es aber in der ganzen Welt kein typischeres Beispiel für den ausgeprägtesten Kapitalismus als gerade England und Amerika. In England steht dem geradezu fabelhaften Reichtum

der Großgrundbesitzer und Großkaufleute die herzzerreißende Not der Massen gegenüber. 1913 wurde ein junger Marquis von Northampton dazu verurteilt, einer Schauspielerin wegen gebrochenen Eheversprechens 50000 Pfund Sterling als Schadenersatz zu zahlen. Der Verteidiger bemerkte bei dieser Gelegenheit, das würde seinem Klienten nicht die geringsten Schwierigkeiten bereiten. Zu gleicher Zeit galt ein halbes Pfund als ein guter Wochenlohn für einen fachmäßig ausgebildeten Arbeiter. Jack London schildert einmal den Glanz der Teilnehmer an dem Königszuge zur Parlamentseröffnung und beschreibt dann die in schreiendem Gegensatze zu dieser Pracht stehenden ärmlichen Zuschauer, deren einzige Nahrung am ganzen Tage vielleicht nur ein paar Apfelschalen aus der Gosse waren. Und dabei weiß jeder Besucher Londons, daß diese herzzerreißende Not etwas ist, was sich dem Fremden auf Schritt und Tritt auf den Straßen des für die Demokratie kämpfenden Albions offenbart. Und dann die englische Demokratie als Beschützer der kleinen Staaten! Londons Museen sind voll von goldenen Thronen, Prachtwagen und Edelsteinen aus Indien und anderen englischen Kolonien. Nimmt man dazu die Riesenschätze, die sich im Privatbesitz befinden, so hat man einen ganz kleinen Beitrag zu der Art der englischen „Schutzherrschaft" über Indien. Ein akademisch gebildeter Indier erzählte einmal in London: „In meiner Heimat darf ein Eingeborener nicht in demselben Eisenbahnwagen fahren wie ein Engländer; ist es da ein Wunder, daß wir sie hassen?" Eine weitere Einzelheit. Eine Frau, die sich ihren Lebensunterhalt selbst verdient, gilt in England nicht als gesellschaftsfähig. In dem angeblich so aristokratischen, militaristischen und kapitalistischen Schweden dagegen kenne ich eine ganze Anzahl von Generals- und Ministertöchtern, die auf der Bank oder in einem Kontor arbeiten, ohne daß man ihnen deshalb das kleine Vorrecht abspricht, „Damen der ersten Gesellschaft" zu sein. Und nun erst die amerikanische Demokratie! Fragt man einmal amerikanische Waldarbeiter nach allgemeinem Stimmrecht, Achtstundentag oder Unterstützung in Krankheitsfällen, dann schütteln sie das Haupt und tun, als wenn sie hebräisch hörten. Fragt man aber nach dem Tageslohn von einem Dollar, hartherzigen Vorgesetzten, leidenden Frauen und hungernden Kindern, Krankheit und Not, Kummer und Elend, dann können sie Bände erzählen. Und im Gegensatz dazu die Dollarfürsten und -fürstinnen, für die es nur ein Lebensziel, eine Hoffnung und einen Gott gibt: Gold und immer mehr Gold. Für diese Art von Demokratie kämpfen jetzt England und Amerika. Kann sich ein wirklicher Menschenfreund auf ihre Seite stellen?"

Bücherbesprechungen.

Fritz Bley, „Wie kam es doch?" Verlag von Erich Matthes, Leipzig. Preis 2 M.

Diese Vorgeschichte des Weltkrieges legt in zwingender Logik die Beziehungen bloß, die zwischen der Demokratie und unseren Feinden herüber und hinüber gewirkt haben, um den Krieg herbeizuführen, von dem die Wiederherstellung des vorbismarckischen Zustandes der Zerstückelung und Ohnmacht Deutschlands erwartet wurde. Wer die beklagenswerte Spaltung unseres Volkes und den Verfall unserer Politik verstehen will, findet in dieser urkundentreuen Zeichnung der diplomatischen, kapitalistischen und revolutionären Wechselströme hilfreichen Aufschluß. Wir werden auf das sehr bemerkenswerte Buch noch zurückkommen, können es aber schon jetzt unseren Lesern warm empfehlen.

Bemerkung des Verlags: Wegen Gütersperre auf den Bahnhöfen konnte das Dezemberheft nicht rechtzeitig erscheinen.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 29. 12. 17.
Druck von Dr. L. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

XVI. 11 — 1918

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Wodurch Völker geführt und genasführt werden.

Vom Herausgeber.

II.

Nachdem im vorigen Hefte für die Beleuchtung und Durchleuchtung der hier in Rede stehenden Dinge die allgemeinen Gesichtspunkte und Richtlinien gegeben worden sind, soll jetzt, soweit es sich um Nasführung handelt, auf ein bestimmtes geschichtliches Beispiel eingegangen werden. Es wird daran die Richtigkeit dieser allgemeinen Gesichtspunkte und Richtlinien über jeden Zweifel einleuchten.

Als das grandioseste Beispiel der Völkernasführung überhaupt und zugleich als Schulbeispiel für alle übrigen ähnlicher Art können die Machenschaften eines bestimmten Gauner- und Gaunerklüngels gelten, der zurzeit seinen Hauptsitz auf den für seine Zwecke außerordentlich günstig gelegenen britischen Inseln hat und von hier aus seine verbrecherische Tätigkeit allmählich über die ganze Welt im vollen Sinne des Wortes „ganz" auszudehnen vermochte. Diese Machenschaften, die, wie sich später zeigen wird, mit der Nasführung des eigenen Volkes ihren unscheinbaren Anfang nahmen, haben im Laufe der Zeit, wie gesagt, sämtliche Völker der Erde auf irgendeine Art in ihren Bannkreis gezogen und mußten in logischer Konsequenz zuletzt zu dem ungeheuerlichsten, aber aller Wahrscheinlichkeit nach auch folgenreichsten Ereignisse der Weltgeschichte, dem jetzigen Weltkriege führen.

Und das Merkwürdigste dabei ist, daß schon vor dem Kriege und noch mehr während desselben sogar gewisse ihm angeblich oder tatsächlich feindliche Bewegungen bezw. Parteien politischer wie geistig-sittlicher Art in allen Ländern bewußt oder unbewußt unter seinem geheimen Einflusse standen und stehen, also ebenfalls von ihm genasführt wurden und werden. So etwas erscheint undenkbar, ist aber, wie sich später herausstellen wird, unleugbar Tatsache. Da ist u. a. z. B. die sogenannte Sozialdemokratie. In bezug auf sie zeigt sich die Nasführung in gewissem Sinne schon daran, daß ihre Führer, anstatt von einem ganz bestimmten Gauner- und Gauklerklüngel, von einem sogenannten „Kapitalismus", bezw. einer sogenannten „Kapitalistenklasse" sprechen und diese ganz allgemein, ohne Unterschied für die in manchen Ländern, zu denen Deutschland nicht gehört, wirklich grauenhaften Zustände auf sozialem und wirtschaftlichem Gebiete verantwortlich machen. Es ist das geradeso, als wenn man den Mechanismus einer technisch einwandfreien Maschine — anstatt ihres Wärters und Betriebsführers — beschuldigen wollte, wenn die Maschine irgendwo und irgendwie einmal nicht die nützliche Arbeit leistet, die man von ihr erwartet und für die sie erfunden und gebaut wurde. Durch diese von jenem Klüngel wenn nicht veranlaßte, so doch auf jede Weise begünstigte Verallgemeinerung wird nämlich nicht nur die ihm ursprünglich feindliche Bewegung von ihm ab in eine ganz falsche Richtung gelenkt, sie hat auch noch einen besonderen Zweck. Sie gestattet ihm bezw. seinen publizistischen Helfershelfern, diese Bewegung für seine eigenen Zwecke ins Joch zu spannen. Sie muß unter dem Namen des Kampfes gegen den „Kapitalismus" und die — sehr weit gefaßte — „Kapitalistenklasse" alle diejenigen Machtfaktoren schwächen und womöglich vernichten helfen, die seiner eigenen Machtbetätigung noch entgegenstehen. Er unterstützt zu diesem Zwecke die Sozialdemokratie unter der Hand mit Rat und Tat, Geld und ermutigenden Worten. Auf der anderen Seite bedient er sich wiederum unter der Hand der ihr und ihm feindlich gegenüberstehenden Machtfaktoren, um sie gegen die Sozialdemokratie auszuspielen. Auf diese Weise kommt keine der beiden ihm feindlichen Parteien jemals zum Ziele, und das Schlußergebnis ist, daß beide Feinde besiegt werden und er allein Sieger bleibt. Dieses Verfahren, das man „Begaunerung unter der Maske der — Begönnerung" nennen könnte, ist für die Art seiner Nasführung typisch. Es wird auch auf andere ihm feindliche Länder, Völker, Parteien oder geistig-sittliche Bewegungen, z. B. auch auf solche kirchlicher[1]) Art und Organisation hinten herum angewandt.

---

[1]) Früher hieß es: „Welcher Kluge fände nicht in Rom seinen Meister!" Jetzt könnte man das Wort in demselben Sinne eher auf London anwenden, denn von hier aus hat man nicht nur Petersburg und Washington, sondern auch das päpstliche Rom trotz aller gegensätzlicher Interessen in seinen Dienst zu stellen vermocht. Vergl. „Die beiden Weltimperialismen" unter den „Berichten und Notizen" dieses Heftes.

Daß sämtliche Führer der sogenannten Sozialdemokratie oder einer anderen ihm feindlichen Partei sich dieser Nasführung ihrer Gefolgschaft bewußt wären, also mit zu jenem Gauner- und Gauklerklüngel gehörten, ist nicht wahrscheinlich, auch gar nicht erforderlich, ja nicht einmal wünschenswert. Es genügt vollständig, wenn in jedem Lande ein paar dieser Führer durch Zuwendung von Vorteilen aller Art in einer solchen Weise bewußt oder auch sogar unbewußt gewonnen sind, die einen Verdacht bei ihresgleichen und bei der Gefolgschaft nicht aufkommen läßt. Diese Führer gleichen dann, soweit sie gutgläubig sind, jenen gezähmten Elefanten, die ohne Gefahr in die Wildnis losgelassen werden können, um eine ganze Herde von ihresgleichen in die sogenannte „Khetta" zu führen.

Psychologisch und biologisch Ungeschulte werden einwenden, daß so etwas wohl bei „dummen" wilden Tieren, aber nicht bei „klugen" zivilisierten Menschen möglich ist.

Ich behaupte, es ist hier noch viel leichter möglich als dort, weil die Menschenherden durch die sogenannte „Zivilisation" für den Fang noch viel besser vorbereitet sind, als die frei in der Wildnis sich ergehenden Tierherden. Ist doch die „Zivilisation", vornehmlich die heutige Allerweltszivilisation, die bekanntlich von Kultur, namentlich der wahren, echten, wohl zu unterscheiden ist[1]), nichts anderes als „Zähmung", d. h. Abtötung oder doch Abstumpfung der gesunden natürlichen Instinkte, aus denen sich der eigentliche „Charakter", der „Wille" — nicht der bewußte Verstand — der Menschen zusammensetzt. Dieser Charakter ist von Geburt bezw. Zeugung an im Sinne des Gemeinwohls — nicht des eigenen Selbst — entweder „gut", oder „böse", oder keins von beiden. Wo nun die natürlichen Instinkte, wie z. B. bei den Tapfern und Weisen, im Sinne des Gemeinwohls gut und auch noch genügend kraftvoll sind, da wird eine Verführung zum Bösen schwer wenn nicht ganz unmöglich sein, selbst wenn die Völker, denen diese Individuen zugehören, keine echten und rechten, zur Gruppe 1 und 2 (vergl. voriges Heft) zu rechnenden Führer mehr hätten. Wo jedoch die natürlichen Instinkte im Sinne des Gemeinwohls böse, oder neutral, oder auch nur in jedem Sinne abgestumpft sind, da ist es ein Kinderspiel, die betreffenden Individuen zum Bösen im Sinne des Gemeinwohls — nicht des eigenen Selbst — zu verführen[2]). Es gehört dazu neben gewissen Lockmitteln nur die nötige Gewissenlosigkeit, das erforderliche Maß von moralinfreier Willenskraft, und über das verfügt jener Gauner- und Gauklerklüngel mehr als zur Genüge.

Wüßten die Völker, mit wie wenig Verstand sie genasführt werden können, wenn nur der böse Wille dazu da und an der Macht ist, — sie

[1]) Vergl. „Der Krieg als Kulturfaktor", November- und Dezemberheft 1912. Auch als Sonderdruck — siehe dritte Seite des Umschlags — erschienen.

[2]) Vergl. „Das Geheimnis der Suggestion im Völkerleben", Dezemberheft 1915, und „Die Technik der Suggestion im Völkerleben", Januarheft 1916 d. Z.

würden darüber erschrecken, genau so, wie das unser einem geht, wenn er hinter die Schliche der Nasführer gekommen ist. Aber diese Wissenschaft auf jede Weise von den breiten Massen, ja selbst von den Gebildeten und Besitzenden fern zu halten, — das ist ja eben eine der Hauptaufgaben jenes Gauner- und Gauklerklüngels, der unter sich fest zusammenhält und seine bösen, selbstsüchtigen Absichten stets mit salbungsvollen Moralphrasen verbrämt oder verbrämen läßt. Bei den in diesem Sinne Fortgeschrittensten ist das schon Instinkt geworden, bedarf also gar nicht mehr der bewußten Überlegung.

Reif für die Nasführung und dazu gehörige Ausbeutung werden die Völker meist erst dadurch, daß ihre echten und rechten, zur Gruppe 1 und 2 gehörigen Führer körperlich, geistig, sittlich soweit entarten, um von der Gruppe 3 in Verbindung mit 4 und 5 abgesetzt oder wenigstens mattgesetzt werden zu können. Ein orientalisches Sprüchwort sagt: „Der Fisch fängt immer am Kopfe zu stinken an." Das gilt auch für die aus „Staat", „Gesellschaft" und „Volk" bestehenden Gemeinschaftsorganismen. Daß dieser Verwesungsprozeß von jenem Gauner- und Gauklerklüngel wenn nicht direkt veranlaßt, so doch indirekt begünstigt und beschleunigt wird, ist selbstverständlich. Das sagt ihm schon der verbrecherische Instinkt, selbst wenn der Verstand dazu bei diesem oder jenem seiner Zugehörigen nicht ausreichte. Übrigens bedarf es hierzu meist gar nicht einmal der bewußten, vorsätzlichen Absicht. Unter gewissen Umständen, in der von jenem Klüngel erzeugten und beherrschten Umwelt werden mit der Zeit ganz von selbst die Starken und Mutigen schwach und feige, die Weisen unweise, die Klugen listig, die Heiligen unheilig. Der Druck ihres guten Willens flaut dann ab und gibt dadurch dem des bösen ganz von selbst, ähnlich wie bei den Druckverhältnissen in der Atmosphäre, nach. Der Klüngel läßt das natürlich von seinen freiwilligen oder bezahlten Helfershelfern „Fortschritt" nennen, und er hat damit von seinem Standpunkte aus ja auch recht. Den genasführten Völkern aber kommt diese grundverkehrte „Umwertung aller Werte" teuer zu stehen. Sie werden dadurch immer unfähiger, sich dem Würgegriffe ihrer verbrecherischen Zwingherren zu entwinden, auch wenn sie, wie jene wilden Elefanten in der „Khetta", zuletzt selbst stehen und fühlen, wohin sie durch ihre listigen Verführer ahnungslos gekommen sind. Man wird den Völkern dann, wenn sie nach Gott schreien, natürlich unter moralischer Verbrämung, sagen, daß ihre Existenz ja überhaupt nicht nötig sei, daß ihre nationale Eigenart „nur ein Übergangsstadium zur allgemeinen Verweltbürgerlichung" wäre. Darin besteht ja eben der Fortschritt der „Zivilisation", d. h. in Wahrheit der Zähmung, Domestikation der Menschen für bestimmte, ausbeuterische Zwecke. Alle werteschaffenden Menschen müssen auf diese Weise zu einer Herde in einer Hürde und dadurch zum Ausbeutungsobjekt der werteraffenden Menschenart werden. Das weiß jener verbrecherische Gauner- und Gauklerklüngel ganz genau, sagt es aber natür-

lich nicht mit diesen Worten, sondern mit dem hypnotisierenden Phrasenschwall der „Freiheit", „Gleichheit", „Brüderlichkeit", des „Internationalismus", „Pazifismus", „Sozialismus", „Demokratismus" usw.

Diese Phrasen, die jener Gauner- und Gauklerklüngel nicht erfunden, aber sich von der französischen Revolution und noch jüngeren geistigen Bewegungen her zum Zwecke der Nasführung angeeignet hat, klingen gewissen dummen und charakterschwachen Menschensorten, besonders gewissen Weibern und weibisch gearteten Männern süß in die Ohren. Diese Redensarten sollen außer der Nasführung auch noch dazu dienen, den gesunden, für die Erhaltung und Höherentwicklung des Lebens unentbehrlichen „Willen zur Macht" (vergl. Oktoberheft 1917 S. 335) bei allen Völkern und auf allen Gebieten sittlich zu ächten, damit der unsittliche Machtwille jenes Gauner- und Gauklerklüngels, jener besonderen Sorte von „Tüchtigen" desto freiere Bahn erhält. Alles das ist in dem erwähnten Oktoberhefte unter „Klassenimperialismus und gesamtvölkische Machtpolitik", sowie im Januarheft 1916 unter der Überschrift: „Die Technik der Suggestion im Völkerleben" und in anderen Heften ausführlich genug dargelegt worden, so daß hier auf weitere Ausführungen wohl verzichtet werden kann.

Verfolgen wir nun in aller möglichen Kürze die Entstehungs- und Entwicklungsgeschichte des in Rede stehenden Gauner- und Gauklerklüngels.

Aller Wahrscheinlichkeit nach ist er in gewissen Ländern nicht erst in neuerer oder gar neuester Zeit entstanden, sondern ist, zum mindesten auf den britischen Inseln, schon seit undenklichen Zeiten heimisch oder, wie der Mediziner in bezug auf eine Krankheit sagt, „endemisch" gewesen, wenn er dort wohl auch erst in nicht sehr ferner Zeit zur politischen Macht gelangt ist. Falls also von einem Ursprunge überhaupt die Rede sein kann, so schreibt er sich wohl von den Phöniziern oder Karthagern oder einem anderen uralten Raubhändlervolke her. Daß die geographische Lage und physische Beschaffenheit der britischen Inseln mit ihren reich gegliederten und tief eingebuchteten Küsten für Seeräuberei und erpresserische Händlerei — das eigenste Betätigungsgebiet der Phönizier, Karthager und ihrer sonstigen Ableger — außergewöhnlich gut geeignet ist, wird kein Kenner bestreiten. Es wäre also ganz merkwürdig, wenn die Phönizier und später die Karthager sich diese vorzügliche Gelegenheit zur Gründung von Zweigniederlassungen, Filialen usw. hätten entgehen lassen. Waren doch jedenfalls die Karthager der letzten Zeit hier, fern vom römischen Imperium und dessen mächtigen Kriegsflotten, am sichersten vor unliebsamen Störungen ihrer Tätigkeit, konnten sich also hier am längsten, vielleicht selbst dann noch halten, als Karthago schon längst von den Römern zerstört war.

Auch zeigen die politischen, sozialen, wirtschaftlichen und geistig-sittlichen Zustände auf den britischen Inseln vor dem Einfall und der Eroberung durch die Angeln und Sachsen ganz genau das Bild, wie man es erwarten kann, wenn ein seeräuberischer und raubhändlerischer Klüngel

oder mehrere solcher dort lange Zeit ansässig gewesen und ihren sittlich verheerenden Einfluß von den Küsten aus auf die übrige Bevölkerung ausgeübt haben. Unordnung, Anarchie, Korruption und Verbrechen jeder Art sind die unausbleiblichen Folgen davon.

Hier schafften nun die Angeln und Sachsen nach der Eroberung und Besiedelung feste staatliche und gesellschaftliche Ordnung, die sich teils auf den starken, waffentüchtigen Arm und gefolgstreuen Sinn der Angeln und Sachsen, teils auf den neuen, dort eben erst Wurzeln gefaßt habenden christlichen Glauben stützte. Unter Alfred dem Großen erreichte das angelsächsische Reich sogar eine gewisse Blüte in jeder, auch kultureller Hinsicht, was kein Wunder war, da ja jetzt auf dem östlichen Teile der Hauptinsel die im vorigen Hefte unter 1 und 2 gekennzeichneten Gruppen herrschten und damals noch in gesunder Kraft standen.

Aber merkwürdiger- oder vielleicht auch nicht merkwürdigerweise hielt die gesetzliche und sittliche Ordnung nicht lange vor, was nicht begreiflich wäre, wenn die Unordnung hätte von außen hineingetragen werden müssen. Die Träger des Verderbens befanden sich aber bereits im Innern vor, und unter ihrem Einflusse schwanden die aus der deutschen Heimat mitgebrachten Mannestugenden der Angeln und Sachsen im Laufe von ein paar Jahrhunderten zum mindesten in den obersten Schichten — „der Fisch fängt immer am Kopf zu stinken an" — nahezu vollständig. Aus den lebensfrohen, aber anfangs in jeder Hinsicht, körperlich, geistig, sittlich gesunden Angelsachsen wurden auf der fruchtbaren und durch Seeraub bezw. Seehandel mit den Schätzen aller Länder übersättigten Insel arge Schlemmer und Säufer. Auch in nicht materieller Beziehung verloren sie und wohl nicht allein durch Vermischung mit minderwertigem Blut vielfach ihre aus der deutschen Heimat mitgebrachten Geistes- und Gemütseigenschaften. Im Nationalepos der Angelsachsen, „Beowulf", ist das, Stab 1724—56, ergreifend geschildert[1]). Offenbar konnten jene vorher gekennzeichneten verbrecherischen Bevölkerungselemente bei ihrer großen Zahl und listigen Verschlagenheit nicht vollständig ausgerottet, vielleicht überhaupt kaum geschwächt werden. Immerhin ist anzunehmen, daß Staat und Kirche alle Anstrengungen machten, ihres verderblichen Einflusses Herr zu werden, und das ist wohl einer der Gründe, warum diese Elemente zuerst die Dänen und dann die Normannen gegen ihre angelsächsischen Herren zu Hilfe riefen. Jedenfalls ist ein solches, wenn auch landesverräterisches Verfahren für diese Elemente durchaus typisch. Man begegnet ihm auch in anderen Ländern und zu anderen Zeiten immer wieder.

Die an den Einfall der Normannen aller Wahrscheinlichkeit nach geknüpften Hoffnungen erfüllten sich aber, wenigstens auf geraume Zeit hin, ganz und gar nicht. Anstatt der erwarteten Anarchie oder wenigstens

[1]) Vergl. K. Konrad: „Beowulf — und das semitisierte England." Februarheft 1915 d. Z.

Schwächung der Ordnungsparteien erschien ein noch stärkeres und strammeres Element der Ordnung auf der Bildfläche. Die stolzen normannischen Herzöge und Barone, die mit ihren gleich- oder ähnlichgearteten Gefolgen die Blüte des mittelalterlichen Rittertums verkörperten[1]), führten ein noch strengeres Regiment als die vor ihnen herrschenden Angeln und Sachsen. Auch hielten die heilsamen Folgen dieses Regiments weit länger vor und legten so, nach der völligen Vermischung der Herrschenden mit den Beherrschten, den Grund für die spätere großbritannische Weltmacht, deren gefährliche Eigenart für die ganze Kulturwelt ja erst durch den gegenwärtigen Krieg im vollen Umfange offenbar geworden ist.

Es dauerte jetzt mindestens fünf, wenn nicht sechs oder sieben Jahrhunderte, ehe die verbrecherischen, zu einem immer festeren Gauner- und Gaunerklüngel sich zusammenschließenden Elemente der Inseln ganz allmählich, auf weiten Umwegen und nach vielen vergeblichen Versuchen, die der englischen Geschichte und Politik einen außergewöhnlichen wüsten und verbrecherischen Charakter verleihen, wieder an die Oberfläche gelangten und die politische Herrschaft, natürlich hinter den nasführenden Kulissen des „Parlaments", an sich zu reißen vermochten. Auch konnte der Einfluß der im vorigen Hefte unter 1 und 2 gekennzeichneten Gruppen, unter denen die rein oder überwiegend germanisch gebliebenen Rassenelemente und der bessere Teil des keltischen Untergrundes verstanden werden können, bis auf den heutigen Tag nicht völlig ausgeschaltet werden. Man mußte zum mindesten äußerlich und nebensächlich auf diese Elemente Rücksicht nehmen, und darauf ist aller Wahrscheinlichkeit nach der so außergewöhnlich heuchlerische Charakter der englischen Politik und Moral bezüglich seines Ursprunges zurückzuführen. Zuerst versuchte man das vielleicht nur im Innern, dem sittlich einigermaßen gesund gebliebenen Teile des eigenen Volkes gegenüber. Aber nachdem man das hier vorteilhaft gefunden, wandte man dasselbe Verfahren auch nach außen hin und hier mit noch größerem Vorteil an. Ein für diese Verhältnisse besonders kennzeichnendes englisches Sprüchwort sagt: „Die Heuchelei ist die Reverenz, die das Laster der Tugend erweist." In der Tat: wenn die Wissenden schon dem Laster und Verbrechen, wo es sich auf Grund der Ahnungslosigkeit der Opfer für das Land materiell nützlich erwies, freien Lauf ließen, so wollten sie doch wenigstens auf den anfangs ahnungslos und gutgläubig gebliebenen Teil des eigenen Volkes höfliche Rücksicht genommen wissen. Anfangs ist man vielleicht auch, wenigstens für das eigene Volk, über diese bloße „Reverenz" hie und da hinausgegangen; aber in dem Maße als Seeraub, Raubhandel, Gauner- und Gaunerpolitik dem Inselreiche und seinen kolonialen Ablegern materielle Vorteile einbrachten, verzichteten die politisch Eingeweihten stillschweigend immer mehr auf das eigentliche Wesen der Moral und begnügten sich mit der bloßen „Reverenz" vor ihr.

[1]) Vergl. „Macaulay, History of England", Tauchnitz Edition, Vol. I, p. 10.

Selbstverständlich ist das eine schwere sittliche Erkrankung, denn der Hehler ist ebenso schlimm, ja noch schlimmer als der Stehler. Auch nützt dieser Trick, ganz abgesehen von seinen geistig-sittlichen Verheerungen, selbst rein materiell nur solange etwas, als es dumme oder gutgläubige Narren gibt, die darauf hineinfallen. Hat man ihn erst einmal durchschaut, dann schadet er selbst in materieller Beziehung durchschnittlich viel mehr als er nützt; aber die insulare Lage und kulturelle Abgeschlossenheit Englands sowie die undurchdringliche Verschwiegenheit des Engländers dem Nichtengländer gegenüber hat der übrigen Welt das wahre Gesicht der englischen Politik und Moral bis in die Zeit des jetzigen Weltkrieges, wo es sich endlich demaskieren mußte, verborgen. Daß auch außerhalb des englischen Dunstkreises Einzelne[1]) schon lange vor dem Kriege in dieser Hinsicht vollständig unterrichtet waren, tat dem vorher gekennzeichneten Zustande keinen Abbruch. Die große Masse selbst der Gebildeten blieb darum doch überall gutgläubig, genau so wie das eine gewisse Zeit wohl auch der größte Teil des britischen Volkes selbst gewesen ist.

Die selten großen Vorteile, die unter solchen Umständen die Politik der Begaunerung der Völker unter der Maske der — Begönnerung[2]) dem großbritannischen Weltreiche brachte, haben nach und nach offenbar selbst die im vorigen Hefte unter 1 und 2 gekennzeichneten Gruppen, soweit sie nicht nach den Kolonien auswanderten oder im Daseinskampfe mit den skrupellosen Elementen zerrieben wurden, mit der stillschweigenden Duldung dieser Politik und Moral ausgesöhnt. Es sind das jetzt im wesentlichen wohl nur noch die Nachkommen der stolzen normannischen Herzöge und Barone, die sogenannten „landlords", die bekanntlich fast die einzigen freien Grundbesitzer auf den Inseln sind. Rein materiell betrachtet, konnten diese mit einer Innen- und Außenpolitik nach dem gekennzeichneten Muster recht wohl zufrieden sein. Steigerte ihnen diese doch den Pachtwert ihrer Grundstücke, wenigstens soweit sie städtisch bebaut wurden, auf eine so ungeheuerliche Höhe, daß ihnen dadurch ohne jede Arbeitsleistung das luxuriöseste Leben ermöglicht wurde. Auch in nichtmaterieller Beziehung wurde ihnen die bittere Pille der Hehlerei dadurch verzuckert, daß ihnen in allen nichtpolitischen und nichthändlerischen Dingen gern und willig die absolute Herrschaft gelassen, ja sogar noch befestigt wurde. Die zur sogenannten „Nobility" Gehörenden gaben von jeher und geben noch heutigen Tages in allen rein ästhetischen Dingen, wie gesellschaftliche Umgangsformen, häusliche Einrichtung, Lebensweise, Vergnügungen, Kleidertrachten usw. den Ton an, auf den sich die ganze englische und englisch beeinflußte Welt, unten wie in der Mitte und oben, innerhalb wie außerhalb der Inseln nach Kräften und Vermögen einstimmt

[1]) Vergl. v. Peez-Dehn: „Englands Vorherrschaft. Aus der Zeit der Kontinentalsperre." Verlag von Dunker & Humblot, Leipzig 1912.

[2]) Vergl. den Aufsatz: „Der biologische Sinn des Krieges", S. 541.

und dadurch den sogenannten „Snobismus“ hervorruft. Das hatte sich vor dem Kriege vielfach sogar bis nach Deutschland hinein verbreitet[1]). Der „gentleman“, insbesondere der „lord“ und sein weibliches Gegenstück, die „lady“ galten auch hier und gelten in gewissen Kreisen vielleicht noch als der allein menschenwürdige und für jedermann vorbildliche Typ. Man ahnt dabei freilich nicht, daß von dessen ursprünglichen Eigenschaften mit der fortschreitenden Verhändlerung und moralischen Verseuchung immer mehr abgebröckelt und jetzt — nach festländischen, vornehmlich deutschen Begriffen — kaum noch etwas wahrhaft Adeliges oder gar Fürstliches, abgesehen von Äußerlichkeiten, übrig geblieben ist. Denn das Wesentlichste bei aller wahren Vornehmheit ist und bleibt ja doch immer das ethische Element. Dieses kann durch ästhetische Äußerlichkeiten in seinem verlockenden Glanze wohl verstärkt, aber nicht ersetzt werden. Der Tieferschauende erblickt hinter der glänzenden Außenseite und dem halbgottähnlichen Gebaren doch die Teufelsfratze des Gauners und Gauklers, oder die Hanswurstfigur eines gewissen Sir John Falstaff.

Bei dieser Gelegenheit sei auch bemerkt, daß man gewisse Shakespeareschen Dramen nur verstehen kann, wenn man sich den im damaligen England besonders heftig tobenden Kampf zwischen den zwei in diesen Blättern wiederholt gekennzeichneten, diametral entgegengesetzten, unüberbrückbaren Weltanschauungen und Lebensauffassungen vergegenwärtigt. Welche Partei in diesem Kampfe in England zuletzt Sieger geblieben ist, darüber kann jetzt nicht der geringste Zweifel mehr bestehen. Daß ganz England das jetzt nicht mehr weiß und darüber gar keine Gewissensbisse mehr empfindet, beweist nur, daß die moralische Erkrankung jetzt nicht mehr akut und auf einzelnen Individuen beschränkt, sondern chronisch geworden ist und das ganze Volk ergriffen hat[2]). Einzelne Individuen wie ganze Völker können wohl im Falle äußerster Not, im bittersten Kampfe um Sein oder Nichtsein dann und wann einmal sittlich nicht einwandfreie, ja selbst verräterische Handlungen mit vollem Bewußtsein begehen. Sie können darum doch im innersten Kerne sittlich gesund bleiben oder es wieder werden. Aber mit solchen Praktiken jahrhundertelang Machtpolitik zu treiben — und zwar angriffs-, nicht verteidigungsweise — diese Schande wäscht kein Ozean wieder ab.

---

[1]) Vergl. den anderen Aufsatz: „Der biologische Sinn des Krieges“, S. 545.

[2]) Dabei soll keineswegs verkannt werden, daß in allen privatrechtlichen, mit der großen Politik nicht zusammenhängenden Dingen, wie kleinbürgerlichen Schuldverpflichtungen, Wetten, Glücksspielen usw. der Brite auch dem Fremden gegenüber immer ehrlich ist, ja sogar etwas darin sucht, hier peinlich ehrlich zu sein. Auch darin liegt Absicht. Man will nämlich den harmlosen, uneingeweihten Fremden die Schlußfolgerung suggerieren: „Wer im Kleinen für »fair play« ist, der ist es auch im Großen und Größten. Wie schamlos aber im jetzigen Kriege selbst die Privatrechte Fremder in England und seinen Kolonien — ganz zu schweigen von eroberten Ländern — mit Füßen getreten worden sind, ist bekannt. Vergl. die Notiz auf S. 559 in diesem Hefte.

Nun stelle man sich aber vor, daß bis vor dem Kriege die Gefahr bestand, ja bis auf weiteres noch besteht, daß der in England und zurzeit auch in Amerika herrschende Gauner- und Gauklerklüngel die ganze Welt entweder unter sein Joch zwingt, oder mit seiner „moral insanity" verseucht. Für diese Seuche sind alle empfänglich, die von Natur verbrecherisch veranlagt, oder in ihren natürlichen Instinkten durch die moderne, die Ichsucht begünstigende Allerweltszivilisation geschwächt sind. Solche Menschen gibt es mehr oder weniger in allen Ländern, auch bei uns in Deutschland, dem in sittlicher Hinsicht vergleichsweise wohl noch gesundesten Lande. Wie weit aber die Empfänglichkeit für die britische „moral insanity" und die ihr entsprechende Weltanschauung selbst bei uns schon vorgeschritten ist, zeigt die „innere Front", gegen die alle Gutgesinnten — wie die Feldgrauen gegen die äußere Front — mit allen Kräften ankämpfen müssen. Es wird noch gewaltiger Anstrengungen bedürfen, um diese teils bewußten, teils unbewußten innern Feinde, die, soweit sie gutgläubig sind, eine „Verständigung" mit dem äußern Hauptfeinde nicht nur für möglich, sondern sogar für wünschenswert!! halten, eines Besseren zu belehren und, soweit das nicht erreichbar, durch entsprechende geistige Gegenwirkung unschädlich zu machen.

Daß diese Elemente, die der in England und Amerika herrschenden Weltanschauung und Lebensauffassung gar nicht fern stehen, auch bei uns nach der politischen Macht streben, ja sie teilweise schon an sich gerissen haben, ist bei dem Mangel an richtiger Aufklärung des deutschen Volkes gar nicht verwunderlich. Scheint es doch, als ob bei uns selbst die Regierung in dieser Hinsicht noch nicht klar im Bilde sei. Auch das wäre bei der allgemeinen Unkenntnis oder absichtlichen Verkennung der wahren — nicht der vorgespiegelten — britischen und angloamerikanischen Volksseele, insbesondere des diese Völker und deren Zivilisationskreis beherrschenden Gauner- und Gauklerklüngels gar nicht so sehr verwunderlich. Um so mehr ist es darum Pflicht aller Wissenden, in der Aufklärung nicht zu ermüden und auch sonst alles zu tun, um die vom Hauptfeinde neben der äußern gegen uns angesetzte innere Front, die noch gefährlicher als die äußere ist, zu sprengen und die Einheitlichkeit auch der politischen Kriegsführung endlich herzustellen. Das wird aber nur möglich sein, wenn man bei uns endlich auch an der maßgebendsten Stelle eingesehen haben wird, daß die „innere Front" unter der nasführenden Vorspiegelung der „Verständigung" und des „Verzichts" den Sieg der Mittelmächte verhindern und den des angelsächsisch geführten Weltplutokratismus ermöglichen will. Siegten nämlich die Mittelmächte nicht nur militärisch, nach außen hin, sondern auch politisch, im Innern, dann wäre die Zukunft Deutschlands gesichert, und mit der Weltherrschaft des internationalen, aber angelsächsisch (britisch und amerikanisch) geführten Weltplutokratismus wäre es dann auf lange Zeit zu Ende. Das aber will man ja eben durch die „innere Front", selbst um den Preis von Deutschlands Untergang, verhindern.

Es ist also eine furchtbare Macht, mit der wir es zu tun haben. Sie ist politisch noch viel schwerer als militärisch und wirtschaftlich zu besiegen. Ihre List und Verschlagenheit macht weder vor staatlichen noch vor volklichen oder gar vor sittlichen und gesetzlichen Schranken Halt. Sie hat Helfershelfer und Mittelspersonen selbst da, wo es niemand vermutet. Auf welche Art und Weise sie ihren Einfluß unbemerkt geltend zu machen versteht, ist im Juniheft 1917, S. 122—25, ausführlich dargelegt worden. Wer diese Art und Weise nicht ganz genau kennt, der ist ihr gegenüber ohnmächtig. Es ist eine Macht, wie sie in gleich gemeingefährlicher Art und Größe noch niemals dagewesen ist. Sie hat sich eben allzu lange unerkannt und ungestört bis zu einem geradezu ungeheuerlichen Ausmaße entwickeln können. Für sie gilt noch viel mehr als für irgend etwas Anderes das Wort, das Luther zu seiner Zeit gegen eine im Wesen damals ähnliche[1]), jetzt minder gefährliche Macht prägte:

„Der alt böse Feind
Mit Ernst er's jetzt meint,
Groß Macht und viel List
Sein grausam Rüstung ist,
Auf Erden ist nichts seins Gleichen."

Aber ebensowenig, wie Luther damals verzagte, brauchen auch **wir** jetzt zu verzagen. Alle Haupttrümpfe, die das teuflisch schlau eingefädelte Spiel für uns gewinnen und für jenen Gauner- und Gaunerklüngel verlieren machen müssen, sind jetzt in unserer Hand. Sie können uns mit **Gewalt** nicht mehr, wohl aber mit List, durch die „innere Front", entrissen werden, wenn Regierung und Volk bei uns nicht auf der Hut sind. Es wird die Zeit kommen — vielleicht ist sie nicht mehr fern — wo die so lange genasführten Völker endlich ihre Nasführer erkennen und jeden richtigen Engländer oder Anglo-Amerikaner wie einen sittlich Aussätzigen betrachten werden. Dann wird die Gefahr vorüber sein. Aber diese Zeit ist noch nicht da, und solange sie noch nicht da ist, ist die Gefahr auch für uns und die Mittelmächte noch nicht geschwunden. Sie ist für uns deshalb so besonders groß, weil unser Volk politisch allzu harmlos ist, und weil es auch innerhalb **unserer** staatlichen Grenzen genug Individuen gibt, die für die Ansteckungskeime der englischen Krankheit teils empfänglich, teils ihnen schon erlegen sind. Solche Individuen ziehen aus gewissen politischen Parteien starke Gefolgschaften hinter sich her, die bei ihrer politischen Harmlosigkeit ebensowenig wie jene wilden Elefanten wissen, wohin sie, z. B. mittels jener Reichstagsresolution vom 19. Juli 1917 und des „Selbstbestimmungsrechtes der Völker", geführt bezw. verführt werden. Diese Ahnungslosen sind vielleicht noch aufzuklären und zurechtzuweisen. Bei den

[1]) Vergleiche „Die beiden Weltimperialismen" unter „Berichten und Notizen" dieses Heftes.

eigentlichen Verführern und deren Hintermännern dürfte in dieser Beziehung Papier und Druckerschwärze verloren sein.

Das ist ja eben das Furchtbare, Entsetzliche an jener vorher gekennzeichneten Macht, daß ihre Machtmittel nicht wie die anderer Mächte immer sichtbar und greifbar sind. Gerade ihre unsichtbaren und ungreifbaren Mittel sind die schlimmsten. Wenn wir überall nur eine äußere Front hätten, dann hätten wir schon längst Frieden und alles, was wir sonst noch bedürfen. Vielleicht wäre der Krieg dann überhaupt nicht, jedenfalls nicht in dieser Länge und Furchtbarkeit möglich gewesen. Sicher aber wäre er schon längst zu unseren Gunsten restlos entschieden. Aber es wird eben nicht allein mit ehrlichen Waffen, mit Schwertern, Flinten und Kanonen gekämpft. Der Angriff richtet sich, worauf schon im vorigen Hefte hingewiesen wurde, nicht nur gegen alle äußern Güter, alle materiellen Machtmittel unseres Volkes, gegen den „Leib, Gut, Ehr, Kind und Weib", auch gegen unsere innerste Art, gegen die Seele. Diese möchte man morden, um sie wird an der innern Front gekämpft, leider ohne daß es die Kämpfer größtenteils ahnen. Scheidemann sagte auf dem sozialdemokratischen Parteitage zu Würzburg, daß wir, d. h. das deutsche Volk, „um die Seele der Welt" ringen müßten. Weiß er dabei so genau, was da für eine „Seele" gemeint ist? Das, was man „Welt" nennt, hat gar verschiedene Seelen. Wenn er wirklich, wie er sagt, sein Volk und Vaterland liebt, dann mag er sich ernstlich fragen, ob er mit jener „Seele der Welt" nicht auch der Genasführte ist, nicht jenen gezähmten Elefanten gleicht, die eine ganze wilde Herde in die Khetta der Sklaverei locken. Da er von jener modernen Allerweltszivilisation zum mindesten stark beleckt ist, — auch er ist ja international orientiert — so dürfte er für die britisch-angloamerikanischen Ansteckungskeime nicht unempfänglich sein.

Ähnlicher Art sind auch andere Führer und Verführte der bekannten Verzichtsmehrheit des Reichstages. Auch sie mögen sich auf Herz und Nieren prüfen, ob sie gegen die englische Krankheit immun, in ihren natürlichen Instinkten noch genügend fest und sicher sind. So z. B. sagte der Staatssekretär a. D. Dernburg in einer Rede in Breslau: „Nichts hat im Auslande so die Überzeugung wach gerufen, daß Deutschland niedergekämpft werden muß, als die Behauptung, daß es der Feind der Freiheit sei." Und weiter äußerte er: „Alles, was dem Auslande und seinem Vernichtungswillen Nahrung gibt, ist wichtig und muß beachtet werden." Weiß Herr Dernburg so genau, daß er mit solchen Ermahnungen nicht die Geschäfte der Feinde besorgt, ihre geheimsten, sehnlichsten Wünsche, die Lloyd George und Wilson in ihren Reden so oft haben durchblicken lassen, erfüllt?

Jedenfalls ersieht man daran, wie unendlich naiv weite Kreise unseres Volkes in politischer Beziehung noch immer sind. Sie erkennen den Wolf im Schafskleide noch nicht einmal, wenn er den Kopf samt

seinen fletschenden Zähnen hervorstreckt. Denn daß Herr Dernburg freiwillig im Solde Englands und Amerikas stehe, kann man doch nicht annehmen. Herr Dernburg mag sich also gleich seinen Gesinnungsgenossen, die mit ähnlichen Reden um sich werfen, auf Herz und Nieren prüfen, ob er nicht auch ein Genasführter oder unbewußter Nasführer ist. Wenn er wirklich meint, daß „alles, was dem Auslande und seinem Vernichtungswillen Nahrung gibt, wichtig ist und wohl beachtet werden muß", dann müßte er auch für die Absetzung der Hohenzollern und die Vernichtung unseres sogenannten „Militarismus" eintreten, denn auch das und gerade das hat das Ausland, insbesondere England und Amerika, als ganz besonders notwendig, unerläßlich bezeichnet[1]).

Zugleich ergibt sich daraus, für wie entsetzlich dumm und harmlos in politischer Beziehung das Ausland gewisse nicht unbeachtliche Kreise in Deutschland halten muß, wenn es sich nicht scheut, solche Forderungen in aller Öffentlichkeit zu erheben, sie als unerläßliche Bedingungen für Unterhandlungsmöglichkeit und Friedensschluß mit der die „Freiheit", „Demokratie", „Gerechtigkeit", „Billigkeit" und was sonst noch angeblich allein vertretenden Entente hinzustellen. Solche jedes Maß, selbst das der Klugheit überschreitende Heuchelei und Schauspielerei müßte, so sollte man meinen, den Vertretern der Verzichtsmehrheit doch endlich den politischen Star stechen.

Angesichts dieser und so vieler anderer höchst merkwürdiger Dinge erhebt sich immer wieder die Frage, ob es denn gar keine Möglichkeit gäbe, an das deutsche Volk oder die für sein Schicksal in letzter Instanz Verantwortlichen heranzukommen, sie besser als das bis jetzt anscheinend geschehen ist, zu unterrichten und aufzuklären. Ich kann da immer nur wiederholen, was ich seit Jahren in diesen Blättern schon so oft, besonders ausführlich erst im letzten Dezemberheft gesagt habe. Die Aufklärung muß von ganz oben ausgehen, wenn sie nicht zu spät kommen und zu wenig wirksam sein soll. Worauf warten die berufenen Berater der Krone eigentlich noch? Soll die Krone erst in die äußerste Not und Bedrängnis, in den Kampf um Leben oder Tod, Sein oder Nichtsein geraten, ehe die geeigneten Maßregeln zu ihrer Rettung und Sicherung ergriffen werden? Man soll doch nicht so naiv sein, zu glauben, daß jene furchtbare Macht, deren Gefährlichkeit vorher einigermaßen zu ermessen versucht wurde, auch nur einen Augenblick ruhen wird, ehe sie die von ihr ganz richtig und zutreffend erkannte Grundlage unserer militärischen und geistig-sittlichen Überlegenheit völlig zerstört hat. Man soll sich auch nicht einbilden, daß ihr eine bloße Mattsetzung — mittels der parlamentarischen Regierungs-

[1]) Wenn Lloyd George und Wilson in dieser Hinsicht jetzt nicht mehr so offen und unverschämt sind wie früher, so läßt das nicht etwa auf eine Änderung ihrer Absichten, sondern höchstens ihrer Taktik schließen. Sie scheinen erkannt zu haben, daß die politische Naivität selbst der Deutschen eine Grenze hat, die man klugerweise nicht überschreiten darf.

form, — wie sie das in England mit der Krone schon lange erreicht hat, bei uns in Preußen und Deutschland genügen würde. Sie weiß aus der eigenen Geschichte, daß zwischen Johann ohne Land und Wilhelm III. ein langer Weg ist und daß dieser Weg in Preußen noch viel weniger leicht und schnell zu begehen ist, als das in England bekanntlich der Fall gewesen; denn an der Krone hängt bei uns nicht bloß der größte Teil des Volkes, sondern auch — was noch viel mehr besagen will — die gewaltige, von Kyklopenhänden geschmiedete, im Feuer jahrhundertelanger furchtbarster Daseinskämpfe geläuterte und gehärtete Maschinerie der preußischen, jetzt deutschen Armee!

So etwas kann nur durch die elementarsten politischen Ereignisse und selbst dann — wenn keine äußere Macht eingreift — nur vorübergehend in seinen Grundfesten erschüttert werden. Die völlige, restlose Abschaffung der preußischen Monarchie wäre aber ein solches elementares Ereignis, und jene furchtbare Macht, die eine Welt in Waffen vergeblich zum Zwecke der Vernichtung Deutschlands aufgeboten hat, müßte nicht das sein, was sie ist, wenn sie nun die Hände in den Schoß legen und nichts weiter in dieser Richtung unternehmen wollte. Wer das glaubt, der kennt jene Macht nicht im entferntesten. Sie wird also nicht ruhen noch rasten, ehe die preußische Monarchie und das Deutsche Reich, Bismarcks Meisterwerk, völlig zugrunde gerichtet, ehe also auch die Hohenzollern nicht bloß vorübergehend matt-, sondern völlig abgesetzt worden sind.

Und welche Mittel jene Macht, nachdem die kriegerischen und wirtschaftlichen so völlig fehlgeschlagen sind, anzuwenden hat, um schließlich doch zum Ziele zu kommen, weiß sie aus alter Erfahrung nur zu gut. Die sogenannte „Demokratie" mit ihrem sogenannten „Selbstbestimmungsrecht" hat sich ja bis jetzt in allen Ländern als ein ausgezeichnetes Mittel zur Nasführung der Völker bewährt. Mit dieser Demokratie und ihrem „Selbstbestimmungsrechte" kann jener Gauner- und Gauklerklüngel hinten herum alles, was er nur irgend wünscht, „selbst bestimmen". Auch weiß jene furchtbare Macht recht wohl, daß sich eine bessere Gelegenheit als jetzt, wo die „demokratische Welle" überall im Steigen ist, kaum jemals bieten dürfte. Soll sie etwa warten, bis der Friede und seine bald fühlbaren Folgen allen Völkern die Augen für ihre abgrundtiefe politische Torheit geöffnet und vielleicht ganz andere Männer als jetzt an ihre Spitze gebracht haben? So töricht ist jener Gauner- und Gauklerklüngel, der hinter dem die ganze Welt umspannenden plutokratischen Imperialismus steht, sicher nicht. Er denkt: jetzt oder nie, und darum eben hetzt er gerade jetzt in allen, allen Ländern seine mehr oder weniger genasführten Bundesgenossen und heimlichen Helfershelfer auf, das äußerste zu versuchen, um die allein noch übrig gebliebene, wahrhaft monarchische Einrichtung ohne Säumen radikal, mit Stumpf und Stil, auszuroden. Sonst könnten ja womöglich die anderen

genasführten Völker wieder zur echten Monarchie zurückkehren, und dann wäre die Lage jenes Gauner- und Gauklerklüngels schlimmer als jemals. Erst von diesem Standpunkte aus werden gewisse, sehr wichtige, aber neben den äußern Kriegsereignissen nicht genügend beachtete innerpolitische Machenschaften gewisser internationaler Blätter und Parteien recht verständlich.

Was soll man z. B. davon denken, wenn der „Vorwärts" in einem „Zur Klärung nach Rußland" überschriebenen Artikel den Eindruck zu erwecken sucht, als stütze er die Monarchie, indem er den Feinden den Rat gibt, sie sollten die Stärke der Monarchie in Deutschland nicht unterschätzen? Soll das etwa heißen: man müsse Geduld haben, so schnell ginge das bei uns in Deutschland nun einmal nicht? Wenn er dann aber schreibt: „Sobald die Monarchie die Wünsche des Volkes erfüllt, ist aller republikanischen Agitation der Boden entzogen", so ist das durchaus verständlich, ja typisch für die Art der Machenschaften, wie sie eingangs gekennzeichnet wurden. Es ist das eben auch eine — „Begönnerung" von der Art, die gewisse für den Begönnerten recht unliebsame Folgen nach sich zu ziehen pflegt, für die also ein anderer Ausdruck besser am Platze wäre. Man wird in dieser Richtung bald von weiteren angeblich „nur im Interesse der Monarchie zu unternehmenden" Schritten hören.

Wollen nun die Berater der Krone solchen Machenschaften noch länger mit verschränkten Armen zusehen, oder gar noch weiter vor den angeblich „demokratischen" Ansprüchen zurückweichen? Können sie die Verantwortung dafür vor Gott und der Geschichte tragen?

Der geschichtliche, wie auch der psychologische Augenblick, das Steuer umzuwerfen und damit die heilbringende Fahrtrichtung einzuschlagen, ist jetzt gekommen. Wird er versäumt, dann ist ein wahrhaft deutscher Friede nicht möglich, dann sind alle Opfer des Krieges nicht nur vergebens gewesen, sie müssen dann sogar dazu beitragen, das Verderben zu beschleunigen.

Jeder, der die Verhältnisse in Deutschland kennt, weiß, daß die Monarchie hier nur abgeschafft werden könnte, wenn der Monarch selbst den Befehl dazu erteilte, und das ist doch wohl, wenigstens bewußterweise, ganz ausgeschlossen. Freilich gilt das nur solange, als die Krone noch in voller Macht und ungetrübtem Ansehen steht. Etwas anderes wäre es, wenn im Geiste der sogenannten „neuen Weltordnung" der Krone diese Macht genommen und ihre stärkste Stütze, der sogenannte „Militarismus", unter welchem Namen unsere Feinde, wo sie auch wohnen mögen, unsere geistig-sittliche Überlegenheit: Pflichteifer, Ordnungsliebe, Fleiß, Kenntnisse, Schaffenskraft usw. vor aller Welt zu verleumden, zu infamieren suchen, dem „Pazifismus", der „Abrüstung", kurz der „neuen Weltordnung zu Liebe allmählich zermürbt würde. Wäre dieser Fall eingetreten, dann, ja dann freilich könnte die Monarchie nichts mehr retten.

Dieser Fall darf aber unter keinen Umständen eintreten und darum muß eben die angeblich „demokratische", in Wahrheit britisch-amerikanisch-

plutokratische Richtung unserer innern und äußern Politik endlich verlassen und eine ganz andere Richtung eingeschlagen werden. Das deutsche Volk darf sich in dieser Weise von seinen Todfeinden nicht länger nasführen lassen.

Die rechten Führer, die wir auf dem Wege zur Rettung aus furchtbarster Gefahr brauchen, sind in genügender Zahl vorhanden. Es ist nur nötig, sie an die Spitze zu stellen. Ich kann daher nur wiederholen, was ich am Schlusse des ersten Teils dieses Aufsatzes sagte: „Möchten die Krone und alle zu ihrer Beratung Berufenen von dem Geiste erfüllt werden, der in höchster Not die rechten Führer noch im letzten Augenblicke finden lehrt!"

Bemerkung des Verlags: Von diesem ganzen Aufsatze sollen zur größeren Verbreitung Sonderabzüge hergestellt werden, die den zahlenden Lesern, aber nur solchen, zum geringen Preise von 15 Pfg. das Stück zur Verfügung stehen. Wir bitten schon jetzt um Bestellungen, damit wir die Höhe der Auflage danach bestimmen können.

Der biologische Sinn des Krieges.

Prof. Dr. G. A. O. Collischonn.

Es ist ein untrüglicher Gradmesser für die Lebensenergie und den Zukunftswillen eines Volkes, wie weit es dem Krieg einen positiven Sinn zu geben, ihn aktiv zu werten und zu wenden vermag, wie weit es ihn nur passiv erleidet. Alles Geschehen, das wir nur in seinem äußeren Ablauf erleben ohne innere Aneignung des Zieles, dem es zustrebt, ist sinnlos. Auch der Krieg ist sinnlos, solange wir ihm nicht mit unserem Lebenswillen das Ziel stecken; und solange er uns sinnlos bleibt, solange lassen wir sein ungeheures Geschehen biologisch ungenutzt. Wer nur die zerstörenden, nicht zugleich die aufbauenden Wirkungen des Krieges an sich erlebt, dessen Lebensenergie ist bereits geschwächt und erfährt durch ihn eine neue Schwächung. Der Krieg ist ein biologisches Völkergericht. Wir sind biologisch verurteilt, solange wir dem Kriege nicht einen für uns positiven Sinn geben. Das Volk, das dem Kriege als sinnlosem Geschehen, als wahnwitzigem Tun der Völker nur entrinnen will, hat sich selbst gerichtet, und der Krieg wird ihm den Lebenswillen völlig brechen. Dem Volk, das ihm den Sinn gibt aus innerer Lebensfülle, wird er die Lebenskraft steigern ins Unendliche.

Hat dieser Krieg dem deutschen Volke einen Sinn, einen Sinn hinaus über seine bloße Erledigung gegeben? Das ist eine schwere Schicksalsfrage, die uns als Volk auf Herz und Nieren prüft. Haben wir ihm einen Sinn gegeben aus innerer Lebensfülle und Lebensenergie? Hat unser Lebenswille ihn als Aufgabe erfaßt?

Wir haben bis in die Tiefen unserer Seele die Feindschaft der Welt gegen unseren Geist erfahren, die höhnische, verleumderische Abweisung

unserer kulturellen Mission an die Menschheit, den haßerfüllten Willen zur Zertrümmerung unseres Staates, zur Unterdrückung unseres politischen Lebens, zur militärischen und wirtschaftlichen Erstickung unserer Volkskraft, um damit diesen Geist tödlich zu treffen. Dies Ziel ist auf seiten unserer Feinde kein negatives Ziel, es ist die uns zugewandte Seite des positiven Ziels der Durchsetzung ihres eigenen Volkstums, dem wir im Wege stehen. Was haben wir bis jetzt diesem Ziel entgegengestellt? Nur das radikal negative Ziel der „Verteidigung". Bleibt es dabei, dann hat der Krieg einen Sinn nur für unsere Feinde, für uns ist er sinnlos, denn die Abwehr ist kein Sinn. Wer das Wort von der Behauptung der Großmachtstellung aufgebracht hat, mit der sich als wertvollem Ergebnis des Krieges alle kriegführenden Staaten zufriedengeben sollten, der hat das Wort der großen Müdigkeit ausgesprochen. Es ist das Geständnis eines alternden Lebens, das nicht allein keine Ziele mehr sieht, sondern keine Ziele mehr sehen kann, weil es keine mehr hat. Der Geist des Stillstandes, der Passivität redet daraus, der Geist Metternichs, der Geist des Wiener Kongresses von vor hundert Jahren, der Antipode des Geistes der Aktivität, des preußischen Geistes Friedrichs des Großen und Bismarcks. Wir stehen inmitten einer furchtbaren Gefahr, einer viel größeren Gefahr, als sie je dieser Krieg selbst in seinen schrecklichsten Augenblicken war, der Gefahr, unter die politische Führung eines Staatswillens ohne Zukunft zu geraten.

Und in diesem Augenblick unserer gefährlichsten Schwäche ist ein politisches Ereignis von unabschätzbarer Tragweite eingetreten. Ein Staatswesen von brennendem Ehrgeiz, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, hat sich an die Spitze der angelsächsischen Welt gestellt. Das aber heißt nichts Geringeres, als daß das gesamte Angelsachsentum der Welt: Europas, Amerikas, Asiens, Afrikas, Australiens zu einem Block zusammengeschmiedet worden ist, der heute noch wie eine Ellipse zwei Zentren hat, London und Newyork, der aber morgen nur noch ein Zentrum haben wird: Newyork; es heißt ferner, daß sich das gesamte Angelsachsentum erneut sein positives Ziel klar vor Seele und Willen gestellt hat. Und das vollzieht sich bei einer Rasse, die die verkörperte Politik ist, deren politisches Geschick, erworben in vier Jahrhunderten ununterbrochen erfolgreichen politischen Lebens, es vermocht hat, erst Europa, dann die ganze übrige Welt in den Dienst ihres Machtwillens zu stellen, um das einzige Volk niederzuzwingen, das die Kraft hatte, diesem Machtwillen in den Weg zu treten[1]). Es steigt ein großes Tier aus den Tiefen des Weltgeschehens. Immer deutlicher zeigen sich die Umrisse eines umfassenden Planes zur politischen und wirtschaftlichen Beherrschung der Welt durch die Angelsachsen, zum Aufbau des riesenhaftesten Machtgebildes, das je die schwere Hand auf die Völker

[1]) Vergl. den Leitartikel dieses Heftes. (Die Schr.).

der Erde gelegt hat. Von den zwei Entwicklungen des Angelsachsentums, die möglich schienen: Zerfall Englands dadurch, daß seine Kolonien sich nach dem Vorgang Amerikas zu selbständigen Staaten entwickelten, oder Zusammenschluß des ganzen Angelsachsentums zum weltbeherrschenden Imperium, hat sich die letztere erfüllt, als England sich unter den Schutz Amerikas stellen mußte. England zog in den Krieg zur Beschwörung der Gefahr, die es im Erstarken Deutschlands erblickte, aber auch zur Ausführung eines bestimmten Planes, den die englische Politik sich seit Cecil Rhodes zum Ziel gesetzt hatte und um dessentwillen man so hartnäckig den Ausbau der Bagdadbahn hintertrieb: Herstellung einer zusammenhängenden Ländermasse unter englischer Herrschaft, die nach Eroberung Ostafrikas, Palästinas, Mesopotamiens und Süd-Persiens vom Kap der Guten Hoffnung bis nach Indien reichen sollte. Man hielt in Deutschland den englischen Feldzug gegen unsere afrikanischen Kolonien für eine Art militärischer Kräftezersplitterung, da ja der Krieg auf den europäischen Schlachtfeldern entschieden werde, und sah den Übertritt der Türkei auf die Seite Deutschlands als eine Niederlage der englischen Diplomatie an. England selbst hat den Kampf in den Kolonien nie als Nebenkriegsschauplatz gewertet, sondern die Eroberung der Kolonien bildet, wie in allen früheren Kriegen Englands, ganz ursprünglich eines der Motive des Krieges, und der Übertritt der Türkei auf unsere Seite war nicht eine diplomatische Niederlage Englands, sondern die Vorbedingung für die Verwirklichung seiner Absichten auf Palästina und Mesopotamien. Deutsch-Ost-Afrika wurde von britischen, burischen, portugiesischen Heeren überschwemmt, Konstantinopel, dem man Chios als neues Gibraltar vor die Tür setzte, an Rußland verschachert und dafür die Freiheit eingetauscht, die Hand auf Arabien, Palästina, Mesopotamien und Südpersien zu legen. Und nun ermesse man die Kurzsichtigkeit unseres politischen Liberalismus, der nur ein Auge hat für die Vorgänge in Europa und darüber das Schicksal ganzer Kontinente vergißt!

Und wie so die geplanten Eroberungen im besten Gange waren, wurde England zum unumschränkten Herrn auch der Völker, die ihm die Hand gereicht hatten. Frankreich, Italien, Rußland[1]) sind ihm tief verschuldet. Im geschwächten Frankreich hat es sich Calais' und Boulognes bemächtigt und die Zeiten der Jeanne d'Arc zurückgeführt, nachdem es die französische Flotte im Mittelmeer eingesperrt hat; in Rußland hat es den Zaren gestürzt, sich in Reval und Archangelsk festgesetzt als zukünftigem Gibraltar des Nordens, das deutsche Kapital und die deutsche Intelligenz aus dem Lande getrieben, um sich an ihre Stelle zu setzen, durch Ankauf von Land in Estland und Livland Fuß gefaßt und durch Erwerbung von Gerecht-

[1]) Rußland dürfte sich von diesen Schulden wohl zu seinem und unseren Nutzen durch Erklärung des Staatsbankrotts befreien. (Die Schriftltg.).

samen und Gründung von Unternehmungen die Ausbeutung des russischen Wirtschaftslebens vorbereitet[1]).

Ist man allem dem gegenüber in Deutschland erwacht? Es ist eine bittere Frage, und noch bitterer ist die Antwort, daß die weitesten Schichten des Volkes, daß vor allem die liberalen Parteien darüber die Augen schließen, daß man die ganze Größe der Gefahr sich nicht klar macht, daß die liberale Presse das Volk darüber geradezu mit Absicht unaufgeklärt läßt, daß man Friede, Verständigung ruft, wo es einen Frieden, eine Verständigung nie geben kann, denn England kämpft nicht um Verständigung, sondern Unterwerfung unter seinen Willen, und es kämpft mit der Hinterlist des in allen Ränken erfahrenen Politikers, der am letzten Ende selbst dem Schwerte seine Ehre entreißt und Niederlagen wie die vom Skagerrak in englische Siege umlügt. England hat bis jetzt alles planmäßig erreicht, wofür es diesen Krieg führt, es hat alle Trümpfe in der Hand, wir haben bis heute nichts, das wir gegen England ausspielen könnten. Was sollen wir, nach Herausgabe unserer Eroberungen im Osten an Rußland ohne Gegenwert, gegen Ost-Afrika, Arabien, Palästina, Mesopotamien, Süd-Persien setzen? Belgien und Nord-Frankreich? Was gehen die England an? Wir haben nur eine Hoffnung und Anwartschaft: den U-Bootkrieg. Gehen wir auf Friedensverhandlungen ein, ehe diese Anwartschaft sich ausgewirkt hat, dann setzen wir uns England gegenüber mit leeren Händen an den Verhandlungstisch und werden eine Neuauflage des Wiener Kongresses erleben, bei dem uns das Rohr Österreich, auf das wir uns stützen müßten, durch die Hand gehen wird, wie vor hundert Jahren. Der Sieg Deutschlands auf dem Schlachtfelde würde am Verhandlungstische zur politischen Niederlage.

Allerdings hat sich England militärisch verrechnet. Die Niederzwingung Deutschlands überstieg nicht nur die Kräfte seiner ursprünglichen Bundesgenossen, sondern auch die der neugeworbenen, Italiens und Rumäniens, und die Englands selbst, als es sich schließlich mit dem Blut der eigenen Söhne einsetzte. Es mußte den schweren Bittgang nach Amerika tun, erst um Kriegslieferungen, dann um Geld, zuletzt um Menschen.

Und Amerika stand hilfsbereit. Es hatte auf den Augenblick gewartet, wo der Notschrei aus England herüber dringen würde. Als Angelsachsen geborene Politiker, erkannten die Amerikaner ihre Möglichkeiten bei dieser Wendung des Krieges, erschauten sie ein umfassendes Bild ihrer politischen Zukunft. Wilsons Politik ist keineswegs die des weltfremden Professors, als den man ihn in deutschen Witzblättern verspottet, der sich in Doktrinen und Theorien bewegt, die Welt mit Sonntagspredigten schulmeistert und Utopien des ewigen Friedens und der Menschheitsverbrüderung nachjagt. Seine Friedensreden waren echt angelsächsische

[1]) Diese Absicht Englands kann, wenn Deutschland will, scheitern. (Die Schriftltg.).

Cant-Kulissen, hinter denen das sichere politische Auge — mag es das Wilsons oder das seiner Berater sein — für die Realitäten der Weltlage hervorschielte und hinter denen sich die festzupackende Hand des Politikers barg, der mit der Wehrhaftmachung Amerikas zugleich das Schiedsrichteramt im Weltkrieg und Rückendeckung gegen Japan erstrebte; der sich seine Hilfe damit bezahlen läßt, daß fortab und in alle Zukunft England sich vor Amerika beugen und an die zweite Stelle treten muß in der angelsächsischen Welt.

Der Zusammenschluß der angelsächsischen Welt hat sich vollzogen. Wir stehen vor dem angelsächsischen Weltkonzern. Bereits macht der amerikanische Präsident kein Hehl daraus, daß er sich als Vollstrecker des angelsächsischen Weltbeherrschungs- und Weltbevormundungswillens fühlt. Freiheit der Meere in seinem Munde, das heißt Beherrschung der Meere durch die Angelsachsen; Aufrichtung der Demokratie in der Welt, das heißt Unterwerfung unter angelsächsische Forderungen und Ideale; Abrüstung, Schiedsgerichte und Friedensverträge, das heißt ewige Bindung an den angelsächsischen Vorteil, ewige Unterbindung neuaufstrebender Völkerenergien; Bekämpfung der deutschen Gefahr, das heißt Entfernung des letzten Hindernisses der angelsächsischen Weltherrschaft. Es handelt sich in diesem Kriege und in dem Frieden, der ihm folgt, um das Schicksal der Welt, ihre Bewahrung vor der absoluten Beherrschung durch das Angelsachsentum, die durch die Schwächung aller europäischen Nationen in furchtbare Nähe gerückt ist, ein Imperium, gegen das Rom ein Kinderspiel war, denn es handelt sich um eine Herrschaft, die wirklich die Welt umspannen würde.

Was tat Deutschland im Angesichte dieser ungeheuren Gefahr, die schon als Röte am Himmel stand zu Bismarcks Zeit? Was tat Deutschland, während die Angelsachsen die Welt eroberten? Es hat um seine bloße Geburt gerungen.

Welches höhnische Geschick: Gerade das, was wir nicht sind, mit dem schreckt man die Welt: Machtpolitiker, Woller und Könner in der äußeren Politik! Gerade das hat uns, vielleicht die Natur, sicher aber der unglückselige Verlauf unserer Geschichte bisher versagt, vielleicht damit wir das würden, was wir sind: das geistigste Volk der Erde, dessen die Erde nie schmerzlicher bedurfte als in dem Augenblick, in dem sie die Wellen des geistesbeschränkten Angelsachsentums zu überspülen drohen. Die Masse des deutschen Volkes ist unpolitisch in einem bei einem großen Volke kaum glaublichen Maße, und Männer von hervorragender politischer Begabung sind in Deutschland nur vereinzelt auf die Jahrhunderte verteilt. Welche Saat von politischen Köpfen in England seit Hunderten von Jahren, welche kindliche Unfähigkeit und zugleich welche Unfähigkeit, diese Unfähigkeit zu sehen, allein in unseren Parlamenten von 1848, 1871, 1917. Der Gang unserer Geschichte hat es gefügt, daß es bis zum Jahre 1871 für Deutschland überhaupt keine internationale äußere Politik und damit auch keine

Schule zur Entwicklung der schlummernden politischen Kräfte des Volkes gab. Noch alle Arbeit von Bismarcks genialer Politik galt auf außenpolitischem Gebiet nicht der Durchsetzung des deutschen Volkes und des deutschen Gedankens in der Welt, sondern der bloßen Abwehr der fremden Einmischung in die Geburt der Nation. Erst durch die Ausdehnung von Handel und Gewerbe und die steigende Volkszahl wurde auch für uns die internationale Politik zur brennenden Frage.

Die Engländer waren bereits seit Jahrhunderten dabei, die Welt englisch zu machen, und hatten ihr ganzes Volk von der Gottgewolltheit dieser Mission so durchdrungen, daß die eigene Rassenüberlegenheit das Glaubensbekenntnis auch des letzten und geringsten Engländers geworden war, als das deutsche Volk erst aus dem Zwielicht unstaatlicher Existenz auf den politischen Plan trat, nicht in kühnem Wagemut für ein bestimmtes Ziel der äußeren Politik, sondern von der Entwicklung seiner Kraft wider Willen dazu gedrängt, mit dem unsicheren Auge und Schritt dessen, der aus der Dunkelheit ins helle Tageslicht tritt, von mächtigem Körperbau, aber mit den verschleierten Augen des Kindes, des „tumpen" Parzival seiner tiefblickenden Sage, hinter deren Schleier sich der keimende Geist erst tastend regte. Aber England erkannte sofort die Gefahr der unerschöpflichen geistigen Arbeitsenergie und Arbeitskraft, der Kühnheit und Ausdauer dieser Kraft, die das Größte mit derselben Energie erfaßte, wie das Geringste, der Wucht und des Umfangs der geistigen Leistung auf allen Gebieten, des unermüdlichen Strebens und Suchens nach Wahrheit und Tiefe, der unstillbaren Sehnsucht nach echter Größe, nach Erfüllung der Weltaufgabe des Volkes als des geborenen geistigen Führers der Menschheit, wie sie als unerschütterliche Überzeugung selbst in den Zeiten tiefster äußerer Ohnmacht in den größten und tiefsten deutschen Geistern lebte und sich immer von neuem aussprach. Um dieses Geistes willen ist man dabei, mit den zusammengehäuften Hilfsmitteln der Welt den deutschen Leib zu zerstückeln, damit der Geist nicht im wachsenden Leib zur beherrschenden Macht der Welt werde. Hat man in der Weltgeschichte je davon gehört, daß sich die Welt aufmachte, nicht nur die Völker Europas, sich aufmachen mußte, um ein Volk, ein kleines Volk von 70 Millionen zu bewältigen, weil es die Sicherheit der Menschheit bedroht, ein Volk, das nichts tat, als daß es die Macht seines Geistes zeigte? Hat man aber auch je davon gehört, daß ein Volk dieser Übermacht Trotz zu bieten vermochte? Man hat die Deutschen als etwas mit allen anderen Unvergleichbares außerhalb der Völkergemeinschaft der Welt gestellt. Man tut ihnen den Dienst, sie zu sich selbst zu führen, ihnen klar zu machen, was sie sind im Unterschied von allen anderen: Wir sind ein Volk nicht nur durch unser Blut, nicht nur durch geographischen Zusammenschluß, wir sind ein Volk vor allem von Geistes Gnaden, ein Volk zusammengesehnt, zusammengehofft, zusammengelitten, zusammengeträumt, ein Volk, geboren aus der Sehnsucht und der Not.

In jedem Jahrhundert, in dem England einen Eroberungskrieg führte, hat Deutschland einen Krieg um seine Geburt geführt, der es an den Rand des Todes brachte. Krieg und Not gehörte zu unserem Werden, nach den Worten des Jesaias: „Kann denn, ehe ein Land die Wehen kriegt, ein Volk geboren werden?" Am Eingang unserer Geschichte steht wie ein düsteres Vorspiel das Lied von der Nibelungennot. Jedesmal wenn das Volk im Begriff war, sich zu verlieren im bloßen zivilisatorischen Wohlstand oder sich genügen zu lassen am reingeistigen Wachstum, ergriff es die Faust des Geschickes und schleuderte es zurück in den Tiegel eines furchtbaren Krieges, um seinen Geist zurückzuführen aus der Vielheit in die Einheit, aus der Oberfläche in die Tiefe, aus dem Selbstgenuß zu der großen Aufgabe der Geburt des deutschen Geistes und Volkes, dessen die Welt bedarf, heute mehr als je. Der furchtbarste Krieg, der je ein Volk heimgesucht, furchtbarer selbst als dieser Krieg, der Dreißigjährige, zerstampft den Wohlstand, vernichtet und zerreibt die Bevölkerung des Landes, zerschlägt das Volk zu Splittern, in denen nichts mehr lebt als die demütige Hoffnung deo volente humilis levabor, „Gott wird das zerstoßene Rohr nicht zerbrechen", aber er hindert es auch am Sichverlieren in materielle Kultur und an der geistigen Selbstauflösung. Und wieder stellen die Napoleonischen Kriege die Lebensfrage an unser Volk, und aus der tiefsten Not wird die höchste Geistigkeit geboren, die tiefe Sehnsucht nach eigenem Wesen, genährt aus allen Quellen der geistigen Vergangenheit des Volkes. Immer konnte die Not, auch die unausschöpfbare Größe der Not eines nicht ersticken in diesem einzigen Volke: den Geist, die Sehnsucht, den Willen zur Zukunft. Nie aber bedurfte ein Volk auch mehr des Gegengewichtes der Not, um zu leben: des Traumes, der Phantasie, des Glaubens an seine Bestimmung. Schon in der Barbarossasage schuf es sich aus der Not das Bild seiner Sehnsucht, schon seit Walter von der Vogelweide umwebt das Wort Vaterland ein aus der Sehnsucht geborener Glanz, den die anderen Völker nicht zu deuten wissen und den sie in dem Liede „Deutschland, Deutschland über alles" als blöden Machtwillen verstehen. Für Deutschland war dieser Glanz nur der führende Stern in den tiefsten Nöten, die Bedingung seiner Erhaltung und Wiedergeburt.

Ein Volk von solchem Ursprung hat etwas Unheimliches für andere Völker: es birgt seltsame Kräfte in der Seele, es hat Hilfsmittel, wo die anderen sie nicht vermuten, geheime Winkel der Seele, aus denen plötzlich Quellen springen, von denen niemand etwas ahnte. Bald sind wir ihnen träumende Idealisten, bald krasse Realisten, bald Sklaven, bald ein Erobervolk, bald unter der Autokratie erstickte Seelen, bald götterzertrümmernde Frevler; und keines von alledem sind wir. In ungeheuren Nöten sind wir zu dem geworden, was wir sind: Das Rätsel der Welt, das stille, friedliche, geduldige, arbeitsame Volk und gleichzeitig das im Denken Himmel und Hölle ausmessende, im Krieg unüberwindliche und unwider-

stehliche, ein Kind und Träumer, und ein Schaffer und Kriegsmann. Alle Kriege sind diesem Volke nur Phasen seiner Entwicklung, seines Werdens als Volk, neue Geburten. Es muß etwas ganz Großes sein, das unter solchen Wehen zur Welt kommt, das die Neider schon an seiner Geburt hindern, schon im Keime und Werden ersticken wollen.

So hat Deutschland seit dem Ausgang des Mittelalters nur biologisch notwendige Kriege geführt, in denen sein Wille zur Zukunft mit dem Tode rang, jeder folgende nur die Folge der ungenügenden Lösung der biologischen Aufgabe des vorhergehenden, des biologisch unzulänglichen Friedensschlusses, so 1648, so 1763, so 1815, so 1871. So kämpfen wir heute, umtobt von dem Vernichtungswillen der Welt, abermals um einen biologisch zulänglicheren Frieden als den von 1871. Deshalb kann der Sinn auch dieses Krieges für unser Volk nur der sein: es soll abermals geboren werden. Das ist das biologische Ziel dieses Krieges, von dem alle politischen Ziele, alle Kriegsziele unbedingt abhängig sind. Bringt uns der Friedensschluß nicht endlich die notwendigen Bedingungen unserer Existenz, die man uns in allen Jahrhunderten vorenthielt, weil man unsere Zukunft fürchtete, gibt es einen Friedensschluß aus Müdigkeit und politischer Kurzsichtigkeit, geht der Krieg aus in einem Wiener Kongreß wie vor hundert Jahren, dann werden unsere Nachkommen uns fluchen und untergehen oder in einem neuen Meere von Blut und Leiden abermals um die Geburt des deutschen Volkes ringen müssen. Schafft unsere Politik unsere Lebensbedingungen nicht, die auch die Bedingungen unserer Zukunft einschließen müssen — denn wir sind ein Volk mit einer Zukunft —, dann haben wir den Krieg verloren trotz aller Siege auf den Schlachtfeldern. Werden wir endlich den Sinn aller deutschen Kriege und den Sinn auch dieses Krieges fassen? Werden wir diesen Krieg endlich biologisch verstehen und voll ausnützen?

Wir fühlen alle, daß wir nach diesem Kriege nicht mehr dieselben sein können wie vor dem Kriege; aber wir müssen mit klarem Verstand und festem Willen erfassen, was mit uns vorgeht. Leben heißt Aufgaben lösen, neue Ziele sehen und verfolgen, und für ein Volk neue Volksziele und neue politische Ziele. Denn wie der Einzelne, so lebt das Volk nur von seiner Liebe und Sehnsucht, von seinen Zielen und Aufgaben, von seiner Zukunft, von seiner kulturellen Mission. Deshalb ist auch sein politischer Leib, der Staat, nicht ein bloßes Gerüste, das die Gegenwart des Volkes trägt und zusammenhält, sondern ein lebendiges, organisches Gebilde, das ein eigenwilliges Leben lebt, eine gewiesene Zukunft in sich selbst trägt, die die politischen Volkskräfte in eine bestimmte Richtung leitet. Hört das Ringen um die Zukunft in beiden auf, so stirbt Volk und Staat. Deutschland, das deutsche Volk und der deutsche Staat sind eine Zukunft. Das deutsche Volk, innerer Kräfte voll, die nach Leben ringen, ist, kraft seines Geistes, zukünftiger als irgendeines der Länder und Völker der Erde,

zukünftiger zumal als das geistesarme und geistesalte Amerika, jene geistig verarmte Neuauflage Englands. Wir sind berufen, der Welt ganz neue Wege zu weisen, selbst ein ganz neuer Weg zu sein. Bescheidung heißt hier das Ende. Dazu aber ist uns die Erkenntnis nötig, daß der Krieg kein sinnloses Morden der wahnwitzig gewordenen Menschheit, keine Schuld ungeschickter Diplomaten, daß er überhaupt nicht diplomatischer und letzten Endes nicht einmal politischer, sondern biologischer Natur ist, daß es sich in ihm einzig um die Frage handelt, ob Deutschland in der Welt Spielraum erhalten soll für seine kulturelle Mission, für die Entfaltung seines gottgewollten Wesens und Lebens zum Nutzen der ganzen Menschheit, oder ob sein Wesen von angelsächsischer Brutalität ausgelöscht werden soll, ob wir mit unserm Pfunde wuchern oder es vor der angelsächsischen Drohung vergraben wollen. Wir brauchen unendlich viel mehr als einen „Platz an der Sonne", mit dem Hut in der Hand; unsere Mission ist weltweit, bergehoch und abgrundtief. Nur wenn wir diesen Krieg wollen um dieses Zieles willen, nicht aus Willkür, sondern als erkannte, bittere Notwendigkeit, nur wenn wir hier keine vom bloßen Gefühl diktierten Friedensanwandlungen haben, werden wir den Krieg biologisch und damit auch sittlich rechtfertigen vor uns selbst, vor unseren Nachkommen, im Angesichte unserer Weltaufgabe. Wer hier stolpert und fällt, der fällt für immer. Man darf einen Krieg *verlieren*, das ist ein nationales Unglück; man darf einen Krieg nicht *aufgeben*, das ist der nationale Tod. Wir aber müssen leben nicht allein um unserer selbst und unserer Nachkommen willen, sondern auch um der Welt willen, der wir *unser* Evangelium zu bringen haben: Deutsche Freiheit, deutsches Glück, deutsche Geisteskultur. Die Welt bedarf dieses Evangeliums mehr denn je, gerade dieser Krieg mit seiner Offenbarung der Seele unserer Feinde hat es bewiesen.

Uns ist die Not als Lehrmeister des Lebens reichlich geworden. Wollen wir nun endlich auch gründlich das zweite lernen, daß allein ein Ziel dem Volke Kraft gibt, daß es, um zu leben, wie der Einzelne, ein Ziel vor sich sehen muß? Es kämpfen im Kriege lebende Kulturideale miteinander. Jedes Volk vertritt die Gestaltung der Menschheit, die es für recht, gut, das Soll hält. Der Krieg steht im Dienste dieses Solls, der Kultur, so sehr er äußerlich als Kulturzerstörer erscheinen mag. Was er zerstört, sind nur Kulturgüter. Auch im wertevernichtenden Kriege sind trotz alles Scheines positive Kräfte am Werk, nicht negative, aufbauende, nicht zerstörende. Aber diesen Kräften muß von Phantasie und Willen ihr Ziel vorgehalten werden, sollen sie nicht zersplittern und im Kampfe unterliegen: das kulturelle Ziel, das politische Ziel, das Kriegsziel. Die Engländer haben es in ihrem Gentleman-Ideal[1]), der mit ihm gegebenen Art Zivilisation und dem Glauben, daß sie mit deren Verbreitung der

[1]) Vergl. den Leitartikel dieses Heftes. (Die Schriftl.)

Welt das Glück bringen; Frankreich hat es mit seinen Gedanken von 1792, seiner alten lateinischen Kultur und der Überzeugung, daß es damit der Welt den Weg weist; Rußland hat es mit seiner Orthodoxie und seiner Prophezeiung, daß es damit die Welt umspannen soll; Amerika hat es mit seinem demokratischen Ideal und seiner wirtschaftlichen Bewältigungskraft, seinem Ideal der Masse, mit denen es nach seinem Glauben als Spitze der Menschheit in die Zukunft stößt. Was ist das wegweisende Volksziel, um des willen und durch das es allein ein Volk ist, für Deutschland, das kulturelle Volksziel, dem das politische Ziel und erst recht das Kriegsziel nur dienen müssen? Hat man dem deutschen Volke je deutlich gesagt und ins Gewissen gebunden, daß es eine kulturelle Weltaufgabe hat, daß es die Pflicht hat, mit seinem Pfunde zu wuchern, daß es *für* den deutschen Geist, nicht nur *mit* dem deutschen Geist einzutreten hat im Weltganzen? Man wies es immer nur in und auf sein Inneres, und es ließ in falscher Selbstbescheidung, zum Nachteil der Entfaltung seiner eigenen Volkskräfte und zum Nachteil der Welt, den anderen das Feld frei zu ihrer Weltpropaganda. Und erleben wir infolge davon nicht, daß es heute in der ganzen Welt an deutschem Geiste fehlt: am Geiste der Wahrhaftigkeit, des Suchens, der Reinlichkeit, der Erkenntnis, der Achtung vor dem Geiste, dem guten Willen zur Förderung der Menschheit als Ganzen, der deutschen Art Kosmopolitismus gegenüber der angelsächsischen, die *sich* an die Stelle des Weltgeistes setzt? Im neunzehnten Jahrhundert wies uns das Ziel der deutschen Freiheit und Einheit den Weg, um die Wende des Jahrhunderts das Ziel des bloßen „Platzes an der Sonne", nicht nur auf wirtschaftlichem Gebiet, sondern, in tiefer Verkennung unseres Wertes, auch auf kulturellem Gebiet. Welches Ziel leuchtet uns heute voran? Ist jemand, der dies weiß, ist jemand, der es dem Volke gezeigt hat? Was haben wir gegen die Weltherrschaft des angelsächsischen Geistes zu setzen? Wir haben uns in der Welt einzusetzen für die Freiheit deutschen Wachstums, das Recht auf deutsches Glück, deutsche Freiheit, deutschen Geist, für die Verbreitung deutscher Kultur in der Welt, der Kultur, die Goethe uns gewiesen als gewachsene Freiheit im Gegensatz zur französischen Revolutionsfreiheit, die List uns gewiesen als produktives Schaffen gegenüber von Smiths Händlerideal, die Stein uns gewiesen als Frucht verantwortungsvoller Gemeinarbeit gegenüber dem von der Kraft des bloßen Wortes geführten Mehrheitsparlamentarismus, die Fichte uns gewiesen als Erweckung freier sittlicher, auf sich gestellter Persönlichkeit gegenüber dem äußerlichen Gentleman-Ideal, die Luther uns gewiesen als in sich erkämpfter Glaubensüberzeugung gegenüber der äußerlichen puritanischen angelsächsischen Kirchenzucht.

Es ist gut für unsere volle innere Befreiung und Selbstbesinnung, daß auch Amerika unser offener Feind geworden ist, von dem bereits schädigende Einflüsse auf unser Geistesleben ausgingen; es beschleunigt

unseren Befreiungsprozeß vom angelsächsischen Geiste, der sich bei uns einschlich, nachdem uns Lessing kaum von den Franzosen befreit. Durch die Tür, die wir dem ewigen Shakespeare öffneten, drangen die Smith, Darwin, Spencer, Spurgeon nach, und bereits waren wir im Begriff, uns auf den Abweg des angelsächsischen Geschäfts-, Sport- und Gentleman-Ideals verleiten zu lassen. Aber der deutsche Geist, der so lange unterirdisch lebte, in Geburtsnöten, will endlich ans Licht stoßen, Gestalt gewinnen, gestalten, der Welt und sich zeigen, was er ist; er will ein selbstbewußter Geist werden, der vor die Welt tritt und sagt: „So bin ich, so will ich sein. Ihr mögt urteilen darüber, wie ihr wollt; mich ficht es nicht mehr an, was England und Frankreich urteilen. Unser Wesen und Wollen wird von nun an euch das Urteil sprechen, nicht durch den Mund, sondern durch die Tat, mit der es sich durchsetzt, indem es seine Aufgabe erfüllt, schon angefangen hat, sich durchzusetzen. Wir werden der Menschheit dienen, wo ihr abgewirtschaftet habt. Unser Tag ist gekommen und damit die Götzendämmerung des Angelsachsentums, die den Latinismus mit ins Grab zieht."

Seit über drei Jahren führen wir den furchtbarsten aller Kriege. Ist es wahr, daß wir uns erst am Ende des dritten Jahres klar darüber zu werden suchen, daß ein Krieg ein Ziel haben muß, daß ein Volk in einem Kriege nur durchzuhalten vermag, wenn es ein Ziel des Krieges vor sich sieht? Ist es wahr, daß man noch nicht erkannt hat, daß dies Ziel ein positives, aktives, offensives sein muß, wenn die übermenschlichen Anstrengungen und Greuel für das kämpfende Volk ertragbar bleiben, wenn der Krieg kein sinnloses Morden sein soll, daß allein das positive Ziel den Krieg adelt, daß allein das Ziel weghebt über Gefahr und Tod, daß dagegen die Verkündigung des status quo, die reine Verteidigung, der Friede um des Friedens willen dem Krieg den Sinn und dem Willen die Kraft rauben, daß sie keine Ziele, sondern Ausgeburten der Müdigkeit sind, die zur Müdigkeit führen? Unsere Feinde haben die Notwendigkeit der Aufstellung eines Kriegsziels sofort erkannt, und da man die nackte Raub- und Mordgier doch nicht auf die Fahne schreiben konnte, Kriegsziele zum Gebrauch ihrer Völker und der Welt frei ersonnen. Und war eines abgenutzt, dann sorgte man rasch für ein neues: „Auf gegen den Militarismus für Bürgerfreiheit, auf gegen Potsdam für Weimar, auf für die Demokratie gegen die Autokratie, auf gegen die Barbarei für die Gesittung, auf für den Weltfrieden gegen seine Störer, zuletzt gar auf für die Errettung der Welt gegen den Knechtungswillen Deutschlands!" Im Wetteifer erfand man Schlagwörter in Frankreich, England, Amerika, Rußland. Was haben wir diesem Reichtum entgegengesetzt? Wir fochten drei Jahre ohne Kriegsziel. Drei Jahre hielt dies unvergleichliche Kriegsvolk aus in der furchtbarsten Glut des Kampfes gegen Übermacht über Übermacht, gegen immer neu auftauchende Feinde bloß im Gefühl seines Rechtes und der Pflicht, bis endlich der Ruf nach dem Ziel und Sinn

dieses Krieges übermächtig wurde und sich in der Volksvertretung emporrang: „Gebt uns ein Kriegsziel!“ Ein Ruf aus echter tiefer Not. Und dann hat man ihm gesagt: „Der Krieg hat kein Ziel!“ Ohne Einsicht in die Psychologie des Krieges, ohne Fühlung mit der Volksseele, ohne geistige Kompetenz, aus der bloßen Legitimation der toten Stimmenmehrheit heraus, machte man sich daran, es im Ratssaale selbst aufzustellen. Und es wurde daraus das Kriegsziel, das keines ist, das unsere Feinde instinktsicher schon bei Beginn des Krieges als unbrauchbar verworfen hatten: Der status quo, der Versöhnungsfriede, ja ein Staatsmann entblödete sich nicht, ernstlich vom ewigen Frieden zu reden.

Auf solche Weise wurden einst vor hundert Jahren alle politischen Kräfte, alle guten Geister des deutschen Volkes gelähmt — nicht durch die Reaktion, das ist ein Mißverständnis, — sondern durch die Verkündigung des status quo durch den Wiener Kongreß. Denn es ist ein biologisches Grundgesetz, daß im Kampfe allein das Ziel des Sieges vom Tode errettet. Wie sollten Kinder leben, denen man sagte: „Ihr dürft nie Größeres wollen als eure Väter?“ Einem politisch instinktsicheren, geschulten Volke wie dem englischen ist dies eine so selbstverständliche Wahrheit, daß es einfach nicht an unsere Ehrlichkeit glaubte, als wir dies Kriegsziel verkündeten. Und doch ist das Kriegsziel ja nur eine Kulisse, ein suggestiver Kunstgriff, um die Spannkraft des Volksgeistes wach zu halten. Der Krieg selbst kennt in Wahrheit ja nur ein ewig gleichbleibendes Ziel: den Sieg. Das Ziel aber, das es sich handelt durch den Krieg zu sichern, ist kein Kriegsziel, sondern ein politisches Ziel. Aller Krieg ist Politik, muß Politik sein, wenn er nicht ein sinnloses Kräftemessen ist, dessen einziges Endergebnis der Sieg der einen und die Niederlage der anderen ist. Schon daß man um Kriegsziele als etwas Endgiltiges verhandelt, ist ein Zeichen unserer politischen Unreife. Das Kriegsziel ist absolut abhängig vom politischen Ziel, das politische selbst wieder vom kulturellen Volksziel. Wird unserer Politik eine Fahne vorgetragen, die jeder erblickt? Folgen wir einem Sammelwort, wie ein Mann? Man hat das Volk mit dem armen Wort „Verteidigung“ allein gelassen, bis ein kalter Schauer über seine Seele lief. Warum ist der Geist von 1914 erloschen? Nicht durch die Länge der Dauer des Krieges, nicht aus einem natürlichen Nachlassen der Kräfte, sondern weil das Volk in all den schweren Kriegsjahren an Stelle des spornenden, spannenden Ziels nur den abspannenden Nervenkitzel der täglichen Heeresberichte hatte. Das Ziel muß ihm werden! Es muß ihm der Punkt in der Zukunft gezeigt werden, auf den sein Handeln zielen, sein Wille sich heften, seine Sehnsucht und Liebe laufen kann. Seine Phantasie, der gewaltige Hebel, der alles menschliche Tun erst fruchtbar macht, alle Zukunft beherrscht und heraufführt, muß Arbeit bekommen, wie ihr einst Bismarck Arbeit gab unter dem Namen der „Imponderabilien“, wie er ihr Arbeit gab im Anblick seiner eigenen persönlichen

Größe, wie er ihr Arbeit gab im Zukunftsbild des „Reiches", wie er ihr Arbeit gab im Erleben der sich gestaltenden Zukunft. Und es ist dem deutschen Volke das Heil widerfahren in den jüngsten Tagen, daß seiner Phantasie Arbeit wurde durch das Aufragen der Gestalt eines ganz Großen, in dem es sich selbst erkennt in seinen besten Eigenschaften, in dem sich ihm seine Zukunft verkörpert, der ihm durch sein Wesen, seine Taten, seine Worte seine Zukunft zu deuten begonnen hat, der im unwiderstehlichen Wirken wahrer Geistesgröße fast unvermerkt die Führung des ganzen Volkes übernommen hat: Hindenburg. Der Blick des Volkes darf nicht geheftet bleiben auf den harten, blutigen Boden der Gegenwart, auf das Deutschland von heute, er muß auf das Deutschland der Zukunft gerichtet werden, das einst Deutschlands Geist Raum schaffen soll. Und das Volk *hat* begonnen, den Blick zu erheben, seit ihm Hindenburg erschienen ist, nicht nur ein großer Heerführer, sondern ein wahrer Volksführer mit umfassendem Blick, der mit derselben Sicherheit in der Volksseele liest, wie er die Volkskraft umfaßt, der mit derselben Klarheit die Möglichkeiten der Gegenwart abschätzt, wie die Notwendigkeiten der Zukunft erblickt, von unbeirrbarem Willen, der mit bohrender Energie in das Ziel stößt und mit unnachgiebiger Zähigkeit jede einzelne Kraft in den Dienst des Zieles zwingt.

Phantasie und Wille des Volkes sind neu erstarkt, aber unser Volk, das nach Anlage und Geschichte unpolitisch ist, bedarf vor allem auch der verstandesmäßigen Aufklärung in seinen breiten Massen über das Wesen des Staates und das Wesen der Politik, um es aus dem Banne der Theorien zu befreien, die man ihm wie ein Netz von England[1]) und Frankreich her, wo man zur selben Zeit eine diesen Theorien entgegengesetzte praktische Politik trieb, über den Kopf geworfen hatte, und mit dem unsere liberalen Theoretiker, die sich mit diesen Theorien erfüllt hatten, die politische Energie unseres Volkes erstickten und sich in inneren Kämpfen zersplittern ließen. Das Volk muß darüber belehrt werden, daß der Staat etwas ganz anderes ist als eine Sammlung von Gesetzen, Rechten, Pflichten, Einrichtungen, etwas ganz anderes als eine Verwaltungsmaschine, daß vielmehr der Staat das Volk selbst ist als konkrete Einheit, daß er deshalb als politisches Lebewesen denselben biologischen Gesetzen unterliegt wie das Einzelwesen, das lebt, sich entwickelt, wächst. Es muß darüber belehrt werden, daß die äußere Politik nicht ein diplomatisches Spiel, ein Verhandeln um auftauchende Fragen und Schwierigkeiten mit dem Nachbar ist, sondern die sich lebensgesetzlich vollziehende Äußerung des Staates selbst, daß sie das Leben des Lebewesens Staat ist, seine biologische Funktion, daß in ihr das Volk als Einheit, nicht als Vielheit, atmet; weshalb auch nicht die Kulturgeschichte, wie das neunzehnte Jahrhundert

[1]) Vergl. den Leitartikel dieses Heftes. (Die Schriftl.)

lehrte, sondern die politische Geschichte die wahre Geschichte des Volkes als Einheit ist. Politik heißt etwas wollen, etwas leben als ganzes Volk. Daraus aber ergibt sich von selbst, daß alle Politik Machtpolitik ist, weil sie eben die Durchsetzung eines lebendigen Energiequantums bedeutet, daß Machtpolitik aber keineswegs Gewaltpolitik ist, daß vielmehr das Wort Machtpolitik nur die Tatsache feststellt, daß alle vitalen Fragen Machtfragen sind, die nicht auf dem Boden des fixierten Rechtes, des status quo zum Austrag kommen können, sondern gerade darin ihr Wesen haben, daß ihre Austragung neues Recht schafft auf Grund der Feststellung neuer Kräfteverhältnisse. Der Gedanke des Rückfalls Elsaß-Lothringens an Frankreich nach diesem Kriege ist deshalb so widersinnig, weil dieser Krieg mehr als der von 1870 den unheilbaren Kräfteverfall Frankreichs und die ungeheure vitale Überlegenheit Deutschlands vor aller Welt festgestellt hat. Französische Zeitungen schreiben heute für englische Ohren: „Unsere großen Opfer im Kriege geben uns das Recht auf einen hervorragenden Platz am Beratungstische der Entente"; man wird ihnen im gegebenen Augenblick von England herüber antworten: „Gerade eure großen Opfer nehmen euch die Macht, diesen Platz zu behaupten; Macht allein schafft Recht und Rechte."

Ist das Volk eine Zukunft, so ist auch der Staat nicht nur eine Gegenwart, sondern eine Zukunft und so muß auch sein Leben, die Politik, auf die Zukunft orientiert sein, so muß sie ein durch Jahrhunderte und Generationen durchgehendes Ziel haben, das im Dienst der kulturellen Zukunft des Volkes steht. Lebt das Volk durch den Staat, so ist eine Politik ohne Ziel der Tod des Volkes und ein Volk ohne Einsicht in das Ziel seiner Politik eine leblose Masse. Damit das Volk leben kann, muß ihm der Punkt gegeben werden, auf den seine Politik zielt. Jeder Engländer kennt das Ziel der englischen Politik. Kultur, Politik, Krieg haben alle drei nur ein Ziel: Die Erhaltung und Durchsetzung der Volksart in Gegenwart und Zukunft, alle drei müssen volksbiologisch orientiert sein. Deshalb gibt es auch für die äußere Politik nur einen zuverlässig orientierenden Gesichtspunkt, den biologischen. Man hat sich über die Moralität der Politik ereifert. Man kann gute Politik mit und ohne Moralität treiben, und man kann ebenso schlechte Politik mit und ohne Moralität treiben. Moralisch ist es allein, gute Politik zu treiben. Gute Politik ist biologische Politik. Ihre erste Pflicht ist die Durchsetzung des Volkes. „Charity begins at home", „right or wrong my country" sind die Sprichwörter, die der politische Engländer an das Ohr seiner Kinder klingen läßt. Alles, was der Selbsterhaltung des Volkes schadet, ist Unrecht. Dem Lebewesen Staat, in dem Volk und Staat eine Einheit bilden, muß alles das werden, was es biologisch braucht, was sein Wachstum erhält; worunter nicht notwendig Landerweiterung zu verstehen ist, sondern Mehrung des politischen Gewichtes überhaupt. So fehlte es uns vor 1914 überall

an politischem Gewicht, man ignorierte uns einfach unter den Völkern, und wir ließen es uns gefallen. Es handelt sich nicht darum, rohe Machtpolitik zu treiben, sondern zu erkennen, daß alle vitalen Fragen der Politik Machtfragen sind, die allein durch die Macht lösbar sind, nicht durch Verständigung auf dem Boden des gewordenen, gestrigen, fixierten Rechts, sondern allein des Rechts, das mit uns geboren ward, weil sie Fragen der wandelbaren und sich stets wandelnden Lebenskräfte der Nationen sind, weil sie Lebensfragen sind, die gelöst werden müssen und nicht einer fixierten Rechtslage zuliebe ungelöst bleiben dürfen, weil sie sonst das Leben des Volkes vergiften. Recht und Gerechtigkeit in der Politik bedeuten nur das unbedingte Recht des Volkes auf seine Zukunft, verbunden mit der Billigkeit gegen andere Völker. Deshalb ist es eine gefährliche Suggestion des bloßen Gefühls, die man heute in unser Volk wirft mit dem Schlagwort des Rechts gegen die Macht. Ob wir endlich statt moralisch biologisch denken lernen, was keineswegs unmoralisch denken heißt? Biologisches Denken ist ja im tiefsten Grunde deutsches Denken im Gegensatz zum kaufmännischen Denken Englands, zum juristischen Denken Roms. Daß wir seit 1871 keine Zukunft mehr vor uns sahen als die Erhaltung des Reiches, das hat uns national so geistesarm gemacht, das hat Geister wie Nietzsche zum Spötter über das Deutschtum und jeden Nationalismus gemacht, das hat unser geistiges Leben einmal auf den Tiefstand Vogts, Büchners, Häckels, Strauß' herabgedrückt. Und jetzt, wo uns das Schicksal vor ganz große Aufgaben gestellt hat, sind wir trotz aller ungeheuren Leistungen rat- und führerlos, ein Volk, dessen Volksvertretung sich politische Ratschläge für die Gestaltung der deutschen Zukunft von England, Amerika, ja Rußland holt. Wie Friedrich der Große seinerzeit Preußen, so hatte Bismarck Deutschland ohne Aufgabe gelassen, weil sie die Aufgaben ihrer Zeit restlos gelöst hatten. So wurden wir aus Führern der Politik Gestoßene, die über den ersten Zufall in der Konstellation der Mächte, über das erste Bein, das man ihnen stellte, stolpern mußten.

Das Stoßen in die Zukunft ist es, was in der Politik nicht nur den Willen unentbehrlich macht, sondern auch die politische Phantasie, das Vorwegnehmen und Gestalten der Zukunft im Geist, das allem politischen Handeln erst die Wege weist. Der Ehrgeiz, von dem Friedrich der Große redet als der Triebfeder seines Handelns, ist nicht der persönliche Ehrgeiz des kleinen Menschen, es ist nur das Wort für das politische Ziel, für die politische Aufgabe, die er sich in der Phantasie stellte, wie Cecil Rhodes sie sich setzte in Südafrika, wie sie die englische Politik sich setzte im Weg vom Kap nach Indien, in der Beherrschung des Mittelmeers, der Ostsee, des Kanals durch die Besetzung von Stützpunkten wie Chios, Calais, Reval, Archangelsk, als Fortsetzung der Politik von Jahrhunderten, wie England sie sich setzte in dem ungeheuren Plane der Einkreisung Deutschlands, die, vor dem Krieg begonnen, sich im Kriege vollendet hat, alles

die Frucht der in die Zukunft stoßenden politischen Phantasie. Daß sie ein neues Vaterland, ein neues Volk in der Phantasie erschauten, in ihren unbezähmbaren Willen aufnahmen, daß sie das ganze Volk vermochten, ihrem Blick, ihrer deutenden Hand zu folgen, das macht den Großen Kurfürsten, Friedrich den Großen, Bismarck zu den Großen. Ein Großer sein, das heißt dem Volk sein eigenes Sehnen deuten. Daß man ohne Phantasie, die die Zukunft vorwegnimmt, ohne Zukunftsziel Politik machen könne, ist ein Irrtum, an dem wir in diesem Kriege fast zerschellten, der uns den Krieg gebracht hat, weil England sich nicht denken konnte, daß wir 40 Jahre lang ohne Ziel politisierten. Daß ein Volk in der äußeren Politik nichts wollen könne, das glaubte ein Volk wie das englische einfach nicht und erschöpfte sich in Phantasien darüber, was wir verbergen könnten, dichtete uns aus Neid und Angst Ungeheuerlichkeiten an: eine englische Zukunftspolitik, wie sie England geführt hätte, wenn es die ungeheuren deutschen Kräfte selbst gehabt hätte. Aus dem, was sie uns andichteten, können wir klar ersehen, was ein politisches Volk unter Politik versteht: Das Durchsetzen der eigenen Ziele, wenn nötig mit Zerschmetterung des Gegners, ehe er übermächtig wird.

Woher aber kommen, wie erwachsen die Ziele, für die ein Volk sich selbst einzusetzen hat? Sie erwachsen aus der Geschichte und aus der geistigen Tradition des Volkes. Sie werden von unsichtbaren Händen aus der Vergangenheit herübergereicht, um in die Zukunft zu führen. In der Gegenwart aber hebt sie die politische Phantasie der Großen des Volkes in dessen Bewußtsein und gestaltet sie aus zu konkreten Aufgaben. Daß die politische Tradition so stark war im preußischen Staat und seinen Herrschern vielmehr als die Genialität einzelner Staatsmänner war es, was Preußen die politische Stoßkraft gegeben hat, die man an ihm schon in den Tagen des Großen Kurfürsten fürchtete. Tradition, das ist die Weitergabe von Aufgaben und Wertungen von den Vätern auf die Söhne; Wertungen aber sind das, was als groß, wahr, lebensnotwendig erkannt ist aus der Sehnsucht des Volksherzens heraus, aus dem Geiste der Rasse. Denn der Geist eines Volkes liegt nicht im Querschnitt der Gegenwart, nicht in einer Parlamentsmehrheit, sondern im Längsschnitt seiner Geschichte und der Reihe von Geschlechtern, die an ihr bauten. Der Staat selbst lebt, nicht nur seine Bürger; deshalb ist die Geschichte eines Volkes das Leben seines Staates, nicht das rein geistige Leben seiner Kulturgeschichte. Der Staat lebt von der Zukunft, den Weg zu ihr aber zeigt ihm die Vergangenheit. Auch die neue Geburt, vor der wir heute stehen durch diesen Krieg, kann nichts zur Welt bringen als die Keime, die in der Volkskraft liegen, nichts als das, was bereits in der früheren Geschichte des Volkes angebahnt wurde. Um der Zukunft willen müssen wir erleben und wollen, was unser Volk durch die Jahrhunderte der Vergangenheit wollte, erstrebte, darstellte. Es ist ein Volk, im Unterschied von einer

Horde, dadurch, daß es etwas darstellt, was über sein körperliches Dasein hinausragt, daß es ein historisches Leben lebt und eine historische Aufgabe erfüllt und in der historischen Aufgabe seine absolute Aufgabe im Haushalte der Menschheit. Erst diese absolute Aufgabe rechtfertigt das Dasein eines Volkes. In ihrer Erfüllung hat es die Bedingung seines Daseins, in ihrer Erfüllung spricht es seine Wesenheit aus. Das Bild der Volkszukunft aber so fest zu umreißen, daß es als lösbare Aufgabe vor dem Willen des Volkes steht, alle Kräfte auf diese Aufgabe hinzulenken und so das Bild in die Wirklichkeit zu zwingen, aus Imponderabilien Ponderabilien zu machen, das eben ist die Sache der Politik, der Staatsmänner, nicht aber der Volksvertretung, wie man jetzt in verhängnisvollem Irrtum anstrebt in gänzlicher Verkennung der englischen Verhältnisse, die man damit bei uns einzuführen glaubt.[1]) (Schluß folgt.)

Ranke und die weltgeschichtliche Rolle der Germanen.

Ludwig Schemann.

(Fortsetzung statt Schluß.)

IV.

Es liegt mir nun noch ob, mindestens in einer knappen Auslese, die an allen Enden beliebig vermehrt werden kann, den Nachweis zu erbringen, wie vielseitig die im Vorstehenden zusammengefaßten Gesichtspunkte in unserer besten älteren und neueren Literatur schon vertreten sind. Meineckes Beispiel folgend, beschränke ich mich in der Hauptsache auf die deutschen Schriftsteller. In meinem mehrerwähnten Werke habe ich die französischen etwas stärker herangezogen, wohin ich daher verweisen darf.

Als Hauptherolde des Germanentums haben bisher, neben Gobineau und Woltmann, vor allem Klemm und Wietersheim gegolten. Ersterer läßt in seiner „Allgemeinen Kulturgeschichte der Menschheit" „die Pflege des Fortschritts der Menschheit von der Vorsehung vorzugsweise den germanischen Stämmen anvertraut" sein, und zwar infolge eines „geistigen und sittlichen Übergewichts" auch über die romanischen Stämme (Bd. IV, S. 231 ff.). Letzterer („Zur Vorgeschichte deutscher Nation", 1852, S. 31) erkennt in den Germanen „den Höhepunkt der Menschheit aktiver Rasse". Weniger bekannt ist in weiteren Kreisen, daß auch Karl Ernst von Bär dieser Anschauung gehuldigt und energischen Ausdruck verliehen hat; in seiner Rede „über das Verhältnis des preußischen Staates zur Entwicklungsgeschichte der Menschheit" (in der Deutschen Gesellschaft zu Dorpat 18. Januar 1834). Dort heißt es unter anderem: „Jetzt kann man

[1]) Über den einschneidenden Unterschied zwischen den Staatsmännern des händlerischen und des heldischen Typus vergl. im Novemberheft dieser Zeitschrift den Aufsatz des Herausgebers: Die Personenfrage in der Staatskunst.

unbedenklich sagen, daß es der germanische Zweig ist, welcher die Fortbildung der Menschheit besorgt", und an einer anderen Stelle: „Man darf wohl ohne Übertreibung behaupten, daß alle neuere Kultur eine germanische ist . . . Sie rinnt in tausend Bächlein unter die Völker". Richard von Kralik („Deutsche Kultur in der Welt", II, 213) feiert vor allem die politische Fruchtbarkeit der deutschen Nation, vermöge derer sie sämtliche staatlichen Organisationen von kultureller Bedeutung auf der ganzen Erde geschaffen habe und bis heute noch „das einzig gestaltende, fruchtbare Prinzip" darstelle. Ähnlich erkennt auch Diefenbach („Origines Europaeae", S. 187) die „natürliche Höherbegabung", welche Woltmann sogar anatomisch begründen zu können vermeinte, vorwiegend darin, daß „der deutsche Stamm der am kräftigsten und edelsten organisierte und deshalb auch am meisten befähigt gewesen sei, die zertrümmerten Staaten neu zu organisieren". Bekannt und an vielen Stellen sich ausprägend ist Gustav Freytags Stellung zu unseren Vorvätern. Auch Gervinus' Werke, insbesondere seine „Einleitung in die Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts", sind durchaus getragen von dem Bewußtsein des vorwiegenden und segensvollen Waltens des germanischen Geistes in der neueren Geschichte, das er überall durchblicken läßt, wie auch der „natürlichen Überlegenheit deutscher Anlage" („Geschichte der poetischen Nationalliteratur der Deutschen", Bd. II, S. 424).

Einer durch die Umstände, unter denen sie erfolgte, und die Persönlichkeit, von der sie ausging, besonders charakteristischen Kundgebung zum Vorrang der Germanen, der Rede des Grafen Hertzberg, werden wir unten noch zu gedenken haben.

Die Tatsache, daß Rom gänzlich ausgewirtschaftet und einer nach ihm folgenden Epoche nichts mehr zu bieten hatte, ist wohl von allen Seiten erkannt und hundertfältig zum Ausdruck gebracht worden, so daß hierfür einige wenige Beispiele genügen dürften. Felix Dahn, „Die Könige der Germanen", Bd. VII, 1, 121 ff., nennt die Zustände des Westreiches „durch und durch verfault, einer Heilung durch die Römer selbst unfähig". Alfred Dove („Der Wiedereintritt des nationalen Prinzips in die Geschichte", Kleine Schriftchen, S. 6) sagt geradezu: „Ohne die Völkerwanderung stand ein europäisches Reich der Mitte bevor, ein China, vielleicht mit gewissen amerikanischen Gebärden." Alfred Fouillée (Revue des Deux Mondes 1895, T. 131, p. 799, betont insbesondere in betreff seiner keltischen Landsleute, daß die germanischen und skandinavischen Einwanderer sie vorm Einschlafen bewahrt hätten.

Hiermit haben wir schon das Positive gestreift, das die Germanen in die alte Welt einführten, und für das wir viele Zeugnisse beibringen müssen, da hierin der springende Punkt zu erkennen ist, auf Grund dessen wir unsere These gegen Ranke aufrecht erhalten haben.

Der zuletzt angeführte Gedanke Fouillées kehrt in immer neuen Wendungen und Steigerungen in der deutschen wie in der französischen

Literatur wieder. „La nature barbare a rendu à l'esprit gaulois ses facultés natives", sagt Gérard, „la barbarie franke et la civilisation romaine", Bruxelles 1845, p. 273, und Mignet redet in seinen Études historiques (6e Edit. Paris 1885) p. 392 von der „force regénératrice" der Germanen und von den „flots vivifiants" der germanischen Invasion. Die Hebung des ganzen damaligen Menschenschlages hebt auch Gibbon in markigen Worten hervor. Gustav Freytag („Bilder aus der deutschen Vergangenheit", Bd. I, S. 36) sagt: „Dem neuen Volkstum in den romanischen Ländern gab der germanische Zusatz die Kraft zu leben." Ähnlich Arnold, „Deutsche Geschichte", Bd. II, 2., S. 10/11: „Die Germanen haben die absterbende römische Welt mit neuem Leben erfüllt. Von ihnen ging der Impuls zur Bildung der neuen Nationalitäten aus. Die Romanen waren das passive, die Germanen das aktive Element. Daß die Romanen überhaupt wieder selbständige Völker geworden sind, verdanken sie den Germanen." Ähnlich Wietersheim a. a. O. S. 33: „Der aktive Grundstoff der romanischen Völker ist das germanische Blut." Näher ausgeführt wird dieser Gedanke in dem ausgezeichneten, über unsere Frage nach allen Seiten reichste Belehrung bietenden Buche von Gaupp: „Die germanischen Ansiedelungen und Landteilungen in den Provinzen des römischen Westreiches", Breslau 1844, S. 3: „Romanen und Germanen sind Halbgeschwister vom Vater her (consanguinei), beide von germanischem Vater, aber die Germanen auch von germanischer, die Romanen von römischer Mutter. . . . Das germanische Volkstum macht sich in der Bildung der neuen Nationalität überwiegend als das männliche Prinzip geltend. . . . Der bildende, schaffende Geist, als dem männlichen Prinzip entsprechend, erscheint durchaus germanisch. Eben jene Halbgeschwisterschaft hat die ganze spätere Entwicklung des Mittelalters bedingt und das Gemeinsame in der Gedankenwelt, den Taten und Einrichtungen, den Leiden und Freuden dieser Völker findet hierin vorzugsweise seine Erklärung." In der Vorrede sagt er dann noch, daß „die Germanen jugendlich frische Lebenskeime in die siech gewordene römische Welt gepflanzt hätten". So auch Roth, „Geschichte des Benefizialwesens", S. IX, 57: „Nur die frische Jugendlichkeit des germanischen Eroberers steuerte dem gänzlichen Verfall, indem sie dem in völliger Auflösung begriffenen Romanischen einen neuen Geist einhauchte. . . . Das römische Element war nur in der Negation einig, Selbständiges vermochte es nicht zu schaffen." Stubbs „the constitutional history of England", Vol. I. Oxford 1874, p. 3: „In all four great states of western christendom the constructive elementy of new life are germanic", was er dann für die einzelnen Länder näher belegt. Prachtvoll ist das Wort Dahlmanns („Politik", I2, S. 53), daß Rom den Germanen großenteils die Bevölkerung ihrer Staaten, diese selbst aber das Volk geliefert hätten. Im gleichen Sinne nennt Fouillée (a. a. O.) den Kelten die Tonika, den Mediterranen (Iberer) die Mediante, den Germanen

aber die Dominante der französischen Völkermischung. Daß von Ebenbürtigkeit bei Romanisch-Germanisch keine Rede sein könne, betont besonders eindringlich Dietrich Schäfer, „Von deutscher Art", S. 8, 9: „Das Germanentum hat den romanischen Völkern und Staaten seinen Stempel viel tiefer und nachhaltiger aufgedrückt als umgekehrt. . . . Von römischer Verfassung und römischen Einrichtungen haben sich in Regierung und Verwaltung, in Recht und ständischer Gliederung, und gar erst im Heerwesen, höchstens Äußerlichkeiten erhalten, zumeist Wörter ohne den alten Inhalt. . . . Die Germanen verstanden es, auf allen grundlegenden Gebieten des öffentlichen Lebens an die Stelle leerer und hohler Formen zwar einfaches und durchsichtiges, aber kräftiges, entwicklungsfähiges, zukunftsreiches Leben zu setzen." Ebenso heißt es „Das deutsche Volk und der Osten", Leipzig 1915, S. 4: „daß wir Germanen der romanischen Welt mehr gaben als sie uns", zumal in „den der Menschheit Geschicke beherrschenden Bildungen in Staat, Recht und Gesellschaft", und daß „wir der Menschheit an unvergänglichen Kulturwerten nicht weniger geschenkt haben als irgendeiner unserer Lehrmeister, ja vielleicht mehr als sie alle".

In ein schönes Gleichnis faßt Gervinus, der schon in seinen „Grundzügen der Historik" (Leipzig 1837), S. 60, in den Anfangsgeschichten der west- und ostgotischen, angelsächsischen und fränkischen Stämme wie typisch die spätere Entwicklung der spanischen, italienischen, englischen und französischen Staaten vorgebildet gesehen hatte, später eine unzweideutige Huldigung, die er der germanozentrischen Auffassung darbringt, indem er („Gesch. d. poetischen Nationalliteratur", Bd. III, S. 193) vom dreißigjährigen Kriege sagt, „er habe ins Herz des Sitzes des Protestantismus alle Völker der Welt wieder zusammengebracht, wie sie seit den Kreuzzügen nicht waren; die Kinder der deutschen Erde, Spanier, Italiener, Franzosen, Engländer, Schweden, die ihren Ursprung über ihrer neuen Nationalität vergessen hatten, wüteten im Eingeweide ihrer Mutter".

Was sie alle aber dieser Mutter verdankten, davon künden vornehmlich zwei Werke, die kein Freund seines Volkes ungelesen lassen sollte. Vorab Rudolf von Raumer, „Vom deutschen Geiste. Drei Bücher geschichtlicher Ergebnisse". Erlangen 1848. Eine der schönsten Früchte der deutschen Erhebung des Jahres 1848. Die im Vorhergehenden öfter wiedergekehrten Gedankengänge, daß die germanische Einwanderung das treibende und neubelebende Element gewesen, daß die neuen Völkerbildungen auf Rechnung des germanischen Blutes zu setzen seien, daß die Kraft des Wiederauflebens alter Stammeselemente erst germanischer Beimischung verdankt werde, vor allem aber, daß und wie die Neugestaltung Europas in Staat, Kunst und Wissenschaft aus dem altgermanischen Geiste hervorgegangen, werden in diesem vom edelsten, frischesten Germanengeiste durchwehten Werkchen in wuchtiger Zusammenfassung und doch im einzelnen liebevoll eingehender Ausführung, zugleich in packender Form, dem Leser

vorgeführt. Es wäre des Zitierens kein Ende, wenn ich erst anfangen wollte: so begnüge ich mich mit dem Aussprechen der Hoffnung, daß dem schönen Buche ein Neudruck beschieden sein möge.

Schon fünf Jahre früher hatte Ernst Moritz Arndt in seinem „Versuche in vergleichender Völkergeschichte", der darum, weil er mehr wissenschaftlich gerichtet ist, nicht weniger ein Kleinod der Deutschen genannt zu werden verdient, als seine volkstümlicheren Bücher, den ganzen Umkreis germanischer Herrlichkeit noch ausführlicher umzogen. Mit seiner nie versagenden Beredsamkeit preist er die kostbaren Besitztümer der alten Deutschen und Normänner, wie die Heldentaten der westgotischen und normannischen Ritterschaft, zeigt, wie die von den germanischen Stämmen besetzten Lande der Kern des neuen Italiens geworden, wie den Campi Gothici alles höhere Leben in Spanien entsproß, wie am Rhein, der Maas und in Flandern die Wiege der stolzesten Baukunst, Malerei und Musik gestanden, wie der Geist Luthers ein mächtiges Band um ganz Nordgermanien schlang. Zusammenfassen dürfen wir wohl den Sinn auch seines Buches in die Worte (S. 25): „Der Germane und die von ihm durchschwängerten und befruchteten Romanen sind die Einzigen, welche den Himmelskeim durch Theologie und Philosophie zum rechten Sprießen und Blühen gebracht haben und welche die Reste der alten eingeschlafenen und wenig teilnehmenden Welt und die an- und umwohnenden Völker fremder Art als Allherrscher beleben und leiten."

Eine vortreffliche Aufzählung alles dessen, was die Germanen den unterworfenen Völkern an neuen geistigen, vornehmlich aber moralischen Werten, im Staatsleben (monarchisches Prinzip!) und Kriegswesen, im Gemeinde- und Städtewesen, in Schiffahrt und Verkehr, im sozialen und Familienleben, in Künsten und Wissenschaften gebracht haben, gibt Klemm a. a. O., Bd. IX, S. 4 ff., der auch mit Recht darauf hinweist, wie allmählich Deutschland, als das „Herz Europas", mehr und mehr in jene Aufgaben Germaniens hineingewachsen sei und sie fortgesetzt habe.

Wird schon hier starker Nachdruck auf die Gemütsseite, das Innenleben der Völker, gelegt, so noch mehr bei einer Anzahl Schriftsteller, zu denen wir uns jetzt zu wenden haben. Daß das innere Leben der modernen Menschheit tiefer und reicher als das der antiken, ist nach Eduard Arnd („Geschichte des Ursprungs und der Entwicklung des französischen Volkes", Bd. I, S. 218) in der Gemütsart der Germanen begründet: „Selbst in den Ländern römischen Ursprungs ... beginnt die Ansicht sich geltend zu machen, daß der innerste Lebensgrund der modernen Menschheit das sie unterscheidende Gefühl der subjektiven Freiheit, der inneren Unendlichkeit des Geistes, der Tiefe des Gemütes sei." So ist es! Gerade Franzosen — nach Montesquieu vornehmlich Guizot — haben es ausgefunden, daß der Geist der Freiheit den Germanen zu verdanken sei — was ihnen ja übrigens schon hervorragende Römer wie Lucan, Florus und Tacitus

vorgedacht hatten —, Montalembert im ersten Kapitel seiner Moines d'occident hat die durch die Germanen in der römischen Welt bewirkten sittlichen und geistigen Wandlungen (Erneuerung des Lebensmarkes Europas, Wiedererweckung der Manneswürde, der Achtung vor dem weiblichen Geschlecht, des Gefühles der Ehre und Freiheit) in helles Licht gesetzt. Im einzelnen betonen die Hebung der Stellung und Rolle der Frauen durch die Germanen W. H. Riehl („Die Familie", S. 39/40), das Gefühl der engsten Zusammengehörigkeit, der vollen Einheit zwischen Natur und Menschen, als einen in der europäischen Geschichte völlig neuen, den germanischen Sinn ganz einzig charakterisierenden Zug Heinrich von Sybel („Kleine historische Schriften", Bd. I, S. 39 ff.), den „alles durchdringenden Kitt der Treue, welcher die ganze moderne Geschichte zu dem stempelte, was sie geworden ist", als germanische Errungenschaft, wie wir oben sahen, kein anderer als Ranke.

Daß die romanischen Literaturen, mindestens die poetischen, ihren Geist, ihre Essenz im wesentlichen von der „leitenden Rasse" (leading race) erhalten haben, hat Stubbs a. a. O. p. 7 ausgeführt („the breath of the life of the new literatures was germanic"). Jakob Grimm („Geschichte der deutschen Sprache", S. 479) nennt kurzerhand die provençalische Poesie gotische, die nordfranzösische fränkische. In den deutschen (Körting, Gröber) und französischen Encyklopädien und Literaturgeschichten kann man sich dies im einzelnen bestätigen lassen. Die fortwirkende Bedeutung des deutschen Rechts im französischen, spanischen und italienischen Rechtsleben ist namentlich aus R. Schröders „Lehrbuch der deutschen Rechtsgeschichte" (4. Aufl., S. 202 ff., 240, 243) zu ersehen. Auch was Giesebrecht (I, 119 ff.) von den Kapitularien sagt, darf hier nicht übergangen werden: „In gewissem Sinne mündet die ganze Vergangenheit der germanischen Völker in diese Gesetze, strömt alles weitere Leben derselben von ihnen aus. Die Römer haben ihr Zwölftafelgesetz den Quell ihres ganzen Staatslebens genannt; mit noch größerem Recht könnten die Deutschen, ja alle Nationen Europas dasselbe von Karls Gesetzen sagen. Das fränkische Volk durchschlang und umschlang mit seinen Staats- und Lebenselementen das ganze Abendland."

Für die Einwirkungen der Germanen auf das religiöse und kirchliche Leben bringt derselbe Giesebrecht in der Geschichte der deutschen Kaiserzeit reichliche Belege. (Vergl. unter anderem Bd. III, S. 930, 979, 982, IV, 365 ff.). Auch Mignet hat den germanischen Leistungen für die Kirche eine eigene schöne Akademieabhandlung gewidmet (wieder abgedruckt in seinen schon erwähnten „Études historiques"). Stubbs a. a. O., p. 8, 9, erinnert daran, daß Bonifaz und die Karolinger der schwachwerdenden (fainting) Kirche neues Leben eingehaucht hätten, Jakob Grimm sagt noch radikaler („Gesch. der deutschen Sprache", S. IV), daß „unser Volk mit seiner vollen Kraft allein den Sieg des Christentums entschieden habe".

Daß in dem vielberufenen christlich-germanischen Gemeinempfinden das letztere Element das ursprünglichere und durchschlagende gewesen, vertritt sehr energisch Raumer in seinem vorgenannten Buche. Dem entspricht die andere, unter anderen von Gérard a. a. O. ausgesprochene These, daß die Germanen, nicht das Christentum, die Gesellschaft gerettet hätten, wie auch die, daß die Kirche selbst wiederholt nur durch das Eingreifen der deutschen Kaiser vor Verfall und Verderben bewahrt geblieben sei (Arnold, „Deutsche Geschichte", Bd. II, 2, S. 12 und andere). Darüber, daß das Christentum am Ende seiner ersten, nichtgermanischen Periode völlig depraviert, erst in der frisch christianisierten jugendlichen Germanenwelt zu seiner Vollentfaltung gelangt sei, belehrt vortrefflich Richard Rothe im zweiten Teil seiner „Vorlesungen über Kirchengeschichte" (Heidelberg 1875), darüber, daß es nur als Lehre in der alten (vorwiegend orientalischen) Kirche, als Leben dagegen erst in der abendländischen des Mittelalters zur Vollendung gekommen, Harnack in seinem Lehrbuch der Dogmengeschichte, Bd. III. 3, S. 306 ff. Unter den neuesten Kirchenhistorikern hat vornehmlich Hans von Schubert in einer ganzen Reihe von Arbeiten das historische Verhältnis von Germanentum und Christentum, vornehmlich auch die historische Rolle des Arianismus, beleuchtet. Sein Werk „Staat und Kirche in den arianischen Königreichen und im Reiche Chlodwigs", München und Berlin 1912, gipfelt in dem Satze: „Der Arianismus ist die akute Germanisierung, der die chronische der abendländischen Gesamtkirche gefolgt ist", und ebenso sagt er in seinen „Grundzügen der Kirchengeschichte", 5. Aufl., Tübingen 1914, S. 147, 154: „Eben damit, daß auch die germanischen Völker sich dieser Form des Katholizismus (der römischen) zuwandten, ist zugleich der Übergang zu dem anderen Punkte gegeben: die katholische Kirche ging in die Eigenart dieser neuen Völker ein, sie wurde germanisiert." Sowohl im weiteren Verlaufe dieses Werkes wie an anderen Stellen schildert er sodann den Kampf römischer und germanischer Prinzipien in der Kirche, und wie erst, nachdem an dessen Ausgange neben Kultus und Dogma auch die Verfassung wieder römisch geworden, die germanische Welt sich losgerissen und auf eigenen Boden gestellt habe. Der germanische Charakter der Reformation endlich ist so unzählige Male hervorgekehrt worden, daß es überflüssig erscheint, einzelne Beispiele dafür beizubringen. (Schluß folgt.)

Berichte und Notizen.

Dr. Friedrich Lange †. Am zweiten Weihnachtsfeiertage ist auf seinem Ruhesitz in Detmold Dr. Friedrich Lange gestorben. Der bekannte deutschnationale Politiker war 1852 in Goslar geboren. Er studierte 1870—1875 in Göttingen Philosophie und klassische Philologie. Anfangs im Lehrfach tätig, trat er 1876 in die Redaktion des „Braun-

schweiger Tageblattes" ein und entdeckte damit seinen eigentlichen Beruf. 1881 wurde er Redakteur, später Herausgeber der „Täglichen Rundschau". Im Jahre 1896 begründete er die „Deutsche Zeitung" und die Wochenschrift „Deutsche Welt". Daneben ging eine eifrige deutschnationale Tätigkeit auf dem Gebiete des Vereinslebens her. 1884—1885 war er Mitbegründer Deutsch-Ostafrikas, 1889 rief er den Verein für Schulreform ins Leben, den er bis 1903 leitete. 1894 begründete er den heute von Prof. Langhans geleiteten Deutschbund. Friedrich Lange war wohl einer der überzeugtesten Anhänger Lagardes, dessen Gedanken selbständig weiterentwickelt, in Langes erfolgreichstem Buch: „Reines Deutschtum", einen klaren, leicht verständlichen Ausdruck gefunden haben.

Wie England Privatrechte achtet, zeigt besonders deutlich die Antwort hanseatischer Kaufleute an Lloyd George, die sie am 9. Januar 1918 als Telegramm an den Reichskanzler Graf Hertling gerichtet haben. Es heißt: Vor Vertretern der englischen Gewerkschaften hat am 5. Januar Herr Lloyd George wiederum erklärt, England kämpfe nicht gegen das deutsche Volk, sondern nur gegen die Militärmacht Deutschlands. Diese Erklärung widerspricht den Tatsachen und fordert unseren schärfsten Widerspruch heraus. Systematisch hat vielmehr England seit Kriegsbeginn überall in der Welt deutsche Arbeit vernichtet und die Angehörigen des deutschen Volkes widerrechtlich geknebelt und mißhandelt. Sofort nach der Kriegserklärung wurden alle Deutschen jeden Standes in England und seinen Kronkolonien in Konzentrationsläger abgeführt und unter dem Drucke Londons mußten auch die Selbstverwaltungskolonien einige Monate später ebenso verfahren. Deutsche Firmen wurden zwangsweise liquidiert und das Privateigentum deutscher Kaufleute, Handwerker und Angehöriger anderer Berufe beschlagnahmt, während im Gegensatz zu England sein Bundesgenosse Japan nach seinem Eingreifen in den Krieg ausdrücklich erklärte, daß Leben, Ehre und Eigentum der in seinem Gebiet sich aufhaltenden feindlichen Staatsangehörigen unangetastet bleiben und den Schutz der japanischen Gerichte genießen sollten. Aber auch die Bevölkerung der von ihm besetzten deutschen Kolonialgebiete hat England in schroffem Bruche des unbestrittenen, durch das vierte Haager Abkommen sanktionierten Völkerrechts ihres Eigentums, ihrer Freiheit und ihrer Ehre beraubt, indem die englischen Truppen alle deutschen Männer und Frauen, einschließlich der Missionare, verhafteten, die Männer in Konzentrationsläger brachten und die Frauen und Kinder unter Aufsicht von Negern auf Frachtdampfern nach England verluden. Die Plantagen und Niederlassungen der Deutschen wurden zwangsweise zu Schleuderpreisen veräußert. Wie würde alle Welt sich entrüstet haben, wenn etwa die Deutsche Regierung in den besetzten belgischen, französischen und anderen feindlichen Gebieten die Bevölkerung gefangen gesetzt und ausgewiesen hätte. Gibt es schlagendere Beweise als jene Tatsachen dafür, daß England den Krieg in der Tat gegen das deutsche Volk führt, um es wirtschaftlich zu vernichten und vom Wettbewerbe auf dem Weltmarkte auszuschalten, und kann angesichts jener Tatsachen scheinheilige Heuchelei schlimmer getrieben werden, als mit den Worten des englischen leitenden Ministers, die das deutsche Volk betören sollen, indem er sagt, eine Zerstörung Deutschlands oder des deutschen Volkes sei vom ersten Tage des Krieges bis heute niemals das Kriegsziel Englands gewesen, das nicht den Wunsch habe, die große Stellung Deutschlands in der Welt in Zukunft in Frage zu stellen? Ist ferner nicht auch der unter Englands Führung von der Entente beschlossene Wirtschaftskrieg nach dem Kriege ausschließlich gegen das deutsche Volk gerichtet? Die unter krassem Rechtsbruch begangenen Schädigungen wird England wieder gutzumachen haben. Es sind aber auch Sicherungen nicht allein für die deutschen Kaufleute, sondern für alle Überseedeutschen jeden Berufes dagegen zu fordern, daß ähnliche Übergriffe nicht wieder vorkommen. Nur unter dem Schutze solcher Sicherungen und nach Wiederherstellung ihrer Ehre werden Deutsche wieder überall in der Welt als

Pioniere deutscher Kultur und deutscher Schaffenskraft auftreten und sich ihres Deutschtums stolz bewußt sein können.

Die Handelskammer Bremen. W. Biedermann, Präses.

Die beiden Weltimperialismen, von denen in diesen Blättern wiederholt die Rede war, kennzeichnet Rechtsanwalt Dr. ten Hompel, Münster i. W., in Nr. 28 der „Deutschen Zeitung" im nachstehender recht bemerkenswerter Weise: „Es gibt seit langem nur zwei weltumspannende Imperien: das britische der Angelsachsen und das römische der politischen Kurie, welche wir hier scharf von der Person und dem geistlichen Amt des Papstes scheiden und schon um des Papstes selber willen scheiden müssen. Beide Weltimperien sind, wie wir sahen, in ihrer Art von grundsätzlicher Universalität, jedoch ihrer Richtung nach vielfach auseinanderstrebend wie die Antipoden. In ihren Mitteln und Wegen aber sind beide Weltimperien bei aller Unterschiedlichkeit ihres moralischen Wertes wahlverwandt. Beide „verzichten" in den Lebensfragen ihrer mit Jahrhunderten rechnenden Weltpolitik nie und nirgend; beide wagen lieber ihren politischen Untergang, als daß sie in Prestigefragen irgendwo und irgendwie einen Schritt zurückweichen oder gar ein „Unrecht" zugestehen und zum eigenen Schaden in die Welt hinausrufen; beide Weltimperien sind ganz frei von allen „Sentimentalitäten", wie die Geschichte der Inquisition Spaniens, des Abfalls der Niederlande, Indiens und Irlands beweist. Dabei scheint es eine Lebensnotwendigkeit und das unabwendbare Schicksal jeder Weltpolitik zu sein, daß ihre Träger auf einem Trumph zwei und drei und vier setzen, ohne dabei um völkerbeglückende Reden verlegen zu sein, sobald es gilt, einen Hauptzng auf dem Schachbrett der eigenen Interessen zu maskieren: Mundus vult decipi! Die Welt sucht im Traum ihr Glück; sie haßt die Wahrheitssucher und fürchtet die Wahrheit; folglich geschieht ihr recht, wenn „Diplomaten" und „Taktiker" sie gängeln. Nur der „Weltverbesserer" plagt sich mit der eitlen Hoffnung, daran etwas zu ändern; ihm gilt, was Galilei schon den „Vielen allzu Vielen" vorhielt: „Es gibt keinen blinderen, unheilbareren Haß, als den der Unwissenden gegen die Wissenden." Und also läßt sich mit Hilfe der unwissenden Masse die Welt immer noch am bequemsten regieren. Im übrigen sind die Worte der Diplomaten und Politiker dazu da, um ihre Gedanken zu verbergen. Und warum sollte der Kurialpolitiker darin unerfahrener sein, wie der Brite? Warum sollte nicht jeder Typ hier in seiner Art ganz anders wie wir deutsche Träumer seine Pflicht und Schuldigkeit tun? Und also erstreben beide Weltimperien, das britische und das römisch-kuriale, durchweg das Erreichbare, indem sie das schier unerreichbar Scheinende ihr Ziel nennen. Damit erreichen dann beide ihre politischen Ziele fast immer, wenn heute nicht, dann morgen oder übermorgen, und stets sind sie dabei ihrer eigenen Überzeugung nach im Recht, in ihrem heiligen, unantastbaren, althergebrachten Recht; ganz folgerichtig sprechen sie daher auch ihren Gegnern zumeist das eigene Recht, selbst das Recht ihrer vermeintlichen Notwehr mit dem eigens dafür zurechtgelegten Codex der imperialen Weltpolitik ab. Beide Weltimperien, das britische wie auch das kurialpolitische, verfügen über Jahrhunderte alte fertige Systeme und altbewährte Überlieferungen und Erfahrungen, die je in ihrer Art einander ebenbürtig sind und eine ebenbürtige Diplomatie im Ausmaß der großen Weltpolitik hervorbringen, deren Träger einander von Grund auf würdigen und verstehen, ohne dabei über Zwirnsfäden zu stolpern und in der Wahl ihrer „Kreaturen" allzu ängstlich zu sein. Nur weltfremde Idealisten können Anstoß daran nehmen; dem „Praktiker" erscheint hier selbstverständlich, was der kategorische Imperativ des größtmöglichen Erfolges im Rahmen des Vertretbaren befiehlt und zur ehernen Pflicht macht."

Gegen die Illusionspolitiker in der Sozialdemokratie — sie finden sich bekanntlich nicht nur dort — zieht die sozialdemokratische Wochenschrift „Die Glocke" nicht übel zu Felde, indem sie ausführt: „Denn was manche Sozialisten jetzt über den Krieg, den Ver-

ständigungsfrieden, die Freiheit und das Selbstbestimmungsrecht der Völker und dergleichen reden und schreiben, macht zwar ihren ethisch-ästhetischen Anschauungen alle Ehre, braucht aber nicht als der historisch-ökonomischen Weisheit letzter Schluß hingenommen zu werden. Vor allen Dingen vergessen diese Sozialisten, daß wir Deutsche sozusagen auch ein Recht auf Selbstbestimmung und auf Sicherung unserer Zukunft haben. ... Trotz des verhaßten preußischen Militarismus wird sich Deutschland — nach unserem Parteiprogramm — als Volk in Waffen eher eines gesicherten Friedens erfreuen, als wenn es sich lediglich auf seine friedfertige Gesinnung verließe. Seht hin auf die Türkei! Hat man sie etwa deswegen in den letzten hundert Jahren niemals zur Ruhe kommen lassen und versucht, ein Stück nach dem anderen aus ihrem Leibe herauszuschneiden, weil sie ihre ‚Alldeutschen' und ihren gefahrdrohenden ‚preußischen Militarismus' hatte — oder nicht vielmehr deshalb, weil sie machtlos war und gewaltsam machtlos erhalten wurde. Die Antwort wird nicht schwer fallen!"

Die „Deutsche Tageszeitung", der wir diese Mitteilung entnehmen, bemerkt hierzu treffend: „Schon recht! Nur sind anscheinend diese frisch-fröhlichen Wolkenkuckuckheimer auch durch die scharfkantigsten Tatsachen nicht zu belehren." Ganz natürlich: die Politik ist eben weit überwiegend Sache des Willens, der „Verstand" beleuchtet dabei nur den Willen, der seine Wurzel in den unterirdischen, unbewußten Trieben hat, die jedermann angeboren sind. Warum sollten auch Sozialdemokraten, wenn sie wirkliche Deutsche sind, nicht deutsch fühlen und empfinden. Leider nur scheint die deutsche Sozialdemokratie vielfach nicht von Blutsdeutschen geführt zu werden. Vergl. den Leitartikel.

Abrüstung und Schiedsgerichte. In Nr. 569 des „Reichsboten", Berlin, veröffentlicht Prof. Dr. Sieglerschmidt, Berlin-Lichterfelde, nachstehende, die weiteste Verbreitung verdienenden Ausführungen, die wir um so lieber abdrucken, als sie durchaus mit den in unserer Zeitschrift vertretenen Anschauungen übereinstimmen. Sie lauten:

„Der „Osservatore Romano" veröffentlicht eine amtliche Erklärung zu der Rede Sonninos. Es heißt darin: „Sonnino hat die Note des Papstes hinsichtlich der Abrüstungen und des Schiedsgerichtes falsch ausgelegt. Eine Abrüstung wird von allen gewünscht: aber der Heilige Stuhl hat in seinem Aufruf aus Ehrfurcht vor den Leitern der Kriegführenden das Mittel nicht genannt, das nicht zu schwer durchzuführen ist. Das wäre ein Abkommen zwischen den zivilisierten Nationen, gleichzeitig und gegenseitig die obligatorische Dienstpflicht abzuschaffen."

Durch diese Erklärung der Kurie erfahren wir zum erstenmal, was der Papst unter „allgemeiner" Abrüstung versteht; denn wir hatten bisher nicht erwartet, daß die Abrüstung sich auf die Herabsetzung des Bestandes der Heere und die Abschaffung der allgemeinen Dienstpflicht beschränken solle. Die Erklärung der Kurie aber wird durch eine bemerkenswerte Rede ergänzt, die der Freiherr von Dumba im Wiener Herrenhause gehalten hat. Er führte nach den Zeitungsberichten u. a. aus: „Und England, verliert es, wenn es in die Beschränkung des Flottenbudgets einwilligt, seine Seeherrschaft? Behält es nicht alle seine Stütz- und Schlüsselpunkte? Wird es nicht immer noch eine zwanzigmal so große Handelsflotte, als die meisten anderen Staaten, eine drei- oder viermal so große Kriegsflotte haben?"

Diese Darlegungen des Freiherrn von Dumba werfen ein grelles Schlaglicht auf die Gedanken des Papstes. Nicht die englische Seemacht, wohl aber die auf der allgemeinen Dienstpflicht sich aufbauenden Landheere werden von seiner Abrüstungsabsicht in erster Linie betroffen. Die englische Flotte soll ihr Übergewicht behalten und England auch ferner die Herrschaft über die Meere sichern.

In dieser neuen Form gewinnt der Abrüstungsvorschlag in der Tat eine greifbare und ausführbare Gestalt. Bisher hatten wir uns dabei beruhigt, daß die Verwirklichung einer allgemeinen Abrüstung unmöglich sei. Wir hatten uns gesagt, daß es sich um einen Schwärmerplan handele, für dessen Ausführung nur beim Papste, in Österreich

und bei deutschen Utopisten Stimmung vorhanden sei, und daß, wenn man seiner Ausführung ernstlich näher trete, sie allein schon am gegenseitigen Mißtrauen und an der gegenseitigen Unaufrichtigkeit scheitern würde. In der Tat würde jeder Staat — schon um Überraschungen vorzubeugen, vielleicht auch, um selbst überraschen zu können — bestrebt sein, die eigene Rüstung so lange und in so weitem Maße aufrecht zu erhalten, wie es irgend anginge. So würde gerade die ernstliche Ausführung des Abrüstungsgedankens die Keime neuer Kriege umfassen. Die größte aller Schwierigkeiten aber läge bei einer aufrichtigen und vollständigen Durchführung des Planes ohne Zweifel in der englischen Flotte. Soll England die Schiffe, auf die es so stolz ist und die ihm eine Geltung verschaffen, die es sonst gar nicht besitzen würde, etwa selbst zerstören? oder soll es sie verkaufen? An wen denn, da sie bei allgemeiner Abrüstung doch niemand wird brauchen können? Oder sollen sie abgetakelt und unbemannt in seinen Häfen verrotten? Dann bilden sie, so lange sie nicht unbrauchbar geworden sind, eine beständige Gefahr für uns!

Nun aber beschränkt der Papst durch die Erklärung des „Osservatore Romano" seinen Abrüstungsgedanken auf die Abschaffung der allgemeinen Dienstpflicht, macht ihn also tatsächlich ausführbar, und zugleich beseitigt er das Haupthindernis der Ausführung, indem er die englische Flotte und die auf ihr beruhende englische Weltherrschaft stillschweigend ausnimmt. In dieser Form trifft der Abrüstungsplan in erster Linie dasjenige Land, welches für England den Gegenstand des Wettbewerbshasses bildet, also Deutschland. Es ist zugleich klar, daß kein Staat von der Abschaffung der allgemeinen Dienstpflicht härter betroffen und in seiner Macht wirkungsvoller beschränkt werden würde, als das Reich des alle anderen Völker an soldatischen Eigenschaften weit übertreffenden deutschen Volkes. Für Frankreich war die allgemeine Dienstpflicht ein seinen Rache- und Eroberungsgelüsten gebrachtes Opfer, und England seinerseits würde froh sein, sie wieder los zu werden. Kein anderes Volk würde ihr irgendwelche Tränen nachweinen. Ist sie doch für die Romanen und Slawen nur ein Fremdkörper in ihren Einrichtungen. Für uns allein war sie mehr, und nur für Germanen kann sie mehr sein.

Ist es für uns wirklich möglich, diese Einrichtung, die nicht nur die Hauptgrundlage unserer Weltstellung, sondern auch eine wesentliche Ergänzung der allgemeinen Schulpflicht ist, dem Friedensbedürfnis schwärmerisch veranlagter Gemüter und der Heimtücke unserer Feinde zu opfern? So lange haben wir unser auf Grund der allgemeinen Dienstpflicht bestehendes Heer als Erziehungsanstalt gefeiert; sollen wir diese für die gesamte sittliche Beschaffenheit unseres Volkes so wichtige Einrichtung, diese Schule des Pflichtgefühls und der Willenskraft, wirklich dahingeben? Sollen wir uns der Möglichkeit berauben, unserer Jugend einen Halt ins Leben mitzugeben, der sie besser als alles andere nicht allein vor der Verweichlichung, sondern auch vor der Verführung durch ehrgeizige Agitatoren schützt?

Sollen wir uns ferner des Schutzes nach außen berauben, den uns die allgemeine Dienstpflicht gewährt? Bleibt nicht auch in unseren Tagen der Rat des Krösus in Kraft, den er dem Cyrus gab, als dieser ihn nach einem Mittel frug, die Lyder endgültig zu unterwerfen? „Laß sie lauter friedliche Berufe ergreifen und sich des Gebrauches der Waffen entwöhnen", war die Antwort des Krösus, „nachher kannst du mit ihnen machen, was du willst!" — Sollen wir uns in dieser Weise unserer nationalen Kraft selbst begeben und unseren Feinden in die Hände liefern? Wer den Deutschen das vorschlägt, der ist entweder ein Narr oder meint es nicht gut mit uns! Er plant die Zerstörung des alten Preußens und die künftige Ohnmacht des Reiches entweder zugunsten der durch Erzberger vertretenen Mächtegruppe oder zu Nutz und Frommen des scheindemokratischen Geldfürstentums.

Ist es nicht merkwürdig, daß der Papst, von dem man doch annimmt, daß er den Deutschen wohlgesinnt sei, uns ein Danaergeschenk bescheren will, das uns aufs neue

denselben Neidern ausliefern würde, die uns vor 1866 am Boden gehalten haben? Noch merkwürdiger aber wird sein Abrüstungsplan dadurch, daß er die englische Flotte schont!

Man glaube auch nicht, daß die von ihm vorgeschlagenen Schiedsgerichte die Gerechtigkeit und den Frieden auf die Erde bringen würden! Der Weltfriedensbund wäre ein Bund unserer vielen Feinde gegen uns, und unsere Aufnahme in diesen Bund würde unsere Unterwerfung bedeuten. Die Aussprüche der Schiedsgerichte würden von unseren Neidern beeinflußt sein, und ihre Unbilligkeiten würden die Keime zu Kriegen bergen, die trotz der Abrüstung entbrennen würden. Wenn Algeciras nicht für uns eine dauernde Warnung vor dem Weltfriedensbunde wäre, wenn wir das dort Erlebte uns nicht zur Abschreckung dienen ließen, dann verdienten wir wirklich, die Heloten der Engländer zu werden!

Es gibt für den künftigen Weltfrieden nur einen wirksamen Schutz, und das ist die Stärkung Deutschlands; denn wir werden zu gerecht sein, um unsere Macht zu mißbrauchen. Es gibt nur eins, was England abhalten kann, uns aufs neue anzufallen, und das ist die Furcht. Diese aber wird es nur haben, wenn wir es durch Tatsachen hindern, die belgische Angriffsstellung gegen uns auszunutzen und unsere rheinischen Gewerbsmittelpunkte von unserer gegenwärtigen Westgrenze aus anzugreifen. Deshalb verwerfen die vaterländisch gesinnten Deutschen den Mehrheitsfrieden, der nur ein Waffenstillstand wäre, nach dessen kurzer Dauer sich England von neuem auf den durch innere Zerrüttung geschwächten Mitbewerber stürzen könnte.

Demnach würden die Vorschläge des Papstes für uns dasselbe werden, was einst das sagenberühmte Pferd für die Trojaner war. Wie kommen wir dazu, daß der slawische Graf und in seinem Gefolge unsere Regierung die Abschaffung der allgemeinen Dienstpflicht und die Stiftung des für uns so gefährlichen Schiedsgerichtsbundes Herrn Wilson und den Engländern als Zugeständnis anbieten, und zwar noch dazu unter Verzicht auf die Abrüstung der englischen Flotte!

Sind wir denn nicht die Sieger? Warum unterwerfen wir uns? Etwa der schwarz-rot-goldenen Reichstagsmehrheit zuliebe?

Eines Tages wird die Geschichte feststellen, daß die Deutschen in entscheidungsvoller Stunde ihr Schicksal von Unberufenen bestimmen ließen und daß die Wirkung ihrer Charakterschwäche dieselbe war, als seien sie auf den Schlachtfeldern besiegt worden!

△ **Suggestionsliteratur.** In Berlin wird sehr viel Aufhebens von Schnitzlers „Prof. Bernhardi" gemacht, als ob es in dieser ernsten Zeit kein anderes und besseres deutsches Stück mehr gäbe. Der Held, der ein Jude und zugleich Direktor des Krankenhauses ist, hat einem jungen Mädchen im Sterben die letzten Minuten nicht durch den katholischen Geistlichen verkümmern lassen wollen — der hier doch um so mehr trösten zu müssen glaubte, weil es eine sündige Venusprieſterin betraf. Der Fall kommt vor das Parlament und vor das Gericht, und Prof. Bernhardi soll ins Loch. Diese Streitereien füllen eine Anzahl unerquicklicher Akte, in denen, wie die „Theaterhefte für die Besucher des Schillertheaters" 1917, 4, 145 so schön sagen, der Dichter keine Partei nimmt, aber vieles beleuchtet: „da erscheinen plötzlich echte und falsche Biedermänner, Gesinnungstüchtige und Gesinnungslose, Streber und Heuchler, die Lauen und die Enthusiasten, Liberale und Klerikale, Zionisten und Überläufer und Antisemiten, und was sonst noch das politische Fieber an Gesinnungstypen erzeugt hat." Es ist klar, auch in diesem Produkt des weitverbreiteten „Dichters aus Wien" findet eine Art jüdisch-masſonistischer Rollenverschiebung zum Zweck der Reinwaschung des Asiatentums statt; denn Prof. Dr. med. Bernhardi spielt à la Nathan einen sittlichen Helden, wie ihn Juden in Wirklichkeit nie geben können. Über ihn schüttet Schnitzler eine ganze Wagenladung von Wahrhaftigkeit und Manneswürde aus, die noch durch Gesinnungsgenossen verwandter Abkunft, durch Dr. Löwenstein, Dr. Adler usw. gestützt und betont werden. Bernhardis Anfeinder schmoren dagegen in lauter Halbheit, Heuchelei und Erbärmlichkeit, nur der katholische Pfarrer

Reder ist noch so halbwegs erträglich. Wenn Schnitzler von der Heldenhaftigkeit der Professoren seines Blutes wirklich so überzeugt zu sein glaubt, wie er vorgibt, wäre er ein spottschlechter, kurzsichtiger Beobachter und alles andere als ein Dichter, der das Wahre und Wesentliche der Dinge dieser Welt zu erkennen hat. Wäre er aber nicht von dem, was er sagt, überzeugt, so ist seine Darstellung zum mindesten eine eigenartige Fälschung von Tatsachen. Das Stück wird auch sonst den Anforderungen eines natürlichen Rechtssinnes nirgends gerecht. Denn Prof. Bernhardi, der sich zur Dienstleistung der katholischen Gemeinschaft verpflichtet hatte, sollte doch deren Religionsgebräuche respektieren, wenn sie nun mal die innere Vorbereitung vor dem Tode höher stellen, als die Ahnungslosigkeit, darin der Diesseitsjude seine Patientin zu erhalten für Menschenpflicht hält; da hätte er sich eben fügen müssen! Welches Geschrei würden Schnitzlers Rassebrüder machen, wenn ihre Gesetzesvorschriften von Nichtjuden derart angetastet und als unsittlich oder herz- und gemütslos hingestellt würden? Wenn man etwa ihre Rabbis von einem sterbenden Gauner oder Börsianer fernhalten wollte? Sie würden sich mit einer Anzeige des „Zentralvereins der deutschen Staatsbürger jüdischen Glaubens" wieder auf den bekannten, ganz unhaltbaren und aufbesserungsbedürftigen § 166 stürzen, mit dem sie schon manchen deutschvölkischen Mann, der offen seine Meinung über Schulchan Aruch und Talmud, über Thora, Moloch und Mammon sagte, zu Fall zu bringen suchten. In „Prof. Schnitzler" wird zur Heldentat erhoben, was im anderen Falle als Intoleranz und Judenverfolgung ausgelegt würde.

Der Philister. In keinem Lande der Welt haben nationale Vereinigungen so schwere und leider oft so undankbare Arbeit wie in Deutschland. Mühselig, Schritt für Schritt, müssen solche Vereine bei uns Boden zu gewinnen suchen, wo ihnen doch alle deutschen Herzen in selbstverständlicher Begeisterung zufliegen sollten. Wie weit hat dagegen die für Frankreich so bedeutsame „Alliance française" ihre Netze ausspannen können, tatkräftig unterstützt vom Volke, von der Regierung und von allen Parteien, die in Fragen, wo es sich um das Ansehen des französischen Namens handelt, stets geschlossen vorgehen; jeder Franzose weiß, das Geld, das für solche Zwecke ausgegeben wird, ist nicht verloren, es trägt zu seiner Zeit reiche Zinsen. Uns nun nehmen wir einmal als Gegenbeispiel unsern „Verein zur Erhaltung des Deutschtums im Auslande", gewiß hat er Beachtenswertes geleistet, aber konnte er gleiches wirken, wie die entsprechende französische Organisation? Daran ist nicht zu denken. Schon die Mitgliederzahl aller der Gesellschaften, die darauf ausgehen, den deutschen Gedanken im In- und Auslande zu stärken, ist verschwindend niedrig im Verhältnis zur Volkszahl. Diese bedauerliche Erscheinung hat mancherlei Ursachen; einmal müßte unsere Regierung tatkräftiger für solche Bestrebungen eintreten, dann müßte der deutsche Reichstag ohne Unterschied der Partei ihnen jede Förderung angedeihen lassen, — im Sinne des Liedes, das wir in diesen Tagen so oft gesungen haben, aber dessen Tendenz wir noch lange nicht genug beherzigen: „Deutschland, Deutschland über alles".

Aber das Haupthindernis, das sich der Politisierung unseres Volkes in diesem Sinne entgegensetzt, ist der deutsche Philister. Die ersten Kriegsmonate mochten wohl manchen glauben lassen, daß auch er erweckt worden sei durch die Posaune des Weltkriegs, daß er nur noch der Vergangenheit angehörte. Aber wer ist jetzt wohl noch dieser Ansicht? Frau von Staël, deren hundertster Todestag kürzlich wiederkehrte, sagt in ihrem Buche „De l'Allemagne", daß die Ofenwärme, das Bier und der Tabaksqualm viele Deutschen in eine Art warmen Dunst einhüllen, aus dem sie nicht herausgehen wollen. Nun, das ist noch heute die günstigste Vorbedingung für das Gedeihen des Philisters, wenn es auch solche gibt, die außerhalb dieses Dunstkreises stehen, und die deshalb doch nicht in geringerem Grade alle Merkmale dieses Typus aufweisen.

Diejenigen, die nur die äußerlichen Eigentümlichkeiten, die man dieser Menschenart im allgemeinen zuschreibt, an sich haben, wollen wir hier ganz außer Betracht lassen, sie

haben von jeher den Witzblättern dankbaren Stoff geboten. Wir denken an geistige, seelische Philister, die sich in jedem Stande, in jedem Teile Deutschlands und unter jeder Gestalt finden, wenn oft auch inneres und äußeres Philistertum zusammengehen. Uns interessiert hier nur, wie sich der seelische Philister politisch verhält. Der Philister denkt ausschließlich an sein eigenes, vor allem leibliches Wohl, das ist seine Achillesferse, und wer ihn hier angreift, der weckt wohl auch in ihm den furor teutonicus. Im übrigen kennzeichnet ihn ungemeine Trägheit allen Gedanken gegenüber. Er wird gewiß stets betonen, daß er ein guter Deutscher ist, wenn er sich nicht gerade dadurch in Ungelegenheiten bringt. Da er alle Aufregungen haßt, steht er allen nationalen Fragen ziemlich teilnahmlos gegenüber. Begeisterungsfähigkeit geht ihm ab, ehrlicher Haß und starke Liebe sind ihm gleich fremd. Aber seine Zeitung liest er doch, und so hat er für die, die ihm seine Lauheit vorwerfen, eine Anzahl von Schlagwörtern zur Verfügung. Männer, die sich einsetzen für ihres Volkes Größe, nennt er „Chauvinisten", seinem nur auf das Nächstliegende gerichteten Blick erscheinen die großen, weltpolitischen Zusammenhänge als „Phantastereien", er ist „frei von Vorurteilen", d. h. er hat Fischblut in den Adern. Man sollte meinen, die schicksalsschweren Fragen, die diese Zeit dem deutschen Volke bringt, griffen auch ihm ans Herz, weit gefehlt! Was schert es ihn, ob z. B. die Balten wieder Reichsdeutsche werden oder nicht, er hat weder Nutzen noch Schaden davon, mögen sie sehen, wo sie bleiben. Die Kriegszielfragen lassen ihn gänzlich kalt, allenfalls mit der Erörterung der vom Friedensschluß abhängigen Steuern kann man ihn etwas aus der Ruhe bringen. Krasser Egoismus beherrscht sein ganzes Fühlen und Denken. Oft steht er wohl auch nationalen Bestrebungen durchaus nicht ablehnend gegenüber, aber persönlich will er sich nicht einsetzen, das mögen andere tun, er will vor allem seine Ruhe. Die Zugehörigkeit zu nationalen Vereinen würde ihm nur Laufereien, Schreibereien und andere Scherereien mehr machen. Er wünscht vielleicht seinem Volke alles Gute, aber er denkt, auf ihn kommt's wohl nicht an. Diese Art von Philistern ist wohl am zahlreichsten im deutschen Vaterlande. Dabei kommt es diesen gutmütigen Leuten gar nicht zum Bewußtsein, daß sie durch ihre eigene Gleichgültigkeit die zersetzende Arbeit aller undeutschen Elemente im Reiche begünstigen, daß sie ihr Vaterland auch dem Auslande gegenüber schwächen. Es ist ein wahres Wort, wer nicht für mich ist, der ist wider mich.

Solange diese Klasse von Deutschen nicht erweckt wird zum Verständnis ihrer nationalen Pflichten, ist wenig Aussicht, daß Deutschland in der Welt wirklich den Platz erlangt und behauptet, der ihm gebührt.

Die Erfahrungen der letzten Zeit sind ja wenig dazu angetan, große Hoffnung bezüglich der Erweckungsfähigkeit des Philisters zu hegen; auch die Bestrebungen der Vaterlandspartei sind ja zum Teil ein Versuch, den Philister aus seinem Schlafe zu erwecken. Und wie wird ihr Mühen gelohnt? Man könnte wahrhaftig verzweifeln an unseres Volkes Beruf zum Weltvolke. Gott sei Dank ist deutscher Idealismus aber nicht totzuschlagen, und so sollte man auch durchgreifender als bisher dem Philistertum zu Leibe zu gehen versuchen. Angefangen muß damit aber schon in der Schule werden. Hier kann zuerst Interesse erweckt werden für weltpolitische Fragen. Geographie und Geschichte müssen zusammenwirken, damit jedem deutschen Kinde fühlbar wird, daß nichts, aber auch nichts, was in der Welt vorgeht, und sei es auch in noch so weiter Ferne, ohne Wirkung auf Deutschland bleibt. Und der deutsche Unterricht muß mehr noch als bisher die Liebe zu unserm Volkstum zu wecken und zu pflegen versuchen, — selbst auf die Gefahr hin, daß sich in gewissen Kreisen wieder ein großes Zetergeschrei über amtliche Beeinflussung erhebt! Die Liebe zum eigenen Volke wurzelt doch in jedes Menschen Herzen, und der Wunsch, das Vaterland stark nach außen und aufstrebend im Innern zu sehen, erfüllt doch wohl jeden, solange er nicht durch „internationale" Ideen verblendet ist oder zu stumpf, um überhaupt etwas zu empfinden, was über Hunger und Durst hinausgeht. Der Erfolg der Erweckung des Interesses für nationale Fragen hängt allerdings von der

Persönlichkeit des Lehrers ab, weshalb diese vor allem auf den Seminaren entsprechend beeinflußt werden müssen. Ein Lehrer, der von Weltverbrüderungs- und ähnlichen Träumen erfüllt ist, kann die Aufgabe, die wir meinen, natürlich nicht lösen, er kann nur die Köpfe verwirren. Aber ein Mann, in dem die großen Traditionen seines Volkes lebendig sind, wird dem Philistertum erfolgreich das Wasser abgraben können. Wenn es gelungen ist, in den Jugendjahren lebhaftes Interesse für alles, was Deutschland angeht, rege zu machen, wird es den Philistern, wie wir sie hier verstehen, bald an dem nötigen Nachschub fehlen, und wir werden uns je länger je weniger durch unsere politische Urteilslosigkeit vor der Welt blamieren. — Dr. Fr. Werner.

Steinzeitfunde in Florida. Bei Kanalarbeiten, die in Dorow im Staate Florida ausgeführt wurden, fand man menschliche Knochen und Überreste prähistorischer Tiere, denen nach einem Berichte der amerikanischen Zeitschrift „Science" große wissenschaftliche Bedeutung zukommt. Aus diesen Funden zieht nämlich der Forscher Sellards den Schluß, daß in Amerika gleichzeitig mit den größeren Wirbeltieren, welche dem Diluvium angehören, Menschen lebten, die bereits soweit kultiviert waren, daß sie Werkzeuge aus Stein und Knochen zu verfertigen verstanden. Diese Annahme wird durch Auffinden von steinernen und aus Knochen hergestellten Geräten an derselben Stelle bestätigt. Da man auf einigen Knochen anscheinend mit einem Werkzeuge hervorgebrachte Zeichen entdeckte, und weiterhin kleine Steinwerkzeuge fand, scheinen diese vorgeschichtlichen Menschen auch bereits mit der Kunst des Steinzeichnens vertraut gewesen zu sein. So weit lautet der Bericht der Münchener Neuesten Nachrichten vom 11. April 1917. Es wäre für uns wichtig, aus diesen Forschungen zu ersehen, ob ein Zusammenhang dieser Kultur mit der alteuropäischen, ägyptischen oder sumerischen nachzuweisen ist, wodurch ein weiterer Beweis für den gemeinsamen Ursprung in der Polarheimat erbracht wäre.

Bücherbesprechungen.

Freia und Frauwa. Eine Sage der Zukunft von Margart Hunkel, verlegt bei Erich Matthes in Leipzig.

Willibalt Hentschel's viel angefochtenen Mittgartgedanken über die rassezüchterische Notwendigkeit der Mehrehe ist in Frau Margart Hunkel eine gar maßgebende Fürsprecherin erstanden. Die geistvolle und dabei rasse- und volksbewußte Gattin des Herausgebers der trefflichen Berliner Monatsschrift für deutsche Wiedergeburt „Neues Leben" tritt mit ihrer in das dichterische Gewand einer Sage aus altgermanischer Vorzeit gekleideten kleinen, aber gehaltvollen Schrift für die Wiederbelebung der urgermanischen Mehrehe rassewertiger Männer ein. Die Dichterin begründet ihre Stellungnahme aus der ja zweifellos vorhandenen Verschiedenheit der Sexualpsyche, d. i. der seelischen Verschiedenartung der Liebesempfindung bei Mann und Weib. Sie steht damit unter ihren Geschlechtsgenossinnen heute zweifellos noch ziemlich allein, denn immer war es ja das Weib, an welchem das lebenverengende Eineheideal die mächtigste Förderung fand und germanische Frauen waren es schon in der Zeit der Bekehrung der Germanenstämme zum Christentume, welche die Hauptstützen des Einflusses der christlichen Priester bildeten, der sich immer zugleich auf die Abschaffung der in altgermanischer Zeit allgemein herrschenden Mehrehe namentlich der Fürsten und Vornehmen erstreckte und gerade hier mittelst des Einflusses der Frauen einen Haupthebel der Bekehrungsarbeit einsetzte. Gleichwohl hielt sich bekanntlich noch Karl d. Gr. einen ganzen Harem von Frauen, was nicht einmal seiner Heiligsprechung durch die Kirche im Wege stand. Wohl haben wir uns in unseren Rassen- und Kultur-

vergleichen: „Morgen- und Abendland" (Stuttgart 1905) und dann noch wiederholt wie namentlich auch in unseren jüngsten Erörterungen des bedenklichen „Geburtenausfalles" der langen Kriegszeit (Leipzig 1917) und zwar eben mit Rücksicht auf die Sexualpsyche des Weibes, nicht zuletzt auch aus Gründen rassiger Hochzucht für die Beibehaltung der christlichen Einehe eingesetzt, aber der gewaltige Krieg mit seinen ungeheuren Verlusten an edelstem Rasseblute hat schon so manche Umwertungen herbeigeführt. Es könnte sehr wohl sein, daß auch unbefangen fühlende deutsche Frauen in der kommenden Not an deutschen Männern umlernen und sich mit irgendeiner der Zeit angemessenen Form der Mehrehe der Männer aussöhnen. Tatsächlich ist ja die Mehrehe das allersicherste Mittel zur Behebung der hereingebrochenen Geburtennot, der sie auch in ältester Zeit bei den in endlosen Kämpfen und Kriegen ungeheuren Verlusten an rassewertigen Männern reichlich abgeholfen hat. Ja sie hat trotz dieser fortwährenden großen Blutverluste sogar zur geschichtlich feststehenden steten Übervölkerung der germanischen Länder geführt — bis dann in christlicher Zeit die nachgeborenen Töchter der edlen Geschlechter, die die Einehe überzählig machte, in Klöstern verkümmern mußten. — Insbesondere deutschen Frauen, denen der in der Kriegszeit erschreckend zugenommene Geburtenausfall nahegeht, die die in jedem natürlich und gesund empfindenden Weibe und Manne rege Sehnsucht nach dem Kinde ergreift, sei die kleine formvollendete Sagendichtung Frau Margart Hunkels zur Beachtung und Beherzigung empfohlen. Sie finden darin (S. 15, 16 unt.) zugleich eine naturgemäße Wertung der männlichen Sexualpsyche, deren richtige Erkenntnis uns zwei Jahrtausende des Vorurteils aus der Zeit des absteigenden Lebens der Antike verschüttet halten. Adolf Harpf, Maria Trost b. Graz.

Bartels, Adolf, Die deutsche Dichtung der Gegenwart. Die Alten und die Jungen. Neunte, stark vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig 1918, Verlag von H. Haessel. M. 10,—, gebunden M. 12,50.

Das bekannte Buch war seit Beginn des Weltkrieges vergriffen und erscheint nunmehr in verdoppeltem Umfange neu; es ist ein stattlicher Band von über 700 Druckseiten geworden. Die „Deutsche Dichtung der Gegenwart" von Adolf Bartels war immer dasjenige Werk, das bei der Erfassung und Darstellung moderner Literaturentwicklung vorausging, und das tut auch die neue Auflage wieder, die die bedeutendste aller bisher erschienenen ist. Im besonderen sei auf die drei Schlußkapitel: „Der Sensationalismus und die Herrschaft des Judentums", „Der Expressionismus" und „Der Weltkrieg" aufmerksam gemacht, die starke nationale Bedeutung haben. Im ganzen ist trotz der großen Erweiterung der alte zuverlässige Führer-Charakter festgehalten worden. Alles in allem ist die „Deutsche Dichtung der Gegenwart" jetzt nach ihrer Neuausstattung die umfangreichste, vollständigste und übersichtlichste Darstellung des deutschen Schrifttums einer bestimmten Periode geworden, die wir überhaupt besitzen. Wir empfehlen das sehr bedeutsame Werk unseren Lesern auf das wärmste.

Kanig, „Lebensruhen des deutschen Volkes". München, Wiechmann.

Eine wundervolle glänzende Darstellung des Entwicklungsganges unseres Volkes von seinem ersten geschichtlichen Auftreten bis zur Gegenwart in poetischen lapidaren Zügen.

Ku Hung-Ming, „Der Geist des chinesischen Volkes und der Ausweg aus dem Krieg". Übersetzt von Schmitz. Jena 1916, Diederich.

Kluge Worte eines amerikanisch und europäisch gebildeten Chinesen, der sich aber von der verschwommenen und gegen unser Deutschtum ungerechten Weltbürgerlichkeit seiner Bildung nicht losmachen kann.

Brand, „Napoleonische Weltpolitik 1800—1803". Heidelberg 1916 Winter.

Dem listenreichen Bekämpfer des englischen Seeräubers stehen wir jetzt sympathischer gegenüber, wie der Staatsmann Napoleon dem Feldherrn durchaus ebenbürtig war. Freilich verfällt der Verfasser in den anderen Fehler, indem er Napoleon zu wenig von unserem nationalen Standpunkt aus beurteilt, da er sich von der verfluchten deutschen Sachlichkeit, die in Wirklichkeit eine Ungerechtigkeit gegen sich selbst ist, nicht loslösen kann. Wir können für unsere gegenwärtige Staatskunst aber manches aus dem reichen Stoff lernen.

„Kriegsbriefe des Leutnants Alberti aus den Freiheitskriegen." Breslau 1913, Hirth.

Die Franzosennot sollte uns in solcher lebendigen Darstellung stets gewärtig sein, um daraus unseren Landanspruch an den Erbfeind zu folgern.

„Denkwürdigkeiten des Freiherrn von Gaffron Kuneren." Breslau 1913, Hirth.

Eine Jahrhundertdenkschrift aus der Franzosenzeit, die zugleich lebensvolle Ausschnitte aus unserer damaligen stolzen Erhebung nach tiefem Fall gibt. Wir sollten diese Lehre der Geschichte endlich mehr beherzigen.

Carlyle, „Geschichte Friedrichs II. genannt Friedrich der Große". Übersetzung von Neuberg, wieder durchgesehen von Linnenbach. Berlin 1916, Ecker. Bd. 1 u. 2.

Diese Neuausgabe des großen englischen Geschichtsschreibers, der allein von seinen Fachgenossen unserem deutschen Wesen gerecht geworden ist, erscheint zur rechten Zeit, ebenso wie Macaulay ist Carlyle mehr Essayist. Daher wirkt seine Darstellung ungemein lebendig. Anscheinend sind es lauter Anekdoten, die humorvoll zusammengewürfelt sind. Sie geben aber ein scharf umrissenes Bild des Gegenstandes. Daher ist die Geschichte der Markgrafen von Brandenburg aus den verschiedenen Häusern bis zu dem alten Fritz keine trockene Aufzählung, sondern eine packende Darstellung. Das gleiche gilt von den Anfängen des großen Königs selbst. Vergessen wir nicht, daß der größte Hohenzoller das folgenschwere Wort aussprach: „Ein Krieg ohne Eroberung muß als verloren angesehen werden", was unsere Reichsleitung beherzigen möge.

Haller, „Bismarcks Friedensschlüsse". München 1917, Brückmann.

Der baltische Geschichtsforscher in Tübingen zieht treffliche Lehren aus Bismarcks Meisterwerk für die Gegenwart. Nur in einem Punkte muß ich ihm widersprechen. Er ist des irrigen Glaubens, daß Nordschleswig tatsächlich überwiegend dänisch wäre. Endlich hat sich auch die preußische Regierung nicht ohne meine Mitschuld davon überzeugt, daß die dortige Bevölkerung rein deutscher Herkunft ist, wie überhaupt Jütland selbst nicht einmal rein dänisch, sondern vielmehr deutschen Geblüts ist. Bekanntlich gehören die alten Jüten zu den Deutschen und sind keine Nordgermanen. Bismarck ist seinerseits irre geführt worden und hat daher leider die Westküste südlich der Königsaue, d. h. den Bezirk Riebe mit den Inseln Fanö, Kahlsand, Manö und Koresand bei Dänemark unnötigerweise gelassen.

Lanick, „Klarheit über Kriegsziele". Heidelberg 1917, Politische Verlagsanstalt.

Neben Eigenem sehr verständige Ansichten, eine erschöpfende Zusammenstellung aller Kundgebungen über den Gegenstand.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 31. 1. 18.
Druck von Dr. L. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

)olitisch-Anthropologische

XVI. 12 **Monatsschrift** 1918

ir praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung
auf biologischer Grundlage.

Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels.
(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Bezugsbedingungen. Zu beziehen durch die Post, alle Buchhandlungen oder direkt vom Verlag. — Bezugspreis: Für Deutschland und Österreich-Ungarn ganzjährlich M. 12,—, halbjährlich M. 6,—, vierteljährlich M. 3,—; für das Ausland ganzjährlich M. 13,—, halbjährlich M. 6,50, vierteljährlich M. 3,25. Einzelnummern werden nur für M. 1,25 abgegeben. — Alle die Leitung angehenden Zusendungen sind zu richten an den Herausgeber: Dr. Schmidt-Gibichenfels, Berlin-Friedenau, Kaiserallee 138.

Der Wille zur Macht, eine eiserne Notwendigkeit für Preußen-Deutschland.

Vom Herausgeber.

Der begeisternde Hymnus, den mein verehrter Mitarbeiter, Dr. Franz Haiser, im vorigen Hefte auf den gesunden „Willen zur Macht" — ich möchte fast sagen — gesungen hat, wird wohl manchem der Leser wie aus der eigenen, vom Staub des Alltags befreiten Seele geklungen sein. Ist es doch heutzutage, angesichts der müden Verzichtler auf der einen, der listigen Heuchler auf der anderen Seite ein wahres Labsal, das eigentliche Wesen alles höheren, edleren, schöneren Lebens einmal ganz aufrichtig und furchtlos gekennzeichnet zu sehen. Die Biologie lehrt ja, daß auf nahezu allen Entwicklungsstufen des Lebens, in steigendem Maße aber auf den höhern, der Wille zur Macht nichts anderes ist als der gesteigerte Wille zum Leben überhaupt, auch wenn als Ergebnis dieses Willens, wie in der Natur meistens, in der Kultur oft, keine Machtvermehrung, keine Vergrößerung des Lebensspielraums, sondern nur Selbstbehauptung im Kampfe ums Dasein erreicht wird.

Hier soll nun einmal an dem naheliegenden Beispiele Preußen-Deutschlands gezeigt werden, wie der Wille zur Macht mit dem Willen zum Leben vollkommen gleichbedeutend sein kann, wo also eine Verneinung des Machtwillens auf eine Verneinung des Lebenwollens schlechtweg

hinauslaufen muß. Es ist das nämlich, auch bei Staaten und Völkern, nicht immer der Fall. Es ist möglich, daß ein Land und Volk mit sicheren natürlichen Grenzen, fern vom großen Weltverkehr und durch seine Armut vor dem Neide der Nachbarn geschützt, wie z. B. die Insel Island, ohne den Willen zur Macht im höhern Sinne auskommen und sich, falls es sonst keinen stärkeren Drang in sich verspürt, auf den Willen zum Leben beschränken kann. Etwas ganz anderes ist das jedoch für ein Land und Volk, das fast gar keine natürlichen Grenzen hat und gerade an den bedrohtesten Grenzen von raubgierigen Nachbarn umlagert ist. Ein solches Land und Volk hat nur die Wahl, entweder überhaupt auf eignes Leben zu verzichten, ein willenloses Ausbeutungsobjekt für die mächtigen Nachbarn zu werden, oder sich so stark und mächtig zu machen, daß sich niemand ohne schwere Gefahr an ihm vergreifen kann.

Dieser Fall traf nun aber von jeher gerade für Preußen-Deutschland zu und wird, solange die es umlagernden raubgierigen Bestien sich nicht in ohnmächtige girrende Täubchen verwandelt haben, immer zutreffen. Es ist darum der Gipfel der Ungerechtigkeit und scheinheiligen Heuchelei, ausgerechnet gerade von Preußen-Deutschland zu verlangen, daß es auf seinen „Militarismus", seine straffe monarchische Staatsform und alles, was es sonst noch groß und mächtig gemacht hat, zugunsten seiner beutegierigen Nachbarn und anderer an seiner Schwäche interessierten Mächte, zu denen auch die verschiedenen Internationalen gehören, freiwillig verzichten soll. Ein solches Verlangen ist so über alle Begriffe naiv, oder so gemein, schamlos, niederträchtig, daß die ganze Welt darüber von Entrüstung widerhallen müßte, wenn sie auch nur über ein bescheidenes Maß von Gerechtigkeits- und Billigkeitsgefühl verfügte.

Nun ist es ja freilich vom Gemütsstandpunkte aus nicht schön, vom Nützlichkeitsstandpunkte aber immerhin begreiflich, wenn das feindliche Ausland ein solches Verlangen stellt. Hat es doch ein Interesse, wenn auch nicht gerade ein Lebensinteresse daran, daß Preußen-Deutschland in jeder Beziehung möglichst schwach und ohnmächtig ist. Aber geradezu ein Skandal ist es, ein Hohngelächter der Hölle muß es erregen, wenn innerhalb! der preußisch-deutschen Grenzen gewisse sich auch „Deutsche" oder gar „Preußen" nennende Personen und Parteien offen oder versteckt für dieselben vorher genannten Verzichte eintreten. Das kann nur auf feige Lebensmüdigkeit, oder auf einen geradezu katastrophalen Mangel an politischem Instinkt zurückgeführt werden, soweit dafür nicht Gründe maßgebend sind, die näher zu kennzeichnen wir uns leider versagen müssen.

Fragt man sich nun aber, wie ein solcher — man hat dafür kein anderes Wort — skandalöser Zustand hat Platz greifen können, so kann die Antwort darauf der Wahrheit gemäß nicht anders lauten, als daß es die ganze Art der Leitung der preußisch-deutschen Politik selbst gewesen

ist, die im Innern wie nach außen hin mit naturgesetzlicher Notwendigkeit eine solche Lage herbeiführen mußte.

Es ist nämlich ein für alle Bereiche der lebenden und toten Natur ausnahmslos gültiges Gesetz, also ein Naturgesetz in des Wortes vollster Bedeutung, daß überall da, wo ein früher vorhandener Druck aufhört oder auch nur nachläßt, sofort ein Gegendruck sich bemerkbar macht, der in der toten Natur die mechanischen Kraftverhältnisse, in der lebenden die Machtverhältnisse entsprechend verschiebt. Die Natur duldet eben, wie die Alten in ihrer unzulänglichen Kenntnis meinten, keinen leeren Raum und nannten das „horror vacui".

Dieses Gesetz gilt sogar für die Wirkungskreise der sittlichen Mächte. Wo der Wille zum Guten aufhört oder auch nur sein Druck in der ihm eigentümlichen Richtung sich vermindert, drängt sofort der Wille zum Bösen nach. In die bildkräftige und gefühlsstarke Sprache des Volkes übersetzt, lautet das etwa: „Wo Gott verzichtet, da breitet der Teufel sein Reich aus."

Vor allem aber gilt dieses Gesetz für das politische Leben, im Innern sowohl wie nach außen hin, und über dieses Grundgesetz, dieses Axiom der Staatskunst hat sich die Leitung der preußisch-deutschen Politik schon lange vor dem Kriege und ganz besonders unter Bethmann Hollweg hinweggesetzt. Ob sie es überhaupt nicht gekannt, oder es absichtlich verkannt hat, dürfte schwer zu entscheiden sein, denn man hat Bethmann Hollweg sonst immer für wissenschaftlich gut unterrichtet gehalten.

Dieses Nichterkennen oder absichtliche Verkennen mußte sich aber aus den vorher erläuterten Gründen gerade für Preußen-Deutschland ganz besonders verhängnisvoll erweisen, denn dieses Land und Volk kann auf den Willen zur Macht noch weniger als irgendein anderes verzichten. Der Druck der ihm und seinem ganzen Wesen feindlichen Mächte ist hier von außerhalb wie innerhalb seiner Grenzen stärker als irgendwo anders, und die Leiter der preußisch-deutschen Politik fühlten wohl auch stets, namentlich in der Zeit vor dem Kriege, diesen Druck mehr als ihre glücklicheren Kollegen in anderen Ländern; aber Bethmann Hollweg war anscheinend des naiven Glaubens, man könnte diesen Druck dadurch los werden, daß man ihm — nachgäbe. Selbstverständlich trat genau das Gegenteil des Erwarteten ein: der Druck der von außen wie von innen gegen die preußisch-deutschen Lebensinteressen drängenden Mächte, die vielleicht alle ihren spiritus rector bewußt oder unbewußt in London hatten, wurde stärker und stärker. Er wäre nur dann ausgeblieben, wenn Preußen-Deutschland auf den Willen zur Macht nicht nur, sondern auf den Willen zu eigenem politischen Leben überhaupt verzichtet, sich also bedingungslos unterworfen hätte. Und selbst das hätte vielleicht nicht einmal genügt. Auch wenn die Leitung der preußisch-deutschen Politik bereit gewesen wäre, auf die besondere, durch geographische Lage und geschichtliche Entwicklung

gebotene Eigenart des preußischen und deutschen Staates völlig zu verzichten, also den „Militarismus", die Monarchie usw. restlos zu beseitigen, dann hätte vielleicht höchstens der Druck von innen, aber nicht der von außen aufgehört. Zu der politischen Ohnmacht hätte man dann auch noch die wirtschaftliche verlangt. Unsere auf der geistig-sittlichen Überlegenheit beruhende wirtschaftliche Machtentwicklung war es ja ganz besonders, die den britischen und amerikanischen Machthabern als Wettbewerber unbequem war. Sie hat ja zu der Einkreisung Deutschlands und schließlich zu dem jetzigen Kriege geführt. Hätte man nun dem Drucke von innen auch auf militärischem Gebiete, der letzten „pièce de résistance" in dem allgemeinen inner- und außerpolitischen Rückzuge, nachgegeben, dann hätte Preußen-Deutschland den Verzicht auf den Willen zur Macht mit dem politischen und wirtschaftlichen Leben bezahlen müssen.

Es ist also wirklich und wahrhaftig so, wie eingangs behauptet wurde: Der Wille zur Macht deckt sich in Preußen-Deutschland mit dem Willen zum Leben schlechtweg.

Das haben auch die Begründer der Macht Preußens, aus der später das Deutsche Reich erwuchs, von allem Anfange an eingesehen, und danach haben sie ihre äußere wie innere Politik geführt. Den Grundstein legte bekanntlich der Große Kurfürst. Er fand bei seinem Regierungsantritt in seinem Lande und in Deutschland überhaupt, zum mindesten in Norddeutschland, einen geradezu trostlosen Zustand vor. Der dreißigjährige Krieg hatte durch die eifrigen Bemühungen der an diesem Kriege beteiligten fremden Mächte auf politischem wie wirtschaftlichem Gebiete den Zustand völliger Ohnmacht geschaffen. Sehr drastisch wurde das durch den Ausspruch jenes französischen Staatsmannes beleuchtet, der da sagte: „Deutschland ist nur ein geographischer Begriff. Es gibt gar kein deutsches Reich. Der Kurfürst will erst eins gründen."

In der Tat: der große Kurfürst, von dem bekanntlich auch das (jetzt wieder recht beherzigenswerte) Wort herrührt: „Gedenke, daß Du ein Deutscher bist", war der unbewußte Grundsteinleger des jetzigen Deutschen Reiches unter preußischer Führung. Von seinen Nachfolgern hat bis zu Friedrich dem Großen jeder an seinem Teile getreulich dazu beigetragen, daß der begonnene Bau glücklich fortgesetzt wurde. Von da ab aber flaute der Wille zur Macht in Preußen mehr oder weniger bewußt ab und erhob sich erst unter Wilhelm I. wieder zur alten Höhe. Unter ihm kam denn auch durch Moltkes geniale Kriegskunst und Bismarcks geniale Staatskunst der Bau des Deutschen Reiches zur Vollendung und Krönung oder doch jedenfalls unter Dach. Es mußte nun für den innern Ausbau ein Zustand verhältnismäßiger Ruhe eintreten. Der Wille zur Macht durfte sich vorläufig nur im Innern, aber nicht nach außen hin betätigen. Es war darum klug von Bismarck, daß er sich nach außen hin vorsichtig zurückhielt, ja Deutschland scheinbar für „saturiert" erklärte, um die Eifer-

sucht der noch allzu übermächtigen Nachbarn einzuschläfern oder wenigstens nicht aufzureizen, ehe der innere Ausbau vollendet war. Dieser schritt denn auch unter Bismarcks umsichtiger Leitung der Außenpolitik und einer im ganzen gesunden, wenn auch infolge der starken Widerstände der innern Reichsfeinde nicht immer glücklichen Innenpolitik rüstig fort. Andererseits ermöglichte die starke Volksvermehrung und der wachsende wirtschaftliche Reichtum eine fortschreitende Verstärkung der Rüstung zu Lande wie zur See. Die letztere Verstärkung ist bekanntlich ein besonderes Verdienst des jetzigen Trägers der Kaiserkrone, der in dieser Beziehung seinen großen Ahnen glücklich nacheiferte.

Wäre der Wille zur Macht auf den übrigen Gebieten, namentlich dem diplomatischen, ebenso rege gewesen, dann hätte zwar der jetzige Weltkrieg auch nicht vermieden werden können, denn um das zu ermöglichen, hätte sich das deutsche Volk eine Zwangsjacke zur Verhinderung des Wachstums anlegen müssen; aber der Ausbruch des Krieges hätte uns politisch, wirtschaftlich, ja sogar militärisch ganz anders vorbereitet gefunden. Immerhin blieb das Militärische auch nach Bismarck noch unsere stärkste Seite, und so konnte trotz alledem und alledem der beabsichtigte Todesstreich noch mit Gottes und Hindenburgs Hilfe kräftig abgewehrt werden. Ja, wenn in Preußen-Deutschland der Wille zur Macht auch politisch endlich wieder erwacht, kann der Sieg über alle unsere Feinde, auch die innern, uns nicht mehr streitig gemacht werden.

Aber — das eigentliche Kreuz unseres staatlichen und volklichen Lebens war nach Bismarck und blieb bis auf den heutigen Tag die große Politik, die äußere sowohl wie die innere. Darüber kann schon jetzt nicht mehr der geringste Zweifel bestehen, und die Nachwelt wird darüber vielleicht noch schärfer als die Mitwelt urteilen.

Es ist viel darüber gestritten worden, ob starke, den Willen zur Macht auch nach außen hin frei und offen bekundende Worte etwas oder gar das meiste dazu beigetragen haben, um England zum politischen und später militärischen Angriffe aufzureizen.

Meiner Ansicht nach ist dieser Streit müßig. Die britischen Staatsmänner und der politisch denkende Teil des britischen Volkes halten sich nur an Tatsachen, nicht an Worte. Hätte nicht die Wirtschaftsstatistik, namentlich die des deutschen Außenhandels, von Jahr zu Jahr eine für England immer bedrohlichere Sprache gesprochen, und wäre die deutsche Seemacht in dem für England bedeutungslosen Zustande verblieben, den die Engländer höhnisch als „Willi's Spielzeug" belächelten, dann hätten alle noch so starken Machtworte, gleichviel von welcher Stelle sie ausgingen, nicht die geringste politische Wirkung in England ausgeübt. Auch hätte England genau dieselben Maßregeln ergriffen, wenn starke Worte ganz ausgeblieben, oder gar solche von gegenteiliger Art gefallen wären. Im letzteren Falle wären die Briten vielleicht erst recht aufmerksam geworden,

denn für sie sind die öffentlichen Worte meist nur dazu da, um die Gedanken zu verbergen und die wirklichen Zustände zu verschleiern. Mit Worten allein kann man auf die englische Politik keine Wirkung ausüben, wohl aber leider auf die deutsche, und das wissen die englischen Staatsmänner nur zu gut. Ihre öffentlichen Reden, die sie immer nur für Nichtpolitiker — im Inland sowohl wie im Auslande — halten, beweisen das. Den Willen zur Macht erst zu erwecken, hat in England niemand nötig. Der gilt dort für jeden Briten als selbstverständlich und wird dort überdies seit Jahrhunderten von allen Kanzeln gepredigt, allen Lehrstühlen gelehrt. Ganz anders ist das aber in Deutschland. Hier geschieht von seiten gewisser Personen und Parteien, die bewußt oder unbewußt im Dienste des Auslandes stehen, alles nur mögliche, um den — hier doch mehr als irgendwo nötigen — Willen zur Macht abzuspannen. Ihn hier zu erwecken, ja aufzupeitschen, ist eiserne Notwendigkeit.

Darum sind kraftvolle, markige, den Willen zur Macht offen bekundende Worte von autoritativer Stelle aus bei uns in Deutschland keineswegs überflüssig oder gar schädlich. Sie regen die Phantasie an, reißen den Philistern die Schlafmütze ab und lenken ihren Sinn endlich einmal wieder auf den Willen zur Macht, der so vielen Deutschen jetzt ganz abhanden gekommen zu sein scheint, und vor dem sich eine gewisse Sorte von „Auchdeutschen" heuchlerischerweise dreimal bekreuzigen. Hätte schon vor 27 Jahren die unter Bethmann Hollweg bis zur Selbstentäußerung gediehene Leisetreterei und Duckmäuserei in allen machtpolitischen Fragen angefangen, dann wäre der Wille zur Macht bei uns noch mehr eingeschüchtert worden, und wir befänden uns jetzt wieder glücklich auf der Station kurz vor Jena oder Olmütz, oder wären schon, nach verlorenem Kriege, darüber hinaus in den Zustand völliger Ohnmacht, wie nach dem dreißigjährigen Kriege, hinabgeglitten.

Es bleibt also dabei: der Wille zur Macht ist für uns Deutsche nicht, wie bei den meisten anderen Völkern, Übermut, Luxus, sondern schlechtweg Lebensbedingung. Wir können ohne ihn gar nicht auskommen, selbst wenn wir es möchten. Es ist auch eitel Heuchelei und Hinterlist, wenn äußere und innere Feinde uns den Willen zur Macht austreiben, uns zum Verzicht auf ihn überreden möchten. Bei jedem anderen Volke würde ein solcher Versuch allgemeines Gelächter auslösen; nur uns übergerechten, übergewissenhaften, ideologischen Deutschen kann man mit solcher Dummheit überhaupt kommen.

Dabei gibt es kein Land und Volk, wo die Macht besser aufgehoben, mehr vor Mißbrauch geschützt und ihr rechter Gebrauch gesicherter wäre, als in Deutschland. Vielleicht bestimmte deshalb die Vorsehung gerade Deutschland dazu, die größte jemals verfügbar gewesene Macht notgedrungen anzusammeln, denn nur hier könnte eine solche Macht dem Wohle der ganzen Menschheit dienstbar gemacht werden.

Wir Deutschen werden auch niemals eine Weltherrschaft erstreben, es sei denn, daß die Welt selbst uns dazu zwingt, weil sie uns das eigene Leben nicht gönnt. Wenn also jemals ein Wille zur Macht sittlich war, dann war es der unserige, und er wird es stets sein, solange wir Deutschen im besten Sinne des Wortes Deutsche bleiben.

Diese heldische Weltanschauung, die den Willen zur Macht adelt, zur sittlichen Pflicht läutert, war den besten Preußen und besten Deutschen von jeher eigen. Sie hätte schon längst von allen deutschen Kanzeln gepredigt, von allen deutschen Lehrstühlen gelehrt werden müssen. Wäre das geschehen, dann wäre diese Weltanschauung auch in alle deutschen Bücher und sonstigen Publikationsorgane, in alle deutschen Herzen und Köpfe übergegangen, und wir hätten nicht im schwersten, aber wunderbarerweise siegreichen Kampfe um Sein oder Nichtsein die Schmach erlebt, daß mitten in Deutschland deutsch geschriebene Zeitungen für den Verzicht auf Sieg und Siegesfrüchte eintreten. In England, Frankreich, Rußland wird der Wille zur Macht schon seit Jahrhunderten, in Nordamerika seit Jahrzehnten jedem Staatsbürger in die Seele eingehämmert, nur daß es sich hier um keinen sittlichen, sondern, wie es durch diesen Krieg vor aller Welt offenbar geworden ist, um einen unsittlichen Willen zur Macht handelt. Bei uns dagegen geschieht, wie schon angedeutet, von gewissen Personen, Gruppen, Parteien alles, um den Willen zur Macht abzuspannen, abzutöten. Da das nur zu Nutz und Frommen des Auslandes und gewisser internationaler Mächte dienen kann, so können für eine solche Propaganda als eigentliche Urheber, nicht als Verführte bezw. Genasführte nur Ausländer oder Internationale in Betracht kommen. Wie gefährlich aber eine solche Propaganda selbst richtigen Deutschen werden kann, zeigt u. a. das Beispiel des Abgeordneten Virchow, der noch kurz vor 1870—71 Preußen „den Großmachtskitzel" austreiben wollte.

Solche schmählichen Versuche konnten freilich, solange Bismarck lebte und an der Macht blieb, keine großen Erfolge zeitigen. Anders wurde das jedoch, nachdem es den äußern und innern Feinden des preußisch-deutschen Wesens gelungen war, diesen großen Staatsmann der heldischen[1]) Klasse zum Rücktritt zu nötigen. Es waren, wie man jetzt klar überschauen kann, keine guten Berater, die damals dem jungen, unerfahrenen Kaiser diesen Schritt nahe legten. Noch weniger kann man diejenigen als gute Ratgeber bezeichnen, die den starken Willen zur Macht, von dem zu Anfang seiner Regierung alle Worte und Taten des jungen Monarchen sowohl den äußern wie den innern Feinden gegenüber zeugten, abzuspannen suchten, anstatt ihn zum Heil und Segen des Vaterlandes nutzbar zu machen. Es muß für den jungen, tatkräftigen Herrscher ein bitteres Gefühl gewesen sein, überall, auch da, wo er den richtigen Instinkt

[1]) Vergl. „Heldische und händlerische Staatskunst" Mai- und Juniheft 1916.

in sich fühlte, aus angeblichem Staatsinteresse unter Anrufung des traditionellen Pflichtgefühls der Hohenzollern zum Verzichte gedrängt zu werden. Wie und wo er auch einen Anlauf in der Richtung des Willens zur Macht unternahm, ob auf innen-, ob auf außenpolitischem Gebiete: stets stellten sich starke Widerstände wie eine Barriere vor ihn hin und drängten ihn mit den bereits angedeuteten falschen Gründen zum Rückzuge. Die Sache ist so auffallend, daß man den Gedanken nicht loswerden kann, es müßten dabei ausländische, namentlich britische Einflüsse — den Beratern natürlich selbst ganz unbewußt — durch gewisse Mittelspersonen mitgewirkt haben. Insbesondere, wenn man sich der Rolle erinnert, welche in allen Ländern die Demokratie und die ihr dienenden Publikationsorgane für die britische Außenpolitik und die ihr eigentümliche Einmischung in fremde Angelegenheiten während der letzten Jahrzehnte gespielt haben und jetzt, im Kriege, mehr als jemals spielen, dann begreift man erst so recht, warum auch bei uns in Deutschland die Demokratie, die bürgerliche vielleicht noch mehr als die proletarische, in allen machtpolitischen Fragen stets auf der Seite des Auslandes, namentlich Englands und der westlichen Länder überhaupt gestanden hat. Dabei handelt es sich aller Wahrscheinlichkeit nach nicht gerade um bewußten Landesverrat, sondern um Nasführung von der Art, wie sie im vorigen Hefte unter der Überschrift: „Wodurch Völker geführt und genasführt werden" gekennzeichnet worden ist. Nur bei einzelnen ganz ausgesprochen ausländisch oder international Gesinnten kann man vielleicht böse Absicht annehmen.

Zu dieser Art von Nasführung gehört auch die vor dem Kriege so oft gehörte Phrase von der Bluts- und Kulturverwandtschaft zwischen dem britischen und dem deutschen Volke. Wie es damit in Wirklichkeit steht, ist ja durch diesen Krieg für jeden, der die Augen nicht absichtlich dagegen verschließt, offenbar geworden. Mag auch eine gewisse leibliche Verwandtschaft zwischen den beiden Völkern noch bestehen, jedenfalls hat das, was die englische Außenpolitik schon seit Jahrhunderten beherrscht, mit germanischem oder gar deutschem Empfinden, Denken und Wollen nicht das Mindeste mehr zu tun, ist diesem so entgegengesetzt, wie nur irgend zwei Weltanschauungen und Lebensauffassungen sein können. Den unpolitischen Sinn der Deutschen freilich, der dabei immer an die alten, längst vergangenen Zeiten der Angeln und Sachsen denkt, kann man damit nur zu leicht täuschen, wie das ja an dem zusammengebrochenen Kartenhaus der Bethmannschen „Verständigungspolitik" offenbar geworden ist.

Hinsichtlich dieses Irrtums liegt die Sache jetzt wohl ziemlich einfach. Nicht so einfach ist es mit den drei Internationalen, die ja ebenfalls, wenn auch aus sehr verschiedenen Gründen, den preußisch-deutschen Lebensinteressen und der dazu gehörigen Machtpolitik in erbittertster Feindschaft gegenüberstehen. Jede von ihnen hat ihr besonderes letztes Ziel, das denen der übrigen vielfach direkt entgegengesetzt ist. Trotz alledem möchte aber

jede von ihnen die eine oder beide von den andern für ihre Zwecke ausnutzen, sie also nasführen. Alle drei treiben eben Gauner- und Gaunlerpolitik. Einig sind sie nur in dem Bestreben, den preußisch-deutschen „Militarismus" und die preußisch-deutsche Monarchie zu schwächen oder womöglich ganz zu vernichten, weil sie darin die einzige Macht sehen, die, wenn sie will, ihnen allen nicht nur gewachsen, sondern sogar überlegen ist. Jede von den dreien hofft bei dieser Gegnerschaft, wie gesagt, die anderen beiden zu überlisten, für ihre eigenen Zwecke einzuspannen. Die meiste Aussicht zur Verwirklichung dieser Absichten, also zur tatsächlichen Nasführung der beiden anderen, hat dabei diejenige, welche die skrupellosesten Mittel anzuwenden vermag, und das ist, ihrer ganzen Art nach, die sogenannte „goldene" Internationale. Nachstehende kurze Sonderbetrachtung der drei zwischenvölkischen Mächte und ihrer Ziele wird das mit genügender Deutlichkeit zeigen.

Die goldene Internationale ist bekanntlich der plutokratische Klassenimperialismus einer bestimmten Schicht des Bürgertums aller zivilisierten Völker, insbesondere aber des über die ganze zivilisierte Welt verteilten jüdischen Volkes. Man hat darum diese Strömung neuerdings nicht unzutreffend die „alljüdische" genannt, wenn auch wohl nicht alle Juden ihr angeschlossen sind. Sie möchte die ganze Welt zu einem einzigen mammonistischen Ausbeutungsobjekt — wie ich im vorigen Hefte sagte: zu „einer Herde in einer Hürde" machen. Alles, was diesem Ziele wirksam entgegenzutreten vermag, wie starke Nationalstaaten und vor allem starke nationale Monarchien oder gar starke Militärmonarchien, sind ihr darum ein Greuel, ein Gegenstand tiefsten, erbittertsten Hasses. Die Hauptzentralen dieses internationalen Weltimperialismus sind zurzeit London und Newyork, aber auch Paris, Wien, Frankfurt a. M. und Berlin haben daneben eine nicht geringe Bedeutung. Von London und Paris aus hat dieser Imperialismus den jetzigen Weltkrieg vorbereitet, angestiftet und in jeder Hinsicht zu der ungeheuerlichen Ausbreitung und Erbitterung gebracht, die er nach und nach angenommen hat. Er bezw. der hinter ihm stehende Gauner- und Gaunlerklüngel war der eigentliche Urheber dieses größten und furchtbarsten aller Kriege. Der Handelsneid des britischen, die Revanchehysterie des französischen Volkes, die Länderraubgier der russischen, tschechischen und sonstigen Panslawisten waren dabei lediglich geschickt benutzte Mittel zum Zweck. Daß für diesen Zweck, wie schon angedeutet, auch noch die „schwarze" und „rote" Internationale sowie eine bestimmte Sorte von „Freimaurern" bewußt oder unbewußt eingespannt wurden, darf nach der ganzen skrupellosen Art, in der alle diese Imperialismen, insbesondere der in Rede stehende, ihre Machtpolitik betreiben, nicht wundernehmen.

Die sogenannte „schwarze" Internationale ist der Klassenimperialismus einer bestimmten Sorte des katholischen Priestertums aller, namentlich aber

der romanischen Länder und Völker. Da Rom noch immer seine Hauptstadt ist, so kann man diesen Weltimperialismus als den letzten sozusagen vergeistigten Rest des früheren altrömischen Imperialismus ansehen. Sein niemals aufgegebenes, wenn auch zeitweilig zurückgestelltes Ziel ist: die ganze Welt zu katholisieren, sie unter ein einziges cäsaro-papistisches Oberhaupt zu bringen, dem alle anderen Oberhäupter der Staaten und Völker, gleichviel wie ihre politische Verfassung sonst ist, zu unbedingtem Gehorsam verpflichtet sein sollen. Seine Machtmittel sind keineswegs nur geistiger oder geistlicher Art, nicht nur Kanzel, Beichtstuhl und Presse, auch materielle, namentlich finanzielle Mittel, die in riesigem Umfange zu seiner Verfügung stehen, dienen seinen nicht immer durchsichtigen Zwecken. Durch diese gewaltige Kapitalmacht hat er mit dem plutokratischen Weltimperialismus der „goldenen" Internationale mannigfache Berührungspunkte, die das gelegentliche Zusammenarbeiten beider sehr erleichtern. Die „schwarze" Internationale unterscheidet sich aber dadurch von der „goldenen", daß sie gegen Monarchien an sich nichts hat, ja sie sogar, falls die Monarchen sich ihr unbedingt unterwerfen, den Republiken vorzieht. Auch können ihre Machtmittel nicht so skrupellos sein wie die der goldenen. Sie müßten ja sonst mit der eigentlichen Grundlage ihrer Macht, der Religion, allzu sehr in Konflikt kommen. Das beengt die schwarze Internationale mehr als die „goldene", die hinsichtlich ihrer Mittel ganz frei von Sentimentalität sein kann. Immerhin ist es bezeichnend, daß in bezug auf die „schwarze" das Wort aufkommen konnte: „Der Zweck heiligt die Mittel". Es scheint also auch hier eine von Sentimentalität völlig freie Richtung zu geben. Was nämlich für die goldene Internationale eine gewisse Sorte von Freimaurerei ist, das ist für die schwarze der Jesuitenorden. Von der schwarzen Internationale wohl zu unterscheiden ist aber der Teil des katholischen Priestertums, der in den verschiedenen Ländern treu zu seinem Staate und Volke hält. Man behauptet auch von einem Teile des Judentums, daß er zur goldenen Internationale in einem ähnlichen Verhältnisse steht, wie jener Teil des Priestertums zur schwarzen. Es kann sein, daß es so ist. Man muß aber in dieser Beziehung vorsichtig sein, denn es kann sich dabei auch um eine Maske handeln.

Was nun die „rote" Internationale anbelangt, so hat sie, trotz aller geschwollenen Phrasen, überhaupt kein positives Ziel, sondern nur ein negatives, nämlich die Bekämpfung alles dessen, was mächtig und darum, nach ihrer vorgefaßten Ansicht, zur Unterdrückung der Machtlosen, namentlich der Proletarier geneigt ist. Als solches gilt ihr hauptsächlich die Kapitalmacht, und darum hat sie den „Antikapitalismus" ganz besonders auf ihr Programm geschrieben. Das hat sie jedoch nicht gehindert, mit dem Kapitalismus schlimmster Sorte, der goldenen Internationale, ein Bündnis einzugehen. Da das Nationalgefühl ein Volk einig und darum mächtig macht und überdies dem Internationalismus entgegensteht, so

bekämpft sie es, soweit sie sich treu bleibt, was selten der Fall ist, überall, wenn auch nicht überall mit gleichem Erfolge. Bei uns in Deutschland sind die Erfolge in dieser Beziehung leider am größten. Das Sozialgefühl, das eine bestimmte Sorte der roten Internationale, die Sozialdemokratie — es gibt daneben aber auch noch Anarchisten — ausdrücklich auf ihr Banner geschrieben hat, erkennt sie nur innerhalb der Proletarier als berechtigt an. Gegenüber den übrigen Klassen predigt sie den Klassenkampf, denn die soziale Einigkeit würde ja ein Volk stark und mächtig machen.

Da die preußisch-deutsche Monarchie auch dem gehört, was mächtig ist, so läßt sich die rote Internationale von der „goldenen" und „schwarzen" zur Bekämpfung dieser Einrichtung nur zu leicht mißbrauchen. Sie selbst glaubt natürlich diese beiden damit zu nasführen. Da es nichts in der Welt gibt, was besser als die preußisch-deutsche Monarchie imstande und auch willens ist, die Armen gegen die Reichen, die Schwachen gegen die Starken, die Redlichen gegen die Hinterlistigen, die ordentlich leben wollenden Menschen gegen die Verbrecher in Schutz zu nehmen, so ist der Kampf gegen sie ganz besonders töricht. Die verschiedenen christlichen Kirchen erstreben diesen Schutz, soweit sie ehrlich sind, ja auch, aber ihre rein geistigen Machtmittel reichen dazu nicht aus. Falls sie sich nicht auf einen starken, allen feindlichen Mächten, namentlich der „goldenen" Internationale, überlegenen Staat stützen können, sind sie in dieser Hinsicht ohnmächtig. Ein solcher Staat kann aber wiederum nur eine Militärmonarchie von der Art der preußisch-deutschen sein. Nur sie ist in jeder Beziehung, militärisch, wirtschaftlich, geistig-sittlich, mächtig genug, um allen Klassenimperialismen gleichviel welcher Gattung, die Spitze bieten und alle Glieder des ihr anvertrauten sozialen und wirtschaftlichen Organismus, alle Stände und Berufe gleichmäßig gegeneinander wie nach außen hin schützen zu können. „Jedem das Seine" kann eben ausgerechnet nur ein Staat, wie es die preußisch-deutsche Militärmonarchie ist, auf seine Fahne schreiben, ohne daß es, wie sonst überall, eine bloße Phrase ist.

Selbstverständlich wird ein solches Staatswesen gerade deshalb von den unsittlichen Mächten, namentlich von den drei Internationalen, am niederträchtigsten verkannt und verleumdet, denn: „Es liebt die Welt das Strahlende zu schwärzen und das Erhab'ne in den Staub zu ziehn". Aber wenn es in dieser Welt irgend etwas gibt, worauf alle von unsittlichen Mächten Bedrängten, alle Mühseligen und Beladenen ihre Hoffnung setzen können, ohne daß sie dadurch zu Narren werden müssen, dann ist es die preußisch-deutsche Monarchie in der idealen Gestalt, die ihr von den besten und größten ihrer Monarchen gegeben worden ist. Gewiß ist auch an ihr noch manches unvollendet und darum verbesserungsfähig; aber auf dem Wege, auf dem die drei zweckverbündeten Internationalen dies heuchlerischerweise zu erstreben vorgeben, nämlich dem der sogenannten „Neuorientierung", d. h. weitgehender Demokratisierung und Parlamentarisierung,

ist nicht nur keine Verbesserung, sondern lediglich Verschlechterung und zuletzt völlige Vernichtung dieser in der Welt einzig dastehenden Einrichtung zu erwarten. Das ist offenbar auch der eigentliche Zweck, den man damit trotz aller heuchlerischen Phrasen im Auge hat. Es ist der Gipfel der politischen Naivetät, wenn jemand etwas anderes dahinter sucht.

Würde nun dieses verruchte Ziel erreicht, dann könnte nur schlimmste materielle und geistige Verknechtung aller Völker seitens der goldenen Internationale, oder völliges Chaos, hoffnungslose Anarchie die Folge sein. Erhält sich aber die preußisch-deutsche Monarchie, wie bisher, auch über diesen gegen eine Welt von Feinden siegreich geführten Krieg hinaus, dann wird die Zeit kommen, wo die von den drei Internationalen genasführten, in hoffnungslose Anarchie und Verzweifelung gesunkenen Völker Europas den deutschen Kaiser auf den Knien anflehen werden, sie entweder in seine Schutzherrschaft aufzunehmen, oder etwas Ähnliches, wie die preußisch-deutsche Monarchie, auch bei ihnen einrichten zu lassen.

Wenn überhaupt eine von den drei großen Internationalen die Aussicht hat, zuerst die beiden anderen und dann die wehrlos gemachten Völker zu nasführen, dann ist es die goldene, denn die beiden anderen müßten sonst an Skrupellosigkeit mit dieser wetteifern und sich dadurch selbst zugrunde richten. Die Basis ihrer Macht verträgt ja die Skrupellosigkeit nur bis zu einem gewissen Grade. Wenn sie ganz in das Gegenteil ihres ursprünglichen Wesens überschnappen, dann ist es mit ihnen zu Ende. Auch der dümmste, elendeste Hund nimmt dann kein Stück Brot mehr von ihnen. Folgerichtig wäre es darum von der schwarzen und roten Internationale, wenn sie sich auflösten und ihre Machtmittel den Nationalstaaten, ob das nun Monarchien oder Republiken sind, zur Verfügung stellten. Tun sie das nicht, oder helfen sie gar (in der „societas leonina“ mit der goldenen Internationale) die Nationalstaaten, namentlich den mächtigsten von ihnen allen, niederzuringen, dann werden sie von der goldenen Internationale, oder von der Anarchie zuletzt doch verschlungen und haben außerdem noch das Odium auf sich geladen, die einzige, jener furchtbaren Macht[1]) nicht nur gewachsene, sondern sogar überlegene Macht vernichtet zu haben.

Am schwersten dürfte es sein, die Anhänger der roten Internationale von der Richtigkeit dieser Logik zu überzeugen. Diese verbohrtesten, vom Drehwurm des Hasses und Neides im Kreise herumgeführten Schafe der großen internationalen Hürde betrachten nur zu leicht jeden als ihren Erretter, der ihren blinden Haß nährt, ihren kleinlichen Neid schürt, und das werden immer die geheimen Helfershelfer der goldenen Internationale sein. Das Einzige, was in solchen Fällen, wenn alles andere fehlgeschlagen, noch immer Aussicht auf Erfolg hat, ist die Gewalt, der Wille zur Macht in der äußersten Zuspitzung, die sich freilich mehr gegen die Verführer als

[1]) Vergl. voriges Heft S. 531.

die Verführten richten muß. Man tut den armen Genasführten selbst damit den größten Gefallen, auch wenn sie es anfangs für das Gegenteil ansehen werden. Man kann alle diejenigen, die in solchen Fällen zur Duldsamkeit oder gar Nachgiebigkeit raten, falls sie nicht sehr dumm sind, ruhig für Parteigänger einer der beiden übrigen Internationalen, gewöhnlich der goldenen ansehen, auch wenn sie sich als „national" aufspielen sollten.

Eine solche hinterlistige Politik der Lähmung der Staatsgewalt durch heuchlerische Moralphrasen und andere auf das Prinzip des „Divide et impera" hinauslaufende Mittel, wie sie den drei Internationalen eigentümlich sind, ist ja auch nur zu verständlich da, wo man nicht oder nicht unbedingt über die Staatsgewalt und die dazu gehörige „ultima ratio regum" verfügt. Eine solche Staatsgewalt kann aber wiederum keine der drei Internationalen erstreben, ohne zugleich ihre internationalen Interessen zu gefährden. Sie muß sich dann nämlich für irgendeine der verschiedenen Nationen entscheiden und deren Interessen im Notfalle auch gegen die ihrigen und die der übrigen Staaten wahren. Jede Staatsgewalt ist ja in irgendeiner Weise entweder national (durch gemeinsame Abstammung, Sprache, Kultur der Staatsbürger) oder territorial (durch gemeinsame natürliche Grenzen und gemeinsame wirtschaftliche Interessen der Völker) bedingt und dadurch natürlich auch beschränkt. Selbst im Falle des Territorialstaates muß aber irgendein Volk das führende Staatsvolk sein oder werden, wenn eine staatliche Einheit überhaupt möglich sein soll. Die staatliche (nicht die wirtschaftliche) Gleichberechtigung aller zu einem Territorialstaate vereinigten Völker ist ein unlösbares Problem, eine Utopie. Noch unlösbarer ist natürlich das Problem, alle Völker der Erde, die ja nicht nur durch Rasse, Sprache, kulturelle Eigentümlichkeiten, sondern auch durch Landesgrenzen und wirtschaftliche Interessen voneinander getrennt sind, zu einem einzigen staatlichen Ganzen vereinigen. Es ist das nicht nur vom Standpunkte der praktischen Durchführungsmöglichkeit, sondern auch in sittlicher und rechtlicher Hinsicht verwerflich. Gewiß ist das Wort wahr: „Was Gott zusammengefügt hat, das soll der Mensch nicht scheiden." Aber ebenso wahr ist: „Was Gott getrennt hat, das soll der Mensch nicht zusammenfügen."

Darum eben kann kein Internationalismus, weder der universelle noch der innerhalb eines Territorialstaates, das gute natürliche Recht und die gute, natürliche Sitte vertreten. Jeder Internationalismus ist zur Unehrlichkeit oder mindestens zur Halbheit in rechtlicher oder sittlicher Hinsicht geradezu gezwungen. Er muß auf Täuschung, Nasführung der Völker und ihrer Regierungen ausgehen, wenn er vorwärts kommen oder auch nur auf einer bestimmten Machthöhe sich behaupten will. Es ist schon schwer genug, innerhalb der verschiedenen, aber einander ergänzenden, aufeinander angewiesenen Teile eines organischen Volksganzen (Stände, Berufe usw.) „jedem das Seine" zu sichern, also auch nur hier im idealen Sinne gerecht zu sein. Ganz

unmöglich ist das aber gegenüber Ländern und Völkern, die nicht nur in ihren rassischen, sprachlichen, kulturellen, sondern auch in ihren wirtschaftlichen Lebensbedingungen einander vielfach widerstreben und widerstreben müssen, wenn sie sich im Machtkampfe auch nur behaupten wollen. Hier kann also von einer überstaatlichen, übernationalen Macht Gerechtigkeit nur heuchlerischerweise *versprochen*, aber niemals auch nur annähernd gewährt werden. Ebenso ist es eine hinterlistige, den Interessen bald der einen, bald der anderen der drei Internationalen dienende Heuchelei, die unvermeidlichen und zur Gesunderhaltung der Völker überdies notwendigen Machtkämpfe zwischen den Großstaaten als unsittlich hinzustellen. Unsittlich, ja oft geradezu verbrecherisch ist vielmehr der internationale und intersoziale *Klassen*imperialismus, gleichviel für welche Klasse er hauptsächlich getrieben wird.

Wenn es nun noch irgendeine staatliche Großmacht gibt, die imstande ist, die genasführte und geknechtete Welt von allen diesen unsittlichen, die Völker verhetzenden, zersetzenden und schließlich zugrunde richtenden Klassenimperialismen zu befreien, dann ist es *Preußen-Deutschland*. Die anderen europäischen Großstaaten sind ja bereits sämtlich mehr oder weniger dem einen oder dem anderen der drei internationalen und intersozialen Klassenimperialismen, am meisten dem plutokratischen, zum Ausbeutungsobjekt verfallen. Das hat ja dieser Krieg über jeden Zweifel offenbart. Schon aus diesem Grunde, ganz abgesehen von seinem eigenen Interesse, darf Preußen-Deutschland auf den Willen zur Macht noch weniger verzichten als irgendein anderes Land und Volk der Erde. Gerade darum aber auch wird keinem anderen Lande und Volke der Wille zur Macht von den drei Internationalen und der ihnen dienenden Presse so sehr verdacht, wie ausgerechnet gerade dem preußisch-deutschen.

Es gibt aber auch noch eine Machtpolitik, die unter der Maske des Internationalismus und Pazifismus die Interessen eines ganz bestimmten, überall in der Welt verbreiteten *Volkes* vertritt und dieses schließlich zur Weltherrschaft bringen will. Über diesen Nationalismus unter der Maske des Internationalismus ein andermal.

Neue Städte auf biologischer Grundlage.

Hugo Erdmann.

Motto: Nicht fort sollt ihr euch pflanzen, sondern *hinauf*. (Nietzsche.)

Es handelt sich in diesem Aufsatz nur um eine kurze Skizzierung, um einen Auszug aus einer längeren Arbeit, die später wohl einmal in Buchform erscheinen wird. Aber in Anbetracht der Wichtigkeit der Frage und der vollständigen Unmöglichkeit, dieses Projekt in theoretischer wie praktischer Beziehung allein lösen zu können, ist es notwendig, wenigstens den Grund-

gedanken schon jetzt zu veröffentlichen, um auch anderen die Gelegenheit zu geben, sich mit der Frage eingehender zu beschäftigen. Bei etwaiger Kritik bitte ich, sich vorläufig nur an den allgemeinen Grundgedanken zu halten und sich nicht mit unnützer Kleinkritik zu beschäftigen; so sind z. B. alle Einzelfälle auszuschalten, durch deren eingehende Behandlung man das Problem im ganzen treffen will. Wer sich näher für meinen Plan interessiert, den bitte ich, sich durch die Vermittlung der Schriftleitung mit mir in Verbindung setzen zu wollen, denn jeder gute Rat und jede ernsthafte Kritik kann einem Unternehmen nur förderlich sein, das allen gewidmet ist.

Wenn wir das Gesundheitsproblem möglichst gründlich lösen wollen, so haben wir als die beiden wichtigsten Faktoren zu seiner biologischen Begründung herauszugreifen: die gesunde Erbanlage und die gesunde Umwelt (Milieu). Wo diese beiden Kräfte zusammen wirken, erscheint es ausgeschlossen, daß sich in einem Volke jemals einschneidende Entartungserscheinungen einstellen können. Diese beiden Grundforderungen sind aber heute leider nirgends vorhanden, wenigstens nicht in einer solchen Weise, wie es für eine tiefgründige Besserung unserer sozialhygienischen Verhältnisse notwendig wäre. In jedem Volke lebten bisher die Gesunden und Ungesunden bunt durcheinander, entweder auf dem Lande, wo sie durch das gute Milieu noch am besten erhalten werden, oder in den Städten, in welchen, nach den Forschungen des Anthropologen Ammon, das Menschenmaterial schon in der dritten Geschlechtsfolge Entartungserscheinungen aufweist. Als hauptsächlichste Gefahr für die Gesundheit hat sich nun — wie ziemlich allgemein bekannt sein dürfte — die großstädtische Umwelt ergeben, d. h. alle Städte, die über hunderttausend Einwohner haben (natürlich handelt es sich ja nicht um eine genaue Grenze), bewirken allmählich eine Verschlechterung der Konstitutionen. Darum trat als notwendige Reaktionserscheinung die Gartenstadtbewegung auf, die mit Recht betonte, daß alle Erziehung, Aufklärung, Gesetzesvorschläge, ja selbst vorbildliches Leben nicht ausreichen, die schlechten Milieuwirkungen zu bekämpfen; lediglich das Milieu als Miterzieher wurde als Grundlage der Erneuerung erkannt. Aber diese Gartenstadtbewegung, die ja vor allen Dingen durch die Wohnungsnot entstand, ist meines Erachtens auf dem halben Wege stehen geblieben; sie ist erst der Beginn einer Lösung, ein wertvoller Vorläufer meines Planes, der von allen modernen Siedlungsvorschlägen, die jetzt von verschiedenen Seiten gemacht werden, die mittlere Linie einzuhalten sucht. Wie bekannt, hat Dr. Willibald Hentschel den radikalsten Vorschlag zur Erhaltung des deutschen Volkstums gemacht, indem er die Einführung sogenannter Zuchtdörfer empfahl. Obwohl es selbstverständlich ausgeschlossen ist, nach dieser Richtung hin zu arbeiten, hat Hentschel wenigstens das Verdienst, daß er durch die Aufstellung des äußersten Zieles das eigentliche Problem klargestellt hat, wenn es auch praktisch

nicht ausführbar ist. Prof. Ehrenfels in Prag hat dann ähnliche Vorschläge auf polygamer Grundlage gemacht, aber auch diese dürften niemals praktisch in Erfüllung gehen, da das ethische Moment dabei gar zu kurz kommt. Die Gesellschaft für Rassenhygiene in München ist da vernünftiger vorgegangen und hat sich gesagt: die Milieuveränderung ist selbstverständlich notwendig, vom Lande her kommt die Kraft, reformieren wir daher den Bauernstand und machen wir praktisch den Versuch durch die Einführung sogenannter Lehensgüter, die nur an solche Bauernfamilien verpachtet werden sollen, die gesunde Erbanlagen anweisen. An diese Verpachtung sind nun besondere Bedingungen geknüpft, um die Bauern dort möglichst seßhaft zu machen; so soll z. B. die Pachtsumme herabgesetzt werden — wenn ich richtig unterrichtet bin — wenn sich die Bauernfamilie entsprechend vermehrt und eine gewisse Kinderzahl eingehalten wird. Nun liegt aber die Gefahr nahe, daß, abgesehen von den verhältnismäßig kleinen Kolonien, als welche sich doch diese Lehndörfer darstellen, ein großer Teil derjenigen Kinder, die nicht direkt den Hof übernehmen können, wieder nach der Stadt abwandern werden und dann dort in derselben Weise verbraucht werden wie bisher; denn obschon der Krieg uns sehr deutlich gezeigt hat, daß die Bedeutung eines Staates vor allen Dingen in der agrarbiologischen Betätigung seiner Bevölkerung liegt, so wird trotz alledem die Stadt, und vor allen Dingen die Großstadt, ihre Anziehungskraft bewahren und nach wie vor zur Mörderin der Volksgesundheit werden, obschon ja einige sehr genügsame Hygieniker es als einen besonderen Vorzug betrachtet haben, daß sich der Mensch, um sich überhaupt zu erhalten, der schlechten städtischen Umwelt anzupassen pflege. Gewiß ist diese Immunisierung auch ein Mittel, aber sicherlich nicht das beste.

Nach Abfassung meiner Arbeit bekam ich erst die Nr. 10 der „Zeitschrift für Wohnungswesen in Bayern" in die Hände, in der in sehr gründlicher Weise sich Prof. v. Gruber „Über Siedlungsreform" ausspricht. Einige Stellen, die von besonderer Wichtigkeit für unser Thema sind, möchte ich wörtlich anführen. So sagt Prof. v. Gruber auf S. 94 erste Spalte: „Die Beseitigung dieser Wohnnot (Mietskasernenviertel) ist ohne Zweifel eine unerläßliche Vorbedingung für die Entstehung kinderreicher Familien. Es müssen Stätten geschaffen werden, in denen Kinder aufzuziehen für den Kulturmenschen eine Lust sein kann. Der Rassenhygieniker begrüßt es daher mit größter Freude, daß der Krieg endlich eine mächtige Bewegung für Wohnreform in Gang gebracht hat." Und auf der zweiten Spalte steht ein anderer wichtiger Satz: „Passende Gesetze müssen dafür sorgen, daß ein angemessener Kinderreichtum wirtschaftliche Vorteile, Kinderarmut wirtschaftliche Nachteile mit sich führe. Dies muß zur Leitregel unserer ganzen Bevölkerungspolitik werden." Dazu möchte ich bemerken, daß, abgesehen von dieser selbstverständlich richtigen These, auf deren praktische Einführung unbedingt hinzuarbeiten wäre, bis jetzt leider die

Wirklichkeit eine andere Sprache spricht; denn gerade die wirtschaftlich gutgestellten Bürgerfamilien, die sich eine zahlreiche Familie leisten könnten, verzichten aus Bequemlichkeitsgründen freiwillig auf eine zahlreiche Nachkommenschaft. Ein noch so scharfes Gesetz wird hier kaum eine Änderung herbeiführen, weil wir es hier schon mit einem leisen Abweichen von der natürlichen Empfindung zu tun haben. Für die Aufnahme in der neuen Stadt wäre es daher notwendig, wenn als eine selbstverständliche Grundbedingung bei der Ansiedlungserlaubnis „der Wunsch nach vielen Kindern" mit in Rechnung gestellt würde. Im übrigen finden sich in dem genannten Artikel, hauptsächlich in Beilage 2, besondere Vorschläge zu einem Pachtsitzgesetz, auf die wir die Leser der Zeitschrift besonders hinweisen möchten.

Nach allem diesen wird man also einsehen, daß die eigentliche Reform darin bestehen muß, daß wir die innere und äußere Struktur unserer Städte ändern. Wir haben nicht Landstädte zu schaffen, wie wir sie schon zu Tausenden besitzen und deren mittelalterliche Bauart und in biologischer Beziehung zweifelhafte Einwohnerschaft nicht für uns in Betracht kommen, sondern neue Städte, ungefähr im Sinne der Gartenstädte, in welche das ländliche Milieu stark hineingreift. Um einem Irrtum vorzubeugen, möchte ich hier gleich bemerken, daß es sich selbstverständlich vorläufig nur um die Einführung von wenigen Versuchsstädten dieser Art handeln kann. Nur ein Anfang muß gemacht werden; das weitere wird sich dann schon durch die günstigen Erfolge aus der Praxis ergeben. Kein Einsichtsvoller kann auf den Gedanken kommen, die alte Städtekultur plötzlich abschaffen zu können; Großstädte sind uns in kultureller Beziehung — trotzdem sie in hygienischer Beziehung zerstörend wirken — durchaus notwendig. Aber in einem gesunden Staatswesen muß durch einen tüchtigen Bauernstand und durch die Erneuerung der kleineren und mittleren Städte ein gesundes Gegengewicht geschaffen werden gegen das Großstadtleben, und zwar muß die Erneuerung des Blutes selbstverständlich überwiegen gegenüber der Zerstörungsarbeit, welche die Großstädte in unserem Volkskörper leisten. Wie weit dann später auch einmal das Großstadtproblem in hygienisch einwandfreier Form gelöst werden kann, mag dahingestellt bleiben. Vorläufig ist dies ein aussichtsloser Posten. Je mehr aber neue Städte dieser Art entstehen, und sich die kleineren und mittleren Städte dieser Städtereform anschließen, werden wir vielleicht einmal auch des Ungetüms einer Millionenstadt Herr werden. Die Großstädte werden dann wohl nur noch Arbeits-, aber keine Wohnstätten mehr sein, eine Umwandlung, die wir in unserer Zeit schon teilweise erlebten. Aber trotz alledem bleibt der Nachteil und die zersetzenden Einflüsse der Großstädte auch noch für die Vororte bestehen, so daß eine ganz einwandfreie Lösung selbst bei radikaler Trennung von Wohn- und Arbeitsstätten nicht möglich ist.

Nun müßte allerdings die Regierung eines Landes, nachdem sie die Aussichtslosigkeit erkannt hat, plötzlich durch Kommunalverbote die vor-

handenen alten Städte reformieren zu wollen, sich dazu entschließen, auf einem hygienisch einwandfreien Stück Land eine neue städtische Gemeinschaft zu begründen, in der die Aufnahme relativ gesunder Menschen zur Verpflichtung gemacht wird. Und zwar soll, soweit das möglich ist, nicht allein die persönliche Gesundheit, sondern auch die Güte des Ahnenplasmas mit berücksichtigt werden, um Rückschläge in gesundheitlicher Beziehung zu verhüten.

Wie aber soll dieses Projekt in Angriff genommen werden? Zu diesem Zwecke stelle ich mir vor, jemandem wäre von der Regierung die Ermächtigung zuteil geworden, diesen großen Versuch ins Werk zu setzen. Er würde dann etwa folgendermaßen verfahren.

Die erste Frage wäre die Platzfrage. Läßt sich überhaupt in Deutschland ein Stück Land finden, das erstens genügende Erwerbsmöglichkeiten für die neue Siedelung aufweist, außerdem hygienisch einwandfrei ist und welches so gelegen ist, daß in einem genügend großen Umkreise keine kleine noch größere Stadt liegt? Wird diese Grundbedingung nicht zu erfüllen sein, so fällt überhaupt das Projekt für Deutschland. Aber ich denke, daß sich nach dem Kriege irgendwo diese Grundbedingung erfüllen wird. Dann würde eine Kommission, die aus Ärzten, Sozialhygienikern und Architekten besteht, die Wahl des Ortes treffen, auch Künstler sollten sich dieser Kommission anschließen, und die Regierung würde dann auf Grund der eingeforderten Berichte, die die Möglichkeit eines städtischen Erwerbslebens mit Zugrundelegung des hygienischen Momentes in Aussicht stellt, dieses Stück Land ankaufen und es nach bodenreformerischen Grundsätzen auf Grund des städtischen Bauplanes an die in Frage kommenden Siedler parzelliert verkaufen. Damit nun die Regierung keinen Mißerfolg erlebt, ist es notwendig, bevor sie überhaupt dieses städtische Projekt praktisch in Angriff nimmt, daß sie an die Bevölkerung Deutschlands einen Aufruf erläßt zur Beteiligung und gleichzeitig die Ansiedlungsbedingungen mit den praktischen Vorteilen zusammen veröffentlicht. Und zwar müßte dieser Aufruf selbstverständlich als hauptsächlichste Bedingung enthalten, daß alle Ansiedler, welche sich dort niederlassen wollen, erstens in gesundheitlicher Beziehung einwandfrei sein müssen, was angeht a) persönliche Gesundheit, b) Erbanlage; zweitens ihren moralischen Willen bekunden, daß sie eine Familie begründen wollen, und drittens — da kein Alkoholgewerbe und Tabakshandel in der Stadt betrieben werden darf — sich aus hygienisch-ethischen Gründen zu einer Abstinenz in dieser Beziehung verpflichten müssen. Es soll dies aber keine legale Verpflichtung sein, sondern nur eine moralische, um nicht durch Gebote und Verbote, die dann aus psychologischen Gründen heraus gern verletzt werden, zum Widerspruch zu reizen. Sobald dieser Aufruf von der Regierung veröffentlicht wird, kann sie ja aus der Anzahl der Anmeldungen ersehen, ob sie von vornherein auf eine große Beteiligung rechnen kann oder nicht. Eine Regierung, welche

einen derartigen Versuch machen will, muß selbstverständlich sehr vorsichtig vorgehen, und der Aufruf, den sie zu erlassen hat, wird dann der erste Versuchsballon sein, durch welchen sie erkunden kann, wie weit überhaupt innerhalb der gesamten Bevölkerung ein Bedürfnis an diesem Unternehmen vorhanden ist. Ist die Resonanz eine sehr schwache, dann spricht dieses nicht gegen das Projekt an sich, sondern nur für die vorläufige Unreife der Bevölkerung, und der Staat tut dann gut daran, die Wiederaufnahme zur Propaganda derartiger Ideen erst späteren Geschlechtern zu überlassen. Aber ich glaube, in dieser Beziehung brauchen wir nicht allzu skeptisch zu sein, denn die große Bewegung für die Kriegerheimstätten, die Freude am Landleben überhaupt hat in der gesamten Bevölkerung bereits tiefe Wurzeln geschlagen. Das Land hat in den Augen aller Einsichtsvollen seinen „Verbauerungsschrecken" verloren, man braucht auch fern der Großstadt der Kultur nicht ganz zu entsagen, ganz abgesehen von der mit Zunahme der Verkehrsmittel stets leichter werdenden Erreichbarkeit aller Großstädte.

Es liegt selbstverständlich im Interesse dieses neuen städtischen Unternehmens, daß von vornherein möglichst viele Anteilscheine bezogen werden, so daß gleich anfangs mit einer ziemlich großen städtischen Gemeinschaft, die sich dann langsam durch Zuwachs weiter organisch entwickeln soll, gerechnet werden kann. Nehmen wir an, daß dann die Vorarbeiten mehrere Jahre in Anspruch nehmen, so läßt sich vielleicht nach Anlage der hygienischen Vorarbeiten die eigentliche Bautätigkeit erst nach vier oder fünf Jahren erwarten, vorausgesetzt, daß dieses ganze Unternehmen vorher überhaupt finanziell gesichert war. Der letztere Gesichtspunkt ist selbstverständlich der wichtigste, und gerade in dieser Beziehung muß man leider vorläufig wegen der Unsicherheit der Zeiten noch skeptisch denken. Aber wir haben es ja auch mit keinem Projekt zu tun, das sich von heute auf morgen schaffen läßt. Es scheint mir nur unsere Pflicht zu sein, langsam nach dieser Richtung hin vorzuarbeiten, trotz aller akuten Verpflichtungen, welche die schwere Gegenwart uns auferlegt; denn wenn man mich fragen sollte, ob man nicht auch auf einem anderen Wege die Lösung sozialhygienischer Probleme anstreben kann, so möchte ich nach meinen Erfahrungen betonen, daß keiner von all den vielen Vorschlägen, die gemacht worden sind, zur wirklichen Gesundung führt, da sie alle auf dem Prinzip beruhen, das Gute aus dem schlechten Milieu heraus entwickeln zu wollen. Vorschläge dieser Art sind z. B.: Ausmerzung alles Kranken (Eheverbote zwischen Alkoholikern, Geisteskranken, Schwachsinnigen, Epileptikern, Tuberkulösen, schwer nervös Belasteten), Bekämpfung der Geschlechtskrankheiten (verschiedene Systeme), Abstinenzbewegung, Einführung der Junggesellensteuer, staatliche Unterstützung kinderreicher Familien, soziale Besserstellung des unehelichen Kindes (stärkere Heranziehung der Väter des unehelichen Kindes), staatliche Kinderversicherung, Versicherung

gegen Wohnungsnot, Wandervogelbewegung, Sport, Aufklärung der Jugend, Prämien für kinderreiche Familien, Einführung der vegetarischen oder doch fleischärmeren Lebensweise, Bekämpfung des Tabakgenusses, Aufklärung des Volkes durch Vorträge, Presse, Kirche, Parlament und Gesetz — das ist so eine Blütenlese von allerhand Reformvorschlägen, und trotzdem die meisten von ihnen ja gewiß wertvoll, einige sogar der Einführung durch die Gesetzgebung wert sind, so kranken sie doch alle daran, daß die Auslese, die man dadurch aus dem unbestimmten Milieu treffen will, nie ganz wirksam durchgeführt werden kann und es immer wieder vorkommen wird, daß die gesunden Familienstammbäume durch die Vermischung mit dem Ungesunden in der Entfaltung ihrer wertvollen biologischen Kräfte gehindert werden. Zwar können wir nicht der Mitarbeit jener Reformvorschläge entbehren; wir brauchen sie sogar, mindestens um die Illusion eines praktischen Erfolges für uns aufrecht zu erhalten; aber eine wirkliche Reformation an Haupt und Gliedern werden wir erst dann bekommen, wenn sich der Staat dazu entschließen wird, das gesunde Menschenmaterial von dem ungesunden allmählich zu trennen, sogenannte „Herde des Lebens" zu begründen, wie sich Hentschel einmal ausdrückt. Man wird mir natürlich entgegnen — und ich komme nun zu dem kritischen Teil meiner Arbeit —, daß man erstens keine so gesunden Familienstammbäume mehr beschaffen kann, welche ein genügend nachweisbar gesundes Ahnenplasma aufweisen —, so muß man eben seine Anforderungen herabsetzen und sich entweder nur mit der persönlichen Gesundheit und der der Eltern begnügen, und wenn sich selbst die Gesundheit der Eltern nicht mehr feststellen läßt, ist man selbstverständlich gezwungen, eine Auslese zu treffen, wie sie auch der Staat bei der Rekrutierung für das Heer vornimmt. Den zweiten Einwurf, den man mir machen wird, ist der der Isolierung, des absoluten Schutzes. Man kann doch eine Stadt, die ein wirkliches Erwerbsleben haben soll und sogar durch regen Verkehr mit den anderen Städten verbunden bleiben muß, nicht so vor der Einschleppung von Krankheiten schützen wie etwa die Bewohner einer Insel. Das soll auch gar nicht erreicht werden; von einem absoluten Schutz muß man selbstverständlich Abstand nehmen; das hat auch der Städtegründer Dowie nicht getan, den ich einmal in Amerika kennen lernte, welcher in der Nähe von Chikago, um seine religiösen Anhänger vor den schlechten Einflüssen dieser Weltstadt zu schützen, eine neue Stadt in der Nähe des Michigansees begründete. Er ließ nur einfach die Unkultur fort, verbannte Alkohol und Tabak aus den Mauern seiner Stadt und verhütete allein durch diese Abstinenz eine Reihe von Kriminalverbrechen. Durch die Veränderung des Milieus hat der Mann aber mehr bewirkt, als durch seine Vorträge, und die unhygienische Lebensweise fiel von den Leuten ab mit einer Selbstverständlichkeit, die keine noch so wunderbare Erziehung in allen Städten hätte erreichen können. Lassen wir die Großstädte nur so wie sie sind, an

denen ist nicht viel zu verbessern. Zwar unterliegen auch sie dem allgemeinen Zersetzungsprozeß im Innern und dem Drang nach Erneuerung nach außen hin, etwa wie ein Bakterienherd, aber viel werden wir nicht mit ihnen anfangen können trotz aller Villenvororte und Gartenstädte, die man dicht um die Giftherde aus praktischen Gründen, der bequemen Arbeitsgelegenheit wegen, herumlegt.

Einer der vielen Einwürfe, die auch noch gegen mein Projekt gemacht werden dürften, besteht darin, daß man die Meinung ausspricht, als gehöre für diese Stadt ein besonders ideal veranlagtes Menschenmaterial, das man zu einer wunderbaren ästhetischen Kulturgemeinschaft zusammenbringen wolle. Gewiß soll aus dem gemeinsamen Geist der Stadt heraus etwas Neues, Gesünderes und vor allen Dingen biologisch Wertvolleres entstehen, aber an die Menschen, die sich dort ansiedeln sollen, werden gewiß keine besonders hohen ethischen Anforderungen gestellt, sondern es wird ihnen nur klar gemacht, „wenn ihr diejenigen schlechten Lebensgewohnheiten, die erfahrungsgemäß eine Entartung befördern, aufgebt, d. h. die sogenannte Kulturgenüsse und die Kinderscheu, so sollt ihr auf der anderen Seite in dieser neuen Stadt durch praktische Vorteile entschädigt werden. So bekommt ihr u. a. billigen Grund und Boden, eine gesunde Wohnung, deren Mietspreis infolge der bodenreformerischen Grundlagen nicht sehr hoch ist usw. usw." Es sind also keine grausamen Bestimmungen, und selbst wenn man annehmen wollte, daß der eine oder der andere rückfällig würde, die Gemeinsamkeit des Ganzen wird gröbere Ausschreitungen dauernd verhindern. Mir fällt zur Begründung von der Macht der Gewohnheit — denn um diese handelt es sich — ein Ausspruch Tolstois ein, welcher lautet: „Es gibt keine Verhältnisse, an die der Mensch sich nicht gewöhnen könnte, besonders, wenn er sieht, daß *seine ganze Umgebung so lebt.*" Tolstoi trifft hier den Kernpunkt des ganzen Problems. Wir haben also nur nötig, „*Stätten für bessere Lebensgewohnheiten*" zu schaffen und sollten von der Menge keinen heroischen Aufstieg verlangen im Kampfe mit einer Umgebung, der sie doch immer wieder unterliegen wird.

Was wird nun durch solche Gründungen erreicht? Das Wichtigste, was die Menschheit zu ihrem Aufstieg braucht, nämlich die Propaganda der Tat, *das praktische Beispiel*. Und die wertvolle Statistik, welche dieses Gemeinschaftsleben in hygienischer Beziehung bieten wird, muß dann zu einem besonderen Ansporn entweder für Neugründungen dieser Art oder für radikale Sanierung kleinerer Städte im Sinne dieses Projektes werden. Ich kann natürlich nicht auf alles Einzelne eingehen; es gibt wie bei jedem großen Projekt eine große Menge von Für- und Gegen-Gesichtspunkten. Aber das ist ja das Leiden vieler Wissenschaftler, daß sie vor lauter Haarspaltereien und exakten Untersuchungen und aus Mangel an praktischer Initiative zu gar keinen Vorschlägen kommen, die wirklich einmal ein gesundes Fundament legen, auf dem sich bauen läßt. Behalten wir daher

immer die Hauptrichtungen im Auge, nach welchen man allmählich den Aufstieg der Masse in gesundheitlicher Beziehung erreichen kann: Veränderung der Umwelt und Auslese des Menschenmaterials. Und wer die naive Idee hegt — um ein möglichst groteskes Beispiel anzuwenden —, daß er mit einer neuen aufgeklärten Jugend den unhygienischen Geist der Großstädte, wie Berlin, London, Paris, stürzen könnte, der ist doch wahrlich reif fürs Narrenhaus. Schon zu meiner Berliner Zeit berührte es mich immer seltsam, wenn inmitten dieses Sodom und Gomorrha ein Vortrag über „naturgemäßes" Leben gehalten wurde. Und wer gar der Meinung ist, daß man die unhygienischen Verhältnisse Londons durch Aufklärung der englischen Jugend reorganisieren wolle — ist ein solcher Utopist wirklich noch normal zu nennen? Im Kampfe mit der schlechten Umwelt hat noch immer die letztere gesiegt gegen jede aufgeklärte Generation. Selbst die Römer haben schon Aufklärungsarbeit getrieben, und es hat nichts genützt; die Griechen nicht minder. Die Geschichte der Menschheit weist immer Reformatoren auf, die gegen den Verfall der Zeiten protestiert haben und ganz genau wußten, wo das Grundübel lag, aber sie machten immer den Fehler, daß sie der Masse den schweren Aufstieg aus der schlechten Umgebung zumuteten, was nie gelingen konnte. Daher muß jetzt ein anderer Weg beschritten werden, die Trennung von gut und schlecht im biologischen Sinne, die Errichtung neuer Gewohnheitsstätten neben den alten, um auch der Masse den Unterschied klar zu machen, ja so deutlich, daß er als nachahmenswertes Beispiel selbst den rückschrittlichsten Menschen als wirklicher Fortschritt erscheinen muß. Nach dieser Richtung hin bewegt sich mein Projekt, das natürlich außer den eigentlichen hygienischen noch eine ganze Reihe von Fragen volkswirtschaftlicher, verwaltungstechnischer und juristischer Natur enthält, die sich nur in Verbindung mit Fachleuten lösen lassen.

Der biologische Sinn des Krieges.

Prof. Dr. G. A. O. Collischonn.

(Schluß.)

Wir hatten eine solche große Politik im Mittelalter. Aber die politische Gesamttradition riß ab, als das Ziel des Weltkaisertums unterging in den Zielen der Stammes- und Fürstenpolitik, bis schließlich der politische Sinn und Blick des Volkes selbst ganz erstarb und erst im preußischen Staate in langsamer Erziehung wieder erwachte, dem Staate, der deshalb alle Verfolgung der Feinde Deutschlands seit dem dreißigjährigen Kriege auf sich zog. In den preußischen Staat hatte sich alle politische Tradition Deutschlands geflüchtet. Und der große Kurfürst, Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. sind durch ihren „Absolutismus" nicht, wie

Ludwig XIV., die Unterdrücker des Volkes, sondern seine politischen Erzieher geworden. So sehr kann dasselbe Wort verschiedene Dinge decken. Sie erzogen ihr Volk, gerade weil es kein einheitlicher deutscher Volksstamm war, zum Staatssinn. Deshalb ist dem Preußen der Staat das Volk selbst; und von den Preußen mußten es die Deutschen lernen, daß sie aus Stämmen wieder ein Volk werden konnten nur durch den Staat, daß er allein ihnen ein neues Volkstum, eine ganze Vergangenheit mit einer ganzen vollen Gegenwart und einer heraufkommenden Zukunft schenken konnte. Deshalb ist uns Deutschen der Staat das Volk selbst und ebenso das Werkzeug des Staates, das Heer, das Volk selbst. Das erfuhr jeder im Sommer 1914. Die erste Erkenntnis davon und die Anknüpfung an die alte Reichstradition aber geschah unter dem Druck der größten nationalen Not von 1806 bis 1813. Das ist auch die Zeit, in der man in Deutschland grundlegend über den Staat nachdenkt und sofort sein Wesen in der Tiefe erfaßt. Eine Saat von Männern der Tat und Männern des Gedankens ist an der Arbeit. Was die großen Dichter und Denker des 18. Jahrhunderts für die deutsche kulturelle Einheit, das leisteten die großen Männer von 1813 für die deutsche politische Einheit. Sie sind die politischen Zusammendenker Deutschlands. Aber dieses deutsche politische Denken wurde wieder weggeschwemmt im Jahre 1830 und 1848 durch die Sturmflut der westlichen Ideen von den Leuten mit den Idealen des Auslands. Es kam die Zeit der größten biologischen Gefahr für unser Staatswesen, in der jeder Fortschritt in der auswärtigen Politik ertrotzt werden mußte gegen eine erbitterte Opposition unter gefährlichen Verfassungskonflikten, während England bereits sein Imperium in Sicht bekommen hatte und sich an seinen Aufbau machte. An Stelle der kritiklosen Hingabe an fremde Ideale haben wir mit Selbstbewußtsein die Gedanken vom Wesen und den Aufgaben des Staates und der Politik wieder aufzunehmen, die die großen Männer von 1813 zuerst im Anblick des preußischen Staates aus der Tiefe ihres Geistes hoben. Was unser Staat in diesem Kriege geleistet hat, das hat kein anderer Staat geleistet. Wir brauchen uns wahrlich nicht nach fremden Mustern umzusehen!

Trotzdem ist uns heute nichts nötiger als das Studium der englischen Politik, schon weil im Kampfe nichts wertvoller ist als die Kenntnis des Gegners, und wir sind immer große Lerner gewesen und haben wahre Lehrmeister nie verachtet. Und gerade auf dem Gebiet, wo unsere Schwäche liegt: der äußeren Politik, da liegt Englands Stärke. Das Studium der Methoden englischer Politik offenbart uns, wie Engländer politisch denken, was überhaupt politisches Denken heißt. Sie sind die große Schule für das politische Denken, so wertvoll für die Politik, wie die Römer für das Recht. Wie Machiavelli in der Theorie, so haben sie in der Praxis auf dem Gebiete der äußeren Politik die großen Lehrmeister des Altertums in Schatten gestellt. Wir aber haben seither die Engländer zu Lehrmeistern

genommen gerade da, wo sie uns am wenigsten zu sagen hatten, wo wir selbst viel bessere Lehrmeister haben, wo wir selbst schon lange führend sind, wo unser Liberalismus der bloße Gimpel der Engländer[1]) ist: auf dem Gebiete der inneren Politik; nur gerade da, wo sie uns alles zu sagen hatten: auf dem Gebiete der äußeren Politik, haben wir nichts von ihnen gelernt. Welches Meisterstück diese englische Verfassung, die die äußere Politik in die Hände weniger Geheimdiktatoren legt und dem Volke einen Saal zur Verfügung stellt, in dem durch lärmende oder salbungsvolle Reden das geheime Treiben jener Diktatoren vor dem Auslande und dem eigenen Volke verschleiert wird! Welches Meisterstück diese englische Politik, die zäh den eigenen Vorteil durch Generationen von Politikern verfolgt, die sich vor der Öffentlichkeit erbittert bekämpfen und einander hinter dem Rücken der Öffentlichkeit die großen Staatsaufgaben unversehrt durch den öffentlichen Streit weiter reichen; welches Meisterstück diese Politik, die ihre eigenen Opfer: Buren, Griechen, Portugiesen, Inder, Siamesen so mit ihrer eigenen Selbstsicherheit und Selbstgerechtigkeit zu infizieren weiß, daß sie die Hand küssen, die sie knechtet, daß sie schwören, England kämpfe für die Freiheit, sei es, daß sie seine Fesseln tragen seit 200 Jahren, wie die Inder, oder seit 100 Jahren, wie die Portugiesen, oder seit gestern, wie die Buren; welche Politik, die es vermag, allen andern Völkern den Hochmut einer Rasse, die sich für die auserwählte hält und auf alle, ohne Unterschied, mit den Augen des rassisch unendlich höher Stehenden mit kalter Verachtung herabsieht, so zu verbergen, daß sie die verachtende Toleranz gegen ihre Eigentümlichkeiten als ehrende Anerkennung ihrer Eigenart empfinden; welche Politik, die es versteht, ihre eigenen Interessen den andern Völkern als Wohltat erscheinen zu lassen; welche Politik, die es vermag, die Staatslehren, die sie selbst gerade als veraltet für sich abgetan, den anderen als wertvollste Erkenntnisse zu verkaufen; welche Politik, die ihren Charakter als Machtpolitik, wie es jede äußere Politik notwendig sein muß, so zu verdecken weiß, daß sie als Beglückung der Welt, als Proklamation des Weltfriedens, als Wohltat, Gerechtigkeit, Freiheit, Religion erscheint; welche Politik, die ihr innerstes Heiligtum, den nackten Egoismus des härtesten politischen Volkes der Weltgeschichte so mit Säulengängen, Lustgärten, Schaustellungen, sanfter Musik, friedvollen Predigten zu umgeben weiß, daß die Gläubigen schwören, das Allerheiligste berge den Heiland der Liebe; welche Politik, die schließlich ihre eigenen Adepten zu der Cant-Suggestion brachte, daß sie mit Unschuld lügen konnten, ihr Heiligtum berge wirklich nicht den Egoismus, sondern die Menschheitsbeglückung, da ja ihr Egoismus mit dem Wohle der Menschheit zusammenfalle, da ja von ihrem Wohlsein soviel auf die Unterworfenen abrieselte, wie sie aus eigenen Kräften nie erlangt hätten, daß sie immer noch glück-

[1]) Vergl.: „Wodurch Völker geführt und genasführt werden". Februarheft 1918.

licher seien beim reichen Abfall vom englischen Tische als bei den Mahlzeiten, die sie sich als Minderwertige selbst bereiten könnten. Die Engländer sind Politiker aus Instinkt, Menschen, die durch alle Theorien hindurch sehen, durch alle Phrasen, allen Schein und alle Vordergründe auf die Tatsachen selbst, die immer nur auf eines ausgehen: den Erfolg, nur eines schätzen: die Kraft, die Macht, die Überlegenheit, die instinktiv nur eines sehen, eines sehen können: den englischen Vorteil, das englische Ziel, und die dieses Ziel nicht als englisches Ziel, sondern nur als Weltziel sehen können, wie einst die Römer, seien sie liberal, konservativ oder sozial; Menschen, die instinktiv richtig greifen in bezug auf das Verhältnis von innerer zu äußerer Politik, daß letztere ausschlaggebend ist für das Leben der Nation, daß die innere Politik immer nur eine Begleiterscheinung der äußeren sein darf, nicht umgekehrt; Menschen, die wissen, daß sie sich im öffentlichen Leben für das große Publikum in ihrem Parlament die Kämpfe der inneren Politik gestatten können, daß sie es sich zu ihrem besonderen Vorteil erlauben können, mit diesen Gladiatorenstückchen ein ganzes lauschendes Völkerparterre zu hypnotisieren, als sei hier der Hauptschau- und Ringplatz ihres politischen Lebens, wie es heute noch, nach den Erfahrungen dieses Krieges, unsere Parlamentarier glauben, während doch Griechenland und Rom einst daran untergingen, da es bei ihnen wirklich so war, während England bei dem bloßen Schein gedeiht; Menschen, die sich erlauben können, dies gewagte Schelmenstück vor der Welt aufzuführen, weil sie als Auguren sich anlächeln im Bewußtsein ihres englischen Geheimnisses, daß man in England selbst dies alles sich eben nur als shop-window hält, als Auslage für die Kontinentalgimpel, während in Wahrheit das Rückgrat alles englischen Staatslebens die äußere Politik ist, die hinter verschlossenen Türen von wenigen Köpfen gemacht wird, die einer dem anderen das Geheimnis der Zunft übermachen, eine Selbstverständlichkeit, die der unglückliche Gang seiner Geschichte nur dem unglücklichen deutschen Volke vorenthalten hat. Die militärische Gefahr ist ein Kinderspiel, in der wir stehen, im Vergleich mit der politischen Gefahr gegenüber einem schlauen, geriebenen, skrupellosen, erfahrungsreichen, hartnäckigen, energievollen Gegner von ungeheurem Prestige, der sich selbst in Todesgefahr sieht und um sein Leben ringt. Er ist Meister in der äußeren Politik, sowohl im diplomatischen Spiel an den Reibeflächen der Nationen, in den Einzelfragen und ihrer Lösung, wie in der Durchführung der großen Entwickelungslinien und Lebensfragen der Nation, ihrer biologischen Bedürfnisse, in jener äußeren Politik, die, als Leben des Volkes selbst, ihr eigenes selbständiges Leben führt in stetiger Entwickelung und Geschichte, unabhängig von den einzelnen Politikergenerationen und neben der inneren Politik, und es führen muß, im wesentlichen unbeeinflußt von dieser, wenn es nicht zu den gefährlichen Zuständen kommen soll, unter denen das französische Volk leidet, in jener

äußeren Politik, in der die Gesamtseele des Volkes lebt, das geschichtliche Leben der Nation sich frei auswirkt, während sich in der inneren Politik die Einzelkräfte bewegen.

Werden die Kämpfe der inneren Politik zum Hauptinteresse der Nation wie 1830 und 1848, wie es in bedrohlicher Weise das Jahr 1917 zeigt, dann macht die Volksseele eine gefährliche Krankheit durch. Im gesunden Volke richtet der Gesamtwille der Nation die Eigenwillen, die sich in der inneren Politik bekämpfen, auf ein Ziel der äußeren Politik. Trotz des Scheines ist in der englischen Geschichte, die so viele Verfassungskämpfe kennt, nie die innere Politik, sondern immer die äußere der Angelpunkt des nationalen Lebens gewesen; deshalb hat es auch niemals vor diesem Kriege, wie Frankreich, für seine politischen Einrichtungen Propaganda gemacht, in diesem Kriege aber nur zu außerpolitischen Zwecken. Es war immer eine hermetische Scheidung zwischen innerer und äußerer Politik in England. Das Volk des Parlaments hat keinen Einfluß auf die äußere Politik, es steht aber immer hinter der äußeren Politik im Konfliktsfalle mit dem Ausland, nie in der Opposition. Es macht weder äußere Politik noch regiert es hinein, seine Domäne ist die innere Politik. Diese Scheidung ist das Meisterstück der englischen Staatskunst; das Meisterstück des Cants aber ist es, daß man nicht allein aus Zweckmäßigkeitsgründen das Ausland zu dem Glauben gebracht hat, das Parlament leite in England die äußere Politik, sondern daß dieses Parlament es der politischen Respektabilität wegen selber glaubt. Und wie die äußere und innere Politik, so sind in England die Regierenden und die Regierten geschieden, obgleich sie beide im Parlament sitzen, denn die Männer der Regierung sind zwar Parlamentarier, kein Parlamentssitz aber gewährt die Anwartschaft auf einen Ministersessel. Diese sind nicht dem im Parlament emporgekommenen Talent bestimmt, sondern selbstverständliche Plätze der kuruli schen Familien, denen die konservative englische Volksanlage ohne weiteres die Superiorität zubilligt. Der Weg zum Minister geht nur scheinbar durch das Parlament, in Wahrheit durch die Schreibstube des ministeriellen Onkels, Vaters oder Großvaters, wo man praktisch in die Fragen und Aufgaben der äußeren Politik eingeführt wird. Ausnahmen wie Lloyd George, Henderson usw. sind erst Erscheinungen der neuesten Zeit, zum Teil erst der Not des Krieges. Wenn das Wort vom deutschen „Beamtenstaat", das jetzt aufgekommen ist als eines der gedankenlosen Schlagwörter der Tagespolitik einen Gegensatz ausdrücken soll zu dem parlamentarisch gesiebten Talentstaat Englands, so liegt da nur ein bedauerlicher Irrtum über die Tatsachen vor, und man hat es mit einer echt deutschen politischen Begriffsdonquixoterie zu tun. Am ehesten werden noch in Deutschland die Regierenden nach dem Talent bestimmt, während in England in erster Linie die Geburt entscheidet; daß auch in Deutschland, besonders in Preußen, die äußere Politik meist in den Händen des Adels liegt, das ist noch das am

meisten England Ähnliche in unserem Staat und ergibt sich aus der größeren Schulung und Tradition des Adels in der äußeren Politik, während der Blick des Bürgertums immer auf die innere Politik gerichtet war, wie es sie heute wieder in den Vordergrund schiebt. In Frankreich aber entscheidet, was man heute auch bei uns anstrebt, die parlamentarische Beredsamkeit, deren Ergebnis es ist, daß der Norden Frankreichs, der 77 pCt. des Volksvermögens und 61 pCt. der Bevölkerung aufweist, nur 23 pCt. Abgeordnete ins Parlament zu schicken vermag, und daß, wie ein Franzose klagt, „Männer von Gewissen und Sachkenntnis in den Hintergrund gedrängt werden von den schlagfertigen Advokaten", wie man das im Athen der Demokratie auch hatte. Englands Überlegenheit in der auswärtigen Politik beruht auf seinen kurulischen Familien, nicht auf der Auslese aus dem Parlament. Bei uns aber drängt man heute dahin, äußere Politik, Regierung und Reich aufzubauen auf einer Reichstagsmehrheit, „die sich zusammengefunden hat". Begreift man die ganze Tiefe, die ganze Furchtbarkeit der Gefahr dieses politischen Abweges, den man betritt, irregeführt vom trügerischen Schein der Einrichtungen eines fremden Staates? Männer, die niemals praktisch und verantwortungsvoll in der äußeren Politik tätig waren, wollen sich messen mit einer von keinen Parteirücksichten, keinen Theorien, keinen Weltanschauungen abhängigen, durch die Jahrhunderte gedrillten, vom Willen des ganzen Volkes in ungeheuerer Energie nach einem national-geschichtlichen Ziel fortgerissenen Mannschaft der ersten Politiker der Welt.

Und in demselben Augenblick, wo vor aller Augen die Politik Englands enthüllt liegt als Vernichtungskrieg gegen Deutschland und als Raubzug gegen die Türkei, um Englands Weltpläne durchzuführen, entfesselt man in Deutschland alle Fragen der inneren Politik, die Deutschlands Kräfte zersplittern und den Blick von neuem von der Lebensfrage des Volkes abwenden, von der äußeren Politik[1]). Und in demselben Augenblick, wo der Beitritt Amerikas zu unseren Feinden den Plänen Englands die Sanktion auch der letzten Instanz gibt, an die man noch als unparteiische hätte appellieren können, nachdem allein noch unser eigenes gutes Gewissen aufrecht steht, will man Verständigungspolitik treiben, ehe der Krieg selbst entschieden hat, mit einem Gegner, der jede Verständigung zurückweist und sich allein auf den Machtstandpunkt stellt, ruft man nach dem Heilmittel von Verträgen und Schonung des Gegners, dessen Anwendung vor dem Kriege uns ja gerade an den Rand des Abgrunds gebracht hat. Unser ganzes Sein steht auf dem Spiele. Unsere Gegner sind nicht mehr gewillt, nach irgend einem Rechte mit uns zu verhandeln. Sie haben uns auf den rein biologischen Machtstandpunkt gedrängt, indem sie sich auf ihn stellten. Sie lassen nur noch ihn gelten und haben uns das Schwert der

[1]) Vergl. „Englands Sieg in Deutschland", Dezemberheft 1917.

Gerechtigkeit aus der Hand geschlagen. Wollen wir endlich lernen, daß es sich um Tod und Leben handelt, nicht mehr darum, den Feinden gerecht zu werden, sondern unserem Volke allein? Welcher Deutsche kann heute noch Verträgen mit England, wer kann noch dem billigen Willen englischer Politik trauen, die unsere Kolonisten in die Hand der Schwarzen gegeben hat, unsere Seeleute gemordet, unsere Schiffe in neutralen Gewässern überfallen, die neutrale Flagge mißbraucht, unseren Handel schamlos ausspioniert, unsere Kaufleute bestohlen, die ganze Welt gegen uns aufgehetzt, unseren guten Namen geschändet, unser Heer verleumdet, unsere friedlichen Städte mit Bomben belegt? Weiß man noch nicht, daß man in England Lloyd George durch Balfour und Balfour durch Lloyd George stürzt, ein zwischen beiden abgekartetes Spiel, das jeden von den Folgen der Politik des anderen entbindet und der Politik des Staates neue Freiheit gibt? Weiß man noch nicht, daß England noch nie einen Vertrag, noch nie ein gegebenes Wort gehalten hat gegen sein Interesse? Eben weil es jeden abschließt mit der reservatio mentalis: „Soweit und solange es mein Vorteil ist", nicht allenfalls bloß, soweit es mir Lebensnotwendigkeit ist. Weiß man noch nicht, daß England noch nie etwas zurückgegeben hat, das es in Besitz genommen, trotz der heiligsten Versprechungen? Weiß man noch nicht, daß England noch nie einen Verständigungsfrieden geschlossen hat, sondern nur Bewältigungsfrieden? Glaubt man, daß es je in die dargebotene Hand schlagen würde aus anderem Grunde als dem der Ohnmacht? Man spricht davon, der Friedensschluß sei ein „Geschäft", für England ist er jedenfalls ein Geschäft, das als „Verständigungsfrieden" erst in Betracht gezogen würde, wenn sein tiefster Rasseinstinkt zertreten worden wäre. Deshalb ist unser Friedensanerbieten vom ersten Augenblick an keine Förderung, sondern eine Verzögerung des Friedens gewesen. Ist man verblendet genug, zu glauben, die Freiheit der Meere, d. h. die Freiheit von den Fesseln Englands könne anders geschaffen werden als durch Niederzwingung Englands, etwa durch einen Vertrag unter der Ägide des Spießgesellen Wilson, den man bei Ausbruch des nächsten Krieges ebenso für aufgehoben erklären würde, wie die Seedeklaration in diesem Kriege? Welches Frohlocken, welche Schadenfreude geht durch die Herzen der englischen Politiker bei dem Schauspiel, das unsere innere Politik heute der Welt gibt, daß der deutsche Geist, der auf allen Gebieten von so schreckeneinflößender Kraft war, im Zusammenprall mit dem Ausland in tausend Richtungen zersplittert, weil ihm das große Ziel, die einheitliche Richtung, der unwiderstehliche Schwung nationalen Instinktes fehlt, weil schon wieder an die Stelle des Blickes für die Wirklichkeit des Lebens die Parteibrille getreten ist, die der Rabe Krahira dem Sucher des Steines der Weisen, dem deutschen Volke, immer gerade dann auf die Nase fallen läßt, wenn es sich um die Wende seines Schicksals für Jahrhunderte handelt wie heute, wo die Deutschen sich vor der blinzelnden Korona ihrer Feinde bereits

wieder gegenseitig bekämpfen und ihnen das Schicksal Belgiens und Polens bereits wieder ein zärtlicheres Anliegen ist als die Sicherheit des Reiches, daß wir noch mitten im Weltkrieg, der doch das Kind der äußeren Politik ist, die Fragen der inneren Verfassung für wichtiger halten, als die großen Ziele der äußeren Politik, und das im Anblick der russischen inneren Politik und ihrer Folgen und im Angesicht der Forderungen Wilsons, die gerade das zu unserem Verderben bei uns zu erregen suchen, daß die Fragen der inneren Politik die äußere Politik lähmen, daß wir bereits wieder Schlagwörtern Eingang bei uns gestatten, wie „Beamtenstaat" und „Volksstaat", daß ein so unfaßbares Wort aus deutschem Munde im Angesicht des Ursprungs dieses Krieges möglich ist wie: „Die Demokratie, das ist der Friede", daß man bereits wieder einem Wiener Kongreß Tür und Tor öffnet durch Einladung an alle unsere Feinde zur Beratung über die Berechtigung der deutschen Siege, daß man in drei Jahren der furchtbarsten politischen Lektion, die je einem Volke gelesen wurde, zwei geschminkten Nichtigkeiten nachläuft, wie der Herstellung des deutschen „Bürgerstaates" und der Aufrichtung des „Ewigen Friedens". Welcher Jubel unserer Gegner, daß das deutsche Volk nichts, aber auch nichts in dieser Lektion gelernt hat! Und wir haben es mit einem furchtbaren Gegner zu tun, dem furchtbarsten Gegner, der seit Rom in der Weltgeschichte aufgetreten ist, mit den erfolgreichsten Politikern seit Roms Untergang.

Bismarck hat Deutschland in den politischen Sattel gehoben; kann es reiten? Verträge werden uns nichts helfen, wenn sie nicht von einer Hand gemacht werden, die das Siegel mit dem Schwertknauf unter die Verträge setzt. Die Ewiggestrigen in der Politik, die heute schon die Verständigungshand nach außen reichen und den Fehdehandschuh ins eigene Lager werfen, sind nicht die Leute dazu. Das neue Volk, das aus diesem Kriege geboren werden soll und muß, dessen Geburt der Sinn dieses Krieges ist, es steht nicht hinter der Front, es trägt den Eisenhut auf den über alles Denken entsetzensvollen Schlachtfeldern. Dort reift die Zukunft, dort wird der neue Geist geboren, dort ist die Spitze, die in die Zukunft stößt. Man hat die schmähliche Sorge geäußert, die Kämpfer möchten verroht aus dem Kriege heimkehren, eine echte Pharisäersorge! Der Krieg ist nur ein Prüfstein. Auf das Edle wirkt er adelnd, auf das Gemeine es noch gemeiner machend, und nur der unedel geführte Krieg verroht, der edelgeführte adelt. Unser Volk hat die Probe bestanden: Der Krieg hat seine Kämpfer geadelt, die Franzosen als Volk hat er gemein gemacht, die Engländer waren schon gemein. Nicht um die Front, sondern um die Heimat haben wir zu sorgen. Das Volk zu Hause ist im Begriff, moralisch zu verelenden in der kleinlichen Sorge des Lebens, im gegenseitigen Auflauern, Beneiden, Übervorteilen, Ausbeuten. Eine ganze Saat niedriger Eigenschaften will an die Oberfläche. Politisch gleichgiltig, hat man sich an den Krieg gewöhnt und richtet sich schmählich mit Hamstern und Wuchern darauf ein mit dem

Gedanken: Hindenburg wird sorgen, die draußen werden es schaffen. Und man legt die Hände seelisch in den Schoß und wartet auf den Frieden, gleichgiltig in welcher Gestalt er kommt. Wie ferne Sagen klingen schon die Berichte vom harten Durchhalten aus den Jahren 1915 und 1916, und gar die von der versengenden Begeisterung von 1914. Es hat sich ein großer Abgrund aufgetan zwischen der Front und der Heimat. Während sie draußen handeln, aktiv sind und alle füreinander eintreten, hat zu Hause das Leiden und Passivsein bereits alle gegeneinander gestellt und einen Geist des Kompromisses mit unseren Feinden, einen Geist der Müdigkeit erzeugt. Es wäre furchtbar, wenn unser Volk wie aus den napoleonischen Kriegen müde aus diesem Kriege heimkäme. Wie war es 1763, 1815, 1871? Nach einer herrlichen Anstrengung in der äußeren Politik versank das Bild der Zukunft von neuem vor der Nation, in der von der Überanstrengung geschaffenen Müdigkeit, im status quo, und die Fragen der inneren Politik lagen allein noch in ihrem Horizont. So folgte auf die Erhebung von 1813, wo eine große deutsche Zukunft vor den Augen eines Stein und Gneisenau lag, die Misere von 1830 und 1848, so folgten auf die großen Taten von 1866 und 1870 die vom Gezänk der inneren Politik erfüllten 70er und 80er Jahre, bis uns das Ausland an unsere Pflicht erinnerte und an die Tatsache, daß die äußere Politik es ist, die das ganze Volk angeht, daß es erst in der äußeren Politik als Volk lebt, erscheint, gewertet wird, Gewicht und Stimme hat unter den Völkern. Und wie nach 1815 ertönt der Schrei der Müdigkeit heute nach unerhörten Anstrengungen, Erfolgen, Siegen auf allen Gebieten mit dem Rufe: Friede, Stockholm, status quo, d. h. erneute Abwendung von der äußeren Politik, denn das verbirgt sich hinter diesen Rufen; und schon ertönen wieder vorlaut die Stimmen der inneren Politik, ganz nach altem Muster von 1830 und 1848 und 1871 bis 1914, nach den Pfeifen, die nicht in Deutschland geschnitten sind, sondern in Paris, London, Newyork; und Parlamentarisierung, Demokratie, Stimmrecht scheinen bereits unseren Politikern wichtiger als der amerikanische und chinesische Markt, als das Schicksal unserer Kolonien und die Versorgung unserer Industrie mit Rohstoffen, als ganze Weltteile wie Afrika und Asien und ganze Meere wie die Ostsee und das Mittelmeer. Man schlägt bereits die Tore wieder zu, die dieser weltweite Krieg aufgetan hat für unser Volk, dieser Krieg mit seiner Weltluft, die dem Volke in alle Geistesporen dringen sollte.

Aber die draußen im Felde standen Auge in Auge mit den grausamsten Furchtbarkeiten des Lebens und mit seinen wildesten Schönheiten; ihr Fuß trat auf schwindelnde Höhen des Lebensgefühls und glitt in unergründliche Tiefen des Entsetzens; umbrandet von allen Schrecken der Sinne, umringt von allen Meeren des Denkens, Fühlens, Leidens, gestachelt von allen Dornen der Not, standen sie aufrecht als Handelnde. Sie erlebten am eigenen Leibe alle den Haß, die Niedertracht, die Lüge, die Bosheit, die

um uns wogt, wie der Schrei des Raubtieres um ein Lagerfeuer. Was sie da erlebten, die Gefühle, die sie durchwogten, die Willensmächte, die sie aufrecht erhielten: das sind Urgefühle, Urerkenntnisse, Urnotwendigkeiten, unabhängig von Theorien und Erlerntem, von Gelehrtem und Überliefertem, von Angenommenem und Anerzogenem. Die Geisteskräfte, die dort großgezogen worden sind, die dort übrig geblieben sind, als die Gefahr und der Gemeinschaftsgeist des Volkes alle minderwertigen ausmerzte und nur die biologisch wertvollen übrig ließ, sind gerade die Kräfte, die ein Volk auch zu einer bewußten, hellsichtigen, willensstarken Politik nötig hat. Man hat gelernt, die Wirklichkeit zu sehen und die Kräfte richtig einzuschätzen, zu handeln, zu wollen, den feindlichen Willen in seinen Zielen zu erkennen und sein Handeln danach einzurichten und das eigene Ziel mit nie nachlassender Energie zu verfolgen. Sie stehen auch diesem Kriege im Ganzen gegenüber nicht als einem Wahnsinn, der die Menschheit erfaßt hätte, sondern als einem Verhängnis, das bewältigt werden muß, und sie wissen, daß der Herr bleibt unter den ringenden Völkern, der stark bleibt in seinem Inneren, der den Krieg erleben will als die ihm gesetzte Aufgabe, nicht ihm ausweichen in Friedenssehnsucht, ehe er zu Ende gekämpft ist, ehe alle unsere Kräfte auf die Probe gestellt sind. Mit dem Fluch oder dem Segen des Krieges beladen werden die Völker heimkehren. Laßt uns von ihnen erforschen, was sie erlebten dort, wo im Brennpunkt des Krieges sich seine Energie umsetzt in Wunden und Tod, Erstickung und Zerstückelung, in betäubenden Donner und herzzerreißendes Wimmern von Mensch und Tier, wo der Menschenleib in Stücke zerrissen an der Sonne fault, ein Raub der Vögel wird, ein Nichts im Graus der Vernichtung, und wo der Geist lebt und triumphiert. Laßt uns hören, was sie da erlebten, was in ihnen als Festes blieb, als alles einstürzte, was sie heute mit verachtendem Blick als verworfen streifen, was sie mit Ehrfurcht grüßen als bewährt. Es gibt nur ein Gegengift gegen den Geist von 1917, der der Geist des Kompromisses und der Müdigkeit und des inneren Zankes ist, von dem man an der Front mit schneidender Verachtung sagt: „Wir im Felde wollen uns von dieser seelischen Verlausung freihalten." Dies Gegengift ist der Geist der Front, der Opfergeist von 1914 und der Geist des Ausharrens von 1915 und 1916. Sie haben einen ungeheuren Reichtum angesammelt dort an der Front, einen Reichtum an heldischer Tradition, an ungeheuren Erlebnissen und Taten, einen Reichtum an neuem Sehen, Fühlen, Wollen, eine gewaltige Hebung des Bewußtseins ihres Könnens und Seins, ihres Wertes und des Wertes ihres Volkes. Retten wir diesen Reichtum für unser Volk in der Heimat. Die, die zurückkommen, werden uns mit Augen ansehen, die die Seele durchschauen. Sie werden unserer Seele bis auf den Grund sehen mit dem von der Not und der Größe des Erlebten geschärften Auge. Werden wir diesen suchenden, forschenden, prüfenden Blick ertragen können? Werden wir die Augen

niederschlagen, damit jene nicht in den Kleinmut, die Erbärmlichkeit und Armut unserer Seele blicken? Scheuen wir diesen Blick, bereiten wir uns auf ihn vor! Sie werden eine stille, aber verzehrende Glut heimbringen, die die Läuterung draußen an ihrer Seele erfuhren. Sie werden ihren Geist ausgießen in das Volk, wenn sie zurückkommen. Erhalten wir den Boden unserer Seele locker, um ihre Aussaat in uns aufnehmen zu können. Sie sind der beste Teil des deutschen Volkes und Geistes, sie sind die Fortsetzung seiner besten und männlichsten Tradition.

Durch den Volksgeist muß jeder Einzelne gehen, der zu dem Volke gehören will. Wie das ganze Volk, so muß jeder Einzelne zum Deutschen geboren werden durch die Teilnahme an allem Großen, aber auch an allem Schweren, an allen Nöten und Aufgaben unseres Volkes. Ein Deutscher sein ist ein Schicksal, es schließt die Aufgabe in sich, ein Deutscher zu werden auf dem Wege, auf dem das deutsche Volk selbst geworden ist: Auf dem Wege der Not und des Geistes, „mit gebundener Faust". Die Pflicht, ein Deutscher zu werden, schließt die Pflicht ein, das Leben des ganzen Volkes mit auf der Seele zu tragen, das Leben, wie es sich regt in dem Gesamtleben des Volkes als Wachstum in Geschichte und Politik.

Unser Ansehen auf der Welt wird ungeheuer sein nach diesem Kriege. Tüchtigkeit erregt Neid, aber sie wirbt auch. Man wird sich zu uns drängen, sobald der Bann gelöst ist, unter dem England vor und in dem Kriege die Welt hielt. Wen man für stark hält, der hat Bundesgenossen die Fülle, und man wird uns für sehr stark halten nach der Kraftprobe, die wir abgelegt haben. Aber wir werden uns den Respekt der anderen erhalten müssen, indem wir sie im Bewußtsein unseres Wertes an uns herankommen lassen, nicht uns ihnen antragen mit demütigen Augen, wie jetzt wieder mit den in ihrer Bescheidung unsere Gegner fast beleidigenden Friedensanerbietungen. Dazu hat jeder einzelne beizutragen mit seinem ganzen Gebaren, denn wir stehen zweifellos im Brennpunkt der Aufmerksamkeit der ganzen Welt. Die politische Weltlage, die aus dem Kriege hervorgeht, wird eine ungeheuere Vereinfachung zeigen durch die Zusammenballung der Länder- und Völkermassen. Es wird nach dem Kriege nur noch drei Kraftzentren geben: Europa mit Deutschland als Kern, die angelsächsische Welt mit Amerika als Kern, Asien, dem sich Rußland wieder zuwenden wird, nachdem die Revolution den nach Westen gerichteten Zarismus weggefegt und den Geist des russischen Volkes, das nach Rasse und Wesen nach Asien tendiert, zum bestimmenden Faktor gemacht hat, mit Japan als Kern. Das Kräftezentrum, das wir bilden, ist zunächst noch eingeschnürt durch den angelsächsischen Ring, dem in diesem Krieg auch das asiatische Kräftezentrum und zum größten Teil auch die romanischen Völker der Erde zugehören. Der Weg, sich der Umschnürung zu erwehren, wird in der Erweiterung des Kerns der Mittelmächte bestehen, an den sich zunächst die germanischen Nachbarstaaten:

die Schweiz, Holland, Belgien, Skandinavien anschließen werden, die ihre Unfähigkeit, ohne Anlehnung an Deutschland auch nur wirtschaftlich zu existieren, in diesem Kriege deutlich erfahren haben, sodann im Osten die griechische Halbinsel und Kleinasien bis nach Persien, das sich der Aufteilung durch England und Rußland nur durch ein Bündnis mit Deutschland entziehen kann. Die romanischen Staaten Europas werden fortan als Großmächte so wenig zählen wie seither die skandinavischen Staaten. Die Lossprengung des romanischen Süd-Amerika und Asiens vom angelsächsischen Kräftezentrum aber wird möglich sein auf Grundlage des sich bildenden japanisch-amerikanischen und des süd-nordamerikanischen Antagonismus, sobald man erkannt hat, daß Deutschland nicht zu ersticken ist, daß man sich selbst aber der militärischen und wirtschaftlichen Bedrohung durch die Angelsachsen nur erwehren kann durch Anschluß an Deutschland, das z. B. allein die Aufrechterhaltung der Freiheit der Meere gewährleisten kann.

Die Lösung der Aufgaben der äußeren Politik wird aber nur möglich sein bei Lösung derjenigen besonderen Aufgaben der inneren Politik, die der Krieg mit furchtbarer Eindringlichkeit gestellt hat. Nur sehr nebensächlich sind dabei die Fragen, die die freisinnige Presse seit 1830 mit großem Lärm als die Aufgaben der inneren Politik in den Vordergrund schiebt, die Verfassungsfragen, die Parlamentarisierung, in der nicht die Vernunft, sondern die Suggestion der Herrscher ist, und die Demokratisierung, bei der nicht das Volk, sondern der Klüngel den Ausschlag gibt, wie gerade der Krieg klar gezeigt hat; untergeordnet sind selbst die Fragen der sozialen Gesetzgebung, soweit sie nicht der einen großen Hauptaufgabe dienen: Der Durchführung einer wahrhaft biologischen Politik im Sinne Fichtes, Steins, Friedr. Lists, einer Politik der produktiven Kräfte. Was vor hundert Jahren geschah als Vorbereitung auf den Krieg: Die Pflege und die Sammlung der sittlichen und vitalen Kräfte der Nation, das muß heute *nach* dem Krieg in Angriff genommen werden als Vorbereitung auf die ungeheuren Aufgaben, vor die das deutsche Volk gerade der Krieg gestellt hat, nicht allein die Aufgaben des Ersatzes des Verlorenen, sondern auch die der Erweiterung seines Welteinflusses. Wir brauchen einen Geist, der durchsieht durch die Oberflächen, auf denen sich die Betätigung der Kräfte abspielt in Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, Kultur, um die Kräfte selbst und ihre Quellen ins Auge zu fassen; wir brauchen einen Lykurg, der mit eisernem Besen alle die Dinge aus dem Lande fegt, die vor dem Kriege an der Kraft des Volkes zehrten und die im Geburtenrückgang bereits den Bestand des Volkes zu untergraben begannen. Warnend steht hier die Erschöpfung der Volkskraft in Frankreich vor uns und drohend die Volksfruchtbarkeit Asiens, das uns der Krieg in bedrohliche Nähe gerückt hat und dessen Anprall wir zweifellos im 21. Jahrhundert auszuhalten haben werden.

Das Bevölkerungsproblem ist das furchtbarste aller Probleme, das überhaupt einem Volke gestellt werden kann, und es ist uns bereits gestellt, ein Problem, gegen dessen Furchtbarkeit alle Vernichtung des Lebens durch Kriege, Seuchen, mangelhafte Ernährung und Lebenshaltung selbst breitester Schichten des Volkes leicht wiegt wie eine Feder, weil diese nur die Frucht aufzehren, der Geburtenrückgang aber Vernichtung des Samens, Verstopfung der Lebensquelle bedeutet. Man sucht sich darüber zu täuschen mit dem törichten Trost, es komme auf die Qualität und nicht auf die Quantität des Lebens an, als ob nicht mit der Versiegung des Lebensquells die Qualität mit der Quantität zugrunde ginge, oder mit dem ebenso törichten Troste der gesteigerten Lebenderhaltung der Geburten bei geringerer Zahl, da Erhaltung niemals den Ausfall der Erzeugung wett machen kann. Beide Vertröstungen steigern nur die Gefahr, indem sie den Grundschaden verdecken, die unumstößliche Tatsache, daß zwar nicht die Zeugungskraft, aber der Zeugungswille in unserem Volke erkrankt ist und daß diese Erkrankung unaufhaltsam um sich greift, je länger man ihr tatlos zusieht und an den bloßen Symptomen der Krankheit herumdenkt und -doktort. Die unüberwindliche Kampfkraft des deutschen Volkes in diesem Kriege ist kein Gegenbeweis. Die rettungslos erkrankten Franzosen schlagen sich nicht schlechter als wir.

Aller Geist eines Volkes, alle Energie kulturellen, wissenschaftlichen, wirtschaftlichen Wirkens und alle kulturellen, wissenschaftlichen, wirtschaftlichen Güter, die es erzeugt, können es nicht retten vor dem unentrinnbaren Untergang, sobald es im Kern getroffen ist von der Erkrankung des Lebens- und Zukunftswillens, für die der Geburtenrückgang, für den zweifellos nicht physiologische Ursachen verantwortlich sind, ein unmißverständliches Symptom ist, mag diese Erkrankung auf sittliche, soziale, wirtschaftliche oder wissenschaftliche, philosophische, kulturelle Gründe und Ursachen zurückgehen.

Ein neues Volk soll geboren werden, ein neuer Geist in diesem Volk, ein neuer Lebenswille, ein neuer politischer Wille, ein neuer kultureller Wille. Und dieser Geist soll zur Wirkung kommen auf die ganze Welt, die ihn nie nötiger hatte als heute, wo der angelsächsische und der romanische Geist sich zusammentaten, ihn zu ersticken, weil sie ihn fürchteten. Bereiten wir uns vor auf die ungeheure Weltaufgabe, die uns das Geschick auferlegt hat: Das Salz der Erde zu werden gegenüber dem erkrankten romanischen Geiste, gegenüber dem verarmten angelsächsischen Geiste und gegenüber dem düsteren asiatischen Geiste als echter Europäergeist, der auch alle europäische Vergangenheit in sich begreift, um sie weiterzugeben in die Zukunft, als Geist der Tiefe und der Weite, als Geist der rationalen Helligkeit und zugleich der Naturehrfürchtigkeit, als Geist des ideellen Forschens und des praktischen Aufbaus, als Geist, der zugleich singt, denkt und schafft. Die Geburt eines neuen Geistes und Volkes und die Wirkung

dieses Geistes und Volkes auf die Welt, das ist der biologische Sinn des Krieges, denn alle Kämpfe sind Geisteskämpfe, die geführt werden mit dem Geist und für den Geist; und nur wenn ein Volk diesen Sinn bewußt erfaßt, wird es siegen, überleben, sich durchsetzen, wirken, denn das politisch-geschichtliche Leben, so sehr es aus den unbewußten Trieben der Rasse und Volksindividualität herauswächst, ist nicht Naturgeschehen, sondern bewußtes Leben: Erkennen, Begreifen, Wollen — oder es existiert überhaupt nicht.

Ranke und die weltgeschichtliche Rolle der Germanen.

Ludwig Schemann.

(Schluß.)

Zum Schluß noch einige Stimmen über das Mittelalter, „die große Werkstätte und das Schatzhaus aller unserer Kulturideen" (Gregorovius, „Geschichte der Stadt Rom im Mittelalter", Bd. VIII 4, S. 660). Wenn immer wieder, und mit Recht, Frankreich, dessen Sprache und Literatur damals Weltsprache und Weltliteratur waren und das an Kulturbedeutung alle Nachbarvölker überragte, als die geistige Vormacht des Hochmittelalters gefeiert wird (Prutz, „Kulturgeschichte der Kreuzzüge", S. 6, Körting, Enzyklopädie, Teil III, S. 386/87), so wird von Warnkönig und Stein bei ihrer Schilderung des allseitig glänzenden französischen Lebens jener Zeit (im 3. Bande der „französischen Staats- und Rechtsgeschichte") mit Recht darauf hingewiesen, daß dies eben das germanische Frankreich war. „Germanen überall", hieß es damals noch, und Wilhelm Wackernagel konnte in seiner schönen Abhandlung über „Gewerbe, Handel und Schiffahrt der Germanen" („Kleinere Schriften", Bd. I, 1872, S. 85) mit Recht darauf hinweisen, daß dies sogar zur See so gut wie zu Lande gelte: „Eine höhere Fügung, welche jenseits geographischer Verhältnisse liegt, hat die Seeschiffahrt Europas aus den Meerbusen und dem Binnenmeer des Nordostens hervorgehen lassen, damit der germanische Stamm auch hierdurch der herrschende eines neuen Weltalters würde. Was immer die romanischen Völker durch Entdeckung, durch Eroberung, durch Handel Großes zur See geleistet haben, sie haben es nur geleistet kraft der germanischen Verwandtschaft, in welche sie mit eingetreten sind, und haben es nur als Zöglinge der Germanen geleistet: Zeugnis dessen schon ihre Sprachen, die alles, was zur Seeschiffahrt gehört, selbst die Himmelsgegenden, mit germanischen Worten benennen müssen" — welchen Sätzen nur noch hinzuzufügen wäre, daß ja jene großen Leistungen, die man bisher ziemlich schematisch den romanischen Völkern zuschrieb, in der Hauptsache auch wiederum den Abkömmlingen alter germanischer Heldengeschlechter zu verdanken sind, als welche sich die großen Entdecker und Seefahrer fast aus-

nahmslos erweisen, wie denn auch die größte Errungenschaft ihrer Taten, Amerika, verdientermaßen einen deutschen Namen trägt.

Wer in das „beseelte, frohe Leben" des Mittelalters tiefe Einblicke tun will, der sei auf Jakob Grimm verwiesen, seine deutschen Rechtsaltertümer und die anderen mächtigen Sammelwerke über unsere Vergangenheit. „Ich darf hier ein Wort mitsprechen", sagt er selbst („Kleinere Schriften", Bd. I, S. 31), „der ich gerade mein Leben an die Untersuchung unseres Mittelalters setzte. Ich habe mit innerer Freude getrunken an seinen stillen Brunnen, die mir kein Sumpf schienen; in die rauhen Wälder unserer Vorfahren suchte ich einzudringen, ihrer edlen Sprache und reinen Sage lauschend. Weder die alte Freiheit des Volkes blieb mir verborgen, noch daß es schon, bevor des Christentums Segen ihm nahte, sinnigen, herzlichen Glauben hegte." Und dieser Mann hat es bündig ausgesprochen: „Von unserem Volke gelenkt wurden die Schicksale des ganzen Mittelalters."

Auch in Frankreich ist doch Gobineau durchaus nicht der Einzige gewesen, welcher den germanischen Charakter des Mittelalters erkannt hat. So sagt z. B. Renan („Journal Asiatique", T. 13, 1859, p. 448 ss.), wiewohl er, der damaligen Anschauung entsprechend, noch eine weit geringere germanische Beimischung annahm, als wir es heute tun: „et pourtant ces pays — Frankreich, Spanien und Italien — ont été très profondément germanisés et cette légère infusion de sang a suffi pour créer dans l'histoire ce qu'on peut appeler une période germanique (le moyen âge)."

Genug für jetzt hiervon. Es versteht sich, daß man nicht ganz selten auch auf die Gegenauffassung, die Rankes, trifft. So z. B. charakterisiert Schnaase, „Geschichte der bildenden Künste", Bd. 8, S. 72 ff., das „System des Mittelalters" (der Ausdruck ist bezeichnend) als Produkt einer Mischung, und legt dann nach Elementen ungefähr zu gleichen Teilen auseinander, wie es ja, solange man die Dinge rein kulturgeschichtlich betrachtet, sein gutes Recht ist. Auch Giesebrecht (I, 317 seiner Kaisergeschichte) sagt ganz wie Ranke von der Kirche, daß sie „in allen ihren Formen, ihrer Sprache und Bildung ebenso kenntlich den Stempel des römischen Wesens trage, als der Staat den des germanischen", und stellt sie als eine ebenbürtige und selbständige Ergänzung in diesem Sinne dem Staate zur Seite.

Aber es ist doch bezeichnend, daß gerade er eine andere Stelle, an welcher er die Aufgabe des deutschen Volkes in so schöner Weise — und ganz in unserem Sinne — umreißt („sich mit der gesamten Tradition der früheren Zeiten zu erfüllen, mit dem Hauch seines Geistes erstorbene Formen neu zu beleben ... die ganze Summe der Bildung in sich aufzunehmen und von den Elementen seines Wesens durchdrungen als Gemeingut der Welt hinzugeben"), ausdrücklich mit den Worten schließt: „Das ist deutsche Art, wie sie sich in Kirche und Staat, in Kunst und Wissenschaft, in allen Gebieten des Lebens erwiesen hat."

Um nun aber endlich wieder zu Ranke zurückzukehren, so dürften wir ja wohl seine oben erwähnte Charakteristik des Mittelalters als ganz zu den Gedankenreihen, mit denen wir soeben abschlossen, passend unbestritten mit aufführen, wenn auch ihm selbst in dem vollen Glockentone jener Zeiten manches römischer geklungen haben mag, als wir es herauszuhören vermögen. Kann es uns aber vollends, nach allem, was wir im Vorstehenden vernommen, verargt werden, wenn wir jene berühmte Einleitung seiner Erstlingsschrift für uns in Anspruch nahmen, ja wenn wir auch jetzt, nach Meineckes Einspruch, energischer denn je an unserer Auffassung festhalten?

„Die romanischen und germanischen Nationen erscheinen als eine Einheit" (S. III), „sie sind von demselben oder nahverwandtem Stamme, sie hängen in ihrer inneren Geschichte aufs genaueste zusammen; drei große äußere Unternehmungen repräsentieren vor allem jene Einheit, die, aus demselben geistigen Grunde stammend, eine von Anfang bis jetzt fortlaufende Entwicklung des germanischen Lebens bilden: die Völkerwanderung, die Kreuzzüge, die Pflanzungen in fremden Weltteilen" (S. XVIII). „Die Völkerwanderung hat die Einheit, von der wir reden, gegründet. Die Begebenheit, die Bewegung ging von den Germanen aus" (ebenda). „Die Kreuzzüge sind eine wahre Fortsetzung der Völkerwanderung" (S. XXIII). „Das lateinische Kaisertum hätte bei längerem Bestand das ganze griechische Reich germanisieren müssen" (S. XXV). Dann gegen Schluß der Abhandlung: „Rittertum, geistliche Orden, Poesie, Entwicklung der Städte, Baukunst, große geistige Bewegungen — alles war den abendländischen Völkern im Mittelalter gemeinsam. Völkerwanderung, Kreuzzüge, außereuropäische Kolonisationen sind ihnen allen gemein, sie verknüpfen Zeiten und Völker, sie sind, daß ich so sage, wie drei große Atemzüge dieses geheiligten Vereins."

Diese Sätze atmen, wie wir sehen, den vollsten Einklang mit allem, was die verschiedensten Meister der historischen Wissenschaften zu diesen Fragen beigebracht haben. Später hat dann freilich Ranke die Bezeichnung germanisch, die er als Junger nach dem alten Satze a potiori fit denominatio frischweg angewandt hatte, eingeschränkt, gewissermaßen zurückgenommen. Mir will jetzt scheinen, als ob damit doch nicht allzu viel geändert wäre. Da die beiden Sätze, von der Völkerwanderung, daß die Begebenheit, die Bewegung derselben von den Germanen ausgegangen, und von den Kreuzzügen, daß sie eine Fortsetzung der Völkerwanderung gewesen seien, unangetastet geblieben sind, so bleibt auch das Wesentliche der alten Darlegung bestehen. „Die Bewegung ging von den Germanen aus" bleibt in jedem Falle Stichwort. Sie hauchten den Atem ein. Für die drei Atemzüge, welche Ranke mit Recht als die großartigsten und folgenreichsten Lebensäußerungen des Mittelalters heraushebt, bedurfte es jugendlicher Germanenlungen. Dem durch und durch asthmatisch gewordenen Römertume wären sie einfach nicht mehr möglich gewesen.

Meinecke meint, Ranke habe in der Jubelausgabe seiner Jugendarbeit eine Übertreibung berichtigt. Ich selbst hatte in meinem Buche vorsichtigerweise mit einer Nachlässigkeit gerechnet. Mir scheint eine solche immer noch eher im Charakter Rankes[1]), und diesem bei seiner unendlichen Gewissenhaftigkeit nichts ferner zu liegen als zu übertreiben.

Aber der ganze Sinn dieser Rankeschen Wandlung liegt doch wohl weder im einen noch im anderen dieser Prädikate beschlossen, er liegt tiefer. Nicht um ein quantitatives Versehen, sondern um einen qualitativen Sinneswechsel handelt es sich, noch richtiger: um zweierlei Fühlen. Fest steht in jedem Falle, daß Ranke einmal in seinem Leben so gefühlt, die Dinge so angeschaut hat, wie das Wort germanisch vollinhaltlich besagt.

Ein Stück vom Seher ist immer nötig, um ganze Epochen der Menschheitsgeschichte nach ihrem Geist und Inhalt zu erfassen. Dieser Sehergeist hat auch Ranke vorwiegend erfüllt, als er jene erste Beurteilung des germanischen Mittelalters schrieb: da hat er gesehen, was und wie die vielen anderen sahen. Dann kommt mehr und mehr der Forscher zur Geltung, der nicht gewissenhaft genug zu Werke gehen zu können glaubt, die zunehmende Vorliebe für Synthesen tritt hinzu, vielleicht auch der Drang nach Gleichmäßigkeit — bei der Sammlung seiner Werke mochte der greise Meister, indem sein Blick auf dem einen oder anderen derselben verweilte, in welchem er die Fragen der romanisch-germanischen Völker weniger aus der Höhe in die Weite betrachtet und daher sich des sachlich zunächst zutreffenderen Ausdrucks bedient hatte —: kurzum, die ursprüngliche Form der Abhandlung wurde verleugnet, und mit ihr jene geniale Unmittelbarkeit, welche diese ganze Erstlingsarbeit wie eine Offenbarung erscheinen läßt. Darum wagen wir aber doch bei dem jungen Ranke gegen den alten zu verharren und zu sagen: dort hat er dem Geiste, hier dem Buchstaben nach die Wahrheit gesehen.

Die objektivere Fassung ist die neuere gewiß, und Objektivität um jeden Preis sehen wir ja in Ranke verkörpert. Man kann es auch nicht genug bewundern, wie es ihm kraft ihrer z. B. geglückt ist, Reformation und Papsttum in zwei großen Werken gleichermaßen in ihren Tiefen zu erschöpfen und in ihrem Wert und Wirkungen zur Geltung zu bringen. In ihrer erhabenen Ruhe steht sie wie ein Leuchtturm der Wahrheit in der Welt der Geschichte, in welcher notgedrungen so vielfach Dunkel herrscht. Der sicherste Weg zur Wahrheit bleibt mit ihr zweifellos gegeben, wenn damit auch nicht gesagt ist, daß sie selbst sich immer mit der Wahrheit decken muß, wie eben hier, wo das konsequente Mitdurchziehen des abgelebten romanischen, als eines ebenbürtigen, Elementes durch das

[1]) Sie ist ihm sogar bei der Säuberung seines Werkchens nochmals begegnet, indem diese nicht ganz vollständig geglückt, sondern die verräterischen Germanen — ein Symptom ihrer Unaustilgbarkeit — vereinzelt, zwar nicht in der Einleitung, sondern in der Abhandlung selbst, doch stehen geblieben sind.

Mittelalter mehr auf grundsätzliche Voraussetzungen und geistige Zurechtrückungen als auf tatsächliche Gegebenheiten sich begründen läßt.

Wir würdigen es durchaus, wenn Meinecke gerade auch in einer Akademierede, die es sich zur Aufgabe setzt, die reine geschichtliche Wahrheit als obersten Maßstab gegen geschichtsphilosophische und politisierende Tendenzabirrungen zu schützen und durchzusetzen, sich des denkbar höchsten Maßes Rankescher Objektivität befleißigt. Eine andere Frage ist, ob sich die von ihm besprochenen Dinge nur in diesem Lichte betrachten lassen, ob die Wahrheit in diesem wie in manchem anderen Falle nicht auch einmal aus patriotischem Auge angeschaut werden darf und so gefunden werden kann.

Jedenfalls war die vorsichtige akademische Zurückhaltung des neuesten Festredners nicht immer der Brauch. In der gleichen Akademie, an dem gleichen 27. Januar, hat einst, im Jahre 1780, der Minister Ewald Friedrich Graf von Hertzberg eine Festrede gehalten, deren Titel „Dissertation sur les causes de la supériorité des Germains sur les Romains etc." er schon den von seinem Nachfolger gemiedenen und gerügten Ausdruck einverleibt hat, und in welcher er diese Überlegenheit und ihre Wirkungen und Folgen, die Begründung des gesamten modernen Europa auf germanische Kräfte und Werte, mit lapidarer Deutlichkeit, man möchte sagen mit rücksichtsloser Wucht zur Geltung bringt. (Außer in die Akademieschriften ist sie auch in die „Oeuvres politiques" Hertzbergs, Tome I, Berlin, 1795, p. 9—52 aufgenommen.) Trotz einzelner naiver Geschichtsverstöße ist dieser antizipierte Arndt und Gobineau mitten in der Aufklärung seiner Zeit weit voraus, und seine Abhandlung könnte in der Hauptsache heute geschrieben sein.

Ein grellerer Kontrast als der zwischen dem Akademiker unserer Tage, der sich ängstlich bemüht zeigt, zu verhindern, daß von den Germanen zu viel gesagt werde, und dem etwas draufgängerischen Minister Friedrichs, der offenbar von der Voraussetzung ausgeht, daß von ihnen gar nicht genug gesagt werden könne, ist freilich nicht denkbar. Und doch ist es für uns nicht ausgeschlossen, uns an beide zu halten und so ein Mittleres auszufinden, das uns ganz sicher in den Besitz der Wahrheit führen dürfte.

Lernen wir immerhin von Ranke, der seinen wärmeren Jugenddrang zugunsten einer frostigeren Objektivität abdämpfte, und von seinem Jünger, der dies billigt und für das Rechte erklärt, daß gerade die begeisterndste Lehre im wissenschaftlichen Sinne der strengsten Kontrolle bedarf, unter Umständen Abzüge, Einschränkungen, Opfer liebgewordener Anschauungen im einzelnen sich gefallen lassen muß. Aber lernen wir auch von dem altgermanischen Edelmann im Ministerkleide, daß wir mit unserer Germanenbegeisterung nie und nirgends, auch vor den Pforten einer Akademie nicht, halt zu machen brauchen, daß gerade sie, was auch die heutige Welt voll Teufel dazu sagen möge, eine überragende Dosis, eine Fülle von Wahrheit in sich trägt und daß wir uns daher, wo immer es sei, mit dem vollen

Mute einer geheiligten Überzeugung zu ihr bekennen dürfen. Sie wird in dem Maße zum Siege gelangen, als es gelingen wird, ihre neueste und beste Waffe, die von Woltmann geschmiedete, auszubauen und zu vervollkommnen. Wenn wir bewußt und fest die von ihm aufgewiesene natürlichste Basis der Forschung betreten, werden auch die von Meinecke mit Recht hervorgehobenen Schwierigkeiten der Aufdeckung und Herausschälung des Germanischen aus so manchem umhüllenden Nebel an Gewicht verlieren. Wenn wir uns alsdann auf Schritt und Tritt durch ein gerade hier nicht berechtigtes Zagen nicht abhalten lassen, auf tausenderlei Herrliches und Herrliche mit dem Worte „dies ist unser" die Hand zu legen, so bleiben wir uns auch dabei bewußt, im Sinne der Wahrheit nur eine Pflicht zu erfüllen, indem wir uns und unseren Mutterstamm selbstbewußt zu Ehren bringen. Daß dies vielleicht zu einer geistigen Fortsetzung des Kampfes mit einem Teil unserer heutigen Gegner führen wird, ist zuzugeben, darf uns aber nicht beirren. Sie werden ihren Lauf vom germanischen Mutterherde weg immer konsequenter, immer rücksichtsloser fortsetzen. Aber gerade weil mit Sicherheit anzunehmen ist, daß die bekannten Renegatenströmungen nach dem Kriege schroffer und ausschließlicher denn je wieder aufleben werden, haben auch wir die Ehrenpflicht, jeden Posten doppelt treu und zäh zu verteidigen.

Mit dem Kriege ist ein Wendepunkt für unsere ganze geschichtliche Weltanschauung eingetreten. Wir haben unseren Patriotismus gewissermaßen neu einzustellen. In jedem Falle aber werden wir ihn mehr denn je wieder auf einen Germanismus auf weitester zeitlicher und räumlicher Unterlage begründen müssen, denn das stolze Panier unseres Deutschtums wird doch seinen schönsten Glanz immer dem Edelwerte unserer germanischen Voreltern entnehmen und der Zusammengehörigkeit, dem treu gehüteten Erbverhältnis zu diesen verdanken. Scheuen wir dabei keinerlei noch so strenge Selbstprüfung, wie sie uns der Geist der Wahrheit auferlegt, nur schwören wir endlich den alten Fehler ab, um der anderen willen das beste Teil des eigenen Selbst zu verleugnen. Nicht dem, daß unsere besten Geister den Kopf hoch getragen, sondern dem, daß nur zu viele der übrigen ihn gebeugt, verdanken wir es heute, daß wir wie Geächtete in der Welt dastehen, daß unserem Volkstum so blutige Wunden geschlagen worden sind. Das gilt für die Wissenschaft wie für die Politik. Verwandte Elemente haben der Wahrheit der geschichtlichen Rolle unseres Volkes, unserer Rasse, und haben dieser selbst und ihrem Wirken im Wege gestanden. Aber ihr Wert, ihre Würdigung, ihr geschichtliches Bild wird sich, wenn charaktervolles Wollen hinter ihr steht, so gut durchsetzen, wie sie selbst sich durchgesetzt hat und andauernd durchsetzt. Auch der Nimbus eines Größten kann daran nichts ändern.

Berichte und Notizen.

Warum wir unbeliebt waren. Dr. Karl Peters weist in seinen jüngst erschienenen Lebenserinnerungen (Hamburg, Rüsch'sche Verlagsbuchhandlung) auf einen Grund unserer Unbeliebtheit hin, den wir aus guten Gründen nicht ganz übersehen dürfen. Er schreibt:

Es ist unwahr, daß dieser Krieg in erster Linie aus kolonialem Wettbewerb entstanden sei. Gerade umgekehrt ist die Unbeliebtheit des Deutschen auf der Erde, welche diesem Riesenkampf zugrunde liegt, zum großen Teil aus der Tatsache entstanden, daß wir nicht schon längst genügenden Ellbogenraum hatten und unsere bedürftige Auswanderung demnach fortwährend Fremden aufhalten mußten. Dies habe ich zum Teil selbst miterlebt.

Die deutschen Proletarier strömten von Jahr zu Jahr ins Ausland und fielen teilweise gleich der ausländischen Armenpflege zur Last. Zum Teil machten sie der fremden Arbeit das, was sie unlauteren Wettbewerb nannte. Der deutsche Arbeiter unterbot sie und drängte sie aus Brot und Stelle. Oder der deutsche Handlungsbeflissene erschien und machte ebenfalls, was die westlichen Völker unlauteren Wettbewerb nannten. Er arbeitete oft ganz für umsonst, lauschte den Fremden ihre Geschäftsgeheimnisse ab und setzte dann neben ihnen ein Konkurrenzhaus auf. Darüber klagte man in Nordamerika, in Großbritannien und in Frankreich. Sicherlich auch in anderen Ländern. Es kann keine Frage sein, daß der deutsche Mitbewerber teilweise auch fleißiger und geschulter war als der einheimische, und daß dies den Haß vermehrte. In England erhob sich schon von Anfang dieses Jahrhunderts an diesem zudringlichen Wettbewerb gegenüber der Ruf: „the british office for the british clerk" (das britische Bureau für den britischen Kommis), und damit begann recht eigentlich die heutige Deutschenhetze auf der Erde.

Ganz ähnlich war es mit dem deutschen Warenvertrieb. Auch hier war sehr oft kein ehrlicher, sondern ein unlauterer Wettbewerb durch billiges Unterbieten der Preise und, wie sie klagten, durch verschmitzte Kunstgriffe. Also, nicht weil wir uns eigene Kolonien anlegten und ausbauten, entstand ein allgemeiner Haß auf der Erde, sondern weil wir dies nicht taten und fremde Ansiedelungen für unsere kleinlichen Zwecke ausbeuten wollten. Nicht, weil ich und meine Freunde uns nach „unserm Plätzchen an der Sonne" umsahen, sondern weil Leute wie Eugen Richter und Ludwig Bamberger predigten: „Seid doch nicht so dumm, euch selbst um Arbeitsfelder für eure Art zu bemühen, wo ihr euch bei anderen einnisten könnt", sind wir schließlich allen Völkern und Rassen ekelhaft geworden, so daß wir uns heute gegen die ganze Welt um Sein oder Nichtsein zu schlagen haben. Das stete Erntenwollen, wo man nicht gesät hat, ist am Ende zu verteufelt verschmitzt, als daß es noch klug genannt werden könne. Jedenfalls macht es weder den einzelnen, noch ganze Völker beliebt in der Fremde." — Wenn auch an dieser Feindseligkeit wohl meist die Juden mit deutschem Namen und deutscher Sprache die Schuld tragen mögen, so wirkt doch jede Infiltration von Fremden, falls diese nicht ausdrücklich gerufen werden, in jedem Volke wie ein unerwünschter Fremdkörper, gleichviel ob das nun Juden oder Nichtjuden sind. Sie werden zum Pfahl im Fleische des eigenen Volkes. Das beste ist daher nicht nur vom rassenbiologischen, sondern auch von jedem anderen Standpunkte aus: jedes Volk bleibe möglichst für sich. Muß es sich ausbreiten, weil es über die Grenzen hinauswächst, so ist es auch besser, es erzwingt sich die Grenzerweiterung oder die Kolonien mit offenen, ehrlichen Waffen, als daß es sich hinterlistig und heimtückisch zwischen fremde Völker einschiebt und dadurch schließlich doch innern und äußern Krieg zugleich hervorruft.

Über Volksvertretung und Volksgliederung macht in Hinsicht auf die in Angriff genommene Änderung des preußischen Wahlrechts Prof. Richard Ehrenberg in Nr. 300 des „Tag" sehr bemerkungswerte Ausführungen, die im wesentlichen mit den in dieser

Zeitschrift im Januar-, Februar- und Märzheft 1912 unter der Überschrift: „Das Problem einer organischen Volksvertretung" zum Ausdruck gebrachten Gedanken übereinstimmen. Es heißt dort:

„Seit Platon und Aristoteles, also seit über zweitausend Jahren, ist es oberster Erfahrungssatz aller Staatsweisheit in Verfassungsfragen, daß gemischte Verfassungen haltbarer sind als einseitige, weil sie nicht wie diese beruhen auf dem Übergewicht eines einzelnen Volkselements, sondern Versöhnung der streitenden Elemente bezwecken. Und schon die Griechen wußten sehr wohl, daß einseitige Demokratien besonders wenig haltbar sind, daß sie der Mischung mit anderen Elementen besonders bedürfen. Die Erfahrungen des Mittelalters und der Neuzeit und gerade auch die der allerneusten Zeit bestätigen durchaus diese Erkenntnis."

Nachdem dann Verfasser über die durch die französische Revolution verursachten Volksvertretungen der romanischen Länder und auch Deutschlands, deren Einflusse teilweise auch die englische Vertretung anheimgefallen sei, den Stab gebrochen hat, fährt er fort:

„Sie ist längst durch die organische Staatsauffassung innerlich überwunden worden. Nach ihr besteht das Volk überhaupt nicht aus Einzelwesen, sondern aus Organen, d. h. aus Gruppen besonders gearteter Einzelwesen. Nur sind bisher noch nicht die notwendigen Folgerungen für die Praxis des Staatslebens hieraus gezogen worden.

Dies ist ein grundlegender und in seinem Kerne unvergänglicher Gedanke unserer Zukunft, der bei großen Staatsmännern, vor allem bei Bismarck, und ebenso auch bei bedeutenden Staatsgelehrten wie Bluntschli, Robert von Mohl, Schäffle immer wieder erschienen ist und nie verschwinden kann. Er ist bisher nur gescheitert an Schwierigkeiten der Ausführung, die aus einer unvollständigen Auffassung des Gedankens hervorgegangen sind. Die Erfahrungen des Weltkrieges und die durch sie erzeugten Lehren müssen und werden auch dafür neue Ausblicke und Wege eröffnen.

Als örtlicher Rahmen dieses Wahlrechts der Zukunft läßt sich nur der Kommunalverband denken, der die gleiche Aufgabe schon im alten England gehabt hat. Er hat bei uns im Weltkriege seine vielseitige Entwicklungsfähigkeit erwiesen. Die meisten Kommunalverbände haben freilich bureaukratisch gewirtschaftet. Aber manche haben hervorragende Männer des Erwerbslebens mit bestem Erfolge zur Mitwirkung herangezogen. Dieses Element muß systematisch ausgestaltet werden durch Beteiligung der Hauptberufe an der örtlichen Selbstverwaltung. Berufsorganisation und örtliche Selbstverwaltung müssen organisch miteinander verbunden werden: letztere muß aus ersterer hervorgehen und aus dieser Verbindung die Volksvertretung. Das kann z. B. folgendermaßen geschehen:

Es werden zwölf vertretungsberechtigte Berufsgruppen zu Berufsgemeinschaften korporativ gestaltet: 1. Landwirtschaft, 2. Gewerbe, 3. Handel, 4. Freie Berufe und öffentlicher Dienst. Jede dieser Berufsgruppen besteht aus drei Abteilungen; und zwar die Gruppen 1—3 aus den Abteilungen Unternehmer, Beamte, Handarbeiter, die vierte Gruppe aus den Untergruppen der Hochschulbildung, der Mittelschulbildung, der Volksschulbildung.

Die korporative Verfassung der zwölf Berufsgemeinschaften dient zunächst der Verwaltung ihrer eigenen Angelegenheiten. Außerdem dient sie aber auch der Vertretung in der örtlichen Selbstverwaltung, und zwar in einem Organ, welches etwa die Befugnisse der Stadtverordnetenversammlung auszuüben hat. Jeder Angehörige einer Berufsgemeinschaft hat das gleiche Wahlrecht innerhalb dieser Gemeinschaft. Ebenso hat jede Berufsgemeinschaft gleiche Vertretung in der örtlichen Selbstverwaltung und in der Volksvertretung.

Diese Organisation entspringt mit Notwendigkeit der organischen Staats- und Volksauffassung. Jede Berufsgruppe ist ein unentbehrliches Organ der Volksgemeinschaft. So lebensnotwendig die Hauptorgane des menschlichen Körpers für diesen sind, so lebensnotwendig sind die Vertretungen der Berufsgemeinschaften für die Volksgemeinschaft. So

widersinnig es wäre, Gehirn, Herz, Lunge, Magen, Arme oder Beine in ihren Lebensfunktionen und in ihrem Einfluß auf den ganzen Körper auszuschalten, so widersinnig ist das bei jenen Hauptorganen der Volksgemeinschaft. So gleichgültig es endlich für das Gedeihen des menschlichen Körpers ist, ob eins seiner Organe aus mehr oder weniger Zellen besteht, so gleichgültig ist das auch bei den Organen der Volksgemeinschaft. Die Zellen und die Einzelwesen wirken ja auf den ganzen Körper überhaupt nicht vereinzelt, sondern nur in ihrer besonderen Gruppierung, in derjenigen Organisation, wie die einzelnen Organe sie enthalten. Diese Organisation hat sich in allmählicher Entwicklung gebildet durch zahllose Vorgänge der natürlichen Auslese und Arbeitsteilung. In dieser Weise entwickelt sie sich auch weiter. Die darin enthaltene Weisheit kann unmöglich ersetzt werden durch ein Organisationsprinzip, welches jedes Einzelwesen ohne Rücksicht auf seine organische Zugehörigkeit in eine direkte Beziehung zum Gesamtkörper setzen will. Das wäre etwa dasselbe, als wenn man einer Lungenzelle zumuten wollte, die Funktionen einer Herzzelle oder einer Magenzelle auszuüben.

Die Volksvertretung darf künftig nicht mehr aus den Einzelwesen hervorgehen, sondern aus den örtlich organisierten Berufsgemeinschaften.

Volksangehörige, welche nicht ohne weiteres einer vertretungsberechtigten Berufsgruppe angehören (Rentner, Gelegenheitsarbeiter), können sich nach ihrer freien Wahl einer Berufsgemeinschaft anschließen. Ebenso die in einem Kommunalverbande etwa nur vereinzelt vorhandenen Angehörigen einer vertretungsberechtigten Berufsgruppe.

Grundlegend für diesen Plan, der natürlich auch anders ausgestaltet werden kann, ist vor allem die Tatsache, daß die Berufsgemeinschaften mit der örtlichen Selbstverwaltung lernen zusammenwirken. Es gibt kein wirksameres Erziehungsmittel gegen Ausschreitungen des Parteigeistes als die Gewöhnung, im engen Rahmen praktische Arbeit zu leisten.

Die Gewährung einer nicht entziehbaren Berufsorganisation und einer ebenfalls nicht entziehbaren einflußreichen Stellung in der örtlichen Selbstverwaltung ist gewiß wertvoll genug gegenüber dem Verzicht auf das für die Volksmasse schließlich selbst verderbliche Übergewicht der bloßen Zahl. Läßt sich ein solcher freiwilliger Verzicht nicht erreichen, so ist freilich eine starke Regierung nötig, damit das gleiche Wahlrecht eine Gestalt erlangt, welche die Dauer einer maßvollen Volksherrschaft verbürgt. Gelingt weder das eine noch das andere, so muß es der weiteren Erfahrung überlassen bleiben, diese neue gemischte Verfassung zu bilden, was dann nicht ohne die schwersten Kämpfe geschehen kann. Aber auch für diesen Fall wird es von Wert sein, wenn das Ziel wenigstens einem Teile des Volkes von Anfang an vor Augen steht."

Bücherbesprechungen.

Papst, Kurie und Weltkrieg. Historisch-kritische Studie von einem Deutschen. Berlin 1918, Sämann-Verlag.

Eine sehr zeitgemäße und wichtige Untersuchung, die „weder zur Verherrlichung noch zur Bekämpfung des Papsttums" geschrieben ist und nur „auf Grund der Tatsachen und Dokumente ein historisch objektives Bild von der Haltung des Vatikans im Weltkriege" geben will. Um den gebotenen Stoff „in reiner Sachlichkeit wirken zu lassen", nennt der Verfasser seinen Namen nicht; aus der Darstellung geht aber hervor, daß er ein aufrechter deutscher Mann ist und als solcher „die Dinge mit deutschen Augen" ansieht. Das gegenwärtige Oberhaupt der katholischen Kirche, Benedikt XV., hat zwar feierlich erklärt, daß er „vollkommene Unparteilichkeit" bewahren, beiden Teilen „möglichst viel Gutes erweisen" und „einen gerechten und dauerhaften Frieden" herbeiführen wolle, doch ist in Wahrheit

die beabsichtigte „vollkommene und unbedingte Unparteilichkeit" solchen „grundsätzlichen und tatsächlichen Hemmungen unterworfen", daß sie nicht zur Wirklichkeit werden konnte. Von den am Kriege beteiligten Katholiken stehen nur 64 Millionen auf seiten der Mittelmächte und fast doppelt so viele, nahezu 124 Millionen, auf seiten unserer Gegner, unter den 70 Kardinälen, den Helfern und Beratern des Papstes, sind gegenwärtig nur 6 Neutrale und 5 vierbundliche, darunter 4 Deutsche, und das deutsche Kaisertum ist die Vormacht des „ketzerischen" Protestantismus. Diesen Tatsachen gegenüber fällt wenig ins Gewicht, daß die deutschen Katholiken seit Kriegsbeginn 12 Millionen Peterspfennig gesammelt haben, mehr als die Katholiken aller anderen Länder zusammen. Soweit Deutschland in Betracht kommt, stehen die Bemühungen der päpstlichen Regierung, die Kriegsnot zu mildern oder abzukürzen, „im umgekehrten Verhältnis zu den tatsächlichen Erfolgen". Auf die Hauptfrage: was hat Deutschland vom Papste als Friedensvermittler zu erwarten? kann der vorsichtig urteilende und sich überall auf urkundlich festgestellte Tatsachen stützende Verfasser keine sehr hoffnungsvolle Antwort geben. „Diese (päpstliche) Richtung ist keine deutschfreundliche. Und deshalb ist es unverantwortlich, im deutschen Volke inmitten des Kampfes Hoffnungen zu erwecken auf eine Macht und Hilfe, die Deutschland gegenüber versagten, deren Amtsführung die eigenen Grundsätze internationaler Parität nicht zur Geltung bringen kann, deren caritative Bemühungen in einseitige Bevorzugungen ausarten, deren Friedensvorschläge, um mit dem Grafen Westarp zu reden, weder den deutschen Lebensinteressen, noch den deutschen Lebensnotwendigkeiten gerecht zu werden verstehen." Es bleibt nichts anderes übrig, als auf Gott, unsere gerechte Sache und die eigene Kraft zu vertrauen. Ludwig Wilser.

Hamann, „Die Klosterhexe von Marienfließ und der Untergang des pommerschen Herzoggeschlechts." Leipzig, Schleppegrell.

In Romanform wird ein dunkles Blatt der deutschen Landschaftsgeschichte wieder lebendig, die uns sonst allzu wenig bekannt ist.

Berger, Pascal David und die politische Entwicklung Elsaß-Lothringens 1882—1907. München 1910, Lehmann.

Eine furchtbare Anklage wider unsere Mißregierung in dem Reichslande, die jetzt sehr zeitgemäß ist.

Bertenkamp, Das Fürstentum Corvey unter dem Administrator Christoph Bernhard von Galen, Bischof von Münster 1661—1678. Hildesheim 1913, Lax.

Ein geschichtliches Bild aus der Zeit nach dem 30jährigen Kriege, das die Schwierigkeit des Wiederaufbaues unseres Vaterlandes in kleinen Ausschnitten darlegt.

Schott, Die Ausgewiesenen. Leipzig 1916, Schleppegrell.

Ein Roman in Bildern, der die Vergewaltigung unserer Volksgenossen in Rußland lebensvoll darstellt.

Hirt, Das Leben der anorganischen Welt. München 1914, Reinhardt.

Ein wissenschaftliches Buch, das neue Wege weist, über die noch zu reden sein wird. Vorläufig diese Anzeige.

Hirt, Ein neuer Weg zur Erforschung der Seele. München 1917, Reinhardt.

Geistreiche Gedanken, die aber zu Widerspruch auffordern.

Für die Schriftleitung verantwortlich: Dr. Schmidt-Gibichenfels in Friedenau bei Berlin, Kaiserallee 138.
Abgeschlossen am 26. 2. 18.
Druck von Dr. L. Nonnes Erben (Druckerei der Dorfzeitung) in Hildburghausen.

2.05 R.R.

März 1918 ✦ XVI. Jahrg. Nr. 12

Politisch-Anthropologische Monatsschrift

für praktische Politik, für politische Bildung und Erziehung auf biologischer Grundlage.

(Als „Politisch-Anthropologische Revue" begr. 1901 von Ludwig Woltmann.)

Herausgeber:
Dr. Schmidt-Gibichenfels.

Inhalt:

Seite

Vom Herausgeber: Der Wille zur Macht, eine eiserne Notwendigkeit für Preußen-Deutschland 569

Hugo Erdmann (München): Neue Städte auf biologischer Grundlage 582

Prof. Dr. G. A. O. Collischonn (Frankfurt a. M.): Der biologische Sinn des Krieges (Schluß) 590

Prof. Dr. Ludwig Schemann (Freiburg i. Br.): Ranke und die weltgeschichtliche Rolle der Germanen (Schluß) 603

Berichte und Notizen. — Besprechungen.

Politisch-Anthropologischer Verlag
Berlin-Steglitz, Kuhligkshof 5.

Ziel und Aufgabe der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift"

ist die folgerichtige Anwendung der kritisch gesichteten natürlichen Entwicklungslehre im weitesten Sinne des Wortes auf die politische, soziale, wirtschaftliche, leibliche und geistige Entwicklung der Völker, insbesondere unseres deutschen Volkes. Die Biologie, d. h. die Lehre von den allgemeinen Naturgesetzen des Lebens, und die Anthropologie, d. h. die naturwissenschaftliche Lehre vom Menschen und seinen Lebensbeziehungen, unterrichtet uns über seine angeborenen, ererbten und erworbenen Eigenschaften und Kräfte; und da wir in der politischen Verfassung einer Gesellschaft die unvermeidliche Bedingung sehen, unter welcher sich die natürlichen Fähigkeiten der menschlichen Gattung zur höchsten Blüte entfalten, so glauben wir mit dem Titel der „Politisch-Anthropologischen Monatsschrift" unsere wissenschaftlichen Absichten am klarsten ausdrücken zu können.

Erstens ist unser Ziel ein theoretisches, nämlich die Nicht-Fachgelehrten und die weiteren Kreise des wissenschaftlich interessierten Publikums über den Stand, die Fortschritte und die Tragweite der natürlichen Entwicklungslehre zu unterrichten: über die Ursachen und Gesetze der organischen Veränderung, Anpassung, Vererbung, Auslese, Vervollkommnung und Entartung, sowohl bei Pflanzen und Tieren, als besonders beim Menschen.

Zweitens ist unser Ziel ein historisches, nämlich die Geschichte des Menschengeschlechts vom Standpunkt der organischen Naturgeschichte zu erforschen, und zu diesem Zweck die biologischen und anthropologischen Grundlagen in der Entwicklung der wirtschaftlichen, politischen und sozialen Verhältnisse, wie auch der Moral, Philosophie, Kunst und Religion nachzuweisen.

Drittens ist unser Ziel ein praktisches, auf die Gegenwart gerichtetes, nämlich die besten und zweckmäßigsten Erhaltungs- und Entwicklungsbedingungen der menschlichen Gattung und Gesellschaft festzustellen und vom Standpunkt der gewonnenen Erkenntnisse aus die Fragen der sozialen und persönlichen Hygiene, der Rechts- und Staatsverfassung, der Sozialpolitik und Schulreform, sowie die Triebkräfte und Ziele der nationalen Parteikämpfe der Gegenwart in bezug auf ihre kriegerischen, wirtschaftlichen, staatlichen und geistigen Ergebnisse zu beleuchten. Diesem praktischen Teile unseres Programms soll vorzugsweise unsere Aufmerksamkeit gewidmet sein.

Wir werden in erster Linie Aufsätze und Abhandlungen bringen. Dann aber hoffen wir, den besonderen Beifall der Leser durch die kritischen Berichte zu gewinnen, die wir abwechselnd aus den Gebieten der Biologie, Anthropologie, Medizin, Psychologie, Pädagogik, Rechtswissenschaft, Politik usw. bringen werden.

Im Kampf um die geistige Weltanschauung und um die politische Macht von großen naturgeschichtlichen Gesichtspunkten aus theoretisch, historisch und praktisch zu orientieren, ist, kurz ausgedrückt, das wissenschaftliche Ziel unseres Unternehmens. Indem wir die Behandlung der Naturgeschichte des gesellschaftlichen und geistigen Lebens in den Vordergrund des Interesses rücken, glauben wir eine wirklich moderne Zeitschrift zu schaffen, die nach dem Urteil aller Einsichtigen im Hinblick auf die naturwissenschaftliche und politische Aufklärung unseres Zeitalters ein dringendes Bedürfnis geworden ist. Was aber unsere Stellung zu den politischen und philosophischen Strömungen der Gegenwart betrifft, so können wir uns weder in den Dienst irgendeiner philosophischen Lehre noch politischen Partei stellen. Es sollen jedoch alle Richtungen des Forschens und Handelns in unserer Zeitschrift Widerhall und ein Mittel der Verbreitung finden, vorausgesetzt, daß sie mit den allgemeinen wissenschaftlichen Zielen derselben in Einklang stehen. Wir selbst haben uns in dieser Beziehung nur die Aufgabe gestellt: Förderung der objektiven Erkenntnis politisch-anthropologischer Wahrheiten und rückhaltlose Verbreitung derselben zum Fortschritte wahrer, echter Kultur.

Im Widerspruch mit dem Zeitgeist

d. h. mit dem oberflächlichen Geist der Gedankenlosen, wirkt der „Hammer". Er ist kein Organ für jedermann, sondern nur für Erlesene und selbständige Charaktere. Seit 12 Jahren zeichnet er die Bahn vor, die

eine vernünftige deutsche Politik

zu gehen hat; er redet eine offene Sprache über alle Mängel unserer Zeit — ohne Schonung nach oben und unten — und stößt dabei begreiflicherweise auf den Widerstand aller Tagesmächte. — Aber obwohl man den „Hammer" **totzuschweigen** versucht, ringt er sich doch machtvoll empor.

Alle ernsten Geister scharen sich um ihn und sein Leserkreis gewinnt beständig an Ausbreitung. Der „Hammer" ist vor allem eins der wenigen Blätter, die den Kampf **gegen den zersetzenden Fremdgeist** auf parteiloser, aber rassenbewußter Grundlage aufgenommen haben. Er ist neben der Politisch-Anthropologischen Monatsschrift der unerschrockenste Kämpfer gegen die volksverderblichen Geistesmächte, die durch Mißbrauch der Kapitalsgewalt und durch Förderung der Lüge und Korruption an der Kultur und Freiheit der Völker freveln. Man verlange Probenummern, die unentgeltlich gesandt werden vom Hammer-Verlage (Th. Fritsch), Leipzig, Königstraße 27.

Der Krieg als Kulturfaktor, als Schöpfer und Erhalter der Staaten.

Von Dr. Schmidt-Gibichenfels.

Zweite Auflage. **Preis 50 Pfg.** **11.—15. Tausend.**

Diese Abhandlung ist im November und Dezember 1912 zuerst in der Politisch-Anthropologischen Monatsschrift erschienen und sollte im Anschluß an die eben beendigten Balkankriege ein Warnruf und eine Mahnung an das deutsche Volk sein, sich rechtzeitig über die kulturgeschichtliche Stellung des Krieges im allgemeinen und eines Deutschland bevorstehenden Weltkrieges im besonderen klar zu werden. Besonders interessant sind auch die Erörterungen, wie sich ein heldisches Volk die wirtschaftlichen Kriegsmittel (Geld, Lebensmittel usw.) sichern muß, um von den Händlervölkern nicht abgeschnürt zu werden, wie wir es ja jetzt bei uns deutlich merken. Die Ratschläge, die Dr. Schmidt-Gibichenfels auf Seite 29—31 seiner Schrift schon im Jahre 1912 gab, sind leider in bezug auf die Lebensmittel nicht beachtet worden und werden erst jetzt allmählich durch die Lebensmittel-Diktatur (nicht immer richtig) zur Tatsache.

In der Zeit internationaler Friedenskongresse und allgemeiner Weltverbrüderung schienen diese Gedanken über den Krieg jede Daseinsberechtigung verloren zu haben.

Nun ist der Weltkrieg da und hat auf viele Fragen und Behauptungen die unwiderrufliche Antwort gegeben. Wenn wir jetzt diesen Aufsatz der Beachtung weiterer Leser empfehlen, so werden sie ja selbst nach den bisherigen kriegerischen, wirtschaftlichen und politischen Ergebnissen dieses Krieges sehen, ob die im Jahre 1912 von Dr. Schmidt-Gibichenfels kundgegebenen Ansichten, Warnungen und Voraussagen über den Krieg richtig waren oder nicht.

Diese Schrift muß jeder deutsche Mann in seiner Bücherei haben und **sie sollte jedem kämpfenden Soldaten als geistige eiserne Ration ins Feld geschickt werden.**

Prof. Dr. F. bestellte 200 Stück. Die Deutschnationale Buchhandlung in Hamburg 100 Stück, einzelne Leute 5—10 Stück zur Versendung ins Feld. Vereine und Verbände erhalten bei größeren Bestellungen Vorzugspreis.

Verlag Kraft und Schönheit, Berlin-Steglitz, Kuhligkshof 5.

Germanen-Zukunft

ist der Siegpreis, um den unsere Brüder im Felde letzten Endes kämpfen! Soll germanisch-deutscher Geist die Führung übernehmen auf der Erde oder soll mit seiner Vergewaltigung und Unterdrückung der Höherentwicklung der Menschheit ein unabänderliches Ende bereitet werden? — **Diese** Frage gilts in diesem beispiellosen gewaltigen Ringen gegen eine Welt von Feinden!

Der Sieg über die von händlerischem Brotneid und kaltem Eigennutz, von blindem Haß und von maßloser Herrschsucht erfüllten äußeren Feinde **wird** unser sein! Dafür bürgen unser herrliches Heer und unsere kampfesmutige Flotte; dafür bürgt der in dieser vollendetsten Organisation völkischer Kraft lebendige Geist!

Der Sieg aber muß ein für alle Zukunft entscheidender, **endgültiger** sein! Und er **wird** es sein, wenn aus diesem gegenwärtigen Kampfe die tatfreudige Erkenntnis erwächst, daß gleichzeitig auch der **innere** Auf- und Ausbau unseres deutschen Volkes und Volkstums nach reindeutschen Grundsätzen, die restlose Ausschaltung **alles** Fremdvölkischen, die dauernde Gesundung aller geistig-sittlichen Kräfte unserer germanisch-deutschen Volksgemeinschaft angestrebt und erreicht werden müssen.

Deutschgeborene Männer — und nur solche können die innere Notwendigkeit dieses hohen Zieles fühlen und voll erfassen —, die sich einer in diesem Sinne rastlos tätigen germanischen Loge anschließen wollen, werden gebeten, sich beim **Politisch-Anthropologischen Verlag** zu **Berlin-Steglitz** schriftlich zu melden. Nähere Mitteilungen gehen ihnen dann alsbald zu.

In dieser ernsten Zeit kommt das **Harmonium-Spiel** ganz besonders zur Geltung. Es ist in der häuslichen Musik **Tröster und Erbauer zugleich.**

HARMONIUM
die Königin der Hausinstrumente
HARMONIUM
sollte in jedem Hause zu finden sein.
HARMONIUM
mit edlem Orgelton v. 66—2400 M.
HARMONIUM
auch v. Jederm. ohne Notenk. 4st. spielbar.
Prachtkatalog **umsonst.**

Alois Maier, Hofl., **Fulda.**

Schriften von Dr. Franz Haiser

Der aristokratische Imperativ
Preis 1,50 M.

Die Überzeugungskraft des Beweises
Preis 4,50 M.

Die Krisis des Intellektualismus
Preis 1,— M.

Durch jede Buchhandlung oder vom

Politisch-Anthropol. Verlag
Berlin-Steglitz.

Die demokratische Lüge und der Krieg.

Von **Dr. Schmidt-Gibichenfels.**

Preis 50 Pfg.

„Zu den besten und hoffentlich bleibenden Errungenschaften des Weltkrieges gehört die restlose Entlarvung der verhängnisvolleren aller Lügen, mit denen die Völker jemals betrogen sind."

Politisch-Anthropologischer Verlag, Berlin-Steglitz.

Zur rassischen Erneuerung!

Unter dem Namen „Deutsche Erneuerungs-Gemeinde" hat sich eine Vereinigung zur Wahrung unserer völkischen und rassischen Kräfte gebildet. Die Mitglieder der Gemeinde erkennen in der modernen großstädtischen und handelsindustriellen Entwicklung eine Gefahr für den Bestand der deutschen Art. Sie gewahren, wie durch eine aufreibende und dem deutschen Naturell nicht angepaßte Lebensweise unsere Rasse dem leiblichen und sittlichen Verfall entgegen geht; sie erblicken ferner eine soziale und wirtschaftliche Gefahr in der fortschreitenden Entvölkerung des flachen Landes und der Überfüllung der Städte, sowie in der damit verknüpften Herausbildung eines Massen-Proletariats. Eine Lösung sucht die Gemeinde darin, daß sie den Familien und Personen, die die Schädlichkeit des städtischen Lebens erkannt haben, Gelegenheit geben will, sich auf dem Lande anzusiedeln und sich ganz oder teilweise dem Land- und Gartenbau zuzuwenden — unter Hinzunahme einer auf Natürlichkeit und Einfachheit gerichteten Lebensführung und Jugend-Erziehung. Die Gemeinde hat in der Ostpriegnitz eine Siedelung ins Leben gerufen, in der sich bereits eine Anzahl ihrer Mitglieder niedergelassen haben. Näheres über die Bedingungen der Beteiligung erfährt man durch die **Geschäftsstelle der Siedelungsgesellschaft Heimland** in **Leipzig,** Königstraße 27.

Der

Alldeutsche Verband

ist eine Zusammenfassung aller

Deutschgesinnten der entschiedeneren Tonart,

die unabhängig von den politischen Parteien und Fraktionen, alles bekämpfen, was im und am deutschen Volke undeutsch ist und die allen denen, die im Auslande oder Inland um ihres Deutschtumes willen bedrängt werden, hilfreiche Hand bieten. Der Alldeutsche Verband will im Inneren

Das Gewissen des deutschen Volkes

sein, und nach außen erstrebt er

Die Gemeinschaft aller deutschen Stämme

der hochdeutschen und der niederdeutschen.

Jedes Mitglied erhält wöchentlich die

Alldeutschen Blätter,

eine angesehene Wochenschrift, die jedem Deutschgesinnten eine reiche Quelle der Anregung bieten, und jährlich das wertvolle Handbuch des Verbandes.

Jährlicher Mitgliedsbeitrag Mark 5,—.

Anmeldungen erbeten an die

Geschäftsstelle des „Alldeutschen Verbandes", Berlin, Am Karlsbad 28, I.

Druckerei der Vorzeitung in Hildburghausen.

UNIVERSITY OF ILLINOIS-URBANA
3 0112 118457776